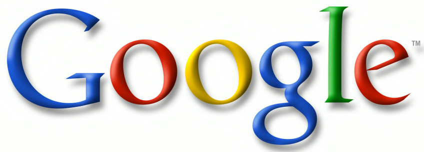
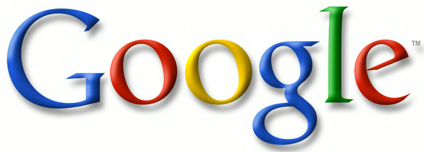







DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.
(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Fünfter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1844.

Karl Friedrich Becker's
Geschichte des Mittelalters.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Max Wolfgang Duncker.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.



Inhalt des fünften Bandes.

Mittlere Geschichte. Dritter Zeitraum.

Vom ersten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096—1273).

Inhalt.

Mittlere Geschichte. Vierter Zeitraum,

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America (1273 — 1492).

(Der Schluß dieses Zeitraums im sechsten Bande.)

Mittlere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Vom ersten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096—1273).

1. Einleitung.

Nachdem Papst Gregor VII. die Kirchenverfassung reformirt hat und mit dem Deutschen Reiche ein Vergleich über die gegenseitigen Rechte geschlossen worden ist, sehen wir in dem nun folgenden Zeitraum den Kampf zwischen Kaiserthum und Hierarchie dennoch aufs Neue entbrennen. Staat und Kirche stellen ihre herrlichsten und gewaltigsten Häupter einander gegenüber: es gilt nicht mehr dies oder jenes einzelne Privilegium; es gilt die Hoheit über die Germanische Welt. Aus der Reihe der Nachfolger Petri, dessen Stuhl jetzt nicht mehr durch Adelsparteien der Stadt oder durch den König der Deutschen besetzt wird, erheben sich die großen Gestalten Alexander's III., Innocenz' III. und Gregor's IX., welche das tiefste Bewußtseyn von der allgemeinen Herrschaft des Christenthums durch die von ihnen vertretene Kirche lebendig im Busen tragen. Auch das Kaiserthum gießt die ganze schöpferische Macht seiner Idee in den Geist Friedrich's I. und Friedrich's II. Die alte Herrlichkeit der Römischen Imperatoren, welche sie ihre Vorfahren im Reich nennen, wollen sie ihrem Thron wieder gewinnen; und wenn der erste dieses hohe Ziel in der ritterlichen Weise seiner Zeit mit Schwert und Lanze zu erreichen suchte, so verlegte schon der andere den Kampf zugleich auf ein höheres, geistiges Terrain und deutete damit hinaus in die Zukunft, von welcher Seite her dem Papstthum dereinst der Untergang nahen werde. Die Hohenstaufen ermatteten in dem langen Ringen und unterlagen endlich todesmüde den Gegnern, der Glanz der Kaiserkrone sinkt mit dem zweiten Friedrich ins Grab; aber sterbend ziehen sie die Tiara in den Abgrund und ein halbes Jahrhundert nach ihrem Sturze gibt es auch keinen Papst mehr in früherer Weise.

Während dieses harten Streites der beiden höchsten Gewalten der damaligen Welt tritt die Christenheit dennoch gesammelt und einig nach Außen hin auf. Die Häupter der Kirche lenken und unterhalten den Angriff des Abendlandes auf die Mohammedanische Welt, welcher die Macht der religiösen Vorstellungen über die Germanischen Völker in der höchsten Weise bekundet. Die gewonnenen Länder wurden nicht behauptet, wol aber eroberten die Europäer die Kenntniß der morgenländischen Reiche, ihrer Bildung, ihres Lebens, ihrer eigenthümlichen Kunstfertigkeit. Die schönsten Gestaltungen des Mittelalters kommen in Mitten oder in Folge dieses Kampfes zur Reife. Die seit dem Untergang des Karolingischen Staates getrennten Nationen des Occidents treten durch die Kreuzzüge wieder in nähere Berührung und erkennen die Uebereinstimmung der in den einzelnen Ländern entwickelten Formen des Lehnswesens und der Hierarchie. Die freie und starke Germanische Individualität treibt ihre höchste Blüthe in dem Ritterstand, der sich hier aus allen Reichen zusammenfindet, seine Richtung auf das Christliche und Kirchliche erhält und auf eigene Hand, ohne Unterschied der Volksthümlichkeit, in Jerusalem, Cypern und Griechenland seinem Leben und Treiben angemessene Staaten stiftet. Die höhere Bildung, welche der Ritter aus dem Oriente zurückbrachte, erzeugte im Schooße des adeligen Lebens bei allen Völkern Westeuropa's eine Poesie des innigen Gefühls und der starken Empfindung, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gekannt hatte, und die mannichfaltiger gewordenen Bedürfnisse, an deren Herbeischaffung und Befriedigung jetzt ganze Klassen und Stände arbeiten mußten, rief jene lebendige Entwickelung und jene reiche Kraft des städtischen Lebens hervor, an dessen Ursprung wir im vorigen Zeitraume vorübergingen. So erhob sich gleichförmig durch die Staaten ein demokratisches Element zu dem monarchischen und aristokratischen, welche bisher allein geherrscht hatten. In die Städte hat sich die alte freie Gemeinde zusammengedrängt und lebt hier wieder auf, durch sie ist den Fürsten ein Mittel gegeben, den Trotz der Lehnsleute zu brechen. Landbesitz ist nun nicht mehr die einzige Quelle und Grundlage des Lebens, es gibt noch einen anderen Unterhalt, ein schneller erreichbares, flüssiges Besitzthum, das Geld welches dem scharfblickenden Verstand, der fertigen und kunstreichen Hand bei eifriger Arbeit bald zufließt. Der Adel kann mit dieser Leichtigkeit des Erwerbs nicht Schritt halten und seine ärmeren Mitglieder suchen die Schärfe des Schwerts und die Spitze der Lanze

hervor, mühelosen Gewinn und mangelnde Bedürfnisse durch Raub und Plünderung der Bürger zu finden.

Auch die Kirche empfing von den Kreuzzügen die bedeutsamsten Rückwirkungen. Die geistige Erregung der Zeit führte zu mannichfachen Verbesserungen und strengeren Anforderungen in den Kreisen des Mönchthums, zugleich aber äußerte sich die selbständiger gewordene Reflexion und ein tieferes obwohl oft unrichtiges Gefühl durch Opposition gegen die Verfassung und Lehre der Kirche, und machte sich in verschiedenen Ketzereien Luft. Einen sicherern Gang und eine strengere Durchbildung erhielt die Richtung des Verstandes, welche sich mit der Betrachtung und dem formalen Beweisen der christlichen Dogmen beschäftigte. In den Klöstern entstanden, erhielt sie bald Ausbreitung und größere Wirksamkeit durch die aufkeimenden hohen Schulen. Andere wissenschaftliche Bestrebungen wandten sich zurück auf die Erforschung des alten Römischen Rechts. Engeres Zusammenwohnen der Menschen, verwickeltere Verhältnisse des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft machten das Bedürfniß einer reicher ausgebildeten Gesetzgebung als der bisherigen, besonders den Bürgern, die einander nicht ausweichen konnten, dringend fühlbar. Aber während die Italienischen Städte diesem Mangel durch Aufnahme Römischer Vorschriften und Bestimmungen in ihre Statute abzuhelfen suchten, bemühten sich andere, vor allen die Deutschen, ihre eigenen Gewohnheiten zu diesem Endzweck selbständig weiter zu gestalten. So wurden Eigenthum und Verträge unter feste Normen gestellt und nach niedergeschriebenen Regeln beurtheilt; es entstanden neue, auf die Reflexion des Verstandes und gleichmäßige Abwägung gegründete Formen des Lebens, welche im Laufe der Jahrhunderte allmählig auch über die anderen Stände und Kreise des Staats ausgedehnt wurden. Die Empfindung aber, welche vorzugsweise der Boden der Feudalität gewesen war, hatte bei den Bürgern in den Schooß der Familien und in das Innere der Corporationen der Kaufleute und Handwerker zurückweichen müssen.

Werfen wir noch einen Blick auf die einzelnen Reiche des Abendlandes. Während die Hohenstaufischen Kaiser um ihre allgemeine Stellung, um Ideales in Italien kämpften, ging der Moment zur Gestaltung Deutschland's zu einem besonderen Staate verloren. Friedrich II. dachte nur darauf, diesseits der Berge nicht gehindert zu werden, und opferte deshalb ein Stück der Hoheitsrechte und der Reichsgüter nach dem anderen auf. So bildete sich denn hier eine Reihe größerer oder

kleinerer Fürstenthümer, deren Emporkommen zum Theil an frühere Stammthümlichkeiten, zum Theil an die Thätigkeit und das Glück ausgezeichneter Männer geknüpft ist. In ihrem Verhältniß zu den folgenden Herrschern erscheinen sie ziemlich selbständig. Noch schlimmer geht es in Italien, wo nach der Entfernung der zusammenhaltenden Vormacht der Deutschen alles in kleine und völlig frei für sich dastehende Punkte auseinandergeht. Dennoch aber gewinnt das Deutsche Leben nach Außen hin eine große Verbreitung in diesem Zeitraum. Die Richtung auf Bekämpfung und Bekehrung der Heiden, welche sich in den Kreuzzügen am größten und erhabensten offenbarte, wurde auch auf die Grenzvölker Deutschland's übertragen. Deutsche Sitte und Art machte sich von Ungern bis zum Finnischen Meerbusen geltend; wie einst in der Völkerwanderung nach Westen, so dringen jetzt die Germanen nach Osten vor, und die Grundsteine zu Reichen wurden gelegt, welche den merkwürdigsten Einfluß auf den späteren Lauf der Weltgeschichte geäußert haben. Einen ganz entgegengesetzten Weg der politischen Entwickelung als Deutschland, schlug Frankreich ein. Hier erhob sich bei der Erblichkeit der Lehen auch der erbliche Fürstenthron, mit ihm die Einheit und Kraft des Staates. Die Verschiedenheiten der Provinzen des Nordens und Südens wurden ausgelöscht, und die Macht der großen Vasallen ist schon in den wesentlichen Punkten gebrochen. In England hatten durch die Einrichtungen Wilhelm's bei der Normannischen Eroberung, die Provinzen und einzelnen Lehnsträger niemals eine Bedeutung erlangt, wol aber treten in diesen Zeiten die Barone gemeinsam, als Stand, gegen die Willkür ihrer Könige auf. Die gegenseitigen Rechte und Pflichten werden durch förmliche Gesetze bestimmt, mit welchen die weitere Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Staate auf das engste verknüpft ist.

---

2. Veranlassung zu den Kreuzzügen.

Wallfahrten nach dem gelobten Lande waren bei den außerhalb desselben lebenden Christen schon sehr früh Sitte. Besonders häufig aber wurden sie seit den Zeiten Constantin's des Großen, welcher das angebliche Grab des Erlösers mit einem schönen Gewölbe hatte überbauen, und daneben eine Kirche mit aller kaiserlichen Pracht aufführen lassen.

Seine Mutter, die heilige Helena, begab sich noch im hohen Alter zu den heiligen Stätten, und gründete dort noch einige Kirchen. Seitdem sah man Pilger in Menge, aus der Nähe, wie aus weiter Ferne, bald einzeln, bald in Schaaren, nach Palästina wandern, unter ihnen oft vornehme Herren, geistlichen und weltlichen Standes. Wurde die Menge dazu durch die Meinung getrieben, daß ein Gebet in der Kirche des heiligen Grabes verrichtet, von allen Sünden reinige und die Pforten des Himmels öffne; so gab es dagegen auch viele Gemüther, die ein höherer, echt frommer Sinn dorthin zog. Wahre innige Liebe zu dem Erlöser mußte in edlen Herzen das Verlangen entzünden, die heilige Erde zu betreten, auf der sein göttlicher Fuß einst wandelte, und brünstige Verehrung in heißen Thränen auf dem Kreuzeshügel auszuschütten, auf dem er einst sein Blut für die Menschheit vergossen hatte. Die Araber, seit dem siebenten Jahrhundert die Beherrscher dieser Länder, störten solche Andachtsübungen nicht, ließen den Patriarchen und die christliche Gemeinde zu Jerusalem ungekränkt, und fanden bei den häufigen Besuchen fremder Pilger sogar ihren Vortheil. Karl der Große schloß überdies ein Freundschaftsbündniß mit Harun al Raschid, und ersuchte ihn, die christlichen Wallfahrer auf alle Weise zu schützen. Auch lockten religiöse Bedürfnisse und Wünsche nicht allein nach dem Morgenlande; viele Reisen dorthin wurden des Handels wegen unternommen, vorzüglich von den Seestädten des Mittelländischen Meeres aus (Th. IV. S. 256), und der begonnene Verkehr lehrte die Abendländer bald die köstlichen Waaren des Orients schätzen. Als das heilige Land der Herrschaft der Aegyptischen Chalifen unterworfen wurde, hatten die Pilger schon mit mannichfachen Bedrückungen zu kämpfen, und doch wurden die Wallfahrten im elften Jahrhundert immer zahlreicher. So traten unter Andern 1065 der Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht mit einem Gefolge von sieben Tausend eine Pilgerreise nach Jerusalem an, die besonders berühmt geworden ist. Sie bestanden viele Gefahren, und nur zwei Tausend dieser frommen Männer sahen ihr Vaterland wieder.

Indeß war die Zeit gekommen, wo diese Drangsale sich häuften, denn als die Seldschucken, wie schon oben erzählt ist, Syrien erobert hatten, fiel die Gewalt in jenen Gegenden an rohe Schwärme. Seitdem Orthok, der Führer einer Türkischen Horde, von Tutusch, Malek Schah's Bruder, Jerusalem erhalten hatte, erschollen laute Weh-

klagen: Barbaren hätten die Heiligthümer inne, mißhandelten die Christen, beschimpften die geweihten Oerter, und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Diese Kunde ging vielen frommen Männern im Abendlande zu Herzen, und weckte den Wunsch, in Heeresmasse dorthin zu wallfahrten, und das heilige Land, die theuerste Reliquie Christi und der Apostel, den Ungläubigen mit dem Schwerte in der Hand zu entreißen. Schon einige Zeit vorher war Gregor VII. von dem Griechischen Kaiser um Hülfe gegen die Selbschucken angegangen worden, und da er hoffte bei dieser Gelegenheit die abgefallene Griechische Kirche mit der Römischen vereinigen zu können, so wollte er die Schwäche des Byzantinischen Hofes und die Stimmung der abendländischen Völker benutzen, und forderte die Könige von Frankreich und Deutschland zu einem Feldzuge gegen die Saracenen auf, dem er in Person beiwohnen wollte. Aber sein Kampf mit Heinrich, der bald darauf zum Ausbruch kam, ließ ihm keine Zeit mehr, an diesen Plan zu denken, und sein Tod vereitelte dessen Ausführung völlig.

Da erschien ein sonderbarer Mann, Peter genannt, aus der Stadt Amiens, der ehedem in frommem Drange die Welt verlassen, das Einsiedlerleben gewählt, und dann auch eine Wallfahrt nach Palästina unternommen hatte (1093); ihn entflammte das Schicksal der dortigen Christen zu einer glühenden Begeisterung, den Heiland zu rächen; er fühlte sich stark genug, das große Werk allein zu unternehmen. Er kam nach Rom, überreichte dem Papste Urban II. (1088—1099), Gregor's zweitem Nachfolger, Bittschriften von dem bedrängten Patriarchen von Jerusalem, und machte ihm ein rührendes Gemälde von der Lage der Christen und dem Schicksale der Pilger in Palästina; Christus, erzählte er, sey ihm im Traume erschienen, und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten. Urban, obschon damals selbst vor den Anhängern des sich noch immer behauptenden Gegenpapstes Clemens in Rom nicht sicher, faßte doch den gewaltigen Plan, die abendländische Christenheit in Bewegung zu setzen gegen das Morgenland. Peter ward von ihm durch Italien und Frankreich gesandt, den an ihn ergangenen Ruf des Heilandes von Stadt zu Stadt zu verkündigen, und so die Gemüther auf das vorzubereiten, was Urban selbst zu vollenden entschlossen war. Der Ruf von dem heiligen Pilgersmanne zog ihm weit voran, und überall, wo er erschien, ward er als ein Bote Gottes betrachtet. Sein Aeußeres verstärkte den Eindruck, den seine Predigten machten. Abgezehrt

von Hunger und Durst und langen Beschwerden, barfuß und mit entblößtem Scheitel, in Lumpen gekleidet, einen Strick um die Lenden und in der Hand ein Crucifix, zog er auf einem Esel sitzend einher. Doch der Strom seiner Rede und der Feuerblick seiner tiefliegenden Augen drangen in die Herzen aller Hörenden; sein Eifer für die Religion und sein strenges Leben flößten Bewunderung und Ehrfurcht ein. Er predigte in Kirchen, an Kreuzwegen und auf der Heerstraße, und seine siegende Beredsamkeit regte alle Gemüther auf. In den heiligen Krieg zu ziehen, suchten Greise noch die längst verrosteten Waffen hervor, und Kinder übten sich, die Lanze zu tragen.

Papst Urban sah mit Wohlgefallen diese schwärmerische Bewegung. Er schrieb ein Concilium nach Piacenza (im März 1095) aus, und es versammelte sich dazu eine solche Menge von Geistlichen und Laien, daß die Sitzungen unter freiem Himmel gehalten werden mußten. Die feurige Rede, in der er hier die große Angelegenheit der ganzen Christenheit zur Sprache brachte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Gesandte des Griechischen Kaisers Alexius (Th. IV. S. 190.) traten auf, sie baten um Hülfe gegen die sich immer weiter ausbreitende Macht der Türken, und Viele legten schon hier das Gelübde ab, hinzuziehen und gegen die Ungläubigen zu kämpfen.

Hierauf wandte sich der Papst nach Frankreich. Auch hier berief er für die Sache Gottes eine Versammlung nach Clermont in Auvergne auf den November 1095, auf der sein eifriger Apostel Peter ebenfalls erschien. Eine weite Ebene war mit Bischöfen, Fürsten, Rittern und Herren und mit den Schaaren des Volkes bedeckt, und als der Papst seiner Beredsamkeit den Lauf ließ, und ihnen das unsterbliche Verdienst und den ewigen Lohn im Himmel, Vergebung der Sünden und Gnade bei Gott, mit Flammenworten ans Gewissen legte, da blieb kein Auge trocken und keine Wange kalt; aus tausend Kehlen erscholl der Ruf: Gott will es! Gott will es! Als der Papst seine Rede geendet hatte, kniete zuerst der Bischof Ademar von Puy vor ihm nieder, und bat ihn um Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen. Als er sie erhalten, folgte seinem Beispiel der Bischof Wilhelm von Orange, und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Sie alle hefteten nach alter Pilgersitte und zum Zeichen des gemeinsamen Unternehmens ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Auch erschienen Gesandte des mächtigen Grafen Raimund von Toulouse, und berichteten, wie ihr Herr bereits eine beträchtliche

Anzahl Ritter zum heiligen Kriege versammelt habe, worauf noch Mehrere das Kreuz annahmen. Den Antrag, daß er sich selbst an die Spitze des Heeres stellen möge, lehnte Urban ab, und ernannte den wegen seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geachteten Bischof Ademar zu seinem Stellvertreter und Legaten als geistliches Oberhaupt des Heeres.

Nach der Kirchenversammlung reis'te der Papst persönlich in Frankreich herum, und ermunterte zur Pilgerschaft mit großem Erfolge. Eben so verbreiteten die Geistlichen und Laien, welche zu Clermont das Kreuz empfangen, die Begeisterung, welche sie dort ergriffen hatte, in ihrer Heimath. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die Gottes Willen unwidersprechlich darlegten. Ein feuriger Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutroth. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter fechtend, und den mit dem Kreuze geschmückten siegend gesehen haben; ja es ging die Sage, Karl der Große sey von den Todten auferstanden, und werde die heiligen Streiter selbst anführen. Eine damals ausbrechende Seuche, das heilige Feuer genannt, wurde schon als göttliche Strafe der Zögerung ausgelegt.

Die große und allgemeine Bewegung, welche jetzt in Europa begann, hat gegen zwei Jahrhunderte gedauert; aus Deutschland und Frankreich, aus England, Italien und dem kalten Norden zogen Kriegsheere auf Kriegsheere nach Asien, man rechnet gegen sieben Millionen Menschen. Allen Kreuzfahrern (denn dies wurde der Name der heiligen Krieger) war völliger Ablaß der Sünden verheißen, und denen, die Geld und Gut zurückließen, versprach die Kirche, es in treue Verwahrung zu nehmen, und es den Wiederkehrenden unbeschädigt zurückzugeben. Alle Zinsen sollten aufgehoben seyn, während der Schuldner im heiligen Lande wäre, und für die Hinterbliebenen sollte väterlich gesorgt werden. Diese Versprechungen der Geistlichkeit ermunterten und beruhigten Viele, und wen die Hoffnung des himmlischen Lohnes nicht begeisterte, den bewog das Verlangen, beengenden Verhältnissen jeder Art zu entrinnen, und die Aussicht, in Griechenland und Asien reiche Beute sammeln zu können. Die zinspflichtigen, hörigen oder leibeigenen Bauern, deren Lage äußerst hart und gedrückt war, ließen Pflug und Egge liegen, um sich, das Kreuz auf der Schulter, doch auch einmal der Freiheit bewußt zu werden. Viele zogen aus mit Weib und Kind und sämmtlichem Hausgeräth.

8. Der erste Kreuzzug.

(1096—1099.)

Außer den Spaniern, die im Innern ihres Landes dieselben Feinde zu bekämpfen hatten, welche die Kreuzfahrer im Orient aufsuchten, zeigte anfangs kein Volk des Abendlandes bei dem allgemeinen Aufbrausen so wenig Theilnahme als die Deutschen. Denn noch immer dauerte der heftige Streit zwischen Kaiser und Papst, und gab der Nation Beschäftigung und Noth genug in der Heimath. Auch spotteten die besonneneren und kälteren Deutschen der Pilgerschaaren, die von jenseits des Rheines aus Frankreich und Lothringen durch ihr Land zogen, als Betrogener, welche der täuschenden Hoffnung eines fernen Gewinnes wegen das Vaterland verließen. Erst als die Massen sich immer mehr häuften, und die geordneten Heere durch das Land kamen, ließen sich auch viele Deutsche bewegen, das Kreuz zu nehmen.

Kein allgemeiner Oberanführer trat an die Spitze der sich in den verschiedenen Ländern rüstenden Schaaren. Jeder Herzog oder Graf, der das Kreuz genommen, und durch Reichthum und Ansehen ein Heer zu führen im Stande war, sammelte für sich die Kreuzbrüder, die unter seinem Panier streiten wollten. Unter ihnen ragte besonders hervor Gottfried von Bouillon, der Schwestersohn Gozelo's des Buckligen, Herzogs von Niederlothringen, dessen Güter er ererbt, und dessen Herzogthum er gleichfalls späterhin vom Kaiser Heinrich IV. erhalten hatte. Wie er sich im Kampfe für diesen hervorgethan, ist oben (Th. IV. S. 293.) erzählt. So berühmt er seiner Tapferkeit wegen war, so beliebt war er wegen seiner Rechtschaffenheit, Leutseligkeit und Frömmigkeit. Mit ihm nahmen seine Brüder, Eustach und Balduin, das Kreuz. Die übrigen Fürsten waren: der oben schon genannte Graf Raimund IV. von Toulouse, ein alter Krieger, der sein Vaterland für immer aufgab, um seine letzten Tage einzig dem Dienste des heiligen Grabes zu widmen; Herzog Robert von der Normandie (der Sohn Wilhelm's des Eroberers, und Bruder des damaligen Königs von England, Wilhelm's des Rothen), welcher, der beständigen Empörungen und der Widerspenstigkeit seiner Barone müde, an der Spitze vieler Pilger ins heilige Land zog; Graf Robert von Flandern, ein tapferer Kriegsmann, dem sein großer Reichthum erlaubte, unvermögende Kreuzfahrer zu unterstützen; Hugo, Graf von Vermandois, Bruder des Königs Philipp

von Frankreich; Stephan, Graf von Blois; und endlich nahmen auch Boemund, Fürst zu Tarent, seinem Vater Robert Guiscard an Tapferkeit, Kriegsgeschick und Verschlagenheit ähnlich, und sein Vetter Tancred, ein kühner, trefflich gesinnter Ritter, an dem Zuge Theil. Manche dieser Herren, z. B. Raimund, Gottfried, Balduin und Tancred, weihten ihr Leben diesem heiligen Kriege, und hofften, dort in dem eroberten Lande neue Reiche zu gründen. Gottfried und mehrere Andere verkauften oder verpfändeten daher einen Theil ihrer Besitzungen im Abendlande. Dasselbe thaten viele Ritter und Gemeine.

Weislich faßte man den Beschluß, daß nicht Alle denselben Weg ziehen sollten, damit das zahlreiche Volk nicht Einem Lande beschwerlich falle; Constantinopel sollte der allgemeine Sammelplatz der verschiedenen Heere seyn. Indem nun die Fürsten rüsteten, dünkte die zum Aufbruch festgesetzte Zeit, nach vollbrachter Ernte, Vielen schon zu lang. Peter von Amiens erschien bereits im Frühjahr des Jahres 1096 mit einem Heere ohne regelmäßige Waffen, ohne Geld, selbst ohne Reiterei, welches theils aus Leibeigenen, theils aus solchen Pilgern bestand, die von den Fürsten abgewiesen waren. Zu ihm gesellte sich ein Französischer Ritter, Walther von Perejo; aber seine Schaaren waren ganz dem Heere Peter's gleich. Sie zählten funfzehntausend Mann zu Fuß und nur acht Ritter. Schon in Köln trennte sich Walther von Peter, und führte die Seinen durch Deutschland und Ungern ohne beträchtliche Unfälle. Als sie nun aber zu den Bulgaren kamen, deren Reich im Norden die Sau und Donau begrenzten und ihnen dort der Verkauf von Lebensmitteln verweigert ward, griffen sie Belgrad an, und plünderten und raubten im Lande, bis die erbitterten Bulgaren in großen Schaaren über sie herfielen und Viele erschlugen. Auch der Führer starb bald darauf. Sein Neffe Walther, wegen seiner Dürftigkeit Habenichts (Senzaveir) genannt, überließ die zügellosen Plünderer ihrem Schicksal und zog nur mit den Auserlesensten weiter, bis in die Gegend von Constantinopel, wo der Griechische Kaiser Alexius Comnenus sich ihrer annahm. Peter erfuhr nicht geringeres Ungemach, ehe er mit seinem Nachtrab, der zu vierzigtausend Mann angewachsen war, bis dahin gelangte. Auch er kam glücklich bis an die Grenze von Ungern, da entstand Argwohn und Haß gegen die Einwohner, Semlin ward von den Pilgern erstürmt und viertausend seiner Einwohner erschlagen. Dagegen erlitt Peter bei Nissa großen Verlust an Menschen und Gepäck, und büßte alle seine Wagen ein. So vereinigte er sich endlich, kaum

dem Hunger entronnen, in einem höchst traurigen Zustande, mit dem Ritter Walther, trat dann den Kaiser Alexius selbst an, und bat ihn um Lebensmittel und andere Unterstützung für sein Heer. Diese gewährte der Kaiser, und rieth Peter zugleich, bis zur Ankunft der größeren Heere in Europa zu verweilen, weil er zu schwach zum Kampfe gegen die Türken sey. Aber die Pilger achteten dieser Vorstellungen nicht, sondern baten so dringend um Schiffe, daß sie ihnen endlich geliefert wurden. Damit setzten denn Peter und Walther mit ihren Schaaren zu ihrem Verderben nach Bithynien über, denn dort geriethen diese unter einander selbst in Zwist, und fielen bei ihren Plünderungen truppweise in die Hände der Seldschucken, die das ganze Heer erschlugen, bis auf dreitausend Mann, welche sich nach Constantinopel retteten. Peter war schon früher dorthin zurückgekehrt, Walther hatte in einem Treffen seinen Tod gefunden.

Ein drittes Heer von ungefähr funfzehntausend Mann, von einem Deutschen, dem Presbyter Gottschalk, in den Rheingegenden gesammelt und geführt, noch roher und lasterhafter, als Peter's Schaaren, fand schon in Ungern, seiner frechen Räubereien wegen, den Untergang. Ebenso ausschweifend und zügellos durchzog ein vierter in Lothringen gesammelter Haufe, an dessen Spitze der Laienbruder Volkmar stand, die Deutschen Länder. Alle diese Kreuzfahrer dehnten den Begriff der Feinde Christi, gegen welche sie streiten sollten, auch auf die Juden aus, und fielen, theils von blindem Religionseifer, theils von Habsucht getrieben, über diese her, ermordeten sie aufs grausamste und plünderten ihre Güter; ein Schicksal, welches besonders die in den Rheinischen Städten wohnenden Israeliten traf. In Mainz stieß zu diesen Schaaren noch Graf Emico von Leiningen mit einem starken Haufen von gleicher Gesinnung, welcher an den Gräuelthaten gegen die Juden den thätigsten Antheil nahm. Auch diese Heeresmassen wurden in Ungern sämmtlich niedergehauen oder zur Flucht gezwungen.

So waren nun bis zum Anfange des Sommers, ehe noch einer der Fürsten sich geregt hatte, nach einer mäßigen Berechnung gegen hunderttausend Menschen aus Frankreich und Deutschland gezogen, und hatten, ohne das heilige Land nur gesehen zu haben, schon auf dem Wege ihr Grab gefunden. Nun erst, und zwar zur bestimmten Zeit, um die Mitte des August 1096, brach Gottfried von Bouillon, dessen Heerfahrt Kaiser Heinrich IV. genehmigt hatte, mit achtzigtausend Fußgängern und zehntausend Reitern auf. Seine beiden Brüder und viele

Grafen, Ritter, Bischöfe und andere Herren aus Flandern, Hennegau und Lothringen begleiteten ihn. Er zog in guter Ordnung durch Oberdeutschland, öffnete sich den Weg durch Ungern mit Güte, indem er Bündnisse machte und Geiseln gab, und langte ohne Störung in Thracien an. In Philippopolis erhielt er die Nachricht, daß Graf Hugo von Vermandois, der durch Italien gezogen war, an der Griechischen Küste Schiffbruch gelitten, und sich nur mit weniger Mannschaft gerettet habe, jetzt aber, obschon er dem Kaiser zu Constantinopel den geforderten Lehnseid geleistet, fast wie ein Gefangener gehalten werde. Alexius Comnenus nämlich erschrak vor den mächtigen Heeren, die sich jetzt über sein Reich ergossen; die Griechische Staatskunst hielt eine solche Hülfe wider die Türken für allzugefährlich, und fürchtete, die tapferen Abendländer möchten die Schwäche des Reiches, die Unzulänglichkeit seiner Vertheidigungsmittel erkennen, und dem lockenden Reize, sich der leichten Beute zu bemächtigen bevor sie gegen die Türken zögen, nicht widerstehen. Dagegen glaubte Alexius sich am besten zu sichern, wenn er die Führer der Wallbrüder, ehe ein solcher Plan in ihnen reifen könne, zur Vasallentreue verpflichte. Was ihm an Kraft abging, sollte Schlauheit ersetzen, aber die betrügliche Hinterlist, die er sich erlaubte, die feindseligen Absichten, die er gegen die Pilger hegte und übel verbarg, hätten das Unglück, dem er entgehen wollte, mehr befördert als verhindert, wenn die Abendländer einiger oder weniger eifrig gewesen wären, zu ihrem Ziele zu gelangen. Als Gottfried Hugo's Befreiung durch Vorstellungen nicht erlangen konnte, brauchte er Gewalt, und ließ das Land verheeren. Da erschraken die Griechen und boten die Hand zur Versöhnung. Gottfried, der den Frieden wünschte, ließ sich bewegen, nach Constantinopel zu kommen, und ebenfalls den Lehnseid zu schwören. Zugleich erhielt Alexius die geforderte Versicherung, daß er alle die Städte wiedererhalten solle, die vor der Türken Ankunft ihm gehört hatten, sobald man sie erobert haben würde.

Als Gottfried mit den Seinen in Folge dieser friedlichen Verträge schon nach Asien hinübergeschifft war, kam Boemund mit den Italienischen Normannen. Die Absichten dieses ländersüchtigen Fürsten fürchtete Alexius am meisten und mit Recht; Boemund hatte bei dem Kriege seines Vaters in Griechenland eine wichtige Rolle gespielt, und es schien nur eine Fortsetzung jener kühnen Pläne, wenn er es jetzt unternahm, das Byzantinische Reich zu erobern. Auch hatte er in der That Gottfried dafür zu gewinnen gesucht, aber sein Vorschlag fand in der

größern Seele des Herzogs keinen Eingang; ja es gelang diesem, Boemund's Haß zu beschwichtigen, und ihn zur Eidesleistung zu bewegen. Dasselbe geschah von den später ankommenden Führern. Nur Raimund von Toulouse verstand sich zu keinem andern Eide, als dem, gegen des Kaisers Leben und Ehre nichts zu unternehmen. Dennoch blieb gerade er in der Folge mit den Griechen in den besten Verhältnissen.

Im Mai 1097 fanden sich endlich alle Fürsten mit ihren Heeren vor Nicäa zusammen, auch Peter stellte sich wieder ein. Bei der Musterung des gesammten unabsehlichen Kreuzheeres wurden über hunderttausend wohlgerüstete Reiter, größtentheils vom Ritterstande, und dreimal hunderttausend auserlesene Kämpfer zu Fuß gezählt. Rechnet man das ungeheure Gefolge von Weibern, Kindern, Mönchen, Knechten u. a. mit, so betrug die gesammte Volkszahl gegen sechsmal hunderttausend Seelen. Einen allgemeinen Anführer über dieses Heer wählte man auch hier nicht; jeder Fürst befehligte seinen Haufen, und es zeigten sich leider schon früh unter den verschiedenen Völkern die gewöhnlichen Reibungen der Eifersucht und des Nationalstolzes.

Die Kreuzritter fanden an den Seldschucken ein eben so tapferes als verschlagenes Volk, das ihnen jeden Fußbreit Landes streitig machte. Den Anfang des Feldzuges machte man mit der Belagerung von Nicäa. Diese Stadt gehörte zum Reiche Kilidsch Arslan's (d. i. des Schwertlöwen), Suleiman's Sohn (Th. IV. S. 182), der nach Malek Schah's Tode in den inneren Ländern Kleinasien's eine ganz unabhängige Herrschaft, von der Hauptstadt das Sultanat von Iconium genannt, behauptete. Er hatte Nicäa mit Waffen, Lebensmitteln und Vertheidigern hinlänglich versehen, und hoffte, das einschließende Heer überfallen und vernichten zu können, wurde aber in die Flucht getrieben. So große Schwierigkeiten die Lage und Festigkeit der Stadt den Kreuzfahrern auch entgegenstellten, sie schien ihren tapferen Anstrengungen zuletzt dennoch erliegen zu müssen, als die Griechen Mittel fanden, mit den Einwohnern Unterhandlungen anzuknüpfen, vermöge deren die Stadt dem Kaiser Alexius übergeben werden sollte. Die Pilger erstaunten, plötzlich die Fahnen der Griechen, die heimlich eingelassen worden waren, von den Mauern wehen zu sehen. So groß ihr Verdruß auch war, sie mußten geschehen lassen, was jetzt, ohne die heftigsten Spaltungen zu erregen, nicht mehr zu ändern stand. Sie zogen weiter, in zwei Abtheilungen getrennt, und eine derselben stieß bei Doryläum auf ein Heer von hundert und funfzigtausend Türken, welches Kilidsch

Arslan versammelt hatte. Die Christen griffen an, und glaubten in der Flucht der Feinde schon des Sieges gewiß zu seyn, denn sie kannten die Kriegsweise der Türken noch nicht, die, wie alle jene aus dem hohen Asien stammende Reitervölker, durch verstellte Flucht ihre Gegner lockten, und die Ermüdeten dann oft zu unausweichlichem Verderben umstellten: die Fechtart, mit der einst das denselben Wohnsitzen, derselben nomadischen Lebensweise entsprossene Parthervolk den unbezwinglich geachteten Heeren Rom's so furchtbar wurde (vgl. Th. III. S. 137.). Diesem Kampfe erlagen die Christen; sie hatten sich schon völlig aufgelös't und auf die Flucht begeben, als Herzog Gottfried an der Spitze der andern Abtheilung zur glücklichen Stunde herbeieilte, und die Schlacht wieder zum Vortheil der Christen lenkte.

Die Kreuzfahrer verfolgten nach diesem theuer errungenen Siege, der ihnen Achtung vor der Tapferkeit der Seldschucken eingeflößt hatte, ihren Weg. In Phrygien, einem ohnehin unfruchtbaren Lande, waren alle Vorräthe fortgeschafft worden; Mangel und unerträgliche Sonnengluth stellten die Geduld der Christen auf harte Proben. Schlimmere Folgen drohte die gestörte Einigkeit, da Tancred und Balduin um den Besitz der Stadt Mamistra in blutige Fehde geriethen. Balduin, den Härte und Stolz eben so verhaßt machten, als Tancred wegen seiner Milde geliebt ward, verließ unzufrieden das große Heer, und wandte sich gegen den Euphrat, wo er ungestört Erwerbungen zu machen hoffte. Wirklich gelang es ihm, Edessa zu gewinnen, und hier, der erste unter den Kreuzfahrern, eine Herrschaft zu gründen.

Alle übrige Kreuzfahrer versammelten sich indeß vor Antiochien, dessen Besitz eben so wichtig war, als seine Lage und Festigkeit die Eroberung schwierig machten. Vor einem Angriff auf die starken Mauern schreckten die Pilger bei der damaligen Unbeholfenheit der Belagerungskunst zurück, und begnügten sich mit einer nicht einmal vollständigen Umlagerung. Monate waren unter unentscheidenden Gefechten vergangen, als der Leichtsinn, mit dem man die reichen Vorräthe der ergiebigen Gegend bis dahin vergeudet hatte, einen furchtbaren Mangel herbeiführte. Die Preise stiegen zu einer unerhörten Höhe; Aermere nährten sich von Leder, Baumrinde und noch widrigeren Dingen oder starben Hungers; von siebzigtausend Pferden waren nur noch zweitausend, die nicht umgekommen oder verzehrt worden waren. Viele Kreuzfahrer erkrankten oder starben, andere, deren Muth durch so große Noth besiegt war, verließen das Lager; unter ihnen selbst der erste Urheber der

ganzen Unternehmung, Peter, der indeß auf der Flucht ertappt und wieder zurückgeführt wurde. Doch blieben die Fürsten standhaft. und beschlossen in der Belagerung auszuharren. Ein Sieg über einen heranrückenden Türkischen Heerhaufen und eine Genuesische Flotte, welche neue Pilger und Lebensmittel herbeiführte, belohnten diesen Vorsatz und fachten den erloschenen Muth von neuem an. Als der Frühling (1098) herankam, machte hinreichende Zufuhr dem Mangel ein Ende, und die Krankheiten ließen nach. Aber noch immer war man in der Belagerung der Stadt nicht weiter gediehen, und nun lief die Kunde ein, Korboga, dem Barkiarok, Malek Schah's ältester Sohn (reg. 1094—1104) die Herrschaft über Mosul und die umliegenden Städte verliehen hatte, verbunden mit vielen anderen Selbschuckischen Häuptlingen, nahe an der Spitze eines Heeres von zweimal hunderttausend Bewaffneten. Zum großen Glück für die Belagerer hatte diese Macht drei Wochen mit einer vergeblichen Einschließung Edessa's nutzlos verschwendet. Als das Gerücht von dem Anmarsche der Türken erscholl, wurde Graf Stephan von Blois von solcher Furcht ergriffen, daß er mit viertausend der Seinigen davon ging und nie wiederkehrte. Die Furcht, daß dieses böse Beispiel die schädlichsten Folgen haben könne, bewog die Fürsten jetzt, auf einen Vorschlag Boemund's zu hören, dem sie sonst wol schwerlich beigepflichtet haben würden. Es hatte Boemund nämlich mit einem Renegaten Pyrrhus, dem ein sehr wichtiger Thurm in Antiochien anvertraut war, Unterhandlungen gepflogen, und dieser sich anheischig gemacht, ihm die Stadt zu verrathen. Jetzt, wo die Häupter der Kreuzfahrer in der größten Rathlosigkeit waren, sprach Boemund zu ihnen: „ich weiß einen Mann in der Stadt, der uns den festesten Thurm übergeben will, wenn ihr ihm große Geschenke und Freiheiten bewilligt, mir aber und meinen Nachkommen den Besitz Antiochien's ausschließlich überlasset." Die Größe der Gefahr ließ kein eifersüchtiges Bedenken aufkommen, und Boemund's Forderung ward bewilliget. Alles geschah wie es verabredet war, in einer Nacht erstiegen die Christen den Thurm auf einer Strickleiter, die Pyrrhus selbst befestigte; die Eingelassenen eröffneten sodann ein Thor zum Eingang für die Uebrigen, und am Morgen erblickten die bestürzten Einwohner die blutrothen Paniere der Christen auf den Mauern. Ein furchtbares Gemetzel begann; weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont, zehntausend sollen unter dem Mordschwerte gefallen seyn. So kam Antiochien, nachdem es eine Belage-

rung von neun Monaten (bis zum 3. Junius 1098) erduldet hatte, in die Hände der Christen.

Es war den Kreuzfahrern bestimmt, alle Drangsale, unter denen sie vor Antiochien geseufzt hatten, innerhalb der Ringmauern desselben zum zweiten Male und in noch höherem Grade zu erleben. Noch hielt sich in der festen Burg eine Besatzung und drohte mit gefährlichen Ausfällen, und schon am dritten Tage nach der Einnahme erschienen Korboga's zahllose Schaaren und umlagerten die Stadt, in der sich bald eine schreckliche Hungersnoth einstellte. Ihre Wirkungen waren furchtbar; keine Sitte ward mehr geachtet, jede Ordnung lös'te sich auf. Viele aus dem Volke, ja selbst unter den Vornehmen und Angesehenen, ergriff ein so banger Schrecken, daß sie sich zur Nachtzeit an Stricken von der Mauer herabließen (wovon sie den Schimpfnamen Strickläufer davontrugen) und entflohen, ja daß einige sogar zu den Türken übergingen und ihren Glauben abschworen. Als nun die Meisten wie in dumpfer Verzweiflung Rettung schon für unmöglich hielten, erschien ein Geistlicher, Namens Petrus Bartholomäus, vor dem Grafen Raimund, und erzählte, der Apostel Andreas sey ihm viermal im Traume erschienen, und habe ihm gezeigt, wo in der Kirche des Apostels Petrus die Lanze verborgen sey, mit welcher die Seite des Heilandes durchstochen worden, auch befohlen, dies den Fürsten zu verkünden. Graf Raimund mochte bedenken, welche Begeisterung in dem Volke erwachen könne, wenn es ein sichtbares Zeichen des göttlichen Beistandes zu sehen glaube, und gab den Befehl, daß nachgegraben werden solle. Wirklich brachte Petrus eine Lanze aus der Tiefe, und als die Pilger sie erblickten, zeigten sie sich von einem Muthe beseelt, den die Fürsten nicht verrauchen zu lassen, sondern zu einem kühnen Unternehmen zu benutzen beschlossen. Obschon man nicht mehr als dreihundert taugliche Pferde in der Stadt fand, obschon selbst Herzog Gottfried und Graf Robert von Flandern Pferde leihen mußten, und die geringeren Pilger vom Hunger abgezehrt und halb nackt waren, wurde der Ausfall gewagt. Als Korboga vernahm, daß die Christen ausrückten, blieb er ruhig beim Schachspiel sitzen und spottete der Bethörten, von denen keiner seinem Schwerte entgehen solle. Aber noch ehe der Tag endete, war der Uebermüthige auf eiliger Flucht zum Euphrat begriffen, sein Heer zerstreut oder erschlagen. So Großes hatte in den Christen der lebendige Glaube an Gottes unmittelbaren Beistand vermocht

Antiochien war nun gesichert, doch erhob sich Zwist um den Besitz desselben, da Graf Raimund jener von den Fürsten gegen Boemund eingegangenen Verpflichtung nicht beigestimmt hatte, und die Stadt dem geleisteten Eide gemäß an den Griechischen Kaiser zurückgeliefert wissen wollte. Ja es wäre wol zur blutigen Entscheidung gekommen, wenn das laute Murren des Volkes, welches die Pilgerung nach Jerusalem brennend begehrte, die Hadernden nicht zurückgehalten hätte. „Wenn die Fürsten, so drohte es, Gottes Sache noch länger ihren Angelegenheiten nachsetzen würden, würde es die Stadt, die Ursache des Zwistes, zerstören, und sich selbst einen Heerführer wählen, der es nach Jerusalem führe." Darüber erschraken die Fürsten, und ein Theil des Heeres brach auf. Aber auch auf dem fernern Wege fanden die Streitigkeiten stets neue Nahrung. Im Mai 1099 ging der Zug zwischen dem Libanon und der Seeküste, von der die Pilger zuweilen durch Schiffe Zufuhr erhielten, fort, und kam so den 6. Junius 1099 über Ramla und Emaus auf eine Anhöhe, von der man Jerusalem gerade vor sich liegen sah. Freudenthränen stürzten den abgezehrten Kriegern bei diesem Anblick aus den Augen; sie fielen alle auf die Knie, und erhoben Lobgesänge; alle bisher ausgestandene Leiden waren um dieses Preises willen vergessen.

Kurz vorher hatte Jerusalem seinen Herrn gewechselt. Die Orthokiden waren von den Aegyptern wieder aus der Stadt vertrieben worden. Dies war für die Kreuzfahrer in so fern günstig, als die Seldschuckischen Fürsten, ohnehin unter sich nicht einig, nun nichts für den Entsatz einer Stadt thaten, die sich in den Händen der von ihnen als religiöse und politische Feinde gehaßten Aegyptischen Chalifen (Th. IV. S. 178. 182.) befand; ja sie freuten sich, daß es diesen entrissen werden sollte. Indeß war die Stadt bei ihrer sehr festen Lage nicht so leicht eingenommen. Es lag eine Besatzung von vierzigtausend Mann darin, während die Kreuzfahrer, welche sie erobern wollten, nur zwanzigtausend Fußgänger und ein tausend und fünfhundert Reiter zählten, und gar keine Belagerungswerkzeuge mit sich führten. Aber jetzt machte der zurückgekehrte Religionseifer auch den kleinen Haufen unbezwinglich, und das Feldgeschrei: Gott will es! begeisterte sie vor den Thoren Jerusalem's eben so feurig, als vor drei Jahren auf dem Felde vor Clermont. Viele Kreuzfahrer zerstreuten sich, um Lebensmittel und die in der holzarmen Gegend sehr seltenen Bäume zur Erbauung der Kriegsmaschinen und Sturmleitern zusammen zu

suchen. Diese fand man in einem Gehölz nahe bei Bethlehem, und fertigte in kurzer Zeit viele Belagerungswerkzeuge aller Art daraus. Schlimmer war ein furchtbarer Wassermangel. Bei allen Quellen und Brunnen, welche nicht verstopft waren, lauerten versteckte Saracenen, und jeder Trunk Wassers mußte mit Blut erkauft werden. Oft erhoben die Christen unter einander selbst blutige Streitigkeiten darum. Ganze Heerden der Lastthiere starben vor Durst, und ihre faulenden Körper verpesteten die Luft. Der Hunger vor Antiochia schien den Kreuzfahrern weniger schrecklich als dieser Durst vor der heiligen Stadt in der brennendsten Hitze des Sommers, und bald gesellte sich zu dieser Noth auch Mangel an Lebensmitteln. In dieser äußersten Bedrängniß erschien eine Genuesische Flotte im Hafen von Joppe, und brachte nicht nur Lebensmittel, sondern auch Werkzeuge und treffliche Zimmerleute zum Bau des Belagerungszeuges, welcher dadurch nicht wenig gefördert ward. Da man nun durch einen gefangenen Boten erfuhr, daß in vierzehn Tagen ein großes Aegyptisches Heer zum Entsatz Jerusalem's herankommen werde, so wurde am 14. Julius ein allgemeiner Sturm gewagt, aber von den Belagerten muthig zurückgeschlagen. Am folgenden Tage wurden die Mauern mit erneuerter Heftigkeit angegriffen, die äußere gewonnen, die innere aus dem Belagerungsthurme Herzog Gottfried's von diesem und seinen Begleitern zuerst betreten. Die Herabgestiegenen öffneten sogleich ein Thor, und mit dem Geschrei „Gott hilf! Gott will es!" drangen die Wallbrüder in die Stadt, durch deren Straßen die Ungläubigen in herber Todesangst flohen. Nicht die Rache allein, auch der Glaube, jetzt zur Ehre Gottes das Schwert zu führen, machte die Sieger zu reißenden Tigern. Ein Blutbad, wie es Karthago kaum gesehen, erhob sich hier. Viele, nicht zufrieden das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, tödteten sie unter Martern. In Omar's Moschee, wo Tausende von Saracenen Sicherheit gesucht hatten, metzelte man, bis das Blut die Treppe hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname die Sieger betäubte und forttrieb. Die Beute, die man dort fand, war unermeßlich. Dann wurden die Juden in ihre Synagoge getrieben und mit ihr verbrannt. In einzelne kleine Haufen getheilt, stürzten sich die Pilger durch die Straßen. Kein Haus blieb unerbrochen; weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont. Von vierzig- oder gar siebzigtausend Einwohnern Jerusalem's blieben nicht so viele am Leben, als nöthig waren, ihre Glaubensgenossen zu beer-

digen. Nur die kleine Besatzung einer Burg, der Thurm David's genannt, erhielt vom Grafen Raimund freien Abzug. Und dieselben Menschen, welche alle diese Gräuel verübt, zogen, nachdem sie sich vom Blute der Erschlagenen gereinigt, zur Auferstehungskirche, warfen sich mit inbrünstiger Andacht betend an der heiligen Stätte nieder, und dankten Gott mit Freudenthränen und Lobgesängen. Aber auch jene furchtbaren Leichenhaufen dünkten Vielen ein Gott wohlgefälliges Opfer. So nahe berühren sich oft das Gute und Böse im Menschen, und so leicht kann aus den heiligsten Gefühlen das Teuflische emporkeimen, wenn der Mensch nicht trachtet, es in den betrüglichen Gestalten, unter welchen es sich einzuschleichen sucht, zu erkennen und abzuwehren.

Aber obgleich das große Ziel nun erreicht war, so hatten doch die Kreuzfahrer noch alles zu fürchten von den ihnen im Rücken liegenden Seldschucken und von den Chalifen von Aegypten, ja von der Zwietracht ihrer eigenen Häupter. Darum wurden die Fürsten bald darüber einig, daß Einem von ihnen als Könige die Beschirmung und Verwaltung anzuvertrauen sey. Die Wahl fiel nach manchen Berathschlagungen auf Gottfried von Bouillon, der, vermöge seiner innern Größe und seiner ruhigen Selbständigkeit dieser hohen Stellung würdig war. Doch weigerte sich sein bescheidener Sinn, da eine goldene Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet habe; er lehnte den königlichen Titel ab, und nannte sich nur Beschützer des heiligen Grabes.

Unmittelbar nach seinem Entstehen drohte dem neuen Staate eine große Gefahr, denn schon im August 1099 nahte sich ein Aegyptisches Heer, nach den geringsten Angaben hundert und vierzigtausend Mann stark, um das verlorne Land wieder zu gewinnen. Kaum den siebenten Theil dieser Macht vermochte ihr Gottfried entgegenzustellen, dennoch errang seine Tapferkeit und Klugheit den Sieg in der Schlacht bei Askalon. Leider starb der treffliche Mann schon den 18. August 1100, und überließ die von den Türken unaufhörlich beunruhigte Herrschaft seinem Bruder Balduin, der zuerst den königlichen Titel annahm.

4. Das Königreich Jerusalem.

Schon zwei Jahre nach der Eroberung Jerusalem's, im Jahre 1101, strömten neue Heere von vielen Tausend Pilgern nach dem Morgenlande, die den verwegenen Entschluß faßten, ins Innere von Asien einzudringen, und das Chalifat von Bagdad zu zerstören. Sie fanden aber als Folge ihrer Unvorsichtigkeit und ihres Uebermuths, durch Hunger, Ermattung und das Schwert der Türken in Vorderasien ihren Untergang, und nur traurige Reste kamen zu König Balduin, welcher in der bedrängten Lage seines kleinen Reiches mitten unter so zahlreichen Feinden einer tüchtigen Verstärkung dringend bedurft hätte. Zu den äußeren Gefahren kamen innere Zwistigkeiten, und die Macht der Christen in Palästina würde schnell vertilgt worden seyn, wenn ihr nicht die Freistaaten Italien's, Pisa, Genua und Venedig, von jetzt an eifrig Hülfe geleistet hätten, weil die Erhaltung fester Punkte an jenen Küsten ihrem Handel außerordentliche Vortheile darbot. Mit ihrer Unterstützung wurden nach und nach die wichtigen Hafenstädte Caesarea, Akkon (auch Acre und Ptolemais genannt), Tripolis, Berytus und Sidon gewonnen. Balduin I. starb 1118; zum Nachfolger wurde sein Verwandter, Balduin von Burg, Graf von Edessa gewählt, unter dessen Regierung auch Tyrus erobert ward.

Um diese Zeit hatte das Königreich den Punkt seiner höchsten Blüthe erreicht. Der Umfang der christlichen Eroberungen erstreckte sich von Tarsus in Cilicien, wo sich die Grenzen mit den Griechischen berührten, ostwärts bis Edessa, und von hier südlich etwa bis in die Gegend von Gaza. Das eigentliche Reich von Jerusalem ging indeß nördlich nur bis zur Stadt Paneas; dann folgten die Grafschaften Tripolis und Edessa, welche in ziemlich loser Lehnsabhängigkeit von dem Könige standen. Die vierte Hauptmasse dieser Länder wurde durch das Fürstenthum Antiochia gebildet, welches gewöhnlich noch selbständiger als jene war. Die Bevölkerung war sehr gemischt; sie bestand aus den herrschenden Franken oder Lateinern, wie die Abendländer mit einem allgemeinen Namen im Oriente genannt wurden, aus christlichen Syrern, den ehemaligen Unterthanen des Griechischen Reiches, aus Juden, Saracenen, Armeniern und endlich aus den im Libanon ansässigen Maroniten (Thl. IV. S. 115.). Die Verfassung wurde auf das Lehnswe-

sen gegründet, und die Verhältnisse überhaupt den idealen und theoretischen Ansichten, welche sich im Abendlande im Verlauf der Zeit von Staatsleben und Staatsformen erzeugt hatten, nachgebildet. Nichts historisch Hergebrachtes und Berechtigtes stand der Einrichtung im Wege, man konnte alles einfach, scharf und systematisch durchführen. Der Thron sollte erblich seyn, nur wenn es an Nachkommen fehle, sollte die Wahl des hohen Geistlichen und unmittelbaren Vasallen des Reiches eintreten. Diese sollten auch in allen wichtigen Dingen so wie bei der Gesetzgebung um Rath und Zustimmung befragt werden. Die unmittelbaren Vasallen, die Barone, bildeten die erste, ihre Lehnsträger, les hommes du royaume, die zweite, und deren Afterlehnsträger, les hommes ligués, die dritte Klasse des Lehnsadels. Die Lehen erbten in männlicher und weiblicher Linie. Wie der König zu Gericht saß im obersten Hof (haute court) über die Barone, so sprachen diese wieder über ihre Vasallen und übten auch alle andere Hoheitsrechte in ihren Territorien ganz selbständig aus. Die Kirche wurde ebenfalls noch unabhängiger gestellt, als es im Abendlande der Fall war. Ihr Oberhaupt war der Patriarch von Jerusalem, unter ihm lenkten fünf Erzbischöfe und eine Menge von Bischöfen die kirchlichen Angelegenheiten. Unmittelbar waren sie dem Staate gar nicht weiter verpflichtet, und nur bei dringender Gefahr brachten sie eine gewisse Anzahl von Fußgängern (sergens) auf. Für die Städte bestanden als richterliche Behörden Bürgerhöfe (court des borgés). In diesen führten theils Vicomte des Königs, theils Stellvertreter der Barone, je nach ihrer Lage in königlichen oder in lehnbaren Territorien den Vorsitz. Die Hafenplätze an der Küste, in welchen die Ansiedlungen der Italiener bald sehr bedeutend wurden, erfreuten sich einer ziemlich großen Selbständigkeit nach Innen und Außen. So finden sich in diesem Colonienreiche des Abendlandes die drei Elemente des damaligen Staatslebens, das Lehnswesen, die Hierarchie und das aufblühende Bürgerthum, neben einander. Aber ihre lose Verbindung so wie der jeder Zeit mit der Feudalität gegebene schwache Zustand der Regierung und Verwaltung konnte einem kleinen von mächtigen Feinden umringten Lande unmöglich eine lange Dauer versprechen, auch wenn die innere Kraft der herrschenden Stände nicht so schnell, als es wirklich geschah, den verweichlichenden Genüssen Asien's und der Mischung der verschiedenen Nationalitäten erlegen wäre. Aber die bald eintretende Berührung mit dem Islam und ein vertrauterer Um-

gang mit den Mohammedanern schwächte auch die erhebende Begeisterung christlicher Ideen, welche allein zu nachdrücklichem Widerstand befähigen konnte. Eine Sammlung von Satzungen und Gewohnheiten (Assisses et bons Usages) des Reiches von Jerusalem hat sich erhalten, welche Gottfried von Bouillon zugeschrieben werden, die aber ohne Zweifel allmählig entstanden ist.

Die vorzüglichste Stütze des neuen Staates wurden die vom König Balduin II. besonders begünstigten geistlichen Ritterorden der Johanniter und Templer, eine sehr merkwürdige Erscheinung, in welcher sich der Geist des Ritterthums und des Mönchswesens auf eigenthümliche Weise verband. Zum Orden der Johanniterritter wurde der Grund schon 1048, also lange vor der Eroberung Jerusalem's, gelegt. Kaufleute von Amalfi, die als Pilger nach Jerusalem kamen, bauten nahe an der Kirche des heiligen Grabes eine Capelle und dabei ein Kloster zur Aufnahme der Pilger ihrer Nation, auch ein Hospital und verschiedene andere Gebäude. Sie wählten später Johannes den Täufer zu ihrem Patron, und nannten sich Hospitalbrüder des heiligen Johannes von Jerusalem. Gerhard, der zur Zeit des ersten Kreuzzuges diesem Hospital vorstand, sonderte die Pfleger desselben zuerst von dem Kloster ab zu einer eigenen Gesellschaft, gab ihnen die Regel der Augustiner Chorherren, und einen schwarzen, mit einem weißen Kreuz bezeichneten Mantel, als Ordenskleid. Papst Paschalis II. bestätigte dem Hospital alle demselben seit dieser Zeit gemachten reichen Schenkungen, und nahm es in seinen Schutz. Der zweite Vorsteher, Raimund du Puy, ein Ritter aus dem Delphinat, gab der Gesellschaft eine festere Verfassung und vollständigere Ordensregeln, die Calixtus II. abermals 1120 bestätigte. Der Orden zerfiel nun in drei Abtheilungen. Dienende Brüder verpflegten die kranken Pilger, Priester besorgten die religiösen Bedürfnisse, und Ritter *) geleiteten einzelne Pilgerschaaren durch die unsicheren Gebiete der Ungläubigen. Die Könige von Jerusalem gaben ihnen in Palästina ansehnliche Geschenke, und selbst die Europäischen Fürsten wiesen ihnen Einkünfte

*) Die Einführung dieser dritten Klasse war, nach der Erzählung Einiger, nur eine Nachahmung des Tempelherrenordens, der zuerst dieses neue Beispiel einer Vereinigung des Mönchsthums mit dem Ritterthum gab, denn die Johanniter hatten anfangs nur die Pflege der Kranken und Pilgrimme zum Zwecke, obwol auch damals schon Ritter unter ihnen waren. S. Wilken Geschichte der Kreuzzüge, Th. II. S. 549. Anm.

aus liegenden Gründen an. Papst Clemens VI. gab in der Folge dem Vorsteher Hugo von Revel den Titel eines Großmeisters.

Der Orden der Tempelherren entstand 1118 aus einer frommen Verbrüderung von neun Rittern, an deren Spitze Hugo von Pajens und Gottfried von St. Aldemar standen. Zu den drei großen Mönchsgelübden, Armuth, Keuschheit und Gehorsam, fügten sie ein viertes: Vertheidigung der Pilger und Krieg gegen die Ungläubigen. Balduin II. räumte ihnen einen Flügel seines Palastes zur Wohnung ein, nahe bei dem Platze, wo ehedem der Salomonische Tempel gestanden hatte. Daher der Name der Tempelherren. Auf der Kirchenversammlung zu Troyes (1127) erhielten sie die Bestätigung ihres Ordens und eine geistliche Kleidung, welcher Papst Eugen III. später einen weißen, mit einem einfachen rothen Kreuze bezeichneten Mantel hinzufügte. Die weiße Farbe sollte ihre eigene Unschuld und ihre Milde für die Christen, die rothe hingegen den blutigen Märtyrertod und die Feindschaft gegen die Ungläubigen andeuten. Der Großmeister, welcher an der Spitze des Ordens stand, hatte keinesweges unumschränkte Gewalt, sondern es war ihm ein höchster Rath, das Generalcapitel, zur Seite gegeben, dessen Stimmenmehrheit selbst gegen ihn entscheiden konnte. Auch die Tempelritter gelangten durch fromme Schenkungen bald zu großen Reichthümern, besonders in Frankreich. Schon 1144 beliefen sich ihre Besitzungen unter den Namen von Balleien, Comthureien, Prioraten, auf neuntausend. Um das Jahr 1180 hatte der Orden gegen dreihundert Ritter und unzählige dienende Brüder. Nach dem Verluste des gelobten Landes schlug ein großer Theil der Mitglieder seinen Wohnsitz in Frankreich auf, wo er theils durch innere Verderbniß, theils durch die Eifersucht König Philipp's IV. den Untergang fand, wie an seinem Orte erzählt werden wird.

Wie Begeisterung und hoher Muth sich in diesen Rittern mit demüthiger Selbstverläugnung und strengem Gehorsam wunderbar verschlangen, so erzeugte ihnen gegenüber unter den Moslemen eine entsetzliche Schwärmerei in Verbindung mit noch höher getriebener Entäußerung des eigenen Willens, in der Genossenschaft der Assassinen, Blutgier und Frevel. Als Stifter derselben ist Hassan Sabah zu betrachten, der, wie Mahadi Obeidallah, der Gründer der Fatimidischen Dynastie in Aegypten, ein Anhänger der Ismaelitischen Secte, und in die Weisheit des Hauses von Kairo eingedrungen war (Th. IV. S. 177.) Er nahm in dem Koran nur einen allegorischen Sinn an, und erklärte

alle Gebräuche und äußere Handlungen seyen für die Eingeweihten werthlos, eine Ueberzeugung, welche zur ausgeartetsten Frechheit und zu den wildesten Gräuelthaten führen mußte. Hassan, unter den Seinen als Prophet verehrt, erlitt eben darum von Anderen viele Verfolgungen, bis er sich, kurz vor der Zeit des ersten Kreuzzuges 1090, der Feste Alamuth in den Gebirgen des alten Parthien's bemächtigte, und hier den Grund zu einer Macht legte, die unter acht Herrschern fortdauerte, und sich bis nach Syrien verbreitete. Dort entstand ein zweiter Hauptsitz der Secte. Dem jedesmaligen Haupte, der Alte vom Berge (Scheikh al Dschebal) genannt, leisteten die Assassinen einen Gehorsam, wie er wol in der ganzen Geschichte ohne Beispiel ist. Ihr Name, welchen mehrere neuere Europäische Sprachen zur Bezeichnung eines Mörders aufgenommen haben, lautet im Arabischen Haschischim, und kommt von einer Hanfart, Haschischa, aus der im Orient ein furchtbares Berauschungsmittel gezogen wird. Mit diesen wurden die Assassinen durch ihre Oberen in einen Zustand des glühendsten Sinnenrausches versetzt, in welchem sie alle Freuden des Paradieses zu genießen glaubten, und um sie wieder zu erlangen, Alles unternahmen und Alles wagten. Ward ihnen dieser Lohn verheißen, so verübten sie blindlings jede Mordthat; alle List und die höchste Kühnheit wandten sie auf, das bezeichnete Schlachtopfer sicher zu treffen, und lachten, wenn sie ergriffen wurden, der Martern. Eben so bereitwillig stießen sie sich selbst den Dolch ins Herz, wenn es ihnen befohlen ward, in demselben Wahne, dadurch sofort zum Paradiese einzugehen. Christen und Saracenen gleich gefährlich, hielt sich die wild schwärmerische Rotte auf ihren festen Burgen in Syrien fast zwei Jahrhunderte.

Nach dem Tode Balduin's II. *) wurden die Gefahren für die christlichen Staaten in Asien durch äußere Feinde und innere Zwistigkeit immer dringender. Als ein furchtbarer Gegner trat jetzt Emadeddin Zenki auf, der anfangs durch Sultan Mahmud II. (1118—1152) Barkiarok's Brudersohn, Athabek (Regierungsverweser) in Mosul, dann unabhängiger Herrscher war, ein Fürst eben so thätig, sorgsam und gerecht für seine Unterthanen, als tapfer und listig gegen die Feinde. Er unterwarf sich alle kleinere Herrschaften der Türken vom

*) Auf Balduin II. folgte (1131) der Gemahl seiner Tochter Melisende, Fulco von Anjou. Als er im Jahre 1143 starb, war sein ältester Sohn Balduin erst dreizehn Jahr alt.

Tigris bis an die Grenzen des christlichen Königreiches, mit Ausnahme von Damaskus, und eroberte dann während der Minderjährigkeit König Balduin's III. von Jerusalem Edessa (1144), eine That, welche bei den Muselmännern die höchste Freude erregte, weil Edessa für die festeste Vormauer der christlichen Herrschaft in Asien galt. Die Arabischen Dichter preisen daher in begeisterten Gesängen diesen Sieg des Islam über das Evangelium, während die Syrischen in Klageliedern den Verlust der heiligen und reichen Stadt betrauerten*). Zenki wurde zwei Jahre nachher von einem Sklaven ermordet. Die Christen jubelten über den Tod eines solchen Gegners, aber vergeblich, denn Zenki wurde in allen Herrschertalenten, die er besaß, von seinem Sohne Nureddin noch übertroffen. Edessa wurde zwar von den Christen wieder genommen, aber schon am sechsten Tage nachher erschien Nureddin an der Spitze eines Heeres; die Christen waren zur Vertheidigung viel zu schwach, und erfuhren ein trauriges Schicksal. Die nicht durch das Schwert fielen, ließ Nureddin, ihre Untreue zu bestrafen, als Gefangene in Fesseln fortführen und die Stadt selbst zerstören.

---

5. Kaiser Lothar der Sachse.
(1125—1137.)

Da Heinrich V. keine Söhne hinterließ, und der Mannsstamm der Salischen Kaiser mit ihm völlig erlosch, so mußte die Wahl jetzt wieder auf ein neues Geschlecht fallen, wodurch denn mannichfachen Hoffnungen und Bestrebungen ein weiter Spielraum eröffnet wurde. Am sichersten rechnete auf die Krone Herzog Friedrich von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen, ein Schwestersohn des verstorbenen Kaisers, und einer der mächtigsten Fürsten Deutschland's. Sein Oheim selbst schien ihn zum Nachfolger bezeichnet zu haben, da er sterbend alle Höfe, Güter, Burgen und Städte, welche dem Fränkischen Geschlecht von Anfang gehört hatten und was unter vier Kaisern dazu gewonnen worden war, den beiden Hohenstaufischen Herzogen als Erbe übergab. Aber gerade dieses nahe Verhältniß zu jenem Kaiserhause, dem Friedrich, wie sein Vater, stets als treuester, thätigster Freund und Verwand-

*) Wilken a. a. O. Th. II. S. 728. Es war eine Sage, daß Christus selbst den König von Edessa bekehrt habe.

ter zur Seite gewesen war, stellte ihnen sofort auch alle geistliche und weltliche Feinde der Fränkischen Herrscher entgegen, welche in ihnen und wie die spätere Zeit lehrte, nicht ganz mit Unrecht, nur eine Fortsetzung wie des Geschlechts, so auch derselben Sinnes- und Handlungsweise sahen und argwohnten. Namentlich mußte den päpstlich gesinnten Prälaten daran gelegen seyn, statt einer der Hierarchie so feindlichen Politik, eine günstigere und besser gesinnte Richtung auf den Thron zu setzen. Einer solchen konnte man sich fast für versichert halten, wenn es jetzt gelang, die Sachsen, durch alten Stammeshaß den Franken entfremdet und unlängst mit dem heiligen Stuhle in der engsten Verbindung in ihrem Herzog emporzubringen. Wie immer, zeigte sich auch jetzt die Geistlichkeit durch verständige Umsicht und Gewandtheit den weltlichen Fürsten weit überlegen. An ihrer Spitze stand Adalbert der Erzbischof von Mainz; außer jenen allgemeinen Gründen noch persönlich durch die ihm von Heinrich V. zugefügte Schmach (Th. IV. S. 301.) zur angestrengtesten Thätigkeit gespornt und durch seine Stellung als Kanzler des Reiches durch Germanien vortheilhaft begünstigt. Schon bei Heinrich's Begräbniß zu Speier hatte er seiner Pflicht gemäß das Einladungsschreiben zur Wahlversammlung an die Fürsten erlassen, in welchem es hieß: „Wir ermahnen euch, vorzüglich der Unterdrückung eingedenk zu seyn, unter welcher alle bisher geseufzt haben und Gott anzurufen, daß ein König gewählt werde, unter dem Kirche und Reich vom Joche befreit werden, und ihre Rechte behaupten können; wir aber mit dem uns untergebenen Volke der zeitlichen Ruhe genießen mögen". Und es gelang ihm in der That, in Verbindung mit zwei päpstlichen Legaten die ganze Wahlsache zu leiten. Zwar versammelten sich auch jetzt wieder, wie bei Konrad's II. Wahl, in einem Lager am Rhein, nicht nur die Herzoge, Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte des Reichs, sondern auch so viele Lehnsmannen, daß ihre Zahl sich auf sechzigtausend belaufen haben soll. Da aber weder gesetzlich noch herkömmlich feststand, wer zur Wahl des Königs berechtigt sey, so wurden auf Adalbert's Vorschlag aus jedem der vier Hauptvölker, Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen, zehn Häupter ausgelesen, und diesen aufgetragen, die der Krone Würdigsten zu bezeichnen. Sie gaben ihre Stimmen für die Herzoge Friedrich von Schwaben und Lothar von Sachsen, und für den Markgrafen Leopold von Oesterreich. Einige nennen auch noch einen vierten, den Grafen Karl von Flandern. Lothar und Leopold baten, sie mit der Krone zu

verschonen, und als der Erzbischof sie fragte, ob sie dem, welchem die Uebrigen ihre Stimme geben würden, ohne Widerspruch gehorchen wollten, bejahten sie dies ohne Zögerung. Herzog Friedrich aber merkte die Schlinge, die ihm Adalbert legte, und erwiederte: er müsse sich erst mit den Seinen berathen. Sobald er fort war, thaten seine Gegner Alles, sein Betragen in ein gehässiges Licht zu setzen, und bewirkten am folgenden Tage die Wahl Lothar's, wiewol unter großer Unordnung und Verwirrung und nicht ohne heftigen Einspruch. Lothar's Weigerung war ohne Zweifel nur Verstellung gewesen, und mit dem Erzbischof verabredet, um Herzog Friedrich zu überlisten. Dennoch wurde auch seine Erhebung nicht ohne Opfer und Beeinträchtigung der kaiserlichen Rechte bewirkt, da die Kirche sich nicht mit dem allgemeinen Vortheil, einen günstiger gesinnten Herrscher auf Deutschland's Thron zu sehen, begnügte, sondern gleich bestimmte Bewilligungen in Anspruch nahm. Adalbert und die päpstlichen Legaten drangen dem neuen König das Versprechen ab oder hatten diese Zugeständnisse schon vorher als Bedingung gefordert und erhalten, daß er die Freiheit der Bischofswahlen weder durch seine noch durch seiner Bevollmächtigten Gegenwart beschränken wolle. Auch sollten Geistliche und Bischöfe den Eid der Treue nur mit Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhältnisse leisten, die Belehnung jedesmal erst nach der Consecration ertheilt werden und für dieselbe nicht mehr, wie es bisher Gebrauch gewesen, Gelder und Abgaben erhoben werden. Und nicht genug, daß man, jetzt zum ersten Mal, einen päpstlichen Legaten zur Kaiserwahl zugelassen hatte*), man schickte auch noch zwei Bischöfe nach Rom, um die Bestätigung des Papstes Honorius II. (der 1124 auf Calixtus gefolgt war) einzuholen. So vollständig benutzte der Römische Hof den günstigen Augenblick. Und doch waren es wenig mehr als siebzig Jahre, daß Heinrich III. vier Päpste hinter einander nach seinem Gutdünken ernannt hatte, und erst drei Jahre seitdem die Ausgleichung der weltlichen und kirchlichen Ansprüche im Wormser Concordat festgestellt worden war. Durch jene Bestimmungen aber, besonders durch den Vorbehalt der kirchlichen Verhältnisse, — denn was konnte nicht unter diesem Namen befaßt werden, — war das Lehnsverhältniß der Bischöfe und Aebte fast ganz aufgelöst, wie es einst Gregor VII. be-

---

*) Indeß waren päpstliche Legaten doch auch schon bei der Wahl des Gegenkönigs Rudolph von Schwaben (Th. IV. S. 291.) thätig gewesen.

absichtigt hatte, während zu gleicher Zeit durch die Entfernung der kaiserlichen Abgeordneten für die Freiheit der Wahlen außerordentlich viel gewonnen war. So warf die Kirche, nicht zufrieden mit dem bisher Errungenen, den Frieden wieder um, und eröffnete, indem ihr Verfahren Reactionen von Seiten der weltlichen Macht hervorrufen mußte, den kaum geschlichteten Kampf aufs neue. Schon waren größere Geister als Heinrich IV. und sein Sohn bereit, ihr den Sieg streitig zu machen. Lothar aber möchte vor der Anklage schwer zu rechtfertigen seyn: wichtige von den Vorgängern nur mit Anstrengung aller Kräfte bewahrte Rechte der Krone, leichtsinnig und des eigenen Vortheils wegen, aufgeopfert zu haben, wenn er auch durch seine Stellung entschuldigt wird. Denn daß er nicht etwa im Gefühle von der wirklichen Berechtigung der kirchlichen Ansprüche jene Zugeständnisse ertheilte, zeugt deutlich sein späterer Versuch, das Aufgegebene wieder zu erlangen.

Als die Wahl Lothar's verkündet wurde, hatte sich Herzog Friedrich zwar unterworfen, aber Unmuth und Groll, die Krone an den Sachsen gekommen zu sehen, blieben in seinem Herzen, und keine allzu lange Zeit verging, so stand er den alten Feinden wieder mit den Waffen in der Hand gegenüber. Lothar glaubte nämlich nur in der Schwächung der Hohenstaufen die sichere Grundlage seines Ansehens zu finden, und forderte deshalb viele von den Gütern und Besitzungen zurück, welche das Erbe der Fränkischen Kaiser ausmachten, weil sie, wie er behauptete, dem Reiche zuständen, kein Eigenthum der Salischen Familien seyen. Solches Ansinnen war nicht ohne rechtlichen Grund; vieles war gewiß lehnbares Reichsgut und durfte am wenigsten durch weibliche Nachkommen vererbt werden, von den Meisten mochte sich indeß nicht nachweisen lassen, was dem Reiche oder was der Familie ursprünglich gehört hatte. Als Herzog Friedrich die Herausgabe weigerte, ward er mit Verletzung aller Formen verurtheilt, in die Acht erklärt, und ein Reichszug gegen ihn beschlossen. Lothar fühlte sich allein diesem Kampfe nicht gewachsen, doch schien ein günstiger Ausgang fast gewiß, wenn es ihm gelang, zu seiner norddeutschen Macht noch die großen Nebenbuhler der Hohenstaufen in Süddeutschland zu gewinnen, die Zähringer und die Welfen, deren Geschlechter auch im Stammlande der Hohenstaufen, in Schwaben, reich begütert waren. Die Ersteren, das alte Geschlecht der Grafen des Breisgaues, waren durch Berthold, dem die Kaiserin Agnes das Herzogthum Kärnthen

verliehen hatte (Th. IV. S. 262.), bedeutender als früher hervorgetreten; der Welfen Ansehen und Macht war noch bei weitem länger und fester begründet, und wenn diese älteren Familien schon bloß deshalb mit Neid und Eifersucht auf das junge aber schnell emporstrebende Geschlecht der Hohenstaufen blicken mußten, so hatten diese Leidenschaften in den langen Kämpfen, welche sie zu Heinrich IV. Zeit gegeneinander geführt hatten, reiche Nahrung gefunden. Noch konnte die Zeit nicht vergessen seyn, wo Sachsen, Welfen und Zähringer im Bunde gegen jenen Kaiser und die Hohenstaufen gestritten. Doch hatte sich darauf alles wieder friedlicher gestaltet. Welf IV. Herzog von Baiern war, wie oben erzählt worden ist, zu Heinrich zurückgetreten (1095), und dieser hatte dafür seinem Sohne Welf V. die Nachfolge in der herzoglichen Würde gesichert. Etwa um dieselbe Zeit (1097) überließ auch Berthold von Zähringen, der Sohn jenes ersten Berthold, der eine Zeit lang Kärnthen inne gehabt, das Herzogthum Schwaben, über dessen Besitz er viele Jahre hindurch zuerst für seinen Schwiegervater, den Gegenkönig Rudolf, dann für dessen Sohn, und endlich, als auch dieser (1092) gestorben, für sich selbst gegen den älteren Friedrich von Hohenstaufen gekämpft, diesem Letzteren, und erhielt als Entschädigung die Reichsvogtei über den Landstrich von Zürich bis an die Burgundische Grenze. Unter der folgenden Regierung hatten Zähringer und Welfen dem Kaiser treu gedient. Auf Welf V. (gest. 1120) folgte sein Bruder Heinrich der Schwarze, und als nun Friedrich von Hohenstaufen dessen Schwester Judith heirathete, schien der Zwist beider Häuser durch verwandtschaftliche Bande vergessen und ausgeglichen. Dennoch gelang es jetzt dem Könige, sie wieder zu trennen. Heinrich der Schwarze war 1126 gestorben, und hatte Baiern seinem Sohn, Heinrich dem Stolzen, einem Fürsten von Kraft und Einsicht, hinterlassen. Diesem bot Lothar die Hand seiner Tochter Gertrude, seines einzigen Kindes, an, und Heinrich widerstand der Lockung um so weniger, da Judith um diese Zeit starb. Er besaß von seiner Mutter Wulfhilde, einer Tochter des Herzogs Magnus, schon einen Theil der Billungischen Güter in Sachsen; jetzt eröffnete sich ihm auch die Aussicht auf die Braunschweigischen Lande und andere Erbgüter des Königs, ja bald belehnte ihn dieser mit dem Herzogthum Sachsen selbst. Entweder übersah Lothar in seinem Eifer, wie gefährlich dem kaiserlichen Ansehen die Vereinigung zweier mächtigen Herzogthümer unter ein Haupt werden könne, und daß er gerade durch diesen Schritt eine

eben so große ja noch größere Macht hervorrief, als die war, welche er stürzen wollte, oder es war seine Absicht, auf diese Weise seinem neuen Eidam den Weg zum Kaiserthrone zu bahnen, da er selbst ohne männliche Nachkommen war. Das Letzte ist wahrscheinlicher. Eine so umfassende, auf gemeinsame Interessen, Familienverhältnisse und königliche Gunstbezeugungen fest begründete Vereinigung, der auch Konrad von Zähringen, Berthold's Sohn, beitrat, als ihm Lothar die Grafschaft Burgund ertheilte, schien die Gegenpartei erdrücken zu müssen. Dennoch leisteten die Hohenstaufischen Brüder (Herzog Konrad war eben von einem Zuge nach Palästina zurückgekehrt) tapfern Widerstand. Lothar konnte Nürnberg, welches zu ihnen hielt, nicht einnehmen. Konrad zog nach Italien, und Mailand, die mächtigste und kühnste Stadt der Lombardei, nahm ihn, wie einst den rebellischen Sohn Heinrich's IV., mit Freuden auf; denn von ihm, der ohne Reichsheer kam, war keine strenge Herrschaft, wohl aber Hülfe gegen die Ansprüche des Kaisers zu erwarten. Der dortige Erzbischof Anselm krönte ihn zum König (1128). Da aber andere Italienische Städte gerade darum wider Konrad waren, weil Mailand für ihn war, auch Honorius II. durch Aussprechung des Bannfluchs ihn vieler Freunde und Anhänger beraubte, konnte er sich in Italien nicht halten, und zog schon im folgenden Jahre nach Deutschland zurück, wo die Lage der Dinge sich gleichfalls zum Nachtheile der Hohenstaufen geändert hatte. Auch würde der Krieg wider sie wol schon damals beendet worden seyn, wenn Lothar's Aufmerksamkeit nicht auf Italien gelenkt worden wäre.

Nach Honorius' II. Tode (1130) wurden nämlich von den Parteien zu Rom zwei Päpste aufgestellt, Innocenz II. und Anaklet II. Der Letztere, eines getauften Juden Enkel, hatte den Römischen Adel und die Normannen, deren Oberhaupte Roger II.*) er den Titel eines Königs von Sicilien gab oder bestätigte, auf seiner Seite; der Erstere die Partei des noch immer zu Rom befindlichen kaiserlichen Stadtpräfecten. Innocenz mußte weichen. Er ging persönlich nach Frankreich, schickte Gesandte nach Deutschland, und ward von beiden Königen anerkannt. Lothar ließ ihn zu einer Zusammenkunft nach Lüttich einladen,

*) Er folgte seinem Vater Roger I. im Jahre 1101 in der Herrschaft über Sicilien und da 1127 das Geschlecht von Robert Guiscard ausstarb, so vereinigte dieser Roger II. Sicilien mit Apulien und Calabrien.

und glaubte hier einen schicklichen Zeitpunkt gefunden zu haben, um die Wiederherstellung der bei seiner Krönung aufgegebenen Rechte bei den geistlichen Belehnungen zu erlangen; allein der Papst war trotz seiner eigenen Noth so auf der Hut, und ward von dem beredten Abt Bernhard von Clairvaux so geschickt unterstützt, daß der König seine Hoffnung aufgeben mußte. Offenbar war das Mißlingen dieses Versuches seine eigene Schuld, da er unkluger Weise den Papst anerkannt hatte, bevor er mit seinen Forderungen zum Vorschein kam. Ja der Papst weihte sogar einen Erzbischof von Trier, dessen Belehnung der König verweigert hatte.

Lothar's bald darauf unternommener Römerzug (1132) lief eben so wenig glänzend ab. Da er mit den beiden Hohenstaufischen Brüdern noch im Kriege war, so fehlte seinem Gefolge ein großer Theil der Oberdeutschen Ritterschaft, und die Mailänder eröffneten ihm ihre Thore nicht. In der Roncalischen Ebene stieß der Papst zu ihm, den er in Rom einführte, ohne doch den Gegenpapst daraus vertreiben zu können. Beide Parteien verschanzten sich nun gegen einander; aus jeder Kirche und jedem Palaste war eine Veste gemacht, und auf St. Peter's Zinnen standen Wurfmaschinen. Da die letztere Kirche so wie die Engelsburg und Trastevere in den Händen der Anakletischen Partei war, so mußte die Kaiserkrönung Lothar's gegen die hergebrachte Sitte in der Lateranischen Kirche vorgenommen werden. Lothar hätte hier eine treffliche Gelegenheit gehabt, für die königliche Macht wider die geistliche große Vortheile zu gewinnen, wenn er als Schiedsrichter zwischen den streitenden Päpsten aufgetreten wäre. Aber er war der Mann nicht, die ihm vom Glücke dargebotene Gunst klug und kräftig zu benutzen, und die Mittel, über welche er zu gebieten hatte, waren zu gering. Es befanden sich nur 1500 Ritter in seinem Gefolge.

Der Streit über das Mathildische Allode wurde hier so entschieden, daß der Papst dasselbe gegen einen jährlichen Zins von hundert Mark zunächst dem Kaiser und hierauf dem Herzog von Baiern, aber nur auf die Dauer ihres Lebens, zu Lehen überließ. Der päpstliche Hof benutzte dies, um den Kaiser in dem Verhältnisse seines Lehnsmannes erscheinen zu lassen, denn einige Jahre nachher sah man im Lateran ein Gemälde, welches Lothar vor dem Papste knieend und von ihm, nicht etwa bloß die Belehnung über jene Güter, sondern die ganze Krone empfangend vorstellte, mit der Inschrift: Rex venit ante fo-

res, jurans prius urbis honores; post homo fit papae, recipit quo dante coronam *).

Nach seiner Rückkehr, die Lothar bald nach der Krönung angetreten hatte, setzte er den Krieg gegen die Hohenstaufen mit erneutem Eifer fort. Sein Schwiegersohn Heinrich belagerte Ulm, ihren Hauptwaffenplatz, und legte die Stadt in Asche. Hierauf suchten beide Brüder durch die Kaiserin Richenza den Frieden nach. Auf einem Reichstage zu Bamberg (1135) that Friedrich einen Fußfall vor dem Kaiser, und ein halbes Jahr später entsagte auch Konrad zu Mühlhausen dem Königstitel und so wurde der neunjährige Streit endlich beigelegt. Die Absicht aber, in welcher der Kaiser ihn unternommen, wurde nicht erreicht; denn die Hohenstaufen gingen ohne wesentliche Verminderung ihrer Macht aus demselben hervor. Beide Brüder erhielten Verzeihung, auch Erlösung aus Reichsacht und Kirchenbann, empfingen den größten Theil der Salischen Erbgüter nur nicht als Alloden sondern als Lehen, und mußten versprechen, den Kaiser auf einem zweiten Zuge nach Italien, den seine Ehre forderte, zu begleiten. Der Gegenpapst Anaklet hatte nämlich mit Hülfe der Normannen von neuem sich erhoben und den Innocenz wieder ganz aus Rom vertrieben, worauf sich dieser nach dem stets kaiserlich gesinnten Pisa begeben hatte.

Der zweite Zug Lothar's (1136) ließ sich nun allerdings glänzender an. Die Mailänder öffneten diesmal freiwillig ihre Thore, der Kaiser hielt seinen Lombardischen Reichstag auf den Roncalischen Feldern, saß zu Gericht und publicirte am siebenten November ein Edict gegen die Veräußerung von Lehnsgütern ohne Bewilligung des Lehnsherrn. Das Gebiet des widerspenstigen Cremona wurde verheert, Turin und Pavia mußten sich unterwerfen; Piacenza nahm der Kaiser mit stürmender Hand. Jetzt erst, nachdem in Oberitalien Alles unterworfen war, wandte sich Lothar südwärts. In Bologna theilte er das Heer (1137), Heinrich von Baiern ging über den Appennin, eroberte Florenz, ging Rom vorüber, wo sich Anaklet noch hielt und drang nach Capua und Benevent vor, während Lothar selbst am Adriatischen Meer hinabzog. Roger's II. Herrschaft in Unteritalien war selbst noch schlecht befestigt; seit seiner Thronbesteigung hatte er mit Aufständen der Barone und Städte, welche in den letzten Jahren von Innocenz

*) Radevicus Frising. I. 10.

und den Pisanern unterstützt worden waren, einen fast ununterbrochenen Krieg zu führen gehabt. Diese Umstände erleichterten den Deutschen die Eroberung. Heinrich vereinigte sich, nachdem er Capua und Benevent genommen und unterworfen, vor Bari wieder mit dem Hauptheer. Auch Melfi und Salerno fielen, und die Pisaner zerstörten ihre Nebenbuhlerin im Handel und Seewesen, Amalfi, so daß diese Stadt sich seitdem niemals wieder zu ihrem alten Glanze hat erheben können. Roger floh nach Sicilien; es schien, als wäre es mit der Herrschaft der Normannen auf dem festen Lande von Italien vorüber. Da erhob sich aber Streit zwischen Innocenz, der keine zu feste Begründung der Deutschen Macht in Apulien wünschte, und dem Kaiser, unter wessen Oberhoheit die eroberten Länder stehen sollten. Der Papst behauptete, ihm gebühre die Einsetzung und Belehnung neuer Fürsten von Apulien, wie sein Vorfahr Leo IX. gethan (Th. IV. S. 261.), Lothar machte dagegen die mehrfach errungene Abhängigkeit dieser Länder vom Reiche geltend und erklärte die Lehnsherrlichkeit des heiligen Stuhles für Anmaßung und willkürlichen Eingriff in die kaiserlichen Gerechtsame. Die Deutschen Krieger, ohnehin des Feldzugs müde, machten ihrem Unwillen gegen den Papst, die Cardinäle und den Erzbischof von Trier, seinen Günstling, dem sie die Schuld der langen Verzögerung beimaßen, in einem wilden Aufstand Luft. Lothar stillte zwar durch strenges Eingreifen die Empörung, sah sich aber dennoch genöthigt, nach Zurücklassung einiger Mannschaft in den festen Plätzen, den Rückzug nach Deutschland wieder anzutreten. Auf diesem führte er Innocenz II. nochmals nach Rom und konnte so doch die Hauptzwecke des Zuges, Wiedereinsetzung des Papstes und Demüthigung der Normannen für erreicht halten, bis ihn noch in Oberitalien die Botschaft ereilte, Roger habe in Apulien schon wieder große Fortschritte gemacht. Zu diesen Widerwärtigkeiten kam außerdem eine Krankheit, die ihn zu Trient befiel, und auf der Reise, zwischen dem Inn und Lech, in einer Hütte des Dorfes Breitenwang seinem Leben ein Ende machte (3. Dec. 1137). Er hinterließ den Ruhm eines rechtschaffenen und tapfern Mannes, der dem Drucke des Volkes nach Kräften gesteuert habe; aber große Gaben, das Ansehn des erschütterten Thrones neu zu befestigen, besaß er keineswegs.

Als ein Zeitgenosse und treuer Vasall Lothar's verdient noch der tapfere Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt, Erwähnung, den der Kaiser nach seinem ersten Italienischen Zuge für die auf demselben

ihm geleisteten Dienste mit der Mark Nordsachsen belehnte, auch die Mark Soltwedel genannt, weil die Burg des Markgrafen in dem heutigen Salzwedel stand (Th. IV. S. 221.). In den hier noch stets fortwährenden Kämpfen wider die Slaven fand Albrecht Stoff für seine Kriegslust und Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht.

---

6. Konrad III.
(1138—1152.)

Die zuversichtliche Hoffnung, welche Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen, hegte, daß der Thron ihm zufallen würde, wurde vereitelt. Wie einst die beiden letzten Fränkischen Kaiser die Hohenstaufen erhoben hatten gegen die widerstrebenden Sachsen; so hatte Lothar eine Stütze gesucht für sein Ansehen und seine Herrscherweise in den Welfen. Aber gerade die allzu hohe Steigerung der Macht dieses Hauses erzeugte dieselbe Furcht vor kraftvoller, durchgreifender Herrschaft, welche früherhin die Fürsten von Friedrich von Schwaben abgewendet. Denn dem Herzog Heinrich waren nunmehr nicht nur sämmtliche Suplimburgische Erbgüter sammt den Vermehrungen Lothar's zugefallen, sondern auch die Mathildischen Territorien; so daß er sich rühmen durfte, von der Nordsee bis zum Mittelmeer zu gebieten. Viele wandten dagegen ihre Augen auf Konrad von Hohenstaufen, den minder mächtigen, der in den letzten Jahren der vorigen Regierung durch Milde und Freundlichkeit beliebt geworden war. Selbst Papst Innocenz II., so große Verdienste sich auch Lothar um ihn erworben, wollte dennoch dessen Verwandten die Krone nicht zuwenden, er gab dem Legaten in Deutschland Befehl, für Konrad zu wirken, der keine Besitzungen in drohender Nähe von Rom hatte. Auch diesmal gab ein Geistlicher den weiteren Ausschlag. Der erzbischöfliche Sitz von Mainz war eben durch den Tod Adalbert's erledigt, der neu gewählte Erzbischof Arnold von Köln hatte das Pallium noch nicht erhalten. So kam Alles auf Albero von Trier an. Obgleich der allgemeine Wahltag auf Pfingsten (1138) zu Mainz festgesetzt war, brachte dieser doch schon drei Monate zuvor eine Versammlung der Hohenstaufisch Gesinnten in Coblenz zu Stande. Es waren außer Geistlichen nur wenige weltliche Fürsten aus Schwaben, Franken und den Rheinlanden zugegen. Hier wurde Konrad gewählt (am 22. Februar) und schnell

darauf zu Aachen von dem päpstlichen Legaten gekrönt (8. März). Damit kam die königliche Herrschaft in Deutschland an das Heldengeschlecht der Hohenstaufen, bei welchem sie mit geringer Unterbrechung bis zum Jahre 1254 geblieben ist.

Die Wahl war nicht zur bestimmten Zeit, nicht am herkömmlichen Ort, nicht von den Stämmen geschehen, sie war, wie die Lothar's, nur Parteiwahl, aber noch unregelmäßiger, ungesetzlicher und trugvoller als jene. So wie bei diesem dritten Konrad war es einst nicht hergegangen, da Konrad I. und Konrad II. ruhmwürdigen Andenkens durch den gemeinsamen Willen des Deutschen Volkes auf den Thron erhoben wurden. Die Sachsen und die anderen Völker, welche nicht bei der Wahl zugegen gewesen, wurden hierauf zu einem Reichstage nach Bamberg (auf Pfingsten) beschieden, um dem neuen Könige die Huldigung zu leisten. Die einzelnen Sächsischen und Bairischen Fürsten erschienen, nicht aber Heinrich. Da er auf einen zweiten Tag nach Regensburg vorgeladen ward, lieferte er indeß die Reichskleinode, in deren Besitz er war, aus, und hoffte, nunmehr in allen seinen Ländern und Würden bestätigt zu werden. Doch bald mußte er das Gegentheil erfahren. Denn Konrad begann nun dasselbe Verfahren gegen die Welfen, welches vorhin Lothar gegen ihn und seinen Bruder gerichtet hatte. Seine Regierung ist das Gegenbild und die Wiederholung der früheren, nur der Stand der Parteien ist verwandelt und die Angegriffenen sind jetzt die Angreifenden. Zu Augsburg, wo ein abermaliger Tag angesetzt war, erklärte Konrad, Heinrich's des Stolzen Macht sey für Deutschland's Ruhe zu groß, kein Fürst dürfe nach altem Herkommen zwei Herzogthümer zugleich besitzen, und der König werde entscheiden, wem das Herzogthum Sachsen zustehe, auf welches Albrecht der Bär Ansprüche machte. Indeß war das bewaffnete Gefolge, mit welchem Herzog Heinrich herbeigekommen war, so groß, daß Konrad sich in Augsburg nicht länger sicher glaubte, sondern nach Würzburg ging, wo er die Acht über ihn aussprach, im Beiseyn weniger Fürsten, ohne daß Heinrich gehört wurde, mit noch größerer Verletzung der Formen, als vordem Friedrich von Schwaben verurtheilt worden war. Konrad unterließ so wenig als Lothar, sich durch Bundesgenossen zu stärken. Graf Otto von Ballenstädt, Albrecht's Vater, hatte des Herzogs Magnus von Sachsen ältere Tochter Elike geheirathet und war durch diese in den Besitz der Hälfte der Billungschen Stammgüter gekommen. Nach Magnus' Tode hatte er von

Heinrich V. das Herzogthum Sachsen davon zu tragen vermeint. Aber seine Hoffnung wurde nicht erfüllt, ebenso wenig wie die seines Sohnes Albrecht, des späteren Markgrafen der Nordmark, als er nach Lothar's Erhebung die Belehnung mit Sachsen für sich erwartete. Jetzt endlich glaubte dieser sein Recht geltend machen zu können und war schon den Sachsen ins Land gefallen, als ihm Konrad zu Goslar das Herzogthum wirklich ertheilte. Darauf wurde Heinrichen auch das Herzogthum Baiern abgesprochen, welches der König seinem mütterlichen Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold IV.*) von Oesterreich, gab. Damit begann denn der Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen**) zum dritten Male, ein Kampf, der für das Schicksal von ganz Deutschland höchst folgenreich wurde.

Der allgemeine Neid gegen den mächtigen Heinrich erleichterte das Verfahren gegen ihn, und die Bairischen Großen, bei welchen der Herzog wegen seiner durchgreifenden Herrschaft eben nicht beliebt war, fielen ohne Bedenken von ihm ab. Leopold eroberte Regensburg, durchzog das Land und unterwarf Alles mit leichter Mühe. Heinrich entfloh mit nur vier Begleitern nach Sachsen. Hier fand er größere Treue, Albrecht wurde verjagt und selbst seine Erbgüter verwüstet. Da zog der König herbei mit Heeresmacht und lagerte an der Fulda, Heinrich stand mit seinem Kriegsvolk an der Werra. Indessen gelang es Albero von Trier, einen Stillstand zu vermitteln und Heinrich starb noch im Laufe desselben eines plötzlichen Todes (20. Oct. 1139). Indeß machte dies Ereigniß dem Kampfe doch kein Ende. Heinrich hinterließ einen zehnjährigen Sohn, wie er selbst Heinrich genannt; für diesen vertheidigte Gertrud (S. 31), seine Mutter, und Richenza, seine Großmutter (Th. IV. S. 301.), Frauen von Geist und Kraft und hoch angesehen bei den Sachsen, das Herzogthum. In Baiern erhob Welf VI. von Altorf, Heinrich des Stolzen Bruder, Ansprüche auf die Erbfolge und focht glücklich gegen Leopold. Konrad kam wieder nach Franken herauf und belagerte Weinsberg über vier Wochen lang, als Welf mitten im Winter (1140, 21. Jan.) zum Entsatz der Stadt heranrückte. Hie Welf! Hie Waiblingen! begegnete sich der Schlachtruf. Der König gewann das Treffen, und als die Stadt sich nun

*) Agnes, Tochter Heinrich's IV. und Wittwe Friedrich's von Hohenstaufen, des ersten Herzogs von Schwaben, hatte 1106 Leopold III. Markgrafen von Oestreich geheirathet.

**) Diese wurden auch Gibellinen genannt, angeblich nach der Italienischen Verstümmelung des Namens Waiblingen, eines Schlosses der Hohenstaufen in Schwaben.

ergeben mußte, wurde nur den Weibern und Jungfrauen, die darin waren, die Gnade bewilligt, mit dem, was sie auf den Schultern tragen könnten, davon zu ziehen. Da luden die Weiber ihre Männer die Jungfrauen ihre Freunde auf die Schultern, und zogen hinaus. Des Königs Neffe, Friedrich von Hohenstaufen, wollte dies hindern, allein Konrad hielt sein Versprechen.

Leopold IV. starb im nächsten Jahre, und Konrad belehnte den Bruder des Verstorbenen, Heinrich (welcher in der Geschichte von der Betheurung, die er stets im Munde führte, den seltsamen Beinamen Jasomirgott führt), mit dem Herzogthume Baiern. Aber des langwierigen Kampfes müde, beförderte er zugleich die Heirath dieses Heinrich mit Gertrud, Heinrich's des Stolzen Wittwe, welche sich dadurch zur Verzichtleistung auf Baiern bewegen ließ (1142). Dagegen ertheilte der König dem Knaben Heinrich, Gertrudens Sohn, Sachsen wieder, und Albrecht der Bär mußte sich mit der Trennung seiner Markgrafschaft von der Sächsischen Hoheit und der Aussicht, seine Herrschaft unter den Slaven auszubreiten, begnügen. So hatte Konrad denn schon nach vier Jahren gegen das feindliche Haus weit mehr erreicht, als vormals Lothar in neun Jahren gegen das Seinige, wenn auch Welf VI. den Krieg um Baiern gegen Heinrich Jasomirgott noch unermüdet fortsetzte.

In Italien war unterdeß Anaklet II. gestorben (1138), und Innocenz hatte sich mit Roger von Sicilien ausgesöhnt, auch seine Königswürde anerkannt. Die Verwirrung aber, welche mit dem Kampfe der beiden Gegenpäpste in der Stadt Rom begonnen hatte, endete noch nicht. Jene halbe, verworrene Kenntniß alter Zeiten und Verhältnisse, die im Mittelalter herrschte, erzeugte in den Römern den seltsamen Gedanken, sie könnten den alten Freistaat Rom wiederherstellen. Geweckt und angeregt wurden diese Ideen zuerst durch die Predigten eines merkwürdigen Mannes, Arnold's von Brescia. Dieser, dem geistlichen Stande bestimmt und eifrig dem Studium der heiligen Schriften obliegend, glaubte im Evangelium die ursprüngliche Bedeutung und Bestimmung der Kirche erkannt zu haben und hielt das Bild, welches ihm hier von der Wirksamkeit der Apostel und der ersten christlichen Lehrer entgegentrat, dem weltlichen Treiben der Geistlichkeit seiner Zeit gegenüber. Als ein Höheres, nicht der Welt Angehöriges wollte die Kirche über dem Staat stehen und ihn beherrschen, aber sie war ebenso weltlich als dieser; die Priester sollten sich durch

die Weihen einer besonderen Heiligkeit erfreuen, sie waren ebenso unheilig als die Laien; sie sollten dem Glanz und den Gütern der Welt entsagen, sie lebten in hohen Ehren, Reichthum und Ueberfluß. Gregor VII. hatte diesen Uebeln abzuhelfen gedacht, wenn er den Geistlichen alle Verbindung mit dem Staate abschnitte. Seine Entwürfe waren in den wesentlichsten Punkten gelungen, der Zustand der Kirche aber hatte sich nicht in dem Maße gebessert. Arnold von Brescia meinte den Grund des Verderbens deutlicher zu sehen, und dessen Wurzel tiefer angreifen zu müssen. Alle Reichthümer der Kirche, aller Güterbesitz, alle Hoheitsrechte sollen aufgegeben werden — so predigte er — sie entfernen die Geistlichen von ihrem Beruf, hindern die Reinheit ihres Wandels, verlocken sie zu Lastern und Sünden, geben ihnen dem Christenthum fremde Interessen. Es soll hinfort kein Geistlicher Eigenthum, kein Bischof Lehen besitzen, alles irdische Gut gehört den Fürsten und den Leuten dieser Welt. Von den Opfern und Zehnten der Gläubigen lebt die gereinigte Kirche Christi. Es war eine ganz neue Ansicht von der Stellung der Kirche, sie sollte nur die innere und geistige Herrschaft des Christenthums über die Welt haben, nicht auch jene äußere, auf Besitzthümer, Rechte, feste Ordnung, unabhängige Stellung der Glieder und des Oberhaupts gegründete, welche Gregor zu vollenden getrachtet hatte.

Arnold fand einen guten und empfänglichen Boden für seine Lehre in Oberitalien, wo er zuerst auftrat, und wie seine feurig strömenden Worte alle fortrissen, so fehlte ihnen auch die Bewährung eines strengen, der Welt absagenden Lebenswandels nicht. Der lange Streit über die Investitur hatte die Gemüther aufgeregt zur Untersuchung über die Rechte der Kirche, und des Staates und der aufstrebenden Freiheit. Den Lombardischen Städten, welchen hauptsächlich bischöfliche Rechte (Th. IV. S. 249.) im Wege standen, konnte nichts erwünschter seyn, als die Erklärung, daß ein Geistlicher nur unbefugt politische Rechte besitzen könne. Ein anderer Punkt der Lehren Arnold's enthielt fast noch gewichtigere Momente für die unmittelbare Entwickelung der Verhältnisse in Italien. Er verglich die Stadtgemeinden mit den Republiken des Alterthums, und wie die Lombarden durch seine Ansicht von der Kirche eine theoretische Rechtfertigung für langjährige Bemühungen empfingen, so sahen sie jetzt auch plötzlich ein glänzendes Ideal für ein noch nicht zum Bewußtseyn gekommenes Streben lebendig vor ihren Blicken.

Auf einer großen Synode, welche 1139 im Lateran zusammentrat, war Arnold angeklagt worden. Er entwich über die Alpen. Aber seine Worte waren bis nach Rom gedrungen. Das Volk hielt eine große Versammlung auf dem Kapitol, erwählte einen Senat und kündigte dem Papste an, daß seine Herrschaft über die Stadt zu Ende sey. Innocenz II. und Cölestin, sein Nachfolger, starben unter diesen Unruhen (1143). Von Lucius II. verlangten die Republikaner Uebergabe aller Güter, Einnahmen und weltlichen Rechte an den von ihnen erwählten Patricius. Mit bewaffneten Haufen stürmte der Papst das Kapitol. Er wurde zurückgeschlagen und starb an seinen Wunden. Arnold kam darauf selbst nach Rom und trat an die Spitze der Volkspartei. Vollständig sollte die alte Verfassung wiederhergestellt werden. Zwei Consuln sollten als leitende Behörde dem Staate vorstehen; der Senat hundert Mitglieder zählen. Ebenso sollte der Ritterstand und die Volksmacht neu begründet werden. Der nach Lucius gewählte Eugen III. (1145) mußte vor dem großen Eifer der Römer für die Republik nach Frankreich entweichen; welche nun dem Könige Konrad schrieben, sie hätten die Päpste, diese ärgsten Feinde aller Kaiser, aus Rom vertrieben; er möge kommen, und in der Hauptstadt der Welt freier herrschen als irgend einer seiner Vorfahren. Doch sollte nach Arnold's Theorie auch die kaiserliche Herrschaft über Rom sehr beschränkt werden und Konrad kannte den Wankelmuth und die Unzuverlässigkeit dieses Volkes zu gut, als daß er lockenden Schmeichelworten Gehör gegeben hätte. Dagegen ließ er sich zu einem Kreuzzuge nach Palästina bewegen, der weder rühmlich noch glücklich für ihn endete.

---

7. Der heilige Bernhard.

(Geb. 1091, gest. 1153.)

Als die Kunde von dem traurigen Falle Edessa's in die Abendländer drang, verbreitete sie große Bestürzung, und machte die Begierde, in das heilige Land zu ziehen, von neuem rege. Zur That trieb diese Begeisterung der berühmteste aller damals lebenden Geistlichen, der heilige Bernhard. Dieser, zu Fontaines in Burgund unweit Dijon aus einem alten adeligen Geschlechte geboren, hatte einen lebendigen, feurigen Geist, zugleich aber eine tiefeingepflanzte Liebe zum einsamen,

betrachtenden Leben, welche ihn den Mönchsstand mit großem Eifer ergreifen ließ. Er begnügte sich aber nicht, diesen Vorsatz für sich selber auszuführen, sondern suchte auch Freunden und Verwandten, so viel er konnte, seine Neigung mitzutheilen und seine Ueberredung riß Viele mit fort. Es erregte Aufsehen, eine große Anzahl junger und alter Männer durch die Beredsamkeit und Kraft eines drei und zwanzigjährigen Jünglings zur Entsagung von Gut, Ehre und Familie entschlossen zu sehen. Bernhard wählte keines der reichen und berühmten Klöster, wie das zu Clugny, dessen Aebte von Päpsten und Kaisern hochgeehrt wurden, sondern ein armseliges, das nur noch wenige Mitglieder zählte, weil die Armuth und außerordentliche Strenge die Meisten abschreckte, das Kloster Cistercium (Citeaux) in einer wilden Einöde im Herzogthum Burgund. Schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts hier erwarb er sich Aufmerksamkeit und Bewunderung durch seine mit Zurückziehung in sich selbst verbundene Thätigkeit, wie durch die Gewalt, mit der er seine sinnliche Natur beherrschte. Sein Ruf zog bald Mehrere nach Citeaux hin, das Kloster vermochte die vergrößerte Zahl der Mönche nicht mehr zu fassen, und es wurden noch andere angelegt, unter ihnen das in kurzer Zeit weitberühmte von Claravallis (Clairvaux), zu dessen Abt Bernhard ernannt wurde (1115). Das strenge Leben hatte seinen Körper abgezehrt, er glich einem Todten eher als einem Lebenden, dennoch war seine Thätigkeit nicht zu ermüden. Lesen und Forschen in der heiligen Schrift war für ihn die Hauptbeschäftigung *), wenn er auch sonst freudig und demüthig an geringen Handarbeiten Theil nahm. Sein Geist und sein Beispiel beseelte das ganze Kloster. „Es war, sagt ein Zeitgenosse, ein öder Platz zwischen finsteren Wäldern, von Bergen eingeschlossen; wer von den Bergen herabkam, fand in jenem Thale voller Menschen, wo keiner müßig seyn durfte, jeder arbeitete und mit dem ihm übertragenen Werke beschäftiget war, mitten am Tage die Stille der Nacht nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und die Lobgesänge auf die Gottheit. Diese Stille erregte eine solche Ehrfurcht bei

*) Ueber das Studium der Wissenschaften äußert er in den Homilien über das Hohelied Salomo's, seinem berühmtesten Werke: sunt qui scire volunt, eo tantum fine, ut sciant, et hoc est inutilis curiositas; alii ut sciantur, et hoc est superba vanitas, alii, ut scientiam vendant pecunia vel inde panem lucrentur, et hoc est turpis quaestus — tu autem disce et ut aedificeris et ut aedifices; illud religio est, hoc charitas.

den vorübergehenden Laien, daß sie sich scheuten, von anderen als von heiligen Dingen hier zu reden."

Schon bei Bernhard's Leben verbreitete die große Verehrung für ihn den Glauben, daß er Wunder thue, und in ihm selbst war die Zuversicht lebendig, es würde für das, was er zu großen und heiligen Zwecken wolle, Wunderbares geschehen. Aus den verschiedensten Ständen eilten Leute herbei, Bernhard zu sehen, seinen Rath und seine Belehrungen zu vernehmen; auch die stürmische Gewalt kriegerischer Ritter beugte sich vor der Uebermacht des Geistes, die sich ihnen hier in unscheinbarer Hülle entgegenstellte. Mit den Angesehensten des geistlichen und weltlichen Standes in und außer Frankreich stand Bernhard in Verbindung, an den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche nahm er thätigen Antheil, redete gegen Unordnungen, herrschende Laster und Mißbräuche unter den Geistlichen mit strafendem, rücksichtslosem Ernste. Für Unterdrückte und Leidende verwandte er sich bei den Großen durch Fürbitten und ernste Rüge des ihnen geschehenen Unrechts; die Unabhängigkeit der Kirche vertheidigte er gegen Monarchen, und scheute auch gegen Päpste freimüthigen Widerspruch nicht, wo diese der Wohlfahrt des Ganzen zuwider handelten *). In dem Streite zwischen den Päpsten Anaclet und Innocenz (oben S. 32.) war er die vorzüglichste Stütze des Letztern. Seine Beredsamkeit verschaffte Innocenz Anerkennung auf einer Versammlung der Bischöfe, welche König Ludwig VI. von Frankreich zur Entscheidung dieser Frage veranstaltet hatte. Er begleitete den Papst nach Lüttich zu König Lothar, dann nach Rom, und kämpfte überall für dessen Sache.

Die Briefe, in welchen der König und die Barone Jerusalem's ihre Bedrängniß nach dem Verluste von Edessa schilderten, drückten ein besonders großes Vertrauen auf die bewundernswürdige Tapferkeit der Französischen Ritter aus, und erweckten bei diesen große Bereitwilligkeit, solchen Erwartungen zu entsprechen. Manche, deren Gewissen von Sündenschuld geängstigt wurde, beschlossen, es durch tapfern Kampf für die Sache Gottes davon zu reinigen. Zu diesen gehörte auch König Ludwig VII. von Frankreich. Er hatte einige Zeit vorher seinen Vasallen, den Grafen Thibaut von Champagne und Blois Bruder des Königs Stephan von England (s. u.) bekriegt, und Vitry mit Sturm erobert; da war von seinen Kriegern eine Kirche ange-

*) Neander, der heilige Bernhard und sein Zeitalter. Abschnitt I.

zündet worden, in welcher die Flammen dreizehnhundert Menschen verzehrten. Hierüber machte er sich heftige Vorwürfe, und ergriff gern die Gelegenheit, diesen Frevel durch einen Zug ins heilige Land abzubüßen. Bernhard wurde um Rath gefragt, wollte aber ohne den Papst nicht entscheiden. Eugen III. antwortete beifällig, und gab Bernhard den Auftrag, das Kreuz zu predigen. Man kann denken, mit welchem Eifer dieser einen solchen Beruf ergriff, mit welchem Nachdruck er ihn zu erfüllen strebte. Auf einer überaus zahlreich besuchten Versammlung zu Vezelay (um Ostern 1146) nahm König Ludwig das Kreuz, mit ihm seine Gemahlin, sein Bruder, viele Grafen, Bischöfe und Edle. Bernhard mußte die Kreuze viel mehr ausstreuen als austheilen, und da die vorhandenen nicht hinreichten, zerschnitt er seine eigenen Kleider zu Kreuzeszeichen. Durch ganz Frankreich fuhr nach funfzig Jahren das alte „Gott will es!" abermals wie ein Lauffeuer, und Bernhard konnte bald dem Papste von der gesegneten Wirkung seiner Predigten Bericht erstatten. Zugleich ermahnte er die Deutschen in kräftigen und dringenden Briefen, nicht zurückzubleiben.

Unter diesen trat in den Rheingegenden ein Mönch, Radulph, als Kreuzprediger auf. Er entflammte die Wuth des Volkes wider die Juden, von denen viele mit schrecklichen Grausamkeiten ermordet wurden, bis König Konrad dem Unwesen Einhalt that. Bernhard äußerte sich in einem Briefe an den Erzbischof Heinrich von Mainz mit heftigem Unwillen darüber. „Siegt die Kirche, schrieb er, nicht weit herrlicher über die Juden, wenn sie sie täglich widerlegt oder bekehrt, als wenn sie sie alle auf einmal durch das Schwert vertilgt? Soll vergeblich seyn jenes allgemeine Gebet der Kirche, das von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für die ungläubigen Juden gehalten wird, daß Gott der Herr die Hülle von ihrem Herzen nehmen, daß er sie aus ihrer Finsterniß zum Licht der Wahrheit erheben möge? Denn ohne die Hoffnung, daß die Ungläubigen einst zum Glauben gelangen würden, würde es überflüssig und vergeblich scheinen, für sie zu beten."

König Konrad III. war schon früher einmal in Palästina gewesen (S. 32), und zeigte nicht viel Verlangen zu einer zweiten Kreuzfahrt. Bernhard kam nach Deutschland, doch auch seinen persönlichen Vorstellungen schien es anfangs bei dem Könige nicht gelingen zu wollen. Als er aber zu Speier nach der Messe plötzlich eine ergreifende Anrede

an Konrad hielt, von den Wohlthaten sprach, welche er von Gott empfangen; Güter und Reichthum und die höchste weltliche Herrschaft und schöne Gaben der Seele und des Leibes; und die er nun nicht vergelten wolle, ihn an das jüngste Gericht erinnerte, und an die schwere Rechenschaft, welche Gott wegen solcher Undankbarkeit von ihm fordern werde; da rief der fromme König mit weinenden Augen aus: „Ja, ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will nicht länger undankbar seyn. Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt." Sogleich bezeichnete ihn Bernhard mit dem Kreuz, und überreichte ihm eine Fahne zum Siegespanier gegen die Ungläubigen. Sein Beispiel entflammte viele Deutsche Fürsten und Herren, selbst seinen alten Gegner Welf VI., und den Kern der Deutschen Jugend, ihm nach dem heiligen Lande zu folgen.

---

8. Der zweite Kreuzzug.
(1147—1149.)

Im Frühling des Jahres 1147 verließ das Deutsche Heer stattlich und zahlreich (es zählte allein siebzigtausend schwer geharnischte Reiter ohne die leicht bewaffneten und das Fußvolk) die Heimath, und zog durch Ungern und das Griechische Reich. Hier erhoben sich alsbald die früheren Streitigkeiten, die Griechen trauten den Pilgern böse Absichten zu, übervortheilten sie bei dem Verkaufe der Lebensmittel, und suchten ihnen sonst Schwierigkeiten in den Weg zu legen, während die Deutschen mit Gewalt nahmen, was ihnen zu theuer schien, oder wozu das Geld ihnen gänzlich fehlte. Nach manchen Zwistigkeiten und blutigen Händeln wurde das Heer nach Asien übergeschifft. Dort entstand Streit, ob man den kürzern aber gefährlichern Weg über Iconium, oder den längern aber sicherern längs der Meeresküste einschlagen solle. Konrad wählte das Erstere. Bald fanden die Deutschen Ursache über noch schlimmere Tücke der Griechen zu klagen, als in Europa. In die Städte ließ man sie nicht ein; Lebensmittel wurden entweder gar nicht geliefert, oder für vieles Geld von den Mauern an Stricken herabgelassen, und erst nachdem das Geld hinaufgezogen war; ja manche ließen trüglich das Seil, wenn sie das Geld oder Silber empfangen hatten, gar nicht wieder hinunter, und spotteten der lauten Klagen, in welche die Hungrigen ausbrachen. Selbst Kalk soll böslich

unter die Speisen gemischt, und dadurch mancher Pilger vergiftet worden seyn. Immer tiefer kam man in das Land, aber Iconium wollte sich nicht zeigen, und die Pilger wurden erbittert über die Griechischen Wegweiser. Doch wie groß war ihr Schrecken, als diese an einem Morgen gänzlich verschwunden waren! Sie hatten die Deutschen an einen Ort geführt, wo sie den Seldschucken in die Hände fallen mußten, sey es, daß sie von diesen gewonnen waren, oder daß, wie Einige, aber wol irrig, behaupten, der Griechische Kaiser Emanuel selbst diesen Verrath angeordnet hatte. Noch berathschlagte man, wie aus der wüsten, wasserlosen Einöde, in der man sich befand, herauszukommen seyn möchte, als sich die zahllosen Schwärme der Türkischen Reiter zeigten. Diese konnten hier alle Vortheile ihrer bekannten Fechtart im vollen Maße geltend machen. In wenigen Tagen war das Deutsche Heer den unaufhörlichen Angriffen der rüstigen und leichtbeweglichen Feinde fast gänzlich erlegen; kaum der zehnte Theil entrann, unter ihnen König Konrad, der sich nach Byzanz begab, wo ihn der Kaiser freundlich aufnahm. So groß war das Mißtrauen und die Eifersucht der Griechen, daß sie den Geschlagenen, seiner Kriegsmacht Beraubten weit lieber sahen, als den Führer zahlreicher Schaaren wider den gemeinsamen, unversöhnlichen Feind.

Indeß ging es den Franzosen nicht besser. Sie hatten, gleichfalls an sechzigtausend Mann stark, denselben Weg, den die Deutschen genommen, nach Griechenland eingeschlagen, und dort ungefähr mit den nämlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. In der Gegend von Nicäa stießen sie auf die Trümmer des geschlagenen Deutschen Heeres, und um ähnliche Gefahren zu vermeiden, schlug Ludwig die Straße über Smyrna nach Ephesus ein. Kaum hatten sie den Mäander überschritten, so erschienen die Türken, die bald einen Theil des getrennten Heeres überfielen und die Meisten niederhieben. Die Uebrigen erreichten Attalea, eine Seestadt in Pamphylien, von wo aus sich der König mit weniger Begleitung nach Antiochien einschiffte; die anderen Pilger sollten von den Griechen, einem abgeschlossenen Vertrage zufolge, zu Lande eben dahin geleitet werden. Statt aber ihr Wort zu erfüllen, verriethen sie die unglücklichen Kreuzfahrer an die Türken, plünderten sie aus, stießen sie in enge, finstere Wohnungen, und ließen sie dem Hunger und der Seuche zum Raube. Da begaben sich in ihrer höchsten Bedrängniß mehrere Tausende freiwillig in die Gefangenschaft der Seldschucken, von denen sie eine bessere Behandlung

erhielten, als von der Bosheit und Grausamkeit ihrer christlichen Glaubensgenossen.

Die Könige von Deutschland und Frankreich trafen in Jerusalem zusammen, und nachdem sich noch einige Mannschaft zu ihnen gefunden, brachen sie mit König Balduin III. zur Belagerung von Damaskus auf (1148). Diese Unternehmung wurde durch einen verrätherischen Rath der Morgenländischen Christen vereitelt, deren einige schändlich genug waren, von den Muselmännern Gold zu nehmen, um die Aufhebung der Belagerung zu bewirken. Durch so viel traurige Erfahrungen im hohen Grade unmuthig gemacht, kehrten die abendländischen Könige in ihre Reiche zurück (1149).

Hier erhob sich bitterer Tadel gegen den Abt Bernhard, weil er mit so großer Zuversicht einen glücklichen Ausgang geweissagt, und dadurch viele Tausende in ihr Verderben gerissen habe. Bernhard, der selbst den tiefsten Schmerz empfand, rechtfertigte sich gegen diese Vorwürfe, indem er den unglücklichen Erfolg des Kreuzzuges, der allerdings als ein Werk Gottes unternommen sey, von den Lastern und Vergehungen der Fürsten und Ritter herleitete, die sich in ihrem Leben nicht würdig bewiesen, der Gottheit als Werkzeuge zu dienen. In einer Zuschrift an den Papst Eugen führte er das Beispiel Mosis an, welcher das Jüdische Volk, weil es halsstarrig war und ungehorsam gegen Gottes Gebote, nicht in das verheißene Land brachte, wiewol er Alles auf Gottes Befehl gethan. „Es ist mir das Geringste, setzte er hinzu, gerichtet zu werden von Denen, welche das Gute böse und das Böse gut nennen, das Licht in Finsterniß und die Finsterniß in Licht verkehren. Denn so eines von beiden geschehen soll, so will ich lieber, daß die Menschen wider mich, als wider Gott murren."

Konrad III. mußte bald nach seiner Rückkehr aus Palästina seinen bereits 1147 zum Nachfolger im Reiche erwählten Sohn Heinrich sterben sehen (1150) und zwei Jahre darauf, am 15. Februar 1152, raffte ihn selbst zu Bamberg der Tod hin, als er eben im Begriff war, seinen Römerzug anzutreten, daher er auch den Kaisertitel nie geführt hat. Es bleibt ihm der Ruhm, das Königthum mit Verstand und Muth behauptet zu haben, obschon er gar manchen im Deutschen Reiche herrschenden Uebeln nicht gründlich hatte abhelfen können.

---

9. Kaiser Friedrich I. (Barbarossa).
(Reg. 1152—1190.)

König Konrad III. hatte auf dem Sterbebette seinem Neffen Friedrich von Schwaben selbst die Reichskleinode übergeben, und dadurch den Wunsch, ihn zum König erhoben zu sehen, ausgesprochen, da sein eigener ihn überlebender Sohn Friedrich noch ein Knabe war. Jener Friedrich Herzog von Schwaben aber, damals etwa dreißig Jahre alt, hatte auf dem letzten Kreuzzuge und auch sonst Proben großer und seltener Eigenschaften gegeben; auch hoffte man von ihm, der von väterlicher Seite ein Hohenstaufe und durch seine Mutter Judith, die Tochter Herzog Heinrich's des Schwarzen von Baiern, ein Abkömmling der Welfen war, aufrichtige und dauernde Versöhnung des heftigen Streites der beiden Geschlechter. So wählte man ihn denn zu Frankfurt am Main in voller Fürstenversammlung (4. März 1152), mit lauter und freudiger Zustimmung des aus allen Gegenden in großer Zahl versammelten Volkes. Die Krönung geschah darauf am 10. März in der Kirche zu Aachen.

Friedrich I. ist einer der größten Regenten des Mittelalters, und nach ihm hat keiner das Kaiserschwert mit solcher Kraft geführt. Seine erste glänzende Handlung war die Entscheidung eines Thronstreits zwischen zwei Dänischen Prinzen, Swen und Kanut, die sich 1152 auf einem Reichstage zu Merseburg einstellten. Er setzte dem Letztern selbst die Krone auf, und nahm ihm den Lehnseid ab. Der Andere ward durch einen Länderantheil befriedigt.

Sein Hauptaugenmerk richtete Friedrich auf Italien, dessen Verhältnisse zu den Deutschen Königen sehr verwickelt und schwierig waren. Es ist im Laufe unserer Erzählung angegeben worden, wie durch die Politik der Ottonen (Th. IV. S. 249.) die Gemeinde der Freien mit den Lehns= und Dienstleuten unter den Gerichtsbann der geistlichen Herren vereinigt wurden. Hatte dieses Kaiserhaus auf solche Weise den Grund zu der Städtefreiheit Italien's gelegt, so sollte sie unter den Saliern vollendet werden. Als die Bischöfe das Streben zeigten, sich zu Herren derer zu machen, über welche sie nur Grafen= und Lehnsrechte auszuüben hatten, nahm sich Konrad II. der Valvassoren und Freien an, und erklärte die Lehen der ersteren für erblich (Th. IV. S. 255.). Dies war ein äußerst wichtiger Schritt, indem die geistli-

chen Vorsteher hiedurch fast alles unmittelbaren Einflusses auf jenen Stand beraubt wurden, und sich allmählich bequemen mußten, Beistand und Gehorsam desselben zu erkaufen. Konrad's Nachfolger, Heinrich III., schwächte, wenn auch durch kein Gesetz, doch durch die willkürliche Art, mit der er Bischöfe ein- und absetzte, deren Ansehen in Italien mehr und mehr. Vollendet wurde die Befreiung der Städte in dem Investiturstreite. Hier gab es von beiden Parteien ernannte Bischöfe und Vicegrafen, die als Preis der Anerkennung von der Stadt um die Wette ein Recht nach dem andern verschenkten oder veräußerten. Vieles wurde im Drange der Zeit auch mit Gewalt in Besitz genommen, und in manchen Orten gar kein bischöflicher Vogt mehr eingelassen. So sehen wir im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts die Stadtgemeinden von der bischöflichen Gewalt eximirt, und die weltlichen Herrschaften, wo noch Markgrafen oder Herzoge Hoheitsrechte übten, eifrig bemüht, ähnliche Befreiungen zu erlangen. Die Versammlung der Schöffen (Th. IV. S. 250.) durfte jetzt ohne den geistlichen Beamten zusammentreten, sie bekam selbständig die Verwaltung ihrer Angelegenheiten in die Hand, und führte von nun an den Namen eines Rathes der Stadt (consilium). Als leitende Behörde wählten die Rathsherren aus ihrer Mitte Consuln in verschiedener Anzahl.

Wie Arnold von Brescia's Predigten auf dies ganze Leben und Treiben eingewirkt, ist schon oben angedeutet. Es fehlte wirklich den Städten Ober- und Mittelitalien's nur noch die Zurückweisung der oberen Hoheit des Kaisers, um vollständige Republiken zu bilden. Ueber die Stellung der Herrscher zu ihren Völkern mangelten in jenen Jahrhunderten überall noch klare und feste Bestimmungen, und den Anforderungen auf beiden Seiten folgte sehr häufig Widerspruch, indem die Berechtigung geläugnet ward. Jetzt wurde in Italien das, was die fremden Herrscher jenseits der Alpen durch Otto's I. Erwerbung an Hoheitsrechten besitzen sollten, so gering als möglich angeschlagen, und da die Deutschen Könige ihren Ansprüchen, theils durch die Zwistigkeiten in der Heimath gehemmt, theils durch die damalige Kriegsverfassung beschränkt, überhaupt sehr selten und in den letzten hundert Jahren fast niemals kräftigen Nachdruck hatten geben können, so wuchs der Freiheitsgeist immer mehr in dem Gefühle, daß die Macht des Königs durch ihre Ferne unbedeutend sey, und eben so unzureichend Willkür zu zügeln, als dem Bedrängten Schutz zu verleihen. Auf diese Weise war die neu errungene Unabhängigkeit in den Lombardi-

schen Städten, in welchen Bevölkerung, Reichthum, Macht, Kriegsmuth der Bürger und Trotz auf ihren Republicanismus auf gleiche Weise sich gehoben hatten, schon in so hohem Grade erstarkt, daß selbst der reichsfreie Adel längst außer Stande, dieser aufstrebenden Macht entgegentreten zu können, vielmehr von ihr abhängig ward und das Bürgerrecht suchte.

Während in Deutschland Hohenstaufen und Welfen sich bekämpften, hatten dann jene Städte Muße genug, alle mögliche Regalien in Besitz zu nehmen, und wir haben schon gesehen, welche Widersetzlichkeit Lothar auf seinen Zügen in diesen Gegenden fand. Friedrich fühlte Muth und Kraft, diesen Trotz zu bekämpfen, und keinen Wunsch hegte er so eifrig als den, dem Königsrechte, welches seine Vorgänger dort errungen, neues Ansehen zu verschaffen, zumal da er, in den Vorstellungen seiner Zeit befangen, die Deutschen Könige, welche zu Rom als Kaiser begrüßt wurden, mit den alten Gebietern des Erdkreises verwechselte.

Schon 1152, auf einem Reichstage zu Würzburg, verpflichtete Friedrich die Deutschen Fürsten zu einem Römerzuge. Dieser ward jedoch erst 1154 angetreten. Mit einem nicht sehr zahlreichen Heere erschien der Deutsche Held in den Roncalischen Feldern, und berief die Abgeordneten der Italienischen Städte und sämmtliche Vasallen zu dem gewöhnlichen Reichstage. Sodann richtete er seinen Zug nach Piemont. Hier erfuhr er bereits Proben Italienischer Untreue, denn die Mailändischen Wegweiser führten ihn durch Gegenden, wo durchaus keine Lebensmittel zu finden waren. Die beiden Städte Chieri und Asti, welche ihren Herren, dem Markgrafen von Montferrat und dem Bischof von Asti, ungehorsam gewesen und die kaiserliche Vorladung verachtet hatten, wurden geplündert und verbrannt. Bei der Annäherung Friedrich's waren die Einwohner sämmtlich entflohen. Bald darauf erschienen Gesandte von Pavia im Deutschen Lager und führten Klage gegen Tortona, daß es mit dem übermüthigen Mailand im Bunde ihr Gebiet beunruhige und ihre Felder verwüste. Als die Bürger von Tortona nach mehreren Aufforderungen nicht erschienen, legte sich der König vor die Stadt und eroberte sie nach zweimonatlicher Belagerung. Mailand selbst wagte er indeß dennoch nicht anzugreifen. Die Bürger von Pavia führten Friedrich im Triumph in ihre Thore ein. Hier in der alten Hauptstadt des Lombardenreichs empfing er am Jubilate-

sonntag des Jahres 1155 die eiserne Krone von Italien aus den Händen des Bischofs, und drei festliche Tage bezeichneten das frohe Ereigniß.

Darauf rückte er mit großer Schnelligkeit gegen Rom vor. Auf dem heiligen Stuhle saß Hadrian IV. (1154—1159). Kurz vorher war es ihm gelungen, in seine Residenz zurückzukehren. Er hatte den Bannfluch über die Römer ausgesprochen und durch das Schrecken, welches diesem folgte, seiner Partei das Uebergewicht verschafft. Arnold von Brescia hatte eine Zuflucht bei Campanischen Edelleuten gefunden. Jetzt verlangte der Papst von Friedrich, als dem Schirmvogt der Kirche, Schutz gegen die noch immer widerspenstigen Römer und Uebergabe Arnold's, da ihm allein zustände, Verbrecher gegen die Kirche zu richten. Der König, in dessen Augen Arnold's Erscheinung überhaupt wohl von keiner Bedeutung war, trug nicht Bedenken, diese Forderung zu erfüllen. Er bekam den Ketzer in seine Gewalt und sandte ihn nach Rom. Noch in derselben Nacht befahl der Stadtpräfekt seine Hinrichtung auf dem Richtplatze vor der Porta del popolo. Die Flammen des Scheiterhaufens waren schon heruntergebrannt, als die Römer zur Rettung herbeieilten. Aber selbst dieser Beweis von Freundschaft und Ergebenheit genügte dem Papste nicht, und erst als er Friedrich noch einen Eid hatte schwören lassen, weder Hadrian noch die Cardinäle an Leib und Gut schädigen, vielmehr alle sichern und schützen zu wollen, bewillkommte Hadrian seinen Gast im Lager bei Sutri. Allein das Mißtrauen war doch so groß, daß ein unbedeutender Vorfall das gute Vernehmen schon wieder stören konnte. Friedrich ging nämlich dem Ankommenden zwar herkömmlich entgegen, hielt ihm indeß den Steigbügel nicht, sondern führte ihn ohne Weiteres in sein Zelt. Hadrian aber klagte über diese Vernachlässigung des Gebrauches und weigerte sich, ihm den üblichen Friedenskuß zu geben: „Weil du mir die gewöhnliche und schuldige Ehre nicht bezeigt hast, sagte er, die deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unseren Vorfahren, den Römischen Päpsten, aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus erzeigt haben, so werde ich dich nicht zum Friedenskusse zulassen, bis du mir wirst Genugthuung geleistet haben." Friedrich schützte seine Unwissenheit vor, überlegte die Sache mit den Seinigen, und bequemte sich endlich auf Zureden der Fürsten den Bügel zu halten.

Hierauf erhoben nun die Römer für sich noch neue Streitigkeiten. Sie schickten dem Kaiser Gesandte entgegen, die ihm in hohen Worten anmaßliche Begehren vorlegten. Nachdem sie viel von ihrer Bereit-

willigkeit gesprochen, Friedrich die Krone zu reichen, und ihn zum Kaiser des Erdkreises zu erheben, nachdem sie erzählt, wie die unbesiegbaren Kräfte Rom's lange geschlummert hätten, nunmehr aber der Senat und die Ritter, die Tribunen und das Capitol wiederhergestellt seyen, forderten sie Anerkennung ihrer alten Gewohnheiten und neuen Einrichtungen, eine Zahlung von fünftausend Pfund Silber, und einen Eid, daß dies Alles erfüllt werden solle. Zornig unterbrach sie Friedrich. „Ich kann nicht genug erstaunen, sprach er, daß eure Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit enthalten, daß sie nur angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Anmaßung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Rom's; nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen an die Deutschen, sondern auch die Tugenden. Darum regieren euch Deutsche Könige, darum rathschlagen für euch Deutsche Fürsten, darum kämpfen für euch Deutsche Ritter. Ich komme, nicht um von euch zu empfangen, sondern um euch zu retten von innerm und äußerm Zwiste, ich komme wie ein Glücklicher zu Elenden, ein Starker zu Schwachen, ein Muthiger zu Entnervten, ein Sicherer zu Geängsteten." Mit gleicher Würde wies er sie über das Unziemliche ihrer Forderungen zurecht, worauf ihn die Gesandten erschreckt verließen. In der Nacht ließ Friedrich, mit Einverständniß der päpstlichen Partei, tausend Kriegsleute still in die Stadt einziehen und die Peterskirche besetzen. Hierauf folgte er mit Tagesanbruch selber nach (18. Juni 1155), ward gekrönt, und begab sich noch denselben Tag in das Lager vor dem Thore zurück. Die muthigen Römer fielen darauf wirklich die Deutschen in ihrem Lager an, und wurden erst nach einem blutigen Gefecht, besonders durch die Tapferkeit des Herzogs von Sachsen, Heinrich des Löwen, zurückgeschlagen.

Gern hätte Friedrich seinen Zug nach Unteritalien fortgesetzt, um die Rechte des Reichs auf Apulien geltend zu machen, allein die ungesunde Luft in den Italienischen Städten brachte so viel Krankheiten im Heere hervor, daß wenig ausgerichtet werden konnte. Darüber verstrich die Dienstzeit der Fürsten, und man mußte auf den Rückzug denken. Vorher wurde noch Spoleto gezüchtiget, weil die Bürger nur einen Theil des ihnen aufgelegten Zinses, und diesen noch dazu in falscher Münze bezahlt, und im Vertrauen auf ihre starken Mauern einen Gesandten des Kaisers gefangen genommen hatten.

Wenn das Streben der Italienischen Städte nach Freiheit im Inneren und Unabhängigkeit von fremder Herrschaft nach außen ein

allgemein nationales in dem Sinne gewesen wäre, daß Alle, diesen einen großen Zweck im Auge, begeistert gekämpft und dann ohne Zweifel vollständiger gesiegt hätten, wir würden denselben unsere Bewunderung noch weniger versagen können, wenn wir auch jetzt die Berechtigung ihres Widerstandes anerkennen. Aber einträchtiges Handeln wurde verhindert durch Herrschsucht und Eifersucht der Städte unter einander, und die allgemeine Parteiung der Zeit für Papst oder Kaiser griff auch hier tief genug ein, je nachdem die eine oder die andre Faction da oder dort gesiegt hatte; obgleich im Grunde jede Stadt für sich dieselbe Freiheit erstrebte. Als Häupter der päpstlichen und kaiserlichen Partei konnten in der Lombardei Mailand und Pavia, in Toscana Lucca und Pisa, in der Veronesischen Mark Verona und Padua gelten. Bei solcher Getheiltheit und Vereinzelung mußten die Ausbrüche der Vaterlands- und Freiheitsliebe oft den gehässigen Charakter der Hinterlist und Bosheit erhalten. So versuchten jetzt die Veroneser, das an ihrer Stadt vorbeiziehende, schon äußerst geschwächte kaiserliche Heer zuerst beim Uebergange über die Etsch durch eine lose gebaute Brücke, dann durch einen Hinterhalt in dem Thale dieses Flusses, wo eine wohl besetzte Burg den weiteren Weg nach Trient sperrte, zu vernichten. Aber der kühne Pfalzgraf von Baiern Otto von Wittelsbach erstieg mit zweihundert Mann einen über jenem Schloß gelegenen Felsen, von dem er sich einen Zugang in die Feste öffnete. Die Besatzung wurde niedergehauen oder kam auf der Flucht um.

Zurückgekehrt nach Deutschland, übte Friedrich I. sein Kaiseramt mit allem Nachdruck seiner kräftigsten Vorfahren. Um Neujahr 1156 sehen wir ihn auf einem Reichstage zu Worms. Hier wurden der Erzbischof Arnold zu Mainz und der Rheinische Pfalzgraf Hermann wegen ihrer blutigen und verwüstenden Fehde zur Verantwortung gezogen, und zu der lange nicht angewendeten Strafe des Hundetragens verurtheilt. Der Pfalzgraf nebst zehn anderen Grafen, die ihm beigestanden, schleppten wirklich jeder seinen Hund eine Meile weit auf dem Rücken fort, dem Erzbischof ward die Strafe in Betracht seines Alters und Standes erlassen. Von Worms aus zog der Kaiser den ganzen Rhein entlang, und zerstörte eine Menge Raubschlösser. Im Herbste desselben Jahres hielt er einen Reichstag zu Regensburg, wo er den langen Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott endlich ausglich. Der Erstere nämlich hatte schon unter König Konrad wieder Anspruch auf Baiern erhoben, weil ein in seiner

Minderjährigkeit geschlossener Vertrag (oben S. 39.) ihn nicht binden könne. Als Friedrich den Thron bestieg, hatte er Größeres im Auge, als daß er wie seine beiden Vorgänger die Zeit und Kraft der Regierung an die Bekämpfung eines feindlichen Hauses gesetzt hätte. Er wünschte in den Welfen lieber mächtige Freunde als Gegner zu sehen und willfahrte dem Sachsenherzog. Doch der Oesterreichische Heinrich wollte von der Abtretung Baiern's lange nichts wissen, bis Friedrich ihn jetzt dazu vermochte. Dafür erhob er ihm seine Markgrafschaft Oesterreich mit Inbegriff des Landes ob der Ens zu einem Herzogthum mit sehr großen Vorrechten. Es sollte, gegen die damalige Regel, in männlicher und weiblicher Linie erblich seyn, ja nach dem Abgange aller Erben der letzte Besitzer darüber verfügen dürfen.

Noch vor diesem Reichstage hatte der Kaiser seine zweite Vermählung mit Beatrix, der Erbin der Grafschaft Burgund, zu Würzburg gefeiert. Auf dem dort gehaltenen Reichstage ward auch gegen den Herzog Boleslav IV. von Polen, der seinen Bruder Wladislav aus dem Lande gejagt hatte, Krieg beschlossen. Im folgenden Jahre (1157) wurde Boleslav durch die Waffen des Kaisers dahin gebracht, daß er dem vertriebenen Bruder die ihm geraubten Landestheile zurückzugeben, und dem Kaiser zweitausend Mark, den Fürsten tausend, dem Lehnshofe zweihundert, an Silber, der Kaiserin aber vierzig Mark Goldes zu bezahlen versprach, und Geiseln stellte. Doch erfüllte der Treulose späterhin fast keine dieser Verpflichtungen. Dem tapfern und einsichtigen Herzoge Wladislav II. von Böhmen ertheilte Friedrich wegen seiner in dem Polnischen Kriege geleisteten Dienste die Königswürde.

Es war damals eine Zeit außerordentlichen Glanzes für das Reich und dessen Herrscher. Im September 1157 erschienen auf dem Reichstage zu Würzburg, außer den Deutschen Fürsten und Prälaten, Gesandte aus Italien, Frankreich, Burgund, Dänemark, Spanien, England und Griechenland; im October unterwarfen sich zu Besançon alle Burgundische Großen; des Kaisers Einfluß erstreckte sich wieder über das lang vernachlässigte Arelatische Reich. König Heinrich II. von England schrieb dem Kaiser bei Ueberreichung kostbarer Geschenke: „England und was sonst zu unserer Herrschaft gehört, bieten wir euch dar, damit Alles nach eurem Winke eingerichtet werde. Es sey zwischen unseren Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß euch als dem Größern der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird.“

Dagegen wurde in Italien des Kaisers Ansehen ganz offen verachtet. Die Mailänder insonderheit zeigten den übermüthigsten Trotz. Unter ihrem Schutze und Beistande wurde Tortona wieder hergestellt; sie forderten von Lodi Huldigung, und als diese Stadt nur bat, in der Eidesformel erwähnen zu dürfen, daß dies unbeschadet der dem Kaiser geschwornen Treue geschähe, kamen sie mit Heeresmacht, verjagten die Einwohner, raubten das Gut, und rissen die Mauern nieder. Eine so leidenschaftliche Gewaltthat forderte die nachdrücklichste Züchtigung von Seiten des Kaisers, um so mehr, als in Oberitalien kein Gegner der mächtigen Stadt gewachsen war. Es wurde demnach auf einem Reichstage zu Worms ein zweiter Kriegszug nach Italien beschlossen, und die Fürsten aufgefordert, dazu mit ihren Völkern auf Pfingsten des künftigen Jahres (1158) zu erscheinen.

Allein der Kaiser mußte jetzt auf einen stärkern Widerstand und auf einen neuen Feind rechnen. Dies war das Oberhaupt der Kirche. Je unverkennbarer Friedrich's Absicht war, seinem Hause in Italien das Uebergewicht zu verschaffen, desto eifriger mußten die Päpste von jetzt an streben, dies zu verhindern, weil sie gegen einen in Italien übermächtigen Kaiser ihre persönliche und weltliche Unabhängigkeit, mit welcher ihr Ansehen als Lenker der Kirche zusammenhing, schwer behaupten konnten. Solche Bemühungen von beiden Seiten wurden die Veranlassung zu dem zweiten großen und langdauernden Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstherrschaft, in welchem die letztere, nach alter oft erprobter Weise ihrer Politik ein Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht an dem Reiche der Normannen in Unteritalien zum andern Male suchte und fand. Es war Friedrich eben so willkommen gewesen, daß der päpstliche Stuhl mit dem Könige Wilhelm I. von Sicilien (der seinem Vater Roger II. 1154 in der Regierung folgte) in Fehde gerieth, als er den Frieden ungern sah, der 1156 zwischen Beiden zu Stande kam.

Die beginnende Spannung zwischen Friedrich und Hadrian zeigte sich schon auf dem vorher erwähnten Reichstage zu Besançon. Dorthin hatte der Papst zwei Legaten an den Kaiser geschickt, mit einem Schreiben, in welchem über die Beraubung des Schwedischen Erzbischofs Eskyll von Lund auf der Rückreise von Rom durch Burgund Klage geführt, und alsdann so fortgefahren ward: „Denn, glorwürdigster Sohn, du solltest dir doch billig vor die Augen deines Gemüths stellen, wie gütig deine Mutter, die heilige Römische Kirche, dich auf-

genommen, mit welcher herzlichen Liebe sie dir begegnet, was für Hoheit und Ehre sie dir übergeben, da sie dir die kaiserliche Krone aufgesetzet. Es reuet uns noch nicht, daß wir deinem Verlangen gewillfahret, sondern wenn deine Vortrefflichkeit noch größere Wohlthaten (beneficia), wenn solche möglich wären, von uns erhalten hätte, würden wir uns darüber freuen, indem wir betrachten, was der Kirche und uns für Nutzen von dir gestiftet werden könne." Als dies Schreiben vorgelesen, und dann verdeutscht worden war, entstand unter den anwesenden Fürsten eine allgemeine Bewegung, weil sie glaubten, der Papst habe sich des zweideutigen Wortes beneficium absichtlich bedient, um auszudrücken, daß er die Reichskrone wie ein Lehen ertheilt habe (s. Th. IV. S. 36). Und als in dieser Stimmung der eine der Legaten, Cardinal Roland Bandinelli, der nachmalige Papst Alexander III., Del ins Feuer goß mit der trotzigen Frage: „von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" riß der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Schwert aus der Scheide, und würde dem stolzen Priester den Kopf gespalten haben, wenn es nicht Friedrich selbst verhindert hätte. Die Cardinäle aber erhielten die Weisung, am nächsten Morgen ihre Rückreise nach Rom anzutreten. Hadrian beschwerte sich bei den Deutschen Bischöfen, daß sie dergleichen Kränkung der geistlichen Würde gestatteten. Doch diese waren so sehr auf des Kaisers Seite, daß sie zurückschrieben, sie könnten jene Worte, die das ganze Reich in Bewegung gesetzt, nicht billigen, weil sie ungewöhnlich und von schädlicher Zweideutigkeit seyen. Dem päpstlichen Befehle zufolge hätten sie den Kaiser ermahnt, von ihm aber zur Antwort erhalten: „Frei sey die Deutsche Krone durch Gottes Gnade, und werde übertragen durch freie Wahl; das Kaiserthum habe mit Gottes Hülfe die Kirche gehoben; jetzt wolle diese, wie es scheine, ohne Gott das Kaiserthum zerstören; aber der Kaiser werde solche Eingriffe nie dulden, sondern lieber die Krone niederlegen, als sie unter seiner Regierung erniedrigen lassen." Zuletzt fügten sie die Bitte hinzu: „der Papst möge als ein guter Hirte seinen großherzigen Sohn, ihren Kaiser, durch mildere Worte und genügende Maßregeln versöhnen." Da Hadrian diese Gesinnung der Deutschen sah und sie bald mit bedeutender Macht in Italien erwarten mußte, entschloß er sich in der That nachzugeben, und sandte zwei Cardinäle nach Deutschland, welche dem Kaiser im Junius 1158 zu Augsburg ein Schreiben mit der Erklärung überreichten, der Papst habe das Wort beneficium

nur in seinem ursprünglichen Verstande genommen, wo es eine Wohlthat und kein Lehen bedeute.

Gleich darauf brach der große Heereszug nach Italien auf, einer der glänzendsten, die je die Alpen überstiegen hatten. Der kaiserlichen Vorladung gehorsam erschienen Mailändische Gesandte und versuchten eine Rechtfertigung ihrer Stadt. Sie wurde ungenügend befunden, und mit Zustimmung der zahlreich versammelten Italienischen Lehnsleute und der den Mailändern feindlichen Städte wurde des Reiches Acht über dieselbe ausgesprochen. Am sechsten August erschien das Deutsche Heer vor ihren Mauern und schloß die Stadt ein. Die Bürger thaten tapfere Ausfälle, wurden aber, nachdem die Belagerung vier Wochen gedauert, durch den Hunger gezwungen, um Gnade zu bitten. Die Vermittelung des neuen Königs von Böhmen, Wladislav brachte einen Vergleich zu Stande, kraft dessen alle Mailänder dem Kaiser den Eid der Treue leisteten und versprachen, sich aller angemaßten Regalien zu begeben, ihre Nachbarstädte in Ruhe zu lassen, eine kaiserliche Pfalz in ihren Mauern zu erbauen, dem Kaiser, seiner Gemahlin und den Ständen neuntausend Mark Silber in drei Terminen zu bezahlen, und über das Alles dreihundert Geiseln zu stellen. Die Huldigung geschah auf freiem Felde, fast eine Deutsche Meile vor der Stadt, wo dem Kaiser ein Thron erbauet war. Vor demselben erschien die Geistlichkeit, der Adel und die Consuln von Mailand barfuß, ohne Oberkleider und mit Schwertern auf dem Nacken, die Bürger mit Stricken um den Hals.

Um nun seine Herrschaft über die Lombardei auf anerkanntes Recht zu begründen und einen sichern Mittelpunkt für planmäßiges Eingreifen in die Verhältnisse Italien's zu gewinnen, berief Friedrich zu dem diesmaligen Roncalischen Reichstage die vier berühmtesten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit aus Bologna. Es waren Bulgarus, genannt os aureum, Martinus de' Gosi, copia legum, Jakobus Hugolinus, sol Lombardiae, und Hugo de Porta Ravennate. Diese sollten im Verein mit acht und zwanzig Abgeordneten aus vierzehn Italienischen Städten auf das genaueste untersuchen und dann als Grundgesetz feststellen, welche Rechte dem Kaiser in Italien zuständen. Nach langen Berathungen vereinigten sich die Mitglieder dieser Versammlung über folgende Bestimmungen. Der Kaiser vergibt die Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften. Er ruft zur Heeresfolge auf, und erhält alle Lieferungen zum Römerzuge, Spann=

und Fuhrdienst zu Wasser und zu Lande. Zu den Regalien gehören ferner: die Münze, Zölle, Wege=, Hafen=, Fluß= und Brückengelder, Mühlen, Fischereien, Salzquellen, Bergwerke u. s. w. Die Vorsteher der Stadtgemeinden werden vom Kaiser bestellt mit Beistimmung des Volkes. Außerdem soll ein allgemeiner Landfriede errichtet werden, und die Fürsten, Capitane, Valvassoren und alle Bürger von achtzehn bis siebenzig Jahren müssen diese Bestimmungen beschwören und alle fünf Jahr den Eid erneuen. So wurden denn auch jetzt die neuen Gesetze von allen Anwesenden beschworen und ihre Aufrechthaltung durch Geiseln verbürgt. Es leuchtet ein, wie höchst günstig für den Kaiser diese Festsetzungen waren. Bei dem damals neu erwachten Studium des Römischen Rechts waren die Rechtsgelehrten ganz erfüllt von dem Bilde der unumschränkten Machtvollkommenheit des Kaisers, wie sie in dem alten Reiche seit Constantin's des Großen Zeiten gegolten hatte, und die städtischen Abgeordneten glaubten, die Privilegien ihrer einzelnen Städte würden, trotz der allgemeinen Bestimmungen, in Kraft bleiben, da Friedrich versichert hatte, jeder, der den Besitz eines Rechtes als urkundlich ihm von den Deutschen Kaisern verliehen nachweisen könne, solle in diesem geschützt werden. Dennoch aber paßten solche Grundsätze und ein solches Rechtssystem, wie sie in den Roncalischen Gesetzen vorliegen, in den so völlig veränderten Zeiten weder zu dem Lehnswesen, noch zu dem emporstrebenden Freiheitssinne der Städte. Besonders war es die Ernennung der städtischen Obrigkeiten, welche den Kaiser zum Herrn der Lombardei auch im strengeren Sinne des Worts machen konnte, da diese, erst ein Erzeugniß der fortgeschrittenen Bildung der Staatsformen, eine ganz andere Bedeutung hatten, als die älteren kaiserlichen Beamten, Grafen und Vögte; und Friedrich mußte bald aufs Neue die Widersetzlichkeit Mailand's erfahren, als er es jenen Beschlüssen gemäß behandeln wollte. Stärker noch war der Unwille und die Besorgniß Hadrian's über die Ausdehnung und Festigkeit, welche die kaiserliche Macht in Italien durch die neuen Einrichtungen, falls sie durchgesetzt wurden, erhalten mußte. Der Gewinn eines ganzen Jahrhunderts stand für das Papstthum auf dem Spiele. Hatten frühere Päpste solches Durchgreifen der Kaiser ertragen müssen, so war doch inzwischen durch Gregor VII. alles anders gestellt worden. Immer kühner schritt indeß der Kaiser vor. Er ließ im Kirchenstaate selbst Nachforschungen nach den Hoheitsrechten anstellen, wie sie zur Zeit der Karolinger und

Ottonen bestanden hätten, und kaiserliche Beamte forderten in mehreren Ortschaften des Patrimoniums des heiligen Petrus die Naturallieferungen nach den Grundsätzen des Roncalischen Reichstages. Das Mathildische Erbe ertheilte der Kaiser dem alten Gegner seines Hauses, Welf VI. von Altorf, zu Lehen, ohne Rücksicht auf die Anrechte des Papstes. Dagegen bestätigte dieser zwei vom Kaiser gewünschte und gebilligte Erzbischofswahlen nicht. So war Stoff und Veranlassung zum Zwist hinreichend vorhanden. Es entstand zuerst ein lebhafter Schriftenwechsel, in welchem der Papst die entschlossenste Sprache hören mußte. In einem dieser Briefe sagt Friedrich: der Papst möge dem Beispiele Jesu nachleben, der für sich und Petrus den Zins an den Kaiser bezahlen ließ; und stellt ihm vor, wie er zwar die Krone von seinen Vorfahren erhalten habe, die Kirche aber Alles, was sie an Gütern und Rechten besitze, von der Freigebigkeit der Fürsten; darum setze er auch seinen Namen voraus, wie es die alten Kaiser gethan, jedoch verstatte er um der Gerechtigkeit willen dem Papste ein Gleiches. Den Cardinälen habe er die Kirchen und Städte verschlossen (worüber Hadrian sich beklagt hatte), weil man sie nicht predigen, sondern plündern, nicht die Welt verbessern und Frieden stiften, sondern Geld zusammenscharren sehe. Würde man sie aber so erblicken, wie die Schrift sie verlange, so werde man auch nicht säumen, sie auf jede Weise zu unterstützen. Der Papst selber habe gleichfalls der ihm zustehenden Demuth zuwider gehandelt, daher Er, der Kaiser, nicht umhin gekonnt, nachdrücklich zu antworten, nachdem er gesehen, daß der Hochmuth, dies verabscheuungswürdige Thier bis zum Stuhle Petri hinangekrochen sey.

Ein Versuch zur Aussöhnung blieb wegen der übertriebenen Bedingungen, die der Papst stellte, erfolglos. Hadrian verband sich mit dem Könige Wilhelm von Sicilien, ermahnte die Lombarden zur Ausdauer und schrieb an die Deutschen Erzbischöfe in den härtesten Ausdrücken über den Kaiser, nannte ihn einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn zu zerstören trachte, einen Rebellen gegen Gott und wahren Heiden. Friedrich rüstete indeß zu einem neuen Feldzuge, und berief für den nächsten Frühling Hülfe aus Deutschland. Ueber die Mailänder, welche seine Gesandten vertrieben hatten und seine Obrigkeiten nicht aufnehmen wollten, sprach er nach mehreren ihnen gesetzten Fristen und wiederholten Untersuchungen ihrer Sache im April 1159 zu Bologna die Acht aus. Diese fingen hierauf selbst die Feindselig-

keiten an, und reizten auch andere Städte ihrer Partei gegen die Deutschen auf. So hielt die Stadt Crema eine der hartnäckigsten und verzweifeltesten Belagerungen aus, deren die Geschichte gedenkt. Die gegenseitige Erbitterung ging in grausame Wildheit über. Die Belagerer spielten mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen wie mit Bällen, und die Cremenser rissen Kaiserliche auf der Mauer in Stücken. Friedrich ließ eine Anzahl ihrer Geiseln, darunter mehrere Kinder, an einen Belagerungsthurm binden, der den Mauern genähert ward, in der Hoffnung, dadurch den Widerstand zu lähmen; aber die Bürger richteten dennoch ihre Wurfgeschosse dagegen, indem sie laut das Loos der Kinder priesen, denen ein edler Tod für die Vaterstadt statt eines schimpflichen Lebens bestimmt sey. Was die Cremenser zu solcher Wuth entflammte, war besonders der Haß gegen ihre Todfeinde, die Cremoneser, welche den Kaiser unterstützten. Endlich nach siebenmonatlicher Einschließung mußten sie sich ergeben (Januar 1160). Friedrich gewährte den Einwohnern freien Abzug, aber die Stadt übergab er der Plünderung und Zerstörung, wobei sich denn die Einwohner von Cremona, so wie die von Lodi besonders thätig zeigten.

Während der Belagerung von Crema starb Hadrian IV. (1. September 1159), und die obwaltende Spannung mit dem Kaiser bewirkte eine zwiespältige Papstwahl. Friedrich's Partei wählte Victor IV., die Mehrheit der Cardinäle aber den klugen und entschlossenen Alexander III., der bei der oben erwähnten Gesandtschaft in Besançon das Wort geführt hatte. Friedrich ließ darauf ein Concilium von Deutschen und Lombardischen Bischöfen nach Pavia zusammenberufen. Wie nur ein Gott sey, dürfte auch nur ein Kaiser und ein Papst seyn, hieß es in dem Einladungsschreiben. Diese Versammlung (Februar 1160) erkannte Victor IV. als rechtmäßigen Papst an; Alexander hingegen erklärte, daß der Kaiser nicht das Recht habe, ein Concilium zu berufen, und er als Papst keinem Concilium und noch weniger einem weltlichen Richter unterworfen sey. Darauf that er seinen Gegner und den Kaiser in den Bann. Offenbar war Alexander bei weitem einsichtsvoller, unterrichteter, beredter und tüchtiger als Victor. Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England nahmen seine Partei, und eine Kirchenversammlung zu Toulouse, der diese beiden Könige beiwohnten, erklärte ihn für den rechtmäßigen Papst. Doch hatte Friedrich die Oberhand im Kirchenstaate und die Römer zeigten eine so starke Abneigung gegen Alexander III., daß die-

ser es für gerathen hielt, sich zu entfernen, und zu Schiffe nach Frankreich ging.

Der Krieg des Kaisers gegen die rebellischen Mailänder zog sich indeß in die Länge, weil Friedrich nach der Versammlung von Pavia die Deutschen Truppen, welche er schon den ganzen Winter über bei sich behalten hatte, endlich entlassen mußte. Nur wenige Fürsten blieben in Italien. So waren seine Streitkräfte großen Theils auf das Kriegsvolk der den Mailändern feindlichen Städte beschränkt, bis im Frühjahr 1161 die Deutschen mit neuer Mannschaft anlangten. Mit größerer Erbitterung und Wildheit, als dieser Mailändische, sind wenig Kriege geführt worden. Die Grausamkeiten der Italiener zu rächen, wurde auch von den Deutschen der größte Theil der Gefangenen aufgehängt. Alle Diejenigen, welche den Mailändern Zufuhr bringen wollten, verloren die rechte Hand. Friedrich schwur, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis die Stadt erobert sey. Doch erst am 1. März 1162 kamen die Consuln von Mailand nebst den vornehmsten Edlen der Stadt ins kaiserliche Lager bei Lodi, fielen dem Kaiser zu Füßen und unterwarfen sich, wie er verlangt hatte, auf Gnade und Ungnade. Am 4. März brachten dreihundert Ritter die Schlüssel aller Thore und Burgen und sechs und dreißig Fahnen der Stadt. Sie leisteten wie die Consuln den Eid der Treue. Einen Tag später kam das ganze Volk in hundert Schaaren getheilt, barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte. Mit Kreuzen in den Händen flehten sie um Gnade. Der Kaiser war bei Tafel und ließ die Mailänder lange im Regen stehen. Endlich erschien er und nun ging der Zug in unabsehbarer Reihe an ihm vorüber. Als das Carrocio, der Fahnenwagen, welcher nach damaliger Sitte der Italienischen Städte das Hauptbanner Mailand's, das Bild des heiligen Ambrosius, auf hohem Maste trug, dem Kaiser gegenüber ankam, senkte sich der Baum und der Wagen wurde zertrümmert. Da schien auch kein Zeichen von Mailand's Größe mehr übrig zu seyn, und in namenlosem Jammer stürzte das Volk zu Boden, um Christi willen Erbarmung flehend. Alle weinten, nur der Kaiser blieb unbewegt. Er versammelte einen Reichstag zu Pavia, auf welchem die Strafe der Ueberwundenen besprochen werden sollte. In Erwägung ihrer wiederholten Treubrüchigkeit ward der Schluß gefaßt, daß ihnen zwar das Leben geschenkt, ihre Stadt aber von Grund aus zerstört werden sollte. In dies Geschäft theilten sich die Städte Lodi, Cremona,

Pavia, Como und andere Feinde der Mailänder, mit Freuden. Doch traf die Zerstörung nur die Mauern, Gräben, Thürme und die Häuser und Wohnungen des Volks; die Kirchen wurden gänzlich verschont, auch andere aus Steinen errichtete Gebäude und Kunstwerke aus älterer Zeit blieben in großer Zahl übrig *). Den Einwohnern ward erlaubt, sich in vier verschiedenen Gegenden ihres Gebiets wieder anzubauen. Sodann wandte sich der Kaiser gegen die übrigen Städte, die seinen Befehlen bis dahin noch widerstrebt hatten. Piacenza, Brescia, Bologna und mehrere andere unterwarfen sich, durch das Beispiel Mailand's geschreckt, freiwillig. Alle mußten eine Summe Geldes entrichten, ihre Mauern und Festungswerke niederreißen, und, den Roncalischen Beschlüssen gemäß, Podesta **) oder andere Obrigkeiten vom Kaiser annehmen.

Friedrich ging hierauf nach Burgund, wo er den Papststreit durch eine Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich auszugleichen suchte, die aber nicht zu Stande kam, und von da nach Deutschland, wo während seiner langen Abwesenheit Unordnungen genug vorgefallen waren. Zuerst ward ein Reichstag zu Mainz gehalten (1163). Die Bürger dieser Stadt hatten ihren Erzbischof Arnold in dem Jakobskloster ermordet. Dafür wurden sie ihrer Vorrechte beraubt, die Mauern ihrer alten und großen Stadt abgebrochen, die Gräben zugeschüttet, und die Stadt zu einem offenen Orte gemacht, das Kloster aber mit Feuer vernichtet. Der Polenherzog Boleslav wurde jetzt bewogen, den drei Söhnen seines indeß gestorbenen Bruders Wladislav wenigstens einen Theil ihres Erbes herauszugeben. Dieser Theil bestand in dem heutigen Schlesien, welches, früherhin zwischen Böhmen und Polen streitig, durch Kaiser Heinrich III. zu dem letztern Lande gekommen war. Unter den Söhnen Wladislav's, die der Abstammung nach Piasten, aber durch Erziehung und Neigung als Deutsche zu

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. II. S. 141. Leo, Geschichte von Italien, Bd. II. S. 72.

**) Nach dem Falle von Mailand betrachtete der Kaiser die Lombardei als völlig bezwungen und gab den meisten Städten nach eigenem Gutdünken Statthalter unter dem Namen Podesta (Gewaltboten), meist Deutsche oder Bürger aus anderen Lombardischen Städten. Als die Städte das alte Herkommen wieder errungen hatten, blieben sie dennoch häufig bei dieser Form; zuweilen ließen sie auch abwechselnd dazwischen die frühere Weise eintreten. Daß der Podesta nur Einer war und kein Einheimischer seyn durfte, unterschied diese Obrigkeit vorzüglich von den Consuln. v. Savigny, Gesch. des Röm. Rechts im Mittelalter, Bd. III. S. 100. 117. v. Raumer a. a. O. Bd. V. S. 132 fg.

betrachten waren, gewann Schlesien einen frühzeitigen Anfang Deutscher Bildung und Verfassung.

Schon im Herbste 1163 kehrte Friedrich mit seiner Gemahlin, doch ohne Heer nach Italien zurück, hielt sich abwechselnd zu Lodi, Pavia und in den Städten der Mark Ancona auf, und suchte durch seine Gegenwart das unter der Asche glühende Streben nach Rache und Freiheit nieder zu halten, aber vergebens. Die kaiserlichen Podesta mißbrauchten aller Orten ihre Gewalt, und wenn die fremde Herrschaft das Vaterlandsgefühl des Italieners beleidigte, so trieb die Last der Zölle, Hohn und Gewaltthat der Beamten, den Unwillen zu wilder Erbitterung und knirschendem Ingrimm, die sich hie und da schon in Aufständen Luft machen. Nicht daß Friedrich selbst Grausamkeit oder Bedrückung gewollt hätte, er hat sich sein ganzes Leben hindurch als einen großmüthigen Mann gezeigt: nur so weit sollten die Städte sich fügen, als es die Ordnung des Reiches und die Majestät der Krone verlangte. Und auch diesen Absichten kann die historische und die in der Sache liegende Berechtigung nicht abgesprochen werden. Der Grund des Uebels ist vornehmlich in dem Gegensatze, zu welchem sich die Deutsche und Italienische Nationalität im Laufe der Zeit entwickelt hatten, zu suchen. Schlecht stimmte das rohe Wesen Deutscher Rittersleute mit dem zu feineren Formen ausgebildeten Staatsleben der Lombarden, und bald sollte der Kaiser in noch stärkerem Maße erfahren, was es bedeute, die Freiheit und den Papst zugleich bekämpfen. Da er gegen den letztern keinen Streit auf Tod und Leben führte, war es vielleicht ein Fehler, daß, als Victor IV. im April 1164 zu Lucca starb, der Kaiser diese Gelegenheit vorübergehen ließ, sich mit Alexander III. auszusöhnen. Aber hier riß ihn die voreilige Hitze seines Kanzlers Reinald, Erzbischofs von Köln, mit hin, daß er die Wahl eines neuen Gegenpapstes, Paschalis III., zugab, dessen Ansehen er nun, da er nicht gern etwas zurücknehmen mochte, durch neue Gewaltthätigkeiten behaupten mußte.

Noch in demselben Jahre errichteten Padua, Verona, Vicenza und Treviso, zur Vertheidigung gegen die kaiserlichen Beamten, einen Bund auf Betrieb Venedig's, welches diesem dann selbst beitrat. Friedrich konnte mit den nicht sehr zahlreichen Truppen, über die er zu verfügen hatte, nichts Entscheidendes gegen sie unternehmen, bis neue Hülfe aus Deutschland herbeikam. Ehe er am Ende des Sommers dahin abging, krönte er auf Bitten der Genueser und gegen Erlegung einer

Summe Geldes, den Richter von Arborea, Bariso, zum ersten König er Insel Sardinien *).

Im Frühling des folgenden Jahres (1165) hielt er einen Reichstag zu Würzburg, auf welchem auch Englische Gesandte zugegen waren. Hier ward von Geistlichen und Weltlichen beschworen, daß Alexander III. vom Reiche nie als Papst anerkannt werden sollte. Viele Bischöfe weigerten sich zwar, andere schwuren mit Thränen, allein des Kaisers Ansehen drang dennoch durch. Er reisete hierauf, seiner Gewohnheit nach, durch das ganze Reich, war im Julius zu Passau, dann zu Wien, im October zu Köln, späterhin zu Utrecht. Ueberall waren Fehden und Streitigkeiten zu schlichten. Im folgenden Jahre (1166) finden wir ihn auf Reichstagen zu Ulm und Laufen in Baiern, dann auf einem kurzen Zuge gegen die Ungern, die aber bald Gehorsam leisteten, und darauf wieder am entgegengesetzten Ende von Deutschland, zu Speier, von wo er zu einem andern Reichstage nach Nürnberg ging. Hier ward ein neuer Zug nach Italien beschlossen. Indeß war es dem Papste Alexander gelungen, in Rom eine große Partei für sich zu gewinnen, welche es dahin brachte, daß er von der Stadt anerkannt und zur Rückkehr eingeladen ward. Schon im November 1165 war er gekommen und feierlichst empfangen worden.

Den Vortrab des neuen Italienischen Zuges machten die Truppen der beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln, Christian und Reinald. Im November folgte der Kaiser selbst nach, hielt einen Reichstag zu Lodi, und feierte das Weihnachtsfest in Pavia. Indeß stieg die Unzufriedenheit der Lombarden zu einem solchen Grade, daß im April 1167 auch Cremona, Bergamo, Brescia und einige andere Städte heimlich ein dem Veronesischen ähnliches Bündniß schlossen, sich bei fortgesetztem Unrecht von Seiten des Kaisers gegenseitig Beistand zu leisten. Zugleich arbeiteten die Mailänder rastlos an der Wiederherstellung ihrer Stadt. Der Kaiser aber wandte sich mit dem Heere zuerst nach Rom,

*) Die Pisaner hatten diese Insel um das Jahr 1050 den Arabern entrissen und mehrere ihrer Edlen mit der dortigen Herrschaft belehnt. Um diese Zeit theilten sich vier Herren, unter dem Titel Richter, in Sardinien, von denen dieser Bariso einer war. Sie wollten die oberlehnsherrliche Gewalt Pisa's nicht mehr anerkennen, und fanden Unterstützung bei den Genuesern, den heftigsten Feinden der Pisaner, die aus Handelseifersucht und wegen des Besitzes dieser Insel schon längst mit ihnen in blutige Kriege verwickelt waren. Die Pisaner widersprachen auch dem Verfahren des Kaisers und das neue Königthum hatte keinen Bestand.

eroberte die Stadt nach tapferer Gegenwehr (Julius 1167), zwang Alexander III. zur Flucht, und führte Paschalis III. mit großem Gepränge in die Peterskirche ein.

Aber von jetzt an verließ ihn plötzlich das Glück. Giftige Seuchen rafften in dem kurzen Zeitraum von acht Tagen viele Häupter und einen ansehnlichen Theil des Heeres hin. Die Härte und Habsucht der Beamten, das trotzige Betragen der Deutschen Krieger, Alexander's ausgesprochener Bannfluch, und vor allem die Meinung, daß jenes große Sterben im Deutschen Heere Gottes sichtbare Strafe sey, weil man bei der Belagerung Rom's Feuer an die Peterskirche gelegt; dies Alles machte die Italiener einmüthiger als je, ihr Aeußerstes an die Vertreibung der verhaßten Fremden zu setzen. Friedrich zog sich nach der Lombardei zurück, wo er im September Pavia erreichte. Hier ächtete er alle Lombardische Städte, nur Pavia selbst, Cremona und Lodi ausgenommen. Dagegen traten am 1. December Venedig, Verona, Vicenza, Padua, Treviso, Ferrara, Brescia, Bergamo, Cremona, Mailand, Piacenza, Parma, Modena und Bologna von neuem in einen Bund zusammen: sich wechselweise Beistand und Entschädigung zu gewähren, dem Kaiser aber nicht mehr zu zahlen und zu leisten, als von den Zeiten Heinrich's IV. bis auf seine Thronbesteigung gezahlt und geleistet worden sey. Gemeinsam sollten Rectoren ernannt werden, um die Angelegenheiten übereinstimmend zu leiten. Große Schaaren beherzter Lombarden besetzten alle Gebirgspässe nach Deutschland, um den von Truppen fast entblößten Kaiser völlig einzuschließen, und ihm die Rückkehr abzuschneiden. Die Gefahr war so dringend, und sein noch übriger Anhang so klein, daß er nur durch eine heimliche Flucht entrinnen konnte (1168). Er entwich in aller Stille mit geringem Gefolge nach Savoyen, und befahl, rastlos verfolgt, auf dem Wege eine Anzahl der ihm überlieferten Lombardischen Geiseln an den Bäumen aufzuhängen. Dann ließ er verkündigen, daß bei weiterem Nachsetzen allen noch übrigen dasselbe Schicksal bevorstehe. So kam er im März nach Susa. Auch hier rotteten sich Bürger zusammen und erklärten, den Kaiser wollten sie zwar ziehen lassen, aber alle Italienische Geiseln müßten diesseits der Alpen bleiben. Friedrich wies diese Forderung zurück, und nun wollten ihn die Einwohner am frühen Morgen im Schlaf überfallen. Indeß ward der Anschlag verrathen und ein treuer Ritter, Hermann von Siebeneichen, dem Kaiser an Gestalt ähnlich, legte sich in dessen Bett, während

Friedrich verkleidet, nur mit fünf Begleitern, bei nächtlicher Weile glücklich entkam. Als die Bürger diese Täuschung erkannten, ehrten sie di edle Gesinnung des Dienstmannes und schonten seines Lebens. Nach Friedrich's Abzuge wurden alle Deutsche Beamten und Besatzungen aus den Italienischen Städten gejagt, fast ganz Italien in das große Bündniß aufgenommen, Mailand wieder befestigt, Paschalis in seinem Palast so gut als gefangen gehalten, und an der Grenze von Montferrat, dessen Markgraf dem Kaiser bis zuletzt anhing, eine feste Stadt erbauet, und Friedrich zum Trotz nach dem Namen des von ihm bestrittenen Papstes Alessandria genannt. Unterdessen starb am 20. Sept. dieses Jahres auch Paschalis III.; aber die erneute Hoffnung auf eine Ausgleichung der langen Kirchenspaltung schlug nochmals *fehl*, denn gerade jetzt war die kaiserliche Partei am wenigsten zum Nachgeben geneigt. Es wurde noch ein dritter Gegenpapst, Calixtus III. gewählt, den Friedrich bestätigte.

Der Kaiser blieb nun über sechs Jahre in Deutschland, da er wohl einsah, daß ohne neue große Rüstungen und Streitkräfte wider die vereinigten Italienischen Städte nichts auszurichten seyn würde. Nach so großen Anstrengungen, nach zweimaliger Eroberung Mailand's, nach vier wiederholten Zügen, stand es dort um die Hoheitsrechte und um die Aussicht, festen Fuß zu fassen, weit schlimmer, als vor dem ersten. Auch war seine Gegenwart im Vaterlande sehr nöthig geworden. Eine große Fehde hatte sich gegen Heinrich den Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen, erhoben. Dieser tapfere Fürst, der größte seiner Zeit nächst dem Kaiser, war nach der Einnahme von Mailand (1162) nach Deutschland zurückgekehrt, und seitdem nicht wieder in Italien gewesen, sondern hatte zu Hause sein Land, durch glückliche Feldzüge gegen die Wendischen Völker im heutigen Mecklenburg und Pommern beträchtlich erweitert. Durch zahlreiche Burgen und Ansiedelungen Holländischer und Flamändischer Colonisten in den verödeten Landstrichen sicherte er seine Erwerbungen und verschaffte ihnen eine Menge fleißiger Ackerbauer. Solche Fortschritte erweckten den Neid der Nachbarn, und vermehrten die Furcht der Sächsischen Fürsten und Großen vor einer Macht, deren Gewicht sie schon empfanden. Sie vereinigten sich mit den Bischöfen, denen Heinrich durch willkürliche Eingriffe in ihre Wahlen verhaßt war, und fielen, während des Kaisers Abwesenheit, von allen Seiten über ihn her (1166). Seine Hauptfeinde waren die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und

Hartwich von Bremen, die Bischöfe Hermann von Hildesheim und Konrad von Lübeck, Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg *), Otto Markgraf von Meißen, Albrecht Pfalzgraf in Sachsen und Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen. Heinrich wurde durch di. Anzahl nicht erschreckt. Ein großer eherner Löwe, den er vor der Burg seiner Residenz Braunschweig aufstellen ließ, sollte das Sinnbild seiner entschlossenen Tapferkeit seyn. Für das seiner Tyrannei und Raubsucht erklärten es die Gegner. Den Bischof von Lübeck vertrieb er aus seinem Sitze, dem Erzbischof von Magdeburg verwüstete er sein ganzes Land, und schon wollte er sich auch gegen die Anderen wenden, als der zurückkehrende Kaiser alle Streitende auf einen Reichstag nach Bamberg (1168) beschied. Jeder mußte hier das Genommene wieder herausgeben und Frieden versprechen.

Noch verschiedene andere Reichstage hielt Friedrich I., auf denen ähnliche Zwistigkeiten geschlichtet, Erbschaften übernommen, Lehen eingezogen und wieder vergeben, auch Strafgelder auferlegt wurden. Auf einem derselben, zu Bamberg (1169), ließ er seinen ältesten Sohn Heinrich zum Römischen König wählen, obschon er erst fünf Jahre zählte, und zu Aachen vom Erzbischof von Köln krönen. In der Folge versorgte er auch seine übrigen vier Söhne mit Herrschaften. Friedrich erhielt das Herzogthum Schwaben, Konrad die Güter des früh verstorbenen Sohnes von König Konrad III., Otto die Grafschaft Burgund, das Erbe seiner Mutter, und Philipp, der noch sehr jung war, einige geistliche Güter. Um diese Zeit unternahm Heinrich der Löwe einen Zug ins gelobte Land, ward in Constantinopel ehrenvoll aufgenommen, erreichte Jerusalem glücklich, und kehrte eben so wohlbehalten nach Deutschland wieder zurück.

Endlich, im Anfang des September 1174, trat Friedrich mit einem glänzenden Heere seinen fünften, auf mehreren Reichstagen besprochenen Zug nach Italien an. Vorausgeschickt hatte er schon drei Jahre vorher den Erzbischof Christian von Mainz mit einigen Truppen.

*) Dieser hatte, nach dem Vertrage König Konrad's mit Heinrich dem Löwen (oben S. 93.), Brandenburg durch das Testament des letzten dortigen Slavischen Fürsten Pribislav erworben, und hieß seitdem nicht mehr Markgraf von Nordsachsen, sondern von Brandenburg. Die Wenden kamen zwar späterhin noch einmal in den Besitz der Stadt, aber Albrecht nahm sie ihnen 1157 wieder ab, und erweiterte seine Herrschaft am rechten Elbufer durch Eroberungen. Zahlreiche Anbauer aus den Niederlanden bevölkerten und cultivirten auch die Mark Brandenburg, die nunmehr ein völlig Deutsches und christliches Land wurde.

Das war ein gar wilder und ritterlicher Herr, dem Pferde und Mädchen mehr kosteten als dem Kaiser seine ganze Hofhaltung. Im blauen Wappenrock und goldenen Helm war er überall zu sehen wo es Gefahr gab und schmetterte mit seinem gewaltigen Streitkolben die Feinde zu Boden. Derselbe Geist belebte die Geistlichen seines Gefolges: wurden Schlösser und Burgen erstürmt, so waren sie gewiß nicht unter den letzten. Eilig durchzog er Oberitalien, entging den Lombarden und brachte Toscana und die Romagna zum Gehorsam. Der Kaiser brach über den Cenis in die Lombardei ein, ließ Susa zur Vergeltung der ihm zugefügten Schmach in Brand stecken, und ging auf die neue Stadt Alessandria los. Asti öffnete ihm freiwillig die Thore. Aber vor Alessandria fand er, bei ungünstiger Witterung, lebhaften Widerstand. Er mußte, da ein Lombardisches Heer zum Entsatz nahte, im Frühling 1175 die Belagerung wieder aufheben. Es wurde nun zwar zu Montebello ein Waffenstillstand geschlossen, um während desselben Unterhandlungen zu pflegen, allein sie hatten keinen günstigen Erfolg. Noch standen die Parteien einander zu schroff gegenüber, noch wollte keine von ihren Forderungen nachlassen; auch hatte der Kaiser den größten Theil seines Heeres wieder verabschieden müssen.

Des Kaisers Vertrauen auf eine günstige Wendung der Angelegenheiten konnte daher nur auf neuer Hülfe aus Deutschland beruhen, zu deren schneller Herbeiführung er Schreiben in das Reich erließ. Aber wie erstaunte er über die Nachricht, der mächtigste Fürst, Heinrich der Löwe, sey ihm untreu und verweigere allen Beistand! Zur Entschuldigung gab Heinrich sein Alter vor, da er doch erst sechs und vierzig Jahre zählte, und den Bann des Kaisers, da er doch sechzehn Jahre hindurch keine Rücksicht darauf genommen. Einige suchen die wahre Ursache dieses auffallenden Undanks gegen einen Herrscher, der seine Macht so sehr vermehrt und gehoben, in Heinrich's Verdruß über einen Vertrag Friedrich's mit Welf VI., wodurch jener die Mathildischen Besitzungen in Italien und einen großen Theil der Welfischen Stammgüter in Deutschland gewann; aber mehr noch als dieses scheint in dem mächtigen Fürsten die Vorstellung gewirkt zu haben, daß er des Kaisers Zwecke in Italien lange genug befördert habe, und daß es einem Herrscher wie ihm gezieme, seine Kräfte für die eigene Größe und für Begründung und Ausdehnung seines Reiches im Norden zu verwenden*). Der Kaiser lud Heinrich zu einer Zusammenkunft

*) v. Raumer a. a. O. Bd. II. S. 241.

in Chiavenna am Comer See ein, wo er alle Mittel der Ueberredung anwandte, ja sogar endlich dem stolzen Herzoge flehend zu Füßen fiel. Heinrich erschrak zwar und suchte den Kaiser aufzuheben, beharrte aber dennoch bei seiner Weigerung. Da trat die Kaiserin hinzu und sprach: Lieber Herr, stehet auf. Gott wird euch helfen, wenn ihr einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenket. So schieden Staufe und Welfe wieder als Feinde. Die anderen Fürsten indeß, besonders der Erzbischof Philipp von Köln, führten dem Kaiser mit dem Anfang des Frühlings 1176 über Como frische Völker zu. Friedrich eilte, sich an ihre Spitze zu stellen, und beschloß, gegen den Rath aller seiner Freunde, den langen Streit mit den Lombarden durch eine entscheidende Schlacht zu enden. Er griff die ungleich stärkere Macht der Italiener am 29. Mai bei Legnano an, und stürzte sich selbst nach seiner Gewohnheit mit wüthender Tapferkeit in die feindlichen Haufen. Aber die Verzweiflung der Lombarden war doch noch mächtiger. Friedrich's Bannerträger wurde erschlagen, seine Fahne erobert, dem Kaiser selbst das Pferd unter dem Leibe erstochen, der größte Theil seiner Deutschen getödtet und in den Tessino gedrängt, mit einem Wort, von den Italienern der vollständigste Sieg erfochten. Es ging das Gerücht, der Kaiser selbst sey geblieben, so daß seine Gemahlin schon zu Como die Trauer anlegte, bis er endlich am vierten Tage nach der Schlacht in dem treuen Pavia wieder zum Vorschein kam.

Jetzt war Friedrich in Italien eben so verlassen wie vor acht Jahren, als er bei Nacht in niederer Kleidung entflohen; und da er aus Deutschland wenig Unterstützung mehr zu erwarten hatte, so blieb nichts übrig als Unterhandlungen zu versuchen. Doch wollte Friedrich diese nicht mit den aufrührerischen Lombarden, sondern zunächst mit dem Haupte der Christenheit anknüpfen. Daher schickte er Gesandte an Alexander, der sich, als er die ernstliche Absicht des Kaisers sah, auch sofort bereitwillig finden ließ, da auch ihm andrer Seits nicht daran liegen konnte, daß das neue Gegengewicht der kaiserlichen Macht in Italien, welches er in den Lombardischen Städten gefunden hatte, allzu schwer und dann für ihn selbst drückend werde. Man wurde einig, daß die Friedensversammlung zu Venedig gehalten werden sollte. Dorthin begab sich Alexander, dort erschienen die kaiserlichen und Lombardischen Gesandten, der Kaiser selbst sollte ohne Wissen und Genehmigung des Papstes nicht nach Venedig kommen dürfen. Anfangs erhoben sich große Zweifel und

Schwierigkeiten, und die Verhandlungen rückten wegen der Entfernung Friedrich's so langsam vorwärts, daß der Papst endlich bewilligte, er möge mit wenigen Begleitern nach Chioggia kommen. Erst als der Kaiser die vorläufig entworfenen Friedensbedingungen durch Gesandte hatte beschwören lassen, lud ihn der Papst durch einige Cardinäle nach Venedig, und lösete ihn vom Banne. Am 24. Junius 1177 segelte der Kaiser mit allen Prälaten, Fürsten und Edlen auf reichverzierten Schiffen nach der berühmten Stadt. Vor dem Eingang der Marcuskirche erwartete ihn Alexander im päpstlichen Schmuck. Der Kaiser, von einem großen Gefolge begleitet, warf den Mantel von sich, fiel vor ihm nieder, und küßte ihm die Füße. Daß ihn der Papst bei dieser Gelegenheit auf den Nacken getreten, ist ein Märchen. Er gab *ihm* vielmehr den Friedenskuß, führte ihn in die Kirche, die von den Jubeltönen des vollstimmigen Tedeums wiederhallte, und ertheilte ihm vor dem Altar seinen Segen*). Am 1. August geschah der förmliche Abschluß des Friedens zwischen dem Kaiser und dem Papst. Die feierliche Versammlung wurde in dem Palaste des Patriarchen von Venedig gehalten. Der Papst, auf einem erhöhten Stuhle sitzend, zu seiner Rechten der Kaiser, zur Linken der Sicilianische Gesandte, Romuald, Erzbischof von Salerno, hielt zuerst eine lange Rede, in der er des Kaisers Rückkehr vom Irrthum zur wahren Kirche unter dem Bilde des verirrten Schafes und des verlornen Sohnes darstellte, und ihn und seine Familie liebreich in den Schooß der Kirche wieder aufnahm. Des Kaisers Antwort war Deutsch, der Kanzler Christian von Mainz mußte sie Italienisch dollmetschen. Darauf wurden die Friedensartikel von vielen Deutschen Reichsfürsten, den Sicilianischen Abgeordneten und den Consuln der Städte Mailand, Piacenza, Brescia, Bergamo, Verona, Parma, Reggio, Bologna, Novara, Alessandria, Padua und Venedig, auf Reliquien und dem Evangelienbuche beschworen. Die vorzüglichsten dieser Artikel waren folgende: „Der Kaiser zieht seine Hand von dem Gegenpapste Calixtus III. zurück, der mit einer Abtei abgefunden wird, und überläßt die Vogtei über die Stadt Rom dem päpstlichen Stuhle, wogegen er die Nutznießung der Mathildischen Güter noch funfzehn Jahre behält. Mit dem Könige von Sicilien (Wilhelm II., der seinem Vater Wilhelm I. 1166 gefolgt war) soll ein funf-

*) „Nie sind Lob- und Dankgesänge mit größerer Aufrichtigkeit und Theilnahme angestimmt worden, als in diesem Augenblicke, wo sich nach so langem, großartigem Kampfe die beiden ersten Männer ihrer Zeit versöhnten." v. Raumer, Bd. II. S. 252.

zehnjähriger, und mit den Lombarden ein sechsjähriger Waffenstillstand gehalten, während desselben aber an einem dauerhaften Frieden ernstlich gearbeitet werden." Der Vortheil dieses Vertrages war mehr auf der Seite des Kaisers als des Papstes, zumal da die beiden treuen Anhänger des Erstern, Christian und Philipp, auf den so einflußreichen erzbischöflichen Stühlen von Mainz und Köln bestätigt wurden, obschon sie zur Partei des Gegenpapstes gehört hatten.

Friedrich zog nun nach Deutschland zu neuen Kämpfen und Anstrengungen. Es galt die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens, es galt den Streit wider den Welfen, den Friedrich in der großartigen Weise seiner Politik bisher vermieden hatte, und ferner vermieden haben würde, wenn jener ihn nicht durch Ungehorsam und Trotz zu eigenem Verderben hervorgerufen hätte. Bei Heinrich's großer Macht schien ein langer und verheerender innerer Krieg unvermeidlich, allein Friedrich's Entschlossenheit und Klugheit, die alte Eifersucht der Mitstände gegen Heinrich, und die Ehrfurcht des größeren Theiles der Fürsten vor dem kaiserlichen Namen erleichterten das Geschäft. Der Herzog ward zuerst auf einem Reichstag nach Worms (1179) geladen; aber er wollte sich seinen Feinden nicht freiwillig in die Hände liefern. Es ward ihm daher ein neuer Termin nach Magdeburg gesetzt, wo der Kaiser selbst ihn anklagte, und eine Menge auf ihn erbitterter Fürsten beistimmten. Der Markgraf Dietrich von Landsberg erbot sich sogar, durch einen Zweikampf zu beweisen, daß der Herzog von den Italienern mit Gelde bestochen worden sey, sich dem Kaiser zu entziehen. Da indessen derselbe auch hier nicht erschien, so hielt man mit der Verurtheilung noch inne, und setzte ihm in gesetzlichem Verfahren eine neue Tagfahrt nach Goslar an. Ehe diese herankam, ersuchte er den Kaiser um eine besondere Unterredung. In dieser verlangte Friedrich von ihm eine Geldbuße von fünftausend Mark und völlige Unterwerfung unter seinen Richterspruch. Dies schien dem Herzog zu schwer; er ging, und stellte sich auch auf dem Reichstage zu Goslar nicht. Da fiel denn endlich das Erkenntniß der Fürsten dahin aus, daß er als ein ungehorsamer Vasall in die Reichsacht zu erklären und aller seiner Lehen zu entsetzen sey. Dennoch wollte Friedrich nichts übereilen; er wünschte für den alten Freund und Kampfgenossen noch einen milden Ausweg offen zu behalten, und ließ ihm daher noch Zeit bis zu einem Reichstage in Würzburg 1180. Erst als er sich auch da nicht stellte, ward das obige Urtheil nochmals bestätigt und zur Ausführung gebracht. Das Her-

zogthum Sachsen wurde ganz zersplittert. Den Namen eines Herzogs von Sachsen führte zwar Graf Bernhard von Ascanien, Sohn Albrecht's des Bären, fort; aber das Ansehen und die Macht desselben konnte er nicht geltend machen. Vieles gewannen die Bischöfe und andere Stände; in dem größten Theile von Westphalen bekam der Erzbischof von Köln die herzoglichen Rechte. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser viele Jahre sehr treu gedient hatte, als Herzogthum. Noch in unseren Tagen herrscht dort das von ihm abstammende Geschlecht. Eine Zerstückelung wie die Sachsen's erfuhr Baiern nicht, doch behielt es auch nicht den ganzen frühern Umfang. Kärnthen war schon unter Otto III. (Th. IV. S. 236.) als besonderes Herzogthum davon getrennt; eben so war Oestreich durch Friedrich selbständig geworden. Jetzt wurden die Erzbischöfe und Bischöfe von Salzburg, Passau, Regensburg u. s. w. reichsfrei. Auch die Grafen von Andechs, die sich von nun an Herzöge von Meran nennen, die Markgrafen von Steier und Krain erhielten um diese Zeit stillschweigend oder durch ausdrückliche Erklärung die Reichsunmittelbarkeit.

Heinrich leistete zwar eine Zeitlang tapfere Gegenwehr, fiel über die kaiserliche Reichsstadt Goslar her, besiegte auch das Heer des Erzbischofs von Köln, eroberte Halberstadt, steckte Kalbe, Mühlhausen und Nordhausen in Brand, bekam den Bischof von Halberstadt und den Landgrafen von Thüringen gefangen, und kehrte mit reicher Beute beladen nach Braunschweig zurück. Aber bald (1180) rückte Friedrich selbst mit einem großen Heere in Sachsen ein, und bezwang in wenigen Tagen die meisten Schlösser und Burgen. Dann setzte er den Vasallen Heinrich's eine Frist bis Martini, da sich denn die meisten freiwillig unterwarfen. Allein in den größeren Städten war der Widerstand heftiger. Darüber verging die Kriegszeit und Friedrich sah sich genöthigt, im folgenden Jahr einen zweiten Feldzug zu eröffnen. Lübeck und Lüneburg wurden belagert. Heinrich warf sich in das stark befestigte Stade, sah sich aber doch zuletzt so sehr von allem Beistand verlassen, daß er um Gnade bitten mußte. Es ward ein Reichstag auf den November 1181 nach Erfurt ausgeschrieben. Hier warf sich der gebändigte Löwe dem Sieger zu Füßen, der von einem solchen Schicksalswechsel auf das tiefste ergriffen, ihn gütig aufhob und mit Thränen umarmte. „Du bist das eigene Werkzeug Deines Falles," sprach der Kaiser. Aber verziehen wurde dem Herzoge darum nicht; denn weder wollte Friedrich, einer augenblicklichen Rührung wegen, die Ruhe des Reiches in Gefahr

setzen; noch durfte er es um der übrigen Fürsten willen, deren Viele sich, bei ihrem gewaltigen Hasse gegen Heinrich, dann von ihm abgewandt haben würden. Heinrich blieb seiner Herzogthümer verlustig, und wurde sogar auf drei Jahre aus dem Reiche verwiesen; doch sollten die ihm eigenthümlich gehörenden Braunschweigischen und Lüneburgischen Lande ihm und seiner Familie verbleiben. Er ging mit seiner Gemahlin zu seinem Schwiegervater, dem König von England, Heinrich II. So schnell wurde einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit vernichtet, und mit seiner Demüthigung schien der Glanz des Welfischen Hauses zu erbleichen. Doch hat der stehen gebliebene Stamm in der Folge noch schöne Sprößlinge getrieben. Das herzoglich Braunschweigische Haus und die jetzige Englische Königsfamilie stammen in gerader Linie von Heinrich dem Löwen ab.

Unterdessen war der sechsjährige Waffenstillstand in Italien verlaufen, und der Kaiser, der sich nach der Schlacht bei Legnano über das Unzureichende seiner Kräfte und über die Italienischen Verhältnisse nicht mehr täuschen konnte, suchte denselben in einen Frieden zu verwandeln. In der That kam auf einem großen Reichstage zu Konstanz der berühmte nach dieser Stadt genannte Friede (unterzeichnet am 24. Junius 1183) zu Stande, dessen Hauptpunkte folgende waren. Die Städte sollen alle Regalien und Gerechtsame innerhalb ihrer Mauern behalten und ausüben; außerhalb der Stadt aber nur die, welche ihnen verliehen worden sind. Die zweifelhaften sollen untersucht, oder wenn man es darauf nicht ankommen lassen will, mit zweitausend Mark Silbers jährlich abbezahlt werden. Appellationen in Sachen über fünf und zwanzig Pfund Reichsmünze gehen an den Kaiser, welcher zu diesem Zweck in jedem Bisthum oder jeder Stadt einen Stellvertreter ernennen wird. Ist er aber selbst anwesend, so wird Alles vor sein Gericht gebracht. Alle Consuln, Podesta und Obrigkeiten werden von den Bürgern erwählt, aber von dem Kaiser mit ihrer Würde belehnt. Sie leisten so wie die Vasallen den Lehnseid. Desgleichen sollen alle Bürger von siebzehn bis siebzig Jahren dem Kaiser Treue schwören, und diese Huldigung alle zehn Jahre erneuen. Bei des Kaisers Eintritt in Italien sollen ihm die Städte Wege und Brücken in Stand halten, und die Lebensmittel für ihn und sein Gefolge, oder das Fodrum (Futter), allenthalben liefern, dagegen verspricht der Kaiser, keine Stadt durch zu langen Aufenthalt zu drücken. Mauern und Festungswerke endlich, ja alle Arten von Bündnissen unter einander sollen den Bürgern er-

laubt seyn. So mußte Friedrich jetzt den Städten im Wesentlichen doch fast Alles zugestehen, was ihnen vor fünf und zwanzig Jahren auf dem Felde von Roncalia abgesprochen worden war.

Der Friede, welcher nun nach so langem Zwiste in Deutschland und Italien wie in der Kirche herrschte, bewog den Kaiser ein Reichsfest zu geben, wie es noch nicht gesehen worden war. Die nächste Veranlassung dazu war die feierliche Ertheilung der Ritterwürde an seine beiden älteren Söhne. Zu Pfingsten 1184 versammelten sich seiner Aufforderung gemäß zu Mainz Prälaten und Fürsten, Aebte und Priester, Grafen und Edle. Der Zulauf der Fremden war so groß, daß die Stadt Mainz sie nicht fassen konnte, und deshalb eine große Ebene vor den Thoren zu Hülfe genommen werden mußte, auf der beinahe eine zweite Stadt von Zelten errichtet ward. Der Erzbischof von Köln hatte allein ein Gefolge von mehr als viertausend Menschen bei sich. Sämmtliche Fürsten und Edlen, ja alles Volk wurde drei Tage lang herrlich vom Kaiser bewirthet, wozu eine unglaubliche Menge Lebensmittel und Wein herbeigeschafft worden waren. Dieser Ueberfluß bei den Festmahlen, die schimmernde Pracht der Kleider, Waffen und Pferde der unzähligen Ritter, der Glanz der schönen Frauen, die mannichfaltigen Spiele und Ergötzlichkeiten verbreiteten allgemeine Lust und hohe Freude. Und der Kaiser, in dem Hoheit und Milde sich wunderbar verbanden, thronte in der Mitte dieser Herrlichkeit, so daß alle Lust und aller Glanz des Lebens von ihm auszugehen und von seiner Krone herabzustrahlen schienen.

Im August 1184 besuchte Friedrich zum sechsten Male das nun beruhigte Italien. In Verona hatte er eine Zusammenkunft mit dem neuen Papste Lucius III. (Alexander III. war 1181 gestorben), der von den Römern aus der Stadt vertrieben worden war, wofür er sie wiederum in den Bann gethan hatte. Beide hohe Häupter saßen hier einer Reichs- und Kirchenversammlung vor, die vom August bis in den November währte. Es entstand aber über die Anrechte der während der Kirchenspaltung von den Gegenpäpsten geweihten Geistlichen so viel neuer Streit zwischen dem Papste und dem Kaiser, daß der Letztere die Unterhandlungen abbrach, und dagegen beschloß, die alten Verbündeten des Römischen Stuhles, die Lombarden, für sich zu gewinnen. Er begab sich daher nach Mailand, wurde ehrenvoll aufgenommen, und schloß mit dieser ihm früher so verhaßten Stadt einen Vertrag zur Aufrechthaltung des Konstanzer Friedens (1186). Im November desselben

Jahres starb Lucius III. zu Verona, und sein Nachfolger Urban III. fürchtete gleichfalls der Römer Widerspenstigkeit in solchem Grade, daß er, wie Jener, seinen Sitz zu Verona aufschlug. So wenig galten die Beherrscher der Welt in ihrer eigenen Stadt.

Friedrich war mit dem vorgerückten Alter, nach harten Kämpfen und Erfahrungen, ruhiger und milder geworden. Der Groll gegen die aufblühenden Italienischen Städte war aus seinem Herzen gewichen; er freute sich in Italien wie in Deutschland wohlverdienter Ruhe, so wie eines heiteren genußreichen Lebens, und eine neue Aussicht, welche sich ihm in diesen Jahren öffnete, verhieß ihm auf friedlichem Wege eine Vermehrung und Befestigung seiner und seines Hauses Macht in Italien, wie er sie in jüngeren Jahren durch Waffengewalt zu erreichen kaum geträumt haben mochte. König Wilhelm II. von Sicilien (1166 bis 1189) war kinderlos; seine einzige Verwandte und Erbin war seines Vaters Schwester Constantia. Um diese ließ Friedrich für seinen Sohn Heinrich anhalten und brachte nach einigen Unterhandlungen die Verbindung wirklich zu Stande. Hundert und funfzig schwer beladene Saumrosse trugen den reichen Brautschatz nach Mailand. Hier wurde am 27. Jan. 1186 die Vermählung des ein und zwanzigjährigen Heinrich und der Constantia, welche zehn Jahre mehr zählte, durch den Patriarchen von Aquileja vollzogen. Deutsche, Lombardische und Normannische Edle strömten von allen Seiten zusammen, und die Festlichkeiten und Ritterspiele übertrafen an Pracht und Glanz Alles, was die frühere Zeit in solcher Weise gesehen hatte.

Dieses Ereigniß, durch das die Normannische, der Kirche bisher hülfreiche, den Kaisern feindselige Macht von nun an mit der kaiserlichen vereinigt ward, welches in nicht allzu ferner Zukunft Hohenstaufische Reiche von Mittag und Mitternacht zeigte, erschreckte Urban, und steigerte die Erbitterung zwischen ihm und dem Kaiser. Urban beschwerte sich, daß der Kaiser die Mathildischen Güter der Kirche vorenthalte, und bestritt ihm das Spolienrecht, vermöge dessen sich die Kaiser die bewegliche Hinterlassenschaft verstorbener Bischöfe zueigneten *). Als nun Urban auch den von Friedrich verworfenen Volkmar zum Erzbischof von Trier weihte, kam es zum offenen Bruche. Der Papst suchte

*) Die Spuren dieses Gebrauchs lassen sich bis ins neunte Jahrhundert zu rück verfolgen. Es wurde als ein Einkommen des Schirmvogtes für seine Bemühungen betrachtet. Wie der Kaiser bei den Bischöfen, so nahmen es andere Schutzherren bei geringeren Geistlichen in Anspruch.

die Deutschen Bischöfe gegen Friedrich aufzureizen, und gewann in der That den Erzbischof Philipp von Köln. Da überließ Friedrich seinem Sohne die Regierung Italien's, kehrte nach Deutschland zurück, und berief die Deutschen Prälaten und Fürsten zu einem Reichstage nach Gelnhausen. Hier stellte er ihnen vor, wie seine Vorgänger im Reiche so manche und wichtige Kaiserrechte der Kirche geopfert, und wie er hier Alles beim Alten gelassen, wie aber die Päpste immer größere Ansprüche machten, und daß es jetzt seine Pflicht sey, das Uebrige desto standhafter zu behaupten. Durch seine Worte bewegt versprachen die Bischöfe an den Papst zu schreiben, und ihn zum Frieden und zu billigen Gesinnungen aufzufordern. Friedrich beharrte nun um so mehr bei seinem Widerstande, und vertrieb im folgenden Jahre (1187) den Erzbischof Volkmar, so wie die ihm gleichfalls ungehorsamen Bischöfe von Metz und Verdun aus ihren Sitzen.

---

10. Der dritte Kreuzzug.
(1189—1190.)

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen in Deutschland war Urban schon entschlossen, den Bannfluch über den Kaiser auszusprechen, als ihn selbst der Tod ereilte (October 1187), und zugleich die traurige Kunde aus dem Morgenlande erscholl, Jerusalem sey nach einem acht und achtzigjährigen Besitz durch Saladin den Christen wieder entrissen, und dort nichts mehr in ihren Händen, als Antiochien, Tripolis und Tyrus.

Jussuf Saladin Eyub's Sohn war aus Kurdischem Stamme und im Dienste Nureddin's (s. o.) emporgestiegen. Als dieser 1163 ein Heer nach Aegypten sandte, um einen vertriebenen Vezir der Fatimiden, welcher zu ihm geflohen war, wieder einzusetzen und zugleich für die Ausbreitung der eigenen Herrschaft über jenes Land einen Anhalt zu gewinnen, begleitete Saladin die Truppen, welche sein Oheim Schirkuh befehligte. Schon damals war er die Seele der Unternehmung, als aber Schirkuh, der nach mancherlei Kämpfen selbst Vezir in Aegypten geworden war, starb, und der Neffe ihm in dieser Würde folgte, entwickelten sich seine ausgezeichneten Herrschertalente in vollem Maße. Er war jetzt der That nach schon Gebieter des Reiches, obgleich er noch immer die Rolle eines Statthalters Nureddin's spielte. Der letzte Nachkomme Obeidallah's, Abed, starb 1171, ohne daß ein Anderer an seine

Stelle trat. Im Wesentlichen wurde dadurch nichts geändert, nur erkannte man nunmehr den Sunnitischen Chalifen zu Bagdad als geistliches Oberhaupt an. Indeß wäre über die weltliche Herrschaft Aegypten's zwischen Nureddin und Saladin Krieg ausgebrochen, wenn Jenen nicht 1173 der Tod hingerafft hätte. Nunmehr wurde Saladin von Keinem der Thron mehr streitig gemacht. Ueber die vorzüglichen Eigenschaften dieses großen Fürsten sind auch die christlichen Schriftsteller einig. Er war tapfer, gerecht, wohlthätig, edelmüthig, ein Freund und Beförderer der Wissenschaften. Die Zwistigkeiten, welche nach Nureddin's Tode in dessen Hause ausbrachen, benutzte er, um nach und nach alle Länder desselben an sich zu bringen. Seine Herrschaft erstreckte sich endlich von Kairo bis nach Aleppo, und umschloß im Halbkreise den schmalen Küstenstrich des Reiches von Jerusalem. Einen gefährlichern Feind hätten die morgenländischen Christen nicht erhalten können, aber so wenig Kräfte und Mittel sie auch in Bewegung setzen konnten, ihm zu widerstehen, so sehr ließen sie es doch an einem besonnenen und aufrichtigen Benehmen fehlen. Innere Streitigkeiten hinderten eine zusammenhängende und nachdrückliche Vertheidigung, wenn auch tapfere Thaten im Einzelnen geschahen, und die sittliche Erschlaffung der Pullanen (so nannte man die dortigen Christen) ließ es zu keinem begeisterten, alle andere Interessen hintansetzenden Aufschwung kommen, der das Reich in dieser Lage allein hätte retten können. Nach langen fast ununterbrochenen Kämpfen wurde 1184 ein Stillstand mit Saladin geschlossen. Aber Guido (Veit) von Lusignan, der zwei Jahre darauf den Thron bestieg*), war der Mann nicht, diese Frist zu benutzen, um den Staat für neue Gefahren und Stürme vorzubereiten und zu befestigen. Bald vereitelte die freche Gewaltthat eines Ritters, Rainald's von Chatillon, jede Aussicht auf längere Dauer der Waffenruhe und stürzte das Reich völlig ins Verderben. Er überfiel Saladin's Mutter, welche der Uebereinkunft vertrauend durch die Länder der Christen zog raubte ihre Schätze und tödtete ihre Begleiter. Da Guido nun sogar Genugthuung weigerte, kam es zum Kampfe. In der Schlacht bei Hittin oder Tiberias (4. Jul. 1187) wurden die Christen völlig besiegt, König Guido, sein Bruder, der Großmeister der Tempelherren und viele andere Edle wurden gefangen. Großmüthig reichte Saladin

*) Auf Balduin III. folgte 1162 sein jüngerer Bruder Amalrich. Die beiden nächsten unmündigen Regierungen seines Sohnes Balduin IV. (1173—1185) und seines Enkels Balduin V. (bis 1186) hatten den inneren Zustand des Reiches gänzlich zerrüttet.

in seinen Gezelten dem König den Becher der Gastfreundschaft; aber der Verräther Rainald empfing von seiner Hand den Todesstreich. Sidon, Joppe, Berytus, Akkon und andere Städte fielen in Folge jenes Sieges in die Hände des Sultans, endlich auch Jerusalem, nach einem Vertrage, der die Lösung der Einwohner mit zehn Goldstücken für den Mann, fünf für das Weib und eins für das Kind festsetzte. Am dritten October hielt Saladin seinen Einzug. Die Kreuze wurden herabgestürzt, der Tempel Salomo's von den heiligen Zeichen und Geräthen der Christen gereinigt, und hier die Gläubigen zum Gebete versammelt. Vierzig Tage Frist hatten die Bürger zur Aufbringung des Lösegeldes. Während dieser ganzen Zeit geschah weder Mord noch Gewaltthat. Zweitausend Christen, die sich nicht loskaufen konnten, und deshalb nach der Capitulation Gefangene der Türken seyn sollten, gab Saladin frei; und als auch dann noch viele Arme hätten zurückbleiben müssen, bewilligte er großmüthig jedem den Abzug, der sein Unvermögen nachweisen konnte. Endlich zogen die Auswandernden an ihm vorüber, ihre bewegliche Habe mit sich führend. Da fleheten die Weiber und Kinder der in den Schlachten Gefangenen um Gnade, und der Sultan schenkte allen ihren Angehörigen die Freiheit. Unter die Familien, deren Männer und Väter geblieben waren, unter die Kranken und Armen ließ er 200,000 Goldstücke austheilen. So milde behandelte Saladin die Feinde seines Glaubens; so wenig glich die Eroberung Jerusalem's durch Kurden und Seldschucken der durch die christlichen Kämpfer des ersten Kreuzzugs.

Die Nachricht von dem Verluste der heiligen Stadt erweckte in Europa, wo man seit dem unglücklichen Ausgange des zweiten Kreuzzuges für das Morgenland kühler geworden war, allgemeine Bestürzung, und regte zugleich in den Fürsten und Rittern alle die religiös-romantischen Gefühle wieder auf, die einst ihre Väter zur Eroberung des gelobten Landes begeistert hatten. Gregor VIII., Urban's Nachfolger, erließ Schreiben an alle Christen, sich zu erheben und die heiligen Stätten von neuem zu befreien. Er starb schon im December 1187, und der nunmehrige Papst Clemens III. söhnte sich mit dem Kaiser aus. Dieser begnadigte danach auch den Erzbischof Philipp von Köln auf dem Hoftage Gottes, wie Friedrich die in den Fasten 1188 nach Mainz zusammenberufene Fürstenversammlung nannte, und nun ward hier ein neuer Kreuzzug beschlossen, mit dem der alte Kaiser nach seinem from-

men Sinne die lange Reihe seiner Thaten zur Ehre Gottes beschließen wollte.

Da er schon als Jüngling im Gefolge seines Oheims Konrad III. die Schwierigkeiten einer solchen Heerfahrt kennen gelernt hatte, so ging er mit großer Vorsicht und Klugheit zu Werke. Er schickte Gesandte an den König von Ungern, an Kilidsch Arslan II., den Sultan von Iconium, und an den Griechischen Kaiser Isaac Angelus, voraus. Alle drei versprachen Unterstützung. Vor allem lag ihm daran, daß in seiner Abwesenheit die Ruhe im Reiche nicht zu sehr gefährdet werde. Deshalb zerstörte er vor dem Aufbruche mehrere Raubschlösser, und erließ einen Friedebrief, in welchem er jede Fehde durch sichere Boten drei Tage vorher anzusagen befahl. Mord und Brand sollte mit des Reiches Acht bestraft werden. Auch mußte Heinrich der Löwe, welcher 1185 nach Deutschland zurückgekehrt war, das Reich von neuem auf drei Jahre meiden. Um das Heer von unnützem und lästigem Gesindel frei zu erhalten, ging das Verbot aus, daß Niemand sich dem Zuge anschließen solle, der nicht wenigstens drei Mark Silber mitnehmen könne.

Am St. Georgentage *) (23. April) 1189 ging der Zug in bester Ordnung von Regensburg, dem festgesetzten Sammelplatze, ab. Die Fürsten, welche den alten Kaiser begleiteten, waren sein zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, die Herzöge Berthold von Meran und Ottokar von Steiermark, Markgraf Hermann von Baden, Graf Adolf von Holstein, Graf Rupert von Nassau, die Bischöfe von Würzburg, Osnabrück, Meißen, Passau und andere. Am Pfingstfest war man in Presburg, wo der Kaiser mit den Deutschen Fürsten, welche ihm bis dahin gefolgt waren, die letzte Berathung über die Angelegenheiten des Reiches hielt, und seinem ältesten Sohne, dem Römischen Könige Heinrich, die Regierung übertrug. Vor Gran kam der König von Ungern, Bela III. (1173—1196), dem Kaiser mit glänzendem Gefolge entgegen, und daselbst ward auch der Herzog Friedrich mit einer Tochter dieses Fürsten verlobt. In der Gegend von Belgrad hielt der Kaiser eine Musterung, und fand außer funfzigtausend Rittern, noch eine eben so große Zahl streitfähiger Mannschaft.

An Isaac Angelus wurden neue Gesandte abgeordnet; allein die-

---

*) Im Mittelalter wurden die Tage bei Zeitbestimmungen häufig nach den Heiligen, deren Fest dann einfiel, oder nach den voraufgegangenen Sonntagen angegeben.

ser Monarch, der befürchtete, Friedrich's Absicht ginge eigentlich auf die Eroberung des Griechischen Reiches, zeigte sich unerwartet treulos. Er ließ die Botschafter in den Kerker werfen, und auf dem Weitermarsche durch die Bulgarei fand das Kreuzheer, statt der verheißenen Vorkehrungen, verlegte Pässe und Verhaue, und Haufen von Bulgaren, die, durch Griechisches Gold gereizt, die Pilger mit vergifteten Pfeilen und Wurfgeschossen umschwärmten, oder die Verirrten und Zögernden umbrachten. Die große Stadt Philippopolis in Thracien war von der Besatzung und fast von allen Bewohnern verlassen, aber die in der Nähe aufgestellten Griechischen Schaaren übten Feindseligkeiten, so daß die Deutschen dieses Land nun ganz als ein feindliches behandelten, und unermeßliche Beute einbrachten. Die Gesandten Friedrich's entließ Kaiser Isaac zwar jetzt, zeigte aber noch immer keine friedlicheren Gesinnungen. Vielmehr predigte der Patriarch von Constantinopel in Gegenwart vieler Lateiner in der Sophienkirche, wer hundert dieser Deutschen Kreuzfahrer tödte, könne dadurch für zehn Mordthaten Ablaß erhalten, und Isaac selbst erließ ein drohendes mit lächerlichen Prahlereien erfülltes Schreiben an Friedrich. Dieser aber brach am 3. November von Philippopolis auf, vor ihm her zogen fluchartig die Griechischen Truppen. In Adrianopel, welches man von den meisten Einwohnern verlassen fand, beschloß er den Winter über zu bleiben. Demotica aber und einige andere feste Plätze wurden von dem Herzoge von Schwaben mit stürmender Hand genommen, und die darin befindlichen Besatzungen niedergehauen. Da sah Isaac denn, daß er einlenken müsse. Es kam im Februar 1190 ein neuer Vertrag zu Stande, in welchem der Griechische Kaiser versprach, den Durchzug ungestört zu verstatten und das Kreuzheer mit aller nöthigen Zufuhr zu versorgen. Friedrich dagegen gelobte allenthalben gute Mannszucht zu halten, und Niemand zu beschädigen.

Sechs Tage dauerte die Ueberfahrt über den Hellespont, die auf Griechischen Schiffen geschah. In Asien waren die Schwierigkeiten nicht geringer, zumal da auch die Seldschucken von Iconium treulos erfunden wurden. Der Zug über das Gebirge kostete unzähligen Menschen und Pferden das Leben. Die letzteren wurden größtentheils von den hungrigen Pilgern verzehrt. Allenthalben brachen die leichten Türkischen Reiter aus den Bergschluchten hervor, fielen den Zug bald hier bald dort an, konnten aber sehr selten zum Stehen und zum Kampfe gebracht werden. Dennoch kam das unverdrossene Deutsche

Heer endlich nach Iconium, wo die ganze, an Zahl weit überlegene Macht der Seldschucken versammelt war. Es erfolgte ein mehrtägiges verzweiflungsvolles Treffen. Als die Gefahr am größten war, viele zagten und andere wichen vor dem harten Drängen der Feinde, rief der Kaiser: Was zögert ihr, was jammert ihr, die ihr aus der Heimath gezogen seyd, mit eurem Blut das Himmelreich zu erkaufen, Christus gebietet, Christus siegt! So sprechend warf er sein Roß im Kreise herum, daß er Raum gewann und rannte vor Allen weit der erste, wie ein Löwe wider die Heiden. Diesem Anlauf konnten die Feinde nicht stehen. Am 18. Mai wurde die Stadt erstürmt und so unermeßliches Gut erbeutet, daß nicht einmal alles fortgebracht werden konnte. Dies erfrischte Muth und Kraft der abgezehrten Pilger; sie brachen am 26. Mai wieder auf, zogen durch Cilicien dem Taurus zu, und kamen zur Stadt Seleucia am Flusse Kalykadnus oder Saleph. Hier war dem wackern Friedrich seine Grenze bestimmt. Er wollte, da die Brücke über den Fluß nur schmal war und der Zug daher sehr langsam vorwärts ging, schwimmend übersetzen, und sprengte, der Warnungen der Seinen ungeachtet, furchtlos in den Strom. Aber die Wellen ergriffen den allzu kühnen Greis, entseelt brachte man ihn an das Ufer (10. Juni 1190). Ueber alle Beschreibung war die Bestürzung und Trauer seines Heeres, das seine Eingeweide und sein Gehirn feierlich zu Antiochien begrub, den übrigen Körper aber zu Tyrus beisetzte.

Viele aus dem Heere gingen hierauf schon jetzt zu Schiffe nach Europa zurück, der größere Theil setzte, unter Herzog Friedrich's Anführung, den Zug über Tarsus nach Antiochien fort, wo man wegen böser Krankheiten, die Unzählige wegrafften, acht Wochen liegen bleiben mußte. Von da brachen sie über Tyrus nach Acre auf, das schon seit dem 26. August 1189 von dem aus der Haft wieder entlassenen Könige Guido und zahlreichen zu Schiffe angekommenen Kreuzfahrern, Dänen, Friesen, Flanderern, Thüringern und Italienern belagert ward. Hier starb auch Herzog Friedrich (20. Jan. 1191) an einem hitzigen Fieber; die Reste der Deutschen, nur noch 5000 Streiter, halfen den Belagerern.

So unglücklich endete Friedrich's I. letzte Unternehmung für sein Heer. Nicht für ihn, denn wie hätte er sein thatenreiches Leben rühmlicher als im Kampfe für den Glauben, mitten in der Erfüllung seiner höchsten kaiserlichen Pflicht beschließen können? Er war etwa siebzig

Jahre alt, als er starb. Seine herrlichen Gaben werden von allen gleichzeitigen Schriftstellern gerühmt. Er war von mittlerer Größe, starkem Körperbau, und majestätischem, doch freundlichem Ansehen, sehr blond, mit starkem, krausem Haar und einem fast röthlichen Barte (woher ihm die Italiener den Beinamen Barbarossa gegeben). Bei aller persönlichen Tapferkeit liebte er den Krieg nicht, war auch langsam zum Zorn, und gegen Reuige sehr versöhnlich. Seine Andacht beim Gebet und Gottesdienst, seine Freigebigkeit gegen die Geistlichen, deren Herrschsucht er doch unaufhörlich bekämpfte, seine Mildthätigkeit gegen die Armen und die Reinheit seiner Sitten machten ihn zum Muster guter Ritterschaft. Seine Wohlredenheit in der Muttersprache wird gerühmt, im Lateinischen fehlte die Uebung. Er war ein Freund der Geschichte und Derer, welche sich damit beschäftigten, und theilte selbst dem Bischof Otto von Freisingen, seinem Vetter, oder, nach Anderen, seinem unächten Bruder, Nachrichten über seine Thaten mit; obgleich diese, wie er bescheiden hinzufügte, verglichen mit dem, was die Helden des Alterthums vollbracht hätten, mehr Schatten als Thaten seyen.

Der Kreuzzug des Kaisers und die Belagerung von Acre gab zur Gründung des dritten großen Ritterordens Veranlassung. Schon 1128 war der Grund zu einem Deutschen Gast- und Krankenhause in Jerusalem gelegt worden, und es hatte sich aus den Theilnehmern an dieser frommen Stiftung auch bereits eine Art von Ordensverbindung, unter dem Titel der Brüder des S. Marien-Hospitals zu Jerusalem, gebildet. Indeß wurden die frommen Bemühungen dieses Vereins geraume Zeit nicht sehr beachtet oder den beiden bekannteren Ritterorden der Johanniter und Templer zugerechnet. Vor Acre, wo die Christen harte Drangsale, Hungersnoth und Seuchen, erfuhren, war das Loos der Deutschen das schrecklichste, denn sie waren von den großen Mühseligkeiten schon entkräftet und erkrankt angekommen, und ihnen bot Keiner Hülfe und Erleichterung, wie die Templer für die Franzosen, die Johanniter für die Italiener sorgten. Da richteten aus Mitleid und christlichem Erbarmen einige Bürger aus Lübeck und Bremen Zelte, die sie aus ihren Schiffssegeln aufschlugen, zu einem nothdürftigen Deutschen Hospitale ein, und an diese schlossen sich die Mitglieder jenes ersten Vereins an. Dieser schöne Eifer erregte die Aufmerksamkeit des Herzogs Friedrich, und da er erwog, wie die beiden schon bestehenden Orden besonders für Pilger aus Frankreich und Italien bestimmt waren, die Deutschen aber einer ähnlichen Stiftung bedurften,

beschloß er jenem Werke der Liebe und des Mitleids eine sichere Grundlage zu geben, und aus den Brüdern des Deutschen Hospitals einen neuen Ritterorden zu bilden (1190). Regeln und Gesetze wurden ihm nach dem Muster der beiden älteren Orden des heiligen Landes gegeben. Der Römische König Heinrich VI. und Papst Clemens III. gaben ihre Bestätigung (1191), deren Ankunft im Morgenlande indeß der Herzog nicht mehr erlebte. Vierzig Deutsche Edelleute legten zuerst in die Hände des Königs und des Patriarchen von Jerusalem ihre Gelübde ab und wurden fortan Deutsche Brüder der Kirche der heiligen Maria zu Jerusalem (Marianenritter) genannt. Heinrich Walpot von Bassenheim ward aus ihnen zum ersten Meister gewählt. Auch dieser Orden erhielt reiche Güter im Orient, in Italien, Deutschland, Ungern und Siebenbürgen, nebst vielen Privilegien. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hob sich sein Ansehen besonders unter dem Hochmeister Hermann von Salza, einem trefflichen Manne von großer Tapferkeit, Thätigkeit und hochstrebendem Geiste, der auch von Kaiser und Papst für sich und seine Nachkommen die reichsfürstliche Würde erhielt*). Zu welchem neuen und bedeutenden, für die Geschichte von ganz Europa erfolgreichen, Wirkungskreise der Orden im dreizehnten Jahrhundert berufen ward, wird in der Folge erzählt werden.

---

11. Der Kreuzzug der Könige Philipp August und Richard Löwenherz.
(1190—1192.)

Die Könige von Frankreich und England, Philipp August und Heinrich II., waren in einer Fehde begriffen, als die Nachricht von dem Verluste Jerusalem's und des Papstes Hülferuf für die Bedrängten im Morgenlande erscholl. Da beschlossen sie ihren Zwist ruhen zu lassen, und besprachen sich persönlich auf einer Zusammenkunft zwischen Gisors und Trie, die vom 13. bis zum 21. Januar 1188 währte. Der Bischof von Tyrus war selbst als Abgeordneter jener Christen zugegen, und hielt eine so rührende Rede, daß beide Monarchen, und mit ihnen eine Menge ihrer Vasallen und Ritter das Kreuz nahmen. Die Vornehmsten und Angesehensten waren: Walther, Erzbischof von Rouen;

*) Voigt, Geschichte Preußens, Bd II. Cap. 1 und 2.

Balduin, Erzbischof von Canterbury; die Bischöfe von Beauvais und Chartres; Hugo III., Herzog von Burgund; Philipp, Graf von Flandern; Theobald, Graf von Blois; Rotraud, Graf von Perche; Wilhelm, Graf von Rochefort; Heinrich, Graf von Champagne; Stephan, Graf von Sancerre; Robert, Graf von Dreux u. a. m. Zum Unterschied der Nationen nahmen die Franzosen ein rothes, die Engländer ein weißes, und die Flanderer ein grünes Kreuz. Der Ort dieser Zusammenkunft sollte von nun an das heilige Feld heißen, und durch ein hölzernes Kreuz und eine gemeinschaftlich erbaute Kirche verewigt werden. Alle Schuldner erhielten eine zwei bis dreijährige Frist zur Rückzahlung des Geborgten, auch für die Dauer des Zuges Erlaß der Zinsen; und wer nicht mitgehe, solle zum Besten der Kreuzfahrt den zehnten Theil von allen seinen Gütern entrichten. Von diesem sogenannten Saladinszehnten wurden selbst die Geistlichen nicht ausgeschlossen.

Aber der Aufbruch ging noch nicht so bald von Statten. Eine Fehde, welche Graf Richard von Poitou, der ältere Sohn Heinrich's II., gegen den Grafen Raimund V. von Toulouse wieder eröffnete, führte zu neuen Feindseligkeiten zwischen beiden Reichen, die jedoch durch den Frieden von Tours nochmals beendet wurden. Unterdeß starb Heinrich II. am 6. Julius 1189, und Richard von Poitou, dem seine Heldenkühnheit den Beinamen Löwenherz erworben hat, folgte ihm in der Regierung von England. Diesem nach Ritterehre durstenden Helden lag der Kreuzzug so sehr am Herzen, daß er alle andere Geschäfte so schnell als möglich beseitigte, und auf jede Weise, selbst gewaltsam, Geld zusammenbrachte, um nur recht bald nach Palästina zu kommen.

Am Johannistage 1190 empfing Philipp August in der Abtei zu St. Denis die Oriflamme*), den Pilgerstab, die Pilgertasche und den Segen von der dort verwahrten Dornenkrone des Heilands. Zu Vezelai trafen beide Könige zusammen und zogen gemeinsam nach Lyon. Von hier aus ging Philipp nach Genua, Richard nach Marseille. Zur See nämlich wollte man diesmal die Wallfahrt unternehmen, wozu Genua, Pisa und Venedig freudig die Hände boten, denn für diese Städte begann durch die Kreuzzüge ein neuer Aufschwung. Durch die

*) Die Reichsfahne der Franzosen, die wie ein Palladium verehrt ward; eigentlich die Kirchenfahne der Abtei des heil. Dionysius, des Schutzheiligen von Frankreich. Sie bestand bloß aus einem Stücke feuerrothen Taffets, unten in drei Spitzen ausgezackt, an denen grüne seidene Quasten hingen, und aus einer vergoldeten Stange. Ludwig VI. führte dieses Banner zuerst, im Jahr 1124.

Ueberfahrten und Versorgungen der Heere mehrten sich gleichmäßig Reichthum, Handel und Betriebsamkeit in ihren Mauern. Damit wuchsen auch die inneren Kräfte so wie äußerer Glanz und genußreiche Bequemlichkeit des Bürgerlebens. Oft aber brachten rückkehrende Schiffe statt der Erzeugnisse des Orients nur Erde aus dem gelobten Lande mit, um die Begräbnißplätze zu füllen; denn man glaubte seliger in dem heiligen Sande zu schlummern.

In Messina vereinigten sich die beiden Könige wieder. Aber schon hier begann der böse Zwist unter ihnen, welcher in den von Grund aus verschiedenen Charakteren Philipp's und Richard's und in dem Nationalhaß ihrer Völker immer neue Nahrung fand, den ganzen Kreuzzug über fortdauerte und mehr als alles andere dazu beitrug, die Erfolge desselben zu hemmen. Man mußte darum einen ganzen Winter in Sicilien liegen bleiben. Endlich segelten am 30. März 1191 die Franzosen auf Genuesischen Schiffen ab, und kamen ungefährdet nach Palästina. Am 10. April folgte Richard mit zweihundert, größten Theils Englischen Fahrzeugen. Durch einen Sturm wurde die Flotte zerstreut, und Richard legte, um die vereinzelten Schiffe wieder zu sammeln, bei Cypern an. Diese Insel gehörte eigentlich zum Byzantinischen Reiche, wurde aber jetzt von Isaac, einem Mann aus dem Hause der Comnenen, selbständig beherrscht. Verunglückte Pilger des Englischen Heeres, welche an den Küsten landeten, behandelte dieser Fürst mit Härte, setzte sie gefangen, und nahm ihnen ihre Habe. Richard forderte jetzt Ersatz und Genugthuung. Als Isaac sich weigerte, erzwang er die Landung, stürmte den Hafen Limasol, und eroberte in funfzehn Tagen die ganze Insel. Darauf ernannte er zwei Englische Ritter zu Statthaltern derselben und nöthigte die Einwohner, die Hälfte ihres Grundeigenthums herauszugeben für die Kriegsleute seines Heeres, denen die Vertheidigung des Landes und die Bewahrung der Festen übergeben werden sollte. Nachdem so der Besitz der Insel gesichert schien, setzte Richard seine Fahrt fort und landete am 5. Juni bei Acre. Vor dieser Stadt, welche die Türken mit der größten Tapferkeit und Anstrengung vertheidigten, hatte Guido von Lusignan nun schon fast zwei Jahre gelegen. Jetzt, da er solche Verstärkungen erhielt — schon früher waren, wie wir wissen, die Trümmer des Deutschen Heeres und andere Pilger zu ihm gestoßen — stiegen die Bedrängnisse der Belagerten immer höher. Es ward verabredet, daß die Franzosen und Engländer die Bestürmung von Acre immer abwechselnd einen Tag um

den andern übernehmen wollten. So brachte es Wetteifer in der Tapferkeit dahin, daß die Belagerten am 12. Julius 1191 die Stadt, welcher Saladin vergebens Luft zu machen gesucht hatte, unter der Bedingung übergaben, daß man ihnen freien Abzug gestattete, doch ohne etwas mehr als ihre Kleider mitnehmen zu dürfen, und daß der Sultan beiden Königen zweimal hunderttausend Goldstücke für die Lösung der Gefangenen zahlen sollte. Philipp August und Richard theilten die Stadt und die Güter, und als Herzog Leopold V. von Oesterreich, welcher sich bei der Belagerung sehr thätig gezeigt hatte, seine Fahne auf einen Thurm pflanzte, ließ der stolze Richard sie herunterreißen und in den Koth treten. Der Herzog, zu schwach um zu widerstehen, verschob die Rache auf eine gelegnere Zeit, verließ die Stadt und nahm sein Lager vor den Thoren. Auch Philipp August mochte Richard's Hochmuth und rohes Wesen nicht länger ertragen; außerdem sah er mit Eifersucht seines Nebenbuhlers größeres Ansehen und dessen glänzendere Tapferkeit, während ihn selbst eine Krankheit abmattete. So schiffte er sich schon am 30. Julius wieder ein. Damit es aber nicht schiene, als wolle er die gemeine Sache verlassen, oder daheim vielleicht Richard's Abwesenheit benutzen, ließ er den größten Theil der Französischen Pilger unter der Anführung Herzog Hugo's von Burgund zurück, und schwur öffentlich vor allem Volke auf das Evangelium: daß er weder selbst dem Könige von England, seinen Ländern und Leuten Schaden zufügen, noch einem andern dies gestatten werde, vielmehr wolle er dieselben wohl und in Frieden behüten, und nach seinem Vermögen gegen feindliche Angriffe beschützen, wie er seine Hauptstadt Paris in entstehender Gefahr beschirmen würde.

Zwischen Richard und Saladin entstanden wegen des ausbedungenen Lösegeldes für dessen Zahlung ein Theil der Besatzung von Acre als Unterpfand zurückbehalten war, Mißhelligkeiten, und als der Sultan es nicht sogleich herbeischaffen konnte, ließ Jener zweitausend fünfhundert der Gefangenen auf eine Wiese hinausführen, und sämmtlich niedermetzeln (20. August). Dies that ein König, der für den göttlichen Erlöser und dessen Lehre das Kreuz genommen hatte; dies that ein Ritter an heldenmüthigen Männern, von denen ein christlicher Augenzeuge der Belagerung von Acre sagt: Niemand auf Erden würde sie übertroffen haben, wenn nur ihr Glaube der rechte gewesen wäre. Dann rückte Richard weiter vor, erfocht manchen Sieg, und gab manchen Beweis einer löwenmüthigen Tapferkeit, aber die Gegenanstalten

Saladin's, dem er als Feldherr nicht gewachsen war, Mangel an Lebensmitteln, die sich verringernde Zahl tüchtiger Krieger und die Zwistigkeiten mit den Franzosen bewirkten, daß dennoch der große Zweck des Kreuzzuges, die Eroberung Jerusalem's, nicht erreicht wurde. Zweimal im Angesicht der heiligen Stadt (am 13. Januar und 10. Juni 1192) kehrte Richard zweimal um, unentschlossen und ermüdet wie oft in entscheidenden Augenblicken, wenn es nicht persönliches Fechten galt, zum größten Schmerz der Wallbrüder. Er hatte weit größere Streitkräfte und mindestens eben so viel Aussicht auf glücklichen Erfolg wie vor neunzig Jahren die Helden der ersten Pilgerfahrt. Schon war er im Begriff zu Acre sein Schiff zur Heimkehr zu besteigen, als die Nachricht einlief, Saladin bedränge Joppe. Sogleich ging er mit einigen Fahrzeugen dorthin unter Segel. Die Stadt fand er schon erobert und die Christen nur noch im Besitz der Burg. Dennoch sprang er unverzagt mit den Seinen ins Meer, gewann das Ufer, trieb die Türken im ersten Anlauf aus der Stadt und verfolgte sie, obgleich nur drei Pferde zur Hand waren, auf dem Wege nach Ramla. Darauf bezog er mit seinen Kriegern, in Allem vielleicht kaum tausend Mann, ein Lager vor den Thoren, und ließ in Eil die zerstörten Mauern wiederherstellen. Am fünften August in der Frühe wurde er von der zahlreichen Türkischen Reiterei überfallen, während Saladin's Fußvolk einen heftigen Sturm auf die Stadt begann Kaum konnte Richard seinen Kettenpanzer anlegen; die Beinrüstung anzuziehen blieb ihm wie den meisten andern keine Zeit. Nur er selbst und zehn Begleiter hatten Rosse. Die übrige Ritterschaft ließ Richard dicht zusammentreten, auf das Knie fallen, die Schilde vorstellen und die Lanzen schräg gegen den Boden stemmen. Hinter je zwei Rittern stand ein Armbrustschütze mit seinem Gehülfen, dem es oblag, das Geschoß zu spannen. Sechsmal versuchten die Türken die festgeschlossene Schaar zu sprengen, sechsmal wurden sie zurückgetrieben. Dann befahl Richard selbst vorzurücken. Mit seinen zehn Rittern rannte er unter die Feinde, alles vor sich niederwerfend und auseinandersprengend. Alle Reihen der feindlichen Schlachtordnung von vorn nach hinten, vom rechten bis zum linken Flügel wurden durchbrochen. Man sah ihn einmal von hundert Türken dicht umringt; einem Feinde hieb er mit einem Schlage seines Schwertes, trotz der starken Rüstung, Kopf, Schulter und Arm herunter. Mitten im wüthendsten Kämpfen ereilte ihn ein Bote: die Türken seyen in die Stadt gedrungen. Richard

bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht schwiege, und kündigte dann ruhig den Seinen an, er müsse nach Joppe, zu sehen was sich dort begebe. Mit seinem Bannerträger und fünf Rittern sprengte er durch das Thor, rannte in der ersten Straße drei Türken nieder, und verbreitete solches Schrecken, daß, nach den Worten eines Augenzeugen, alle vor ihm flohen wie Thiere des Feldes vor dem hungrigen Löwen. So reinigte er die Stadt, sammelte die Besatzung, führte sie zu neuem Kampf hinaus und war am Abend im Besitz des Schlachtfeldes.

Am ersten September kam ein dreijähriger Waffenstillstand mit Saladin zu Stande, kraft dessen die Seestädte von Tyrus bis Joppe und das Land von der Küste bis Ramla und Lidda in den Händen der Christen blieben, und alle Pilgrimme ungehindert zum heiligen Grabe wallfahrten konnten. Guido von Lusignan erhielt Cypern als Englisches Lehen von Richard; zum König von Jerusalem wurde Graf Heinrich von Champagne, ein Neffe Richard's und Philipp August's, gewählt. Im October 1192 segelte Richard Löwenherz nach Europa zurück. Aber noch lange schreckten Saracenische Mütter ihre weinenden Kinder mit dem Rufe: König Richard kommt, und Reiter fragten ihr scheues Pferd: siehst du Richard? Fünf Monate nach Richard's Entfernung starb auch der treffliche Saladin (4. März 1193). Sterbend sprach er zu seinem Sohne Malek ad daher: „Verehre den höchsten Gott und befolge seine Gebote, das wird dir Heil bringen. Hüte dich Blut zu vergießen; vergossenes Blut schläft nicht. Gewinne die Herzen deines Volkes und sorge für seine Wohlfahrt, es ist dir von Gott und mir anvertraut. Gewinne die Herzen der Emire, ich bin nur durch Milde zur Herrschaft gelangt. Beleidige Niemand, Menschen versöhnen sich erst nach vollbrachter Rache, nur Gott, welcher gnädig ist, verzeiht der Reue allein." Er hinterließ an baarem Gelde nur sieben und vierzig Silbermünzen und ein Goldstück.

---

12. Kaiser Heinrich VI.
(1190—1197.)

Wir kehren jetzt wieder nach Deutschland zurück, welches Kaiser Friedrich der Aufsicht seines Sohnes, des Königs Heinrich, übergeben hatte. Das Kreuzheer hatte seinen Zug noch nicht lange angetreten, als Heinrich der Löwe aus England herbeikam, und seine Macht

wiederherzustellen trachtete. Sogleich fiel ihm Erzbischof Hartwich von Bremen zu, und nächst diesem viele andere Sächsische Große; auch das Waffenglück begünstigte den Herzog anfangs. Bardewyk, welches sich weigerte, ihm die Thore zu öffnen, wurde erstürmt, zerstört, die Männer getödtet. Da er aber Siegberg nicht erobern konnte, die Holsteiner sich wieder von ihm wendeten, und König Heinrich mit einem Heere gegen ihn im Felde erschien, so bequemte er sich zu einem Vergleiche, vermöge dessen er die Mauern von Lauenburg und Braunschweig niederreißen, und Lübeck zur Hälfte behalten, zur Hälfte an den Grafen Adolf von Holstein abtreten sollte (1190).

Zur schnellen Beendigung dieser Angelegenheit war der König besonders durch die Nachricht getrieben worden, daß König Wilhelm II. von Sicilien am 1. November 1189 gestorben sey. Als er sich nun aufmachen wollte, seine neue Erbschaft anzutreten, kam die Nachricht vom Tode seines Vaters in Asien, und verursachte einigen Aufenthalt, während seine Gegner im Sicilischen Reiche die Zeit geschäftig nutzten. Die meisten Barone waren eben so wie das Volk den Deutschen höchlich abgeneigt, und konnten den Gedanken einer fremden Herrschaft nicht ertragen. Deswegen richteten sie ihre Augen auf Tancred, Grafen von Lecce, der ein natürlicher Sohn eines vor dem Vater gestorbenen Prinzen König Roger's war. Tancred wurde im Januar 1190 zu Palermo gekrönt, gewann auch das feste Land und erhielt sogar von Clemens III. die päpstliche Belehnung. Als König Heinrich nach Italien kam, fand er die Städte der Lombardei wieder in heftigen Fehden gegen einander, und Cölestin III., den Nachfolger des eben (März 1191) gestorbenen Clemens, sehr abgeneigt, ihm die Kaiserkrone zu ertheilen. Um schneller fortzukommen, verstand er sich zu der unwürdigen Bedingung, den Römern das benachbarte Tusculum, welches sie auf das wüthendste anfeindeten, Preis zu geben, damit sie beim Papste die Kaiserkrönung durchsetzten. Kaum war die Deutsche Besatzung herausgezogen, so fielen die Römer über die unglückliche Stadt her, zerstörten sie gänzlich, verstümmelten, blendeten, tödteten die Einwohner. An der Stelle des untergegangenen Tusculum steht das heutige Frascati, so genannt, weil die Wenigen, die sich retteten, anfangs in Hütten von Zweigen (frasche) wohnten.

Nachdem Heinrich am 14. April zu Rom die Kaiserkrone empfangen, zog er weiter in das Apulische Königreich. Bis nach Neapel hin huldigte ihm Alles, aber diese Stadt widerstand hartnäckig, und nach-

dem der Kaiser sie drei Monate vergeblich belagert, zwangen ihn Krankheiten, welche die Hitze des Sommers erzeugte, und bedeutende Todesfälle, nach Deutschland zurückzukehren. Hier begann ein neuer Krieg gegen Heinrich den Löwen, der den eingegangenen Friedensbedingungen nicht nachgekommen war. Der alte Heinrich hatte aber kein Glück, er verlor Stade und Lübeck (1192), und überzeugte sich, daß er einer gänzlichen Aussöhnung mit dem Kaiser bedürfe. Ein unerwarteter Zufall erleichterte diese. Pfalzgraf Konrad bei Rhein, ein Bruder Kaiser Friedrich's I., hatte eine Tochter Agnes, die schon in zarter Jugend dem ältesten Sohne Heinrich's des Löwen, der gleichfalls Heinrich hieß, zugedacht war. Der Bruch zwischen den beiden mächtigen Fürstenhäusern nach dem Abfalle des Herzogs von seinem Kaiser zerstörte das Vorhaben der Aeltern, aber nicht die Liebe der Jungfrau zu ihrem Bräutigam. Sie gewann ihre Mutter. Heinrich kam Nachts in Pilgerkleidung nach Konrad's Burg zu Stahleck, wurde eingelassen, und die Trauung ward sogleich in der Stille vollzogen. Als der Pfalzgraf, der am folgenden Tage vom Hoflager der Kaisers zurückkehrte, erfuhr, was geschehen sey, fürchtete er den Zorn seines Neffen, der in der That anfangs heftig aufloderte, aber bald beschwichtigt ward; da das Geschehene doch nicht zu ändern stand, zeigte sich der Kaiser um so geneigter, der langen Fehde ein Ende zu machen. Zu Dullethe bei Kifhausen hatte er mit dem alten nunmehr tiefgebeugten und dem Grabe nahen Welfen eine Zusammenkunft, in welcher diesem der Friede und seinem Sohn die Belehnung mit der wichtigen Pfalzgrafschaft seines Schwiegervaters zugesichert wurde (1194). Im folgenden Jahre starb Heinrich der Löwe zu Braunschweig, sechs und sechzig Jahre alt, gewiß nicht ahnend, daß sein Geschlecht den kaum geendeten Kampf schon nach wenigen Jahren mit einem noch höhern Streben wieder aufnehmen würde.

Der Kaiser hatte den Frieden in Deutschland beschleunigt, weil König Tancred im Februar 1194 gestorben, und ihm nun eine bessere Aussicht eröffnet war, das Sicilische Reich zu gewinnen. Er eilte, nach Italien aufzubrechen, und gewann die Unterstützung der Seemächte Genua und Pisa durch große Versprechungen, die er hinterher nicht hielt, auch wol nie zu halten gedacht hatte. Mit leichter Mühe unterwarf er sich jetzt sowol das feste Land als die Insel Sicilien; diejenigen, die erst so eifrig waren, einen einheimischen König wider den Fremden zu erheben, thaten jetzt nichts für Tancred's Wittwe, die

unglückliche Königin Sibylle, und deren Sohn Wilhelm. Kaum war Heinrich zu Palermo gekrönt, als er die Entdeckung einer gegen ihn gerichteten Verschwörung verkündete, in welche nicht nur viele Bischöfe und vornehme Sicilier, sondern auch Tancred's Familie verwickelt seyn sollten. Wie es sich mit der Wahrheit dieses Vorgebens verhielt, ist zweifelhaft; gewiß aber, daß Heinrich mit einer Strenge und Grausamkeit verfuhr, die sein Andenken befleckt haben, und auch wenn die Schuld völlig erwiesen wäre, weder zu rechtfertigen noch als ein kluges und angemessenes Mittel zur Befestigung der Herrschaft zu betrachten seyn würden. Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Edle wurden als Verräther mit schmählichen Todesstrafen belegt, aufgehenkt, gespießt, verbrannt, geblendet. Das letztere Schicksal hatte auch der junge Wilhelm, der sich als Tancred's Sohn schon als den Erben seiner Krone betrachtet hatte. Solches Verfahren konnte nichts anderes bewirken, als Verstärkung des Nationalhasses der Italiener und des bösen Rufes, in dem die Deutschen bei ihnen standen. Unbekümmert um den Bann des Papstes nahm der Kaiser bei seiner Rückkehr nach Deutschland viele Geiseln mit, gab die Verwaltung der Hoheitsrechte in den Gebieten von Spoleto, Ravenna und Ancona Deutschen, und seinem Bruder Philipp Tuscien und die Mathildischen Güter.

In der Heimath angekommen, legte Heinrich den Fürsten einen Plan von der größten Wichtigkeit für das ganze Reich vor. Er verlangte: man solle die Kaiserwürde in seiner Familie erblich machen; dafür wolle er Apulien und Sicilien unabtrennlich mit dem Reiche vereinen, die Erblichkeit aller Lehen einführen und anerkennen, und allen bisherigen Anrechten auf den Nachlaß der Bischöfe entsagen. Schon hatten zwei und funfzig Fürsten ihre schriftliche Zustimmung gegeben, als der Widerspruch der übrigen den Entwurf rückgängig machte. Der Gedanke zeigt von Heinrich's tiefem und richtigem politischen Blicke; was er hier für die Größe seines Hauses beabsichtigte, wäre zugleich einer der bedeutendsten Schritte für Deutschland's Einheit gewesen. Wäre der Plan durchgegangen, er würde leicht der Geschichte unsers Vaterlandes ganz andere Bahnen vorgezeichnet haben. Der Mangel eines festen Nachfolgegesetzes, das Schwanken zwischen Erblichkeit und Wahlrecht der Großen, haben im Mittelalter in den allermeisten Europäischen Staaten große Verwirrungen erzeugt, aber nirgends so folgenreiche wie in Deutschland wo die unseligen Zwistig-

keiten um den Thron an der Auflösung des Ganzen den meisten Antheil gehabt haben.

Heinrich begab sich wieder in das Sicilische Reich. Während er dort aufs neue mit großer Strenge waltete, und so die sicherste Stütze der Herrschaft, die Neigung des Volkes, immer mehr zerstörte, war er rastlos mit Plänen zur Erhöhung des Kaiserthrons beschäftigt. Er dachte auf nichts Geringeres, als auf die Eroberung des Byzantinischen Reiches, welches er mit Recht als eine nothwendige Grundlage betrachtete, die Asiatischen Küstenländer für das Christenthum und Europa dauernd zu gewinnen. Mitten unter so weitaussehenden Entwürfen raffte ihn der Tod hin. Er starb an der Folge eines kalten Trunks nach übermäßiger Erhitzung auf der Jagd, am 28. September 1197 zu Messina, im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters, und hinterließ nur ein einziges Söhnlein, Friedrich, damals erst drei Jahre alt. An kühnem und hochstrebendem Sinn, an Scharfblick und durchdringendem Geist, an unermüdeter Thätigkeit dem Vater gleich, an Bildung ihm überlegen, fehlte Heinrich VI. die edlere sittliche Haltung desselben. Hart und rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel trieb ihn beharrlicher Widerstand zu wilder Grausamkeit, wenn er des Erfolges solcher Maßregeln gewiß zu seyn glaubte.

---

13. Papst Innocenz III.
(1198 — 1216.)

Der unerwartete Todesfall Heinrich's schien Alles auf einmal umzustoßen, was mit so vieler Mühe und in so langer Zeit erbauet worden war. Und zum Unglück für die kaiserliche Macht erhielt Rom bald darauf, als Deutschland einen mächtigen und angesehenen Kaiser verloren, einen der größten Päpste, die je den heiligen Stuhl bestiegen haben. Denn wenige Monate nach Heinrich VI. starb Cölestin III., und nach kurzer Berathung vereinigten sich alle Stimmen für den Cardinal Lothar, einen gebornen Grafen von Signia, der sich als Papst Innocenz III. nannte. Er zählte — für das Oberhaupt der Kirche ein ungewöhnliches Alter — erst sieben und dreißig Jahre, hatte sich aber durch große Gelehrsamkeit, tiefen Ernst seines Wesens und herbe Strenge der Sitten schon die höchste Achtung seiner Zeitgenossen erworben. Noch größere Bewunderung erweckten bald seine Charakter-

stärke und Festigkeit, mit denen er ruhige Besonnenheit und Einsicht so wie berechnende Gewandtheit zur Führung der Geschäfte verband. Alle diese außerordentlichen Gaben wendete er mit der angestrengtesten Thätigkeit auf die Lenkung der Kirche und die Erhöhung des päpstlichen Einflusses auf die Regierung der Staaten. Von der Nothwendigkeit und den heilsamen Folgen eines solchen Einflusses war er nicht weniger durchdrungen als Gregor VII., und da er mit dieser innigen Ueberzeugung auch starken Willen und ausdauernde Kraft verband, eben so zu handeln; da die Umstände seit jenem Gregor keinen Papst so begünstiget hatten wie ihn; da das Papstthum durch die seit einem Jahrhundert in Anspruch genommenen und durchgekämpften Vorrechte die Gewalt der Meinung und der Gewohnheit für sich gewonnen hatte: so war es ganz natürlich, daß Innocenz auf der Leiter der Papstmacht eine noch höhere Stufe beschritt. Noch klarer, noch umfassender als sein großer Vorgänger ergriff Innocenz die erhabene Idee von der Herrschaft des Christenthums über die Welt. Hatte jener hauptsächlich für die Unabhängigkeit der Kirche gestritten, so konnte Innocenz, nun fußend auf jenen Bemühungen, ins Besondere die Hoheit der Kirche ins Auge fassen. Das Christenthum sollte alles durchdringen, alles verbinden, in diesem sollte alles seinen Anfang und sein Ende haben. Es lebte vornehmlich in der Kirche, welche es durch fortgehende äußerliche Ueberlieferung in ihren Mitgliedern lebendig und kräftig erhielt; die Kirche hütete deshalb die christliche Religion; die Obhut der Kirche aber war dem Papste vertraut. Ihm liegt es daher ob zu sorgen und zu wachen, daß Alles, was in der christlichen Welt geschieht, in und aus christlichem Sinne vollbracht werde. Die aus dem Christenthum hervorgehenden Rechte aller sollte er beschützen; zur Erfüllung der Christenpflicht sollte er jeden, wer es auch seyn möge, antreiben. Frei walten sollte der Fürst über die Unterthanen; aber als Christi Bekenner sollte er allen anderen gleich stehen, als solchen konnte ihn die Kirche von ungebührlichem Verfahren abhalten, zur Besserung ermahnen. Darum sollten die Könige der Welt die höhere Autorität des Papstes anerkennen, als einen obersten Schiedsrichter im Namen Gottes, der über den Frieden der Welt wache. Aber seine Macht sollte keine in die Luft gestellte, keine auf bloß Geistiges basirte seyn. Sie sollte sich stützen auf die Abstufungen der kirchlichen Vorsteher, auf die weltlichen Mittel, über welche diese verfügten; ja wie kleinere Herren ihr Eigenthum den Bischöfen zu Lehen gaben, so sollten die Könige dem Papste ihre Reiche

auftragen und zur Erinnerung und zum Zeichen, daß auch sie der Kirchenzucht unterworfen seyen, einen jährlichen Zins an den Stuhl Petri entrichten. Diese große geistliche Gewalt bildete in jenen Jahrhunderten ein heilbringendes Gegengewicht gegen unchristliches und geistloses Verfahren, gegen Rohheit und Despotismus der weltlichen; denkenden Menschen späterer Jahrhunderte ist aber dennoch die vollendete, und für immer befestigte Priesterherrschaft höchst gefahrvoll und verderblich erschienen, weil sie zu ihrer Sicherheit einer Beschränkung, ja Fesselung der Geister und eines Zurückhalten derselben in den einmal ausgeprägten Formen der Kirche und des Dogma bedarf, welche der Menschheit ihr theuerstes Gut, die geistige Bewegung und die ungehemmte Freiheit des Fortschritts, verkümmern oder gar völlig zu rauben drohen.

Den Anfang machte Innocenz damit, sich eine bessere Grundlage unmittelbarer weltlicher Herrschaft zu erwerben. Gleich den Tag nach seiner Weihung zwang er den kaiserlichen Stadtpräfecten zu Rom, ihm den Lehnseid abzulegen. Hierauf forderte er die schon zur Empörung geneigten Bewohner der Mark Ancona und des Herzogthums Spoleto auf, die Deutschen Fürsten Markward von Anweiler und Conrad von Lützenhard, welche Heinrich hier eingesetzt hatte, sammt den Besatzungen zu vertreiben. Vergebens erboten sich die ersteren, von weltlichem Beistand verlassen, gleich jenem Präfecten die päpstliche Lehnshoheit anzuerkennen, und einen jährlichen Zins nach Rom zu entrichten. Innocenz bestand auf der gänzlichen Räumung des Landes. Auf diese Art erwarb sich endlich der heilige Stuhl einen Bezirk von Städten und das Eigenthumsrecht von Rom, das ihm bis dahin nicht bloß vom Kaiser, sondern von den Römern selbst so lebhaft bestritten worden war, und legte dadurch den Grund zu dem nachmals sogenannten Kirchenstaate, den er noch weiter ausgedehnt haben würde, wenn nicht die Eifersucht des Erzbischofs von Ravenna ihm Grenzen gesetzt hätte.

Nicht weniger begünstigte die Lage des Sicilischen Reiches den Papst. Die Kaiserin Constanze befand sich in der Mitte zwischen den Parteien, welche der Tod ihres Gemahls hervorgerufen, in einer so übeln Lage, daß sie ohne den Schutz des Papstes die Krone ihrem unmündigen Sohne nicht erhalten zu können glaubte. Sie erkannte diesen daher als Oberlehnsherrn Sicilien's an (vgl. Th. IV. S. 261.), bewilligte eine Erhöhung des jährlichen Zinses und die Zurücknahme der Vorrechte in Kirchensachen, welche den Normannischen Königen

von früheren Päpsten eingeräumt worden waren. Dafür erklärte Innocenz den Knaben Friedrich für den rechtmäßigen Herrn des Sicilischen Reiches. Ja als Constanze bald nachher starb (1198), setzte sie im Testamente den Papst zum Vormund ihres Sohnes ein. Dieses Reich blieb indeß fortwährend der Schauplatz blutiger Fehden, obschon Innocenz das Seinige that, um die Rechte seines Mündels aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1209 vermittelte er die Heirath des noch sehr jungen Friedrich mit Constanze, der Schwester König Peter's II. von Aragonien und Wittwe des Königs Emerich von Ungern.

Auch in dem übrigen Europa erscheint Innocenz als Schiedsrichter und Ordner der Staaten. König Philipp August von Frankreich hatte seine Gemahlin Ingeburg, eine Dänische Prinzessin, verstoßen und die Tochter des Herzogs von Meran geheirathet. Wie einst Papst Nicolaus den König Lothar von Lothringen, zwang Innocenz Philippen, die unschuldige Ingeburg wieder anzunehmen. Den König Alfons II. von Leon nöthigte er, seine Ehe wegen eines nahen Verwandtschaftsgrades zu trennen. Peter II. von Aragonien und Kalojohannes von Bulgarien empfingen von ihm ihre Kronen; das letztere Land, bisher zur Griechischen Kirche gehörig, wurde zugleich unter die Römische gestellt. König Sancho I. von Portugal weigerte sich, einen von seinem Vater dem päpstlichen Stuhle versprochenen Zins zu zahlen, und mußte sich doch zuletzt dazu bequemen. In Ungern vermittelte er Streitigkeiten zwischen zwei königlichen Brüdern, und in Norwegen nahm man seine Entscheidung, wem von zwei Kronbewerbern der Vorrang gebühre, in Anspruch. Merkwürdiger indeß als Alles dieses ist das Eingreifen des Papstes in die Verhältnisse Deutschland's und England's, von welchen in den folgenden Abschnitten die Rede seyn wird.

Mit gleichem Erfolg und Nachdruck regierte Innocenz die Kirche. Wo noch ein Einfluß der Könige auf die Wahlen geistlicher Vorsteher vorhanden war, vernichtete er ihn; und die Hinterlassenschaften der Bischöfe wurden, seitdem er auf dem heiligen Stuhle gesessen, nicht mehr zu den landesherrlichen Einkünften gezogen. Sittliche Würde und gläubige Hingebung der Geistlichen sollten die Grundpfeiler der Kirche seyn, Verdienst und Gelehrsamkeit sollten allein zu höheren Graden führen. Unaufhörlich ermahnte er den Klerus zu ernster und treuer Amtsführung, zur Erfüllung der hohen Pflichten seines Berufs, wie er selbst auch allen hierin ein leuchtendes Vorbild war. Unermüdlich war er im Drange der verschiedenartigsten Thätigkeit zur Entschei-

dung von Klagen, zwiespaltigen Wahlen, von Streitigkeiten zwischen Bischöfen, Prälaten u. a. Den Bittenden gestattete er gern unmittelbaren Zutritt. Dreimal in der Woche versammelte er die Cardinäle, und wer sonst von ausgezeichneten Geistlichen zu Rom verweilte, zu öffentlicher Berathung. Hier untersuchte und prüfte er jede Eingabe mit solcher Genauigkeit und solchem Scharfsinn, und zeigte sich über jede niedere Rücksicht so erhaben, daß noch jetzt seine auf uns gekommenen Briefe dem Inhalte wie der Form nach als Muster rechtlicher Entwickelungen und Entscheidungen gelten können*).

---

14. Philipp von Schwaben und Otto IV.

(1198—1218.)

Die Nachricht vom Tode Kaiser Heinrich's VI. empfing sein Bruder Philipp, Herzog von Schwaben, zu Viterbo, da er gerade auf der Reise nach Apulien begriffen war, seinen Neffen Friedrich nach Deutschland abzuholen, um ihn noch beim Leben des Vaters zum König salben und krönen zu lassen. Sofort kehrte er nach Deutschland zurück, wo seine Gegenwart höchst nöthig war, wenn das Kaiserthum seinem Hause erhalten werden sollte. Weil der Erzbischof von Mainz eben damals im Morgenlande war, hatten die von Trier und Köln das Wahlgeschäft zu leiten, und setzten den Wahltag auf den 1. März 1198 an. Allein es war bekannt, daß beide den Hohenstaufen abgeneigt waren. Philipp gewann indeß viele Fürsten; die Anhänger der Hohenstaufen kamen für sich zu Mühlhausen zusammen, und wählten, weil sie keine vormundschaftliche Regierung wollten, nicht den dreijährigen Friedrich, sondern den Herzog Philipp. Die Gegner aber erklärten diese Wahl für ungesetzlich, und wollten Berthold von Zähringen die Krone ertheilen. Als aber dieser seine Ansprüche für Geld an Philipp verkaufte, erhoben sie Otto, Heinrich's des Löwen zweiten Sohn, auf den Thron. So entzündete sich denn der kaum erloschene Kampf zwischen den beiden feindlichen Häusern mit erneuerter Heftigkeit; das Reich hatte zwei Häupter, und wurde in dem beginnenden Bürgerkriege wiederum von seinen eigenen Söhnen zerfleischt.

Beide Theile trachteten nach Kräften, Anhänger zu gewinnen, aber Niemand erschien ihnen so wichtig wie der mächtige Papst. Innocenz

---

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. III. S. 247.

ermahnte die Fürsten und Prälaten, sie möchten den Zwist beseitigen, welcher Reich und Kirche zerstöre, sonst werde er, vermöge der ihm als Stellvertreter Christi zustehenden Machtvollkommenheit, sich für den erklären, dessen Verdienste ihm am größten erschienen. Aber die Parteien standen zu heftig gegen einander, als daß an eine friedliche Aussöhnung zu denken gewesen wäre, und so erhielten des Papstes Ansprüche und seine die Ehre und Unabhängigkeit des Reiches beeinträchtigende Einmischung erst Gewicht durch der Könige Bemühung um seine Gunst, und durch der Fürsten verderbliche Zwietracht. Bald trat auch Innocenz wider Philipp auf, weil er seiner und seines ganzen Stammes Natur gemäß die Kirche verfolgen werde, und um so härter und gefährlicher, wenn er dazu größere Macht erhielte. Und nachdem er nochmals vergeblich auf eine gütliche Vereinigung gedrungen hatte, befahl er, daß alle Stände, bei Strafe des Bannes, Otto als König anerkennen sollten.

Indeß blieben die meisten weltlichen Großen auf Philipp's Seite, während die geistlichen Stände und die Städte es mehr mit dem Welfen hielten. Philipp sparte indeß weder Güter noch Schätze, um die Zahl seiner Anhänger zu vermehren; dem Böhmenherzoge Primislaus Ottokar I. ertheilte er für seinen Beistand die Königskrone *). Ein zehnjähriger, oft mit Grausamkeit geführter, Bürgerkrieg zerriß Deutschland, und erschlaffte die Bande des Rechts und der Ordnung. Raub, Mord und Brand wurden ungestraft begangen, und so ungescheut, daß selbst der Bischof Konrad von Würzburg, weil er den argen Freveln Einhalt thun wollte, von adeligen Reichsmannen auf dem Wege zur Kirche angefallen und umgebracht, der Leichnam grausam verstümmelt ward. Indeß erklärte sich das Glück mehr und mehr für Philipp, seine Uebermacht trat bedeutender hervor, und schon neigte sich selbst Innocenz, dem er große Anerbietungen machte, auf seine Seite. Er war im Begriff, seinem Gegner den letzten entscheidenden Kampf anzubieten, und sammelte sein Kriegsvolk zu Bamberg. Am St. Albanstage (21. Junius 1208) feierte er die Vermählung seiner Nichte Beatrix von Burgund mit dem Herzog Otto von Meran und führte selbst die Braut mit großem Gepränge zum Altar. Ermüdet lag er Nachmittags im

*) Die früher schon von den Kaisern einigen Herzogen dieses Landes ertheilte königliche Würde (oben S. 54) war bloß persönlich gewesen; von da an blieb sie allen folgenden Böhmischen Herrschern.

bischöflichen Palaste auf der Altenburg und pflegte der Ruhe. Es war drückend heiß. Nur der Bischof Konrad von Speier, Heinrich der Truchseß von Waldburg und ein Kämmerer waren um den König, als Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, begleitet von dem Markgrafen Heinrich von Istrien und sechzehn Bewaffneten, das Schloß betrat. Sein Schwert herumschwingend, drang Otto in das Gemach. Hier ist kein Ort zum Fechterspiele, rief ihm Philipp entgegen. Zum Spiele nicht, aber zur Strafe deines Verraths! entgegnete der Pfalzgraf, und hieb dem König in den Hals. Im Schrecken verbarg sich der Bischof, aber der Truchseß schrie laut und eilte mit dem Kämmerling gegen den Mörder der Thüre zu. Verwundet mußten sie weichen. Otto stürzte heraus, warf sich mit seinen Gesellen auf die bereit stehenden Rosse und jagte von dannen. Philipp's Wunde war tödtlich. Er starb im vier und dreißigsten Jahre, eben da er hoffen durfte, den alleinigen Besitz der Krone, des schweren Kampfes Ziel, errungen zu haben. Ruhmwürdige Eigenschaften zierten ihn nicht minder als seinen Bruder Heinrich, aber wo dieser durch Strenge zwang, gewann er durch Sanftmuth und Milde. Als seine Gattin Irene, eine Tochter des Kaisers Isaac II., die ihn zärtlich liebte, die Trauerkunde vernahm, entwich sie auf den Staufen, doch Gram und Kummer tödteten sie in kurzer Frist. Jener Otto von Wittelsbach, der Neffe des Wittelsbachers, dem Friedrich I. Baiern verliehen hatte, war bisher wie sein Oheim und Vater ein treuer Anhänger der Hohenstaufen gewesen; aber Philipp hatte ihm nicht nur seine ihm ehemals versprochene Tochter versagt, sondern ihn auch noch dem Herzog von Schlesien statt der gehofften Empfehlung zu neuer Brautwerbung als einen hochfahrenden und heftigen Mann geschildert. Otto war in der That so jähzornig und wild, daß er einst einen Edeln heimtückisch erschlagen und sich noch sonst mit mancher Blutschuld belastet hatte, und Philipp mochte ihn deswegen nicht zum Schwiegersohne. Sein Verbrechen scheint indeß durch die Zurücksetzung und den falschen Empfehlungsbrief um so weniger genügend erklärt, als er Genossen hatte, die von anderen Beweggründen geleitet worden seyn müssen *). Die Reichsacht, welche der bisherige Gegner Philipp's aussprach, und der Tod von der Hand eines ausgesandten Vollstreckers derselben, waren die Strafen dieses Königsmords.

Nun stand Otto IV. ohne Nebenbuhler da. Er unternahm stolz

*) v. Raumer a. a. O. Bd. III. S 142.

seinen Römerzug, aber unter Bedingungen, die seine Ohnmacht hinlänglich zeigten, und das kaiserliche Ansehen herabwürdigten. Er verstand sich nämlich dazu, vor seiner Krönung einen schriftlichen Vertrag zu unterschreiben, in dem er die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Mathildischen Güter, die Grafschaft Bertinoro, das Exarchat von Ravenna und die Pentapolis dem heiligen Stuhle, dem sie zuständen, in so fern er sie schon besäße, frei und ruhig zu lassen und zur Erwerbung der übrigen behülflich zu seyn verhieß. Desgleichen mußte er versprechen, freie Wahlen und Berufungen nach Rom zu gestatten, den Erbschaften der Prälaten und der einstweiligen Besitznahme erledigter Pfründen zu entsagen. Danach krönte ihn Innocenz zu Rom am 27. September 1209 in der Peterskirche.

Aber die Verhältnisse waren dahin gediehen, daß ein dauernder Friede zwischen Papst und Kaiser nur dann bestehen konnte, wenn *einem* von Beiden Kraft oder Willen gebrach, die Ansprüche ihrer *tüchtigsten* Vorgänger aufrecht zu erhalten und durchzukämpfen. Otto gehörte so wenig als Innocenz zu den unkräftigen Geistern. Wie Heinrich V. hatte er die Freundschaft des Papstes nur als die Leiter betrachtet, zur Kaiserwürde zu gelangen, deren Glanz und Hoheit er, sobald er sein Ziel erreicht hatte, der Priesterherrschaft nicht zum Opfer bringen wollte. Sofort ertheilte er in den von Innocenz eingezogenen Landschaften des Kirchenstaats Belehnungen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, gab die Mathildischen Güter nicht heraus, ja er machte Anstalten, den Aufforderungen einer unzufriedenen Partei im Apulischen Reiche nachzukommen, und den jungen Friedrich mit Krieg zu überziehen. Auf die Vorwürfe des Papstes, daß er seinen Eid breche, erwiederte er: er habe nicht minder geschworen, die Würde des Reiches zu erhalten, und alle verlorene Rechte desselben wiederzugewinnen. Da er also den einen Eid nicht erfüllen könne, ohne den andern zu brechen, so wolle er wenigstens den ältern halten, nach welchem er den zweiten nie hätte schwören sollen. Zu gleicher Zeit rückte er in Unteritalien ein, und eroberte fast das ganze feste Land, während der Papst den Bann über ihn aussprach, und alle Unterthanen vom Eide der Treue lösete (1210). Die Wirkung, welche dieser Schritt in Deutschland hervorbrachte, hemmte Otto's Siegeslauf. Der Hohenstaufische Anhang rief 1211 den siebzehnjährigen Friedrich, Heinrich's VI. vielversprechenden Sohn, aus Italien herbei. Selbst Innocenz III., so wenig es ursprünglich sein Plan gewesen war, die Verbindung der Krone von Si-

cilien mit der Deutschen wieder zu befördern, erklärte sich jetzt für ihn, weil er bei seinem Mündel günstigere Gesinnungen für die Kirche voraussetzte, als bei dem stolzen Sachsen Otto. Nach sorgfältiger Abwägung aller Gründe für und wider ein so gewagtes Unternehmen entschloß sich Friedrich, die erste Krone des Abendlandes, die seine Väter getragen, nicht von sich zu weisen. Den Lombarden, die es meist mit Otto hielten, besonders den Mailändern, die Alles, was Hohenstaufe hieß, mit tödtlichem Hasse verfolgten und dem jungen Könige mit großer Wachsamkeit auflauerten, entging er mit genauer Noth. Es glich fast einem Wunder, daß er über Genua, Mantua, Verona und Chur glücklich nach Kostnitz kam (1212). Sein gefälliges, einnehmendes Wesen, seine große Freigebigkeit, gewannen ihm schnell die Herzen. Auch Philipp August förderte Friedrich's Unternehmen nach Kräften, weil Otto von dem Könige Johann von England, dem Feinde Frankreich's, unterstützt wurde. Deswegen glaubte Otto, Friedrich einen tödtlichen Streich zu versetzen, wenn er sich gegen den König von Frankreich wendete. Es war ein gefährliches und unter diesen Umständen ein verkehrtes Unternehmen, weil durch das Mißlingen desselben viel mehr verloren werden mußte, als jemals durch das Gelingen gewonnen werden konnte; hervorgegangen eher aus der abenteuernden Ritterlichkeit jener Zeit, als aus dem Scharfblick besonnener Politik. Otto ward bei Bouvines geschlagen (1214), und brachte dadurch sein Ansehen in Deutschland in den schleunigsten Verfall. Des jungen Friedrich Anhang wuchs dagegen immer mehr, Otto konnte sich nur noch im nördlichen Deutschland behaupten, und nicht verhindern, daß Friedrich 1215 zu Aachen mit allen üblichen Feierlichkeiten gekrönt ward. Von den meisten Ständen verlassen, starb Otto am 19. Mai 1218 auf der Harzburg.

---

15. Der Kreuzzug gegen Constantinopel.
(1204.)

Der Griechische Kaiser Alexius Comnenus, der durch Tapferkeit, List und gutes Glück die Würde des Reiches gegen Normannen, Kreuzfahrer und Seldschucken aufrecht erhalten, und die nördlichen Grenzen durch entscheidende Siege über Petschenegen und Komanen, zwei wilde Tatarische Nomadenvölker, gesichert hatte, starb 1118. Sein Sohn und Nachfolger Johannes oder Kalojohannes, den ein einsichtsvoller Ge-

schichtschreiber den Größten und Besten der Comnenen nennt, behauptete die Herrschaft nicht weniger glücklich. Ihm folgte sein Sohn Manuel, ein Krieger von riesenhafter Körperkraft, dessen sieben und dreißigjährige Regierung (1143—1180) mit Kämpfen wider Türken und Christen vom Taurus bis nach Sicilien hin erfüllt ist. Mit seinem Tode gingen die besseren Zeiten, welche Byzanz diesem Herrscherstamme verdankte, zu Ende. Sein unmündiger Sohn Alexius II. ward durch einen Vetter Andronikus, dessen Leben von seltsamen, romanhaften Abenteuern erfüllt ist, entthront und ermordet (1183). Andronikus glaubte den Thron, den er einem Verbrechen verdankte, nur durch fortwährende Frevel und Grausamkeiten behaupten zu können, und trieb es so weit, daß er zuletzt in einem Aufstande von dem erbitterten Pöbel unter fürchterlichen Martern hingerichtet ward (1185). Er war der letzte Comnene auf dem Throne von Constantinopel.

An seine Stelle erhob man Isaac II. Angelus zum Kaiser. Auch dieser ward zehn Jahre nachher, nach einigen Unglücksfällen gegen die Bulgaren und Wallachen und einer schwelgerischen und grausamen Regierung, von seinem Bruder Alexius III. Angelus des Throns und der Augen beraubt, und zu ewigem Gefängniß in einem Kloster zu Pera verdammt (1195). Alexius III. regierte darauf acht Jahre, erregte aber gleichfalls mit jedem Jahre größeres Mißvergnügen. Da machte sich der junge Alexius, Sohn des gefangenen blinden Isaac, auf, und suchte Hülfe für seinen Vater in Italien und Deutschland.

Damals sammelte sich eben durch Innocenz III. häufige Ermahnungen und thätige Einwirkung ein neues Kreuzheer unter dem tapfern Markgrafen Bonifacius von Montferrat, dem Grafen Balduin von Flandern und mehreren Französischen Fürsten zu Venedig. Wie Pisa und Genua nahm diese Stadt lebhaften Antheil an den heiligen Zügen. Beruhte ihre Größe vornehmlich auf Handel und Schifffahrt, so war schon die Erweiterung derselben, die Eröffnung unmittelbarerer Verbindungen mit dem Oriente, der anlockendsten für Kaufleute, so weit die Geschichte reicht, wichtig genug. Aber die Venetianer waren auch bedacht, sich politische Vortheile zu verschaffen. So überließ ihnen Balduin II. von Jerusalem in allen Städten seines Reiches urkundlich ein Quartier, mit einer Kirche, Steuerfreiheit und eigener Gerichtsbarkeit (vgl. oben S. 23). Diesmal schlossen die Französischen Kreuzfahrer einen Vertrag mit dem seemächtigen Staate, vermöge dessen die Venetianer gegen Zahlung von fünf und achtzigtausend Mark Silber

die Ueberfahrt eines Heeres von dreißig- bis vierzigtausend Mann übernahmen und für Lebensmittel sorgten. Der vier und neunzigjährige, erblindete, aber doch noch von jugendlicher Kühnheit beseelte Doge Heinrich Dandolo stellte sich selbst an die Spitze der theilnehmenden Venetianer. Man verließ die Stadt 1202, und richtete die Waffen zuerst gegen Zara in Dalmatien, welches von Venedig abgefallen war. Es wurde erobert und dem Dogen übergeben.

Hier erschien der hülfesuchende Prinz Alexius vor den Kreuzfahrern, und gewann sie durch die größten Verheißungen; er wollte zweimal hunderttausend Mark Silbers geben, die Griechische Kirche mit der Römischen vereinigen, und an dem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen Theil nehmen. Dafür versprachen sie ihm, seinen Vater wieder in die Regierung einzusetzen, und ihm seine Feinde überwinden zu helfen.

Auf einer der schönsten Venetianischen Flotten, vierhundert und achtzig Segel stark, näherten sich die Ritter 1203 dem Hafen von Constantinopel, und warfen ihm gegenüber auf der Asiatischen Seite die Anker aus. Als eine vorläufige Unterhandlung mit dem Kaiser Alexius III. fruchtlos ablief, gingen sie keck mit ihren Schiffen über den Bosporus, drückten den Kaiser mit seiner zahlreichen Heeresmacht in die Stadt zurück, sprengten die Hafenkette, verbrannten oder eroberten die Griechische Flotte, und nahmen den Hafen in Besitz. Nun wurde die Stadt selbst belagert, bestürmt und ein Theil derselben von den Venetianern in Brand gesteckt. Da entfloh der Kaiser, die Einwohner holten den augenlosen Isaac wieder aus dem Gefängnisse hervor, und setzten ihn nebst seinem Sohn Alexius auf den Thron.

Des treuen Sohnes Zweck war erreicht, allein nun sollte er auch den Kreuzfahrern die eingegangenen Bedingungen erfüllen. Aber woher so viel Geld nehmen? und wie das Volk zur Unterwürfigkeit gegen den Römischen Papst bewegen? Er hatte diesen Punkt kaum berührt, als schon Alles in Gährung war. Ebenso unmöglich war es, die versprochenen Summen aufzubringen, wenn auch die geweihten Gefäße, Heiligenbilder und sonstige Zierden in großer Zahl aus den Kirchen gerissen wurden. Bald vermehrte ein anderer Unfall die Erbitterung gegen Alexius und die Pilger. In heiligem Eifer stürmten einzelne Wallbrüder eine Moschee, welche Isaac Angelus in der früheren Periode seiner Regierung den Muhamedanischen Kaufleuten zu erbauen verstattet hatte. Die Griechen eilten den Moslemen zu Hülfe. Darüber brach an verschiedenen Orten der Stadt Feuer aus und wüthete mit

solcher Gewalt, daß nach acht Tagen der vierte Theil Constantinopel's in Asche und Trümmern lag. Am 25. Januar 1204 rottete sich das Volk zusammen und verlangte einen andern Kaiser. Niemand wagte es, unter so bedenklichen Umständen diese schwere Rolle zu übernehmen; ein Sprößling aus dem ehemaligen Kaiserhause der Dukas, Alexius, der von seinen starken Augenbraunen den Beinamen Murzuphlus führte, ließ sich endlich willig finden. Der junge Alexius, Isaac's Sohn, ward erdrosselt, der Vater starb vor Gram und Schrecken.

Nach einer solchen Gewaltthätigkeit glaubten sich die Kreuzfahrer nunmehr gegen dieses mörderische und treulose Volk, das sie ohnehin als halbe Ketzer betrachteten, zu Allem berechtigt. Sie beschlossen, die Stadt mit Gewalt zu erstürmen, nachdem sie vorher eine Uebereinkunft wegen der Theilung der Beute und der künftigen Einrichtung getroffen hatten. Der erste Angriff ward abgeschlagen, aber drei Tage nachher erstiegen die Ritter von den Schiffen aus vier Thürme an der Seeseite und sprengten (12. April 1204) die Thore. So groß war der Schrekken der Einwohner, daß, selbst nach Griechischen Berichten, ein einzelner Ritter Tausende vor sich her trieb. In der Nacht entstand abermals eine große Feuersbrunst, die dritte, seitdem die Kreuzfahrer vor Constantinopel erschienen waren. Murzuphlus floh *) und während die Großen noch stritten, ob Theodor Dukas oder Theodor Laskaris ein Kaiserthum erhalten solle, das nicht mehr vorhanden war, verbreiteten sich die Sieger in der unglücklichen Stadt, drangen gierigen Raubthieren gleich in Paläste und Häuser ein, plünderten und raubten, und verübten mit zügelloser Wuth Frevel und Gräuel. Zu der rohen Habsucht kam frecher Uebermuth, der selbst der heiligen Oerter nicht schonte, und die Kirchen entweihte oder verunreinigte. Die Packpferde wurden hineingetrieben, um die Beute fortzubringen; in geweihten Gefäßen kochten die Pilger ihr Lieblingsgericht, Rindsrücken mit Bohnen und Zwiebeln, und eine Dirne setzte sich singend und tanzend auf den Stuhl des Patriarchen. Kunstwerke wurden mit Gewalt zerstümmelt und zerhauen, selbst an den metallenen Bildsäulen übten eigensinniger Zerstörungskitzel und niedrige Habgier ihre Beharrlichkeit. Das Erz hatte größeren Werth in den Augen der Pilger als die Gold überwiegende Kunst. Ein einziges berühmtes Werk aus dem Alterthum, vier

*) Er ward nachher von den Lateinern gefangen und von der Säule des Theodosius herabgestürzt.

vielbewunderte Pferde von Bronze, angeblich eine Arbeit des Lysippus, retteten die Venetianer zur Zierde ihrer Stadt. Endlich verordneten die Häupter, daß alle gemachte Beute in drei bestimmte Kirchen niedergelegt, und dem früher geschlossenen Vertrage gemäß, zwischen Franzosen und Venetianern gleich getheilt werde. Hier kam, trotz dem daß Vieles untergeschlagen wurde, eine so ungeheure Menge von reichen Zeugen, Kostbarkeiten und Geld zusammen, daß ein Augenzeuge schrieb, im ganzen übrigen Europa seyen nicht so viele Reichthümer vorhanden, ein Anderer, seit Erschaffung der Welt wäre so viel nicht erbeutet worden. Als es zur Theilung kam, behielten die Franzosen, nur an Gelde, viermal hunderttausend Mark Silber.

Nachdem dieses Geschäft vollendet war, schritt man zur Theilung des Reichs. Man zerfällte es vorläufig in vier Stücke, deren eines als Krongut der haben sollte, welchen die Stimmenmehrheit einer Versammlung von sechs Venetianern und sechs Fürsten des Kreuzzuges zum Kaiser wählen würde; in die anderen drei sollten sich die übrigen Anführer und die Republik Venedig theilen, doch so, daß sie Alle Lehnsträger des Oberhauptes wären. Zum Kaiser ward einstimmig der tapfere Balduin, Graf von Flandern und Hennegau, ernannt. Venedig nahm für sich den Theil, der ihm am gelegensten war, nämlich den ganzen Küstenstrich am Adriatischen und Aegäischen Meere, ein Stück des Peloponnes und viele Inseln. Der Markgraf von Montferrat sollte die Asiatischen Provinzen erhalten, aber da er sah, daß sie nicht zu behaupten sein würden, vertauschte er sie gegen Macedonien und das übrige Griechenland, und nahm den Titel eines Königs von Thessalonich an; Kreta, welches ihm gleichfalls zugesprochen war, verkaufte er an die Venetianer. Ueberdies gab es noch eine Anzahl kleinerer Herrschaften; es regierten Fränkische Herzoge zu Philippopolis, zu Athen, ein Fürst dieses Volks zu Achaja u. s. w. Seitdem hielt man Ritterspiele auf dem Isthmus von Korinth, und die Fehden der Barone wurden auf demselben Boden ausgefochten, auf welchem Athener und Spartaner um die Hegemonie der Hellenen kämpften.

So waren die abendländischen Christen, die Germanen, nach 700 Jahren wieder erobernd gegen das Byzantinische Reich aufgetreten und hatten es ihrer Herrschaft unterworfen. Wie Syrien und Palästina wurde jetzt Griechenland von Lateinischen Colonisten besetzt. Es schien, als ob das ganze Morgenland in den Kreis des Germanischen Lebens gezogen werden sollte. Nach langer Heranbildung durch die Kirche innig

durchdrungen von den Ideen des Christenthums, waren die Abendländer zur Ausbreitung desselben und zur Zurückdrängung des Islam ausgezogen; nun hatten sie bei dieser Gelegenheit, wie es schien, auch die Griechischen Christen dem großen Stuhle zu Rom unterworfen. Die Venetianer, denen die Sophienkirche übergeben worden war, erwählten ihren Landsmann Thomas, aus dem Geschlechte der Morosini, zum Patriarchen der zu errichtenden Lateinischen Kirche. Aber bald sollte es sich zeigen, daß die von den Germanen bisher ausgebildeten Formen des Staates, die Hierarchie und das Lehnswesen, daß ihr ganzes geistiges Leben noch nicht tief und reich genug seyen, um ein Weltreich zu begründen, um den Osten, wie den Westen zu umfassen, wenn die materiellen Mittel auch größer gewesen wären. In Palästina und Syrien wurde nur noch eine schmale Küste behauptet, auch dem abendländischen Kaiserthum in Byzanz wurden nur funfzig Jahre vergönnt. Nicht zu solcher Ausbreitung Germanischer Herrschaft waren die Kreuzzüge bestimmt, sondern zur Bildung und Entwickelung des abendländischen Geistes, damit er auf anderem Boden erwachsene Gestaltungen aufnähme und so im Laufe der Zeit alle Formen und Stufen umfasse und in sich wie in einem allgemeinen Brennpunkt vereine. Wie in der Völkerwanderung Römische, so sahen die Germanen in den Kreuzzügen morgenländische Institute und Lebensweisen, und beide Male, wenn auch die Wirkung der letzteren kaum mit dem Eindruck der ersteren zu vergleichen ist, blieben die Früchte nicht aus.

Die Assisen von Jerusalem wurden, weil man die Uebereinstimmung mit jenem Reiche fühlte, das Grundgesetz des neuen Staates. Auf durchaus fremdartige Fundamente wurde die Lehnsverfassung gepflanzt. Mußte es einem kleinen Haufen von Eroberern (es waren vielleicht im Ganzen 20,000 Kriegsleute) auch vereint schwer fallen, so weite Landstrecken zu behaupten, wie viel schwerer, wenn derselbe in eine Menge von Theilen und Selbständigkeiten zerfiel, wenn jeder, unbekümmert um das Gemeinsame, besondere Zwecke verfolgte. Auch Hülfe aus dem Mutterlande war nur von Einzelnen zu erwarten, wie dieses ganze Unternehmen von Einzelnen ausgegangen war. Die bürgerlichen Verhältnisse, die Verwaltung der Städte, die Rechtspflege wurden von den Rittern wenig beachtet, und blieben größten Theils wie sie gewesen. Es kam ihnen vornehmlich darauf an, sich die Nutzungen der vorigen Herren zu sichern. Doch fehlte viel, daß deshalb das Loos der Griechen im Allgemeinen ein mildes gewesen wäre; die ganze landbauende

Bevölkerung wurde im Verhältniß leibeigener Knechte oder dienstpflichtiger Hintersassen behandelt, und von den Vornehmeren wurden nur wenige in den Lehnsverband aufgenommen. Auch war von den Lateinern keinesweges das ganze, den Byzantinischen Kaisern bisher unterworfene Reich bezwungen. Vieles von dem vorläufig Vertheilten mußte erst erobert werden. Es gelang meisten Theils. Aber in Asien gründete der von den Griechen zum Kaiser erhobene Theodor Laskaris aus den Provinzen Bithynien, Phrygien, Mysien, Jonien und Lydien mit vielem Glück ein Reich, welches von dem Herrschersitze das Kaiserthum Nicäa hieß. Eben so stiftete ein Nachkomme der Comnenen im Pontus und Paphlagonien ein anderes Reich, das nachmalige Trapezuntische Kaiserthum, gleichfalls von der Hauptstadt also genannt, welches sich so lange als das Byzantinische erhalten hat, bis es zuletzt wie dieses in die Hände der Türkischen Eroberer fiel; und ein unehelicher Abkömmling des Hauses Angelus behauptete in Epirus und Aetolien eine unabhängige Herrschaft.

Die größten und dauerndsten Vortheile aus dieser neuen Gestaltung der Dinge im Osten zogen die Venetianer. Vieles von den sehr ausgedehnten Erwerbungen gaben sie kriegslustigen Edlen ihrer Stadt zu Lehen, die dann hier Gelegenheit fanden, Ehre, Reichthum und Macht zu erlangen oder zu vermehren. Anderes verwaltete der Staat selbst. Diese letzteren Gebiete wurden nicht bloß mit einigen Kaufleuten, welche der Handel dorthin zog, sondern vollständig mit Anbauern bevölkert. So wurde die Insel Kreta in drei Theile getheilt, von denen das eine Drittel zur Ausstattung der neuen Lateinischen Kirche diente. Das zweite Drittel mit den Regalien, d. h. den Bergwerken, städtischen Einkünften rc., wurde Staatsgut, und aus dem noch Uebrigen wurden 132 Ritterlehen und 408 Fußdienstlehen gebildet. Die Saracenischen Einwohner der Insel behandelte man als Sklaven; jeder Ritter erhielt 24, jeder Fußknecht vier solcher Leibeigenen. Die Griechische Bevölkerung baute das Gut der Geistlichkeit und des Staates. In allen Niederlassungen bildeten die ansässigen Venetianer eine Gemeinde zur Berathung ihrer eigenen Angelegenheiten; in den übrigen Verhältnissen waren sie von der Mutterstadt abhängig, welche auch die Beamten einsetzte. Pisa und Genua wurden durch diese Colonien der Venetianer fast ganz aus der Levante verdrängt, während die letzteren ihren Handel über Tana, das heutige Asow, und andere Punkte weithin bis in das Innere des östlichen Asien's ausdehnten.

Das ursprüngliche Ziel der Unternehmung, Palästina, war ganz vergessen worden; doch versäumte Innocenz III. seinerseits nichts, was den Zweck, das heilige Land wiederzuerobern, befördern konnte. Schon früher hatte er ein Zehntel aller seiner und der Cardinäle Einnahme dazu bestimmt, und die übrigen Prälaten und Geistlichen mit einem Vierzigstel der ihrigen besteuert. Aber der Erfolg entsprach seinen Bemühungen nicht; die Spaltung in Deutschland, fortdauernde Händel zwischen Frankreich und England, die Albigenserkriege waren einer großen Unternehmung nach dem Morgenlande nichts weniger als günstig. Nur in einer fast unglaublichen Erscheinung zeigte sich der noch nicht erloschene, aber nun völlig regellose und unverständige Eifer der Zeit für die Kreuzfahrten. Im Jahre 1212 nahmen in Deutschland und Frankreich große Schaaren von Kindern das Kreuz, und dachten alles Ernstes Jerusalem zu erobern. Einige dieser Haufen kamen über die Alpen nach Italien, und fanden dort vor Hunger und Mattigkeit meistens ihr Grab; an dreißigtausend zogen nach Marseille und fielen Kaufleuten in die Hände, welche sie, unter dem Vorwande unentgeltlicher Ueberfahrt nach Palästina, auf ihre Schiffe lockten, dann aber an die Saracenen nach Africa verkauften. Erst nach Innocenz Tode unternahm König Andreas II. von Ungern, begleitet von Herzog Leopold VI. von Oestreich, Otto von Meran und vielen Deutschen Bischöfen, wieder einen geordneten Kreuzzug (1217). Aber er war noch nicht lange in Syrien angekommen, als ihn Krankheit und üble Nachrichten aus der Heimath zum Umkehren bewogen, ohne daß er von der ganzen Unternehmung einen andern Gewinn gehabt hätte, als einige zusammengekaufte Reliquien, unter denen sich ein Stück von dem Stabe Aaron's und einer von den Krügen der Hochzeit zu Kana befinden sollten.

---

16. Die Kreuzzüge gegen die Ketzer.

Zu derselben Zeit, als die Hierarchie den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichte, als die Könige des Abendlandes sich vor Innocenz III. beugten, als das Byzantinische Reich seiner geistlichen Gewalt unterworfen wurde, da begann auch schon ein Gegensatz in der Kirche selbst sich zu offenbaren, und die in ihrem Schooße ausbrechende Entzweiung verkündete die Unterwühlung und den dereinstigen Fall des mächtigen

Gebäudes von innen heraus. Von den ersten Jahrhunderten des Christenthums war in der Kirche das Bestreben herrschend, die Einheit des Glaubens und der Verfassung zu erhalten, ohne daß es ihr jemals gelang oder gelingen konnte, dieses Ziel vollständig zu erreichen (Th. III. S. 319). Diese Richtung auf die Behauptung einer allgemeinen (katholischen) Kirche ging von der Besorgniß aus, daß durch fortwährende immer mehr trennende und vereinzelnde Spaltungen das Band, welches die Christenheit zusammenhalten soll, erschlaffen werde, und sich endlich ganz auflösen könne; aber ihm stand die gerechte Furcht vor der noch größern Gefahr entgegen, durch äußerlich erzwungene Einheit den Geist in Knechtschaft und unter die Herrschaft des Buchstabens gerathen zu sehen. Während es daher die katholische Kirche für nothwendig und folgerecht hielt, Alle, die nicht genau so dachten und glaubten wie sie, von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, und als Häretiker zu verdammen, verabscheuten diese wiederum die sich allein rechtgläubig nennende Kirche, indem sie ihr bald diesen bald jenen nach ihrer Ansicht gefährlichen Irrthum vorrückten, oder ihre Einrichtungen als schädlich und unchristlich verwarfen. Je höhere Stufen der Macht die Hierarchie erstieg, je mehr sie sich dadurch von den ursprünglichen Einrichtungen der christlichen Kirche trennte, je mehr sie die Glaubenslehren bestimmte und vermehrte, die gottesdienstlichen Handlungen mit Gebräuchen überlud, und irrthümliche Meinungen beförderte: je größer und häufiger ward auch die Veranlassung zur Entstehung ketzerischer Meinungen und Secten, welche bald, wie es Arnold von Brescia that, den angemaßten Einfluß auf weltliche Dinge schalten, bald in einzelnen Punkten des Glaubens anders lehrten, bald beide Arten von Abweichungen verbanden. Das stärkere Hervortreten solcher Parteien zu Ende des zwölften Jahrhunderts gibt den Beweis fortgeschrittener und allgemeiner gewordener geistiger Bildung unter den Völkern des Abendlandes, die bis dahin in gläubiger Einfalt und ohne weitere Reflexion die von der Kirche gelehrten und überlieferten Sätze und Gebräuche aufgenommen hatten. Die eine dieser, der Kirche entgegenstehenden Richtungen wandte sich besonders gegen die in der katholischen Glaubenslehre anerkannten Dogmen, eine zweite mehr gegen das unheilige und unreine Leben der Geistlichen. Die Erstere scheint mit morgenländischen Ideen und Ansichten in Verbindung zu stehen. Im Byzantinischen Reiche war im siebenten Jahrhundert eine Partei aufgetreten, unter dem Namen

der Paulicianer, welche sich an Ueberreste der Manichäischen und Gnostischen Lehre anschloß, und von diesen manche schwärmerische Vorstellung, manche falsche Ansicht mit herübernahm. Die neue Secte wurde heftig verfolgt und verbreitete sich späterhin unter den Nationen des Abendlandes, besonders auch von der Bulgarei her. Im elften Jahrhundert traten Paulicianer in Deutschland, Italien und Frankreich auf, und gewannen vielen Anhang. Sie wurden hier Katharer (καθαροί, die Reinen) genannt, wovon Einige das Deutsche Wort Ketzer ableiten. Sie strebten dahin, die Lehre des Christenthums auf einfache dualistische Principien zurückzuführen, sprachen gegen Fegefeuer und Anrufung der Heiligen, gegen die Werthschätzung äußerer Religionshandlungen, aber auch gegen die heilbringende Kraft der Sacramente wie gegen die ganze hierarchische Einrichtung. Ihre Ansichten waren so wenig als ihr Wandel von Uebertreibung, Schwärmerei und Irrthum frei, obschon einige jedem sittlichen Gefühle Hohn sprechende Grundsätze, welche ihnen zugeschrieben werden, höchst wahrscheinlich Verläumdungen ihrer Gegner sind. Die Kirche, welche sich von der zunehmenden Ausbreitung dieser Secten gefährlich bedroht glaubte, nahm, nach dem schlimmen Vorgange des Morgenlandes, zu Verfolgungen und Hinrichtungen ihre Zuflucht, und wich dadurch eben so sehr von den Geboten der christlichen Liebe als der Klugheit ab, da Gewaltmittel die religiösen Ueberzeugungen, gegen die sie angewandt werden, gewöhnlich mehr befördern als hemmen.

Rein von jenen den Lebenswandel betreffenden Anschuldigungen ist die im Abendlande entstandene Secte der Waldenser geblieben. Peter von Vaux oder Valdus, nach welchem diese den Namen führen, ein reicher Kaufmann zu Lyon, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, wurde plötzlich von einer tiefen, innern Bewegung ergriffen, der Welt abzusagen, und sein ganzes Vermögen unter die Armen zu vertheilen. Zugleich trat er auf, seine Ueberzeugung auszubreiten, predigte Besserung von dem ruchlosen Leben, sprach gegen die Mängel der Kirchenzucht und den lasterhaften Wandel vieler Geistlichen, forderte Rückkehr zur apostolischen Einfalt und theilte Uebersetzungen der Evangelien in die Landessprache unter das Volk aus. Er fand viele Anhänger, und die über sie ergehenden Verfolgungen hinderten nicht, daß sie immer zahlreicher wurden.

Der Sitz dieser beiden der Kirche feindlichen Parteien wurde vornehmlich das südliche Frankreich, obschon es auch in Oberitalien

und besonders in Mailand an Bekennern ketzerischer Lehren nicht fehlte. Unter dem schönen sonnenreichen Himmel der Provence und Languedoc's hatten sich ebenso schnell als in Italien Wohlstand und Reichthum verbreitet. Mit ihnen entwickelten sich ein genußreicheres Leben, freiere Stellung der Personen und selbständigeres Nachdenken. Reste Römischer Bildung, Ueberbleibsel Arianischer Opposition gegen die päpstliche Gewalt mögen sich hier mehr als anderswo erhalten haben. Die Städte waren durch zahlreiche Bevölkerung, durch Abwesenheit eines mächtigen Oberherrn stets vor gänzlicher Unterdrückung geschützt worden, und hatten manches von Römischen Einrichtungen bewahrt. Schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts werden fast überall Consuln und Gemeinderäthe genannt. Die Bürger fühlten sich bald zu einer Lehre hingezogen, die auch für kirchliche Verhältnisse ein freieres Walten begünstigte. Aber selbst unter dem Adel fanden die Häretiker Freunde und Anhänger. Dieser Stand führte hier ein unabhängiges, üppiges, sangeslustiges Leben. Die von Burg zu Burg ziehenden Dichter übten Laune und Muthwillen an Weltlichen und Geistlichen, an Bischöfen und Priestern, die, in diesen Ländern besonders reich mit Gütern und Einkünften ausgestattet, sich einem zügellosen und unsittlichen Leben rücksichtslos überließen. Bald standen die Kirchen öde und leer, die gottesdienstliche Feier hatte beinahe aufgehört, selbst der heilige Bernhard ließ vergebens sein Wort unter diesen Abtrünnigen ertönen. Außer Katharern und Waldensern gab es in Südfrankreich noch mehrere andere in ihren Grundsätzen ähnliche Secten, die theils zusammenschmolzen, theils von den Katholiken nicht gehörig unterschieden wurden. Unter dem Namen der Albigenser, einer Partei, die vom Ländchen Albigeois so genannt wurde, findet man sie im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Alle begriffen. Innocenz III. suchte zuerst durch Legaten und Missionare die Irrenden in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Als diese Mittel erfolglos blieben, beauftragte er den Abt Arnold von Citeaux und die Mönche seines Ordens, das Kreuz wider sie zu predigen (1205). Es sey, äußerte er, nicht minder verdienstlich, gegen Ketzer und Abtrünnige zu fechten, als gegen Ungläubige. Späterhin war seine Mühe, dem auf sein Geheiß ausgebrochenen Kriege Einhalt zu thun, vergeblich. Die Wuth, die er einmal losgelassen, rasete auch wider seinen Willen fort. Graf Raimund VI. von Toulouse, Abkömmling des uns wohlbekannten Kreuzfahrers dieses Namens und selbst im Herzen der neuen Lehre zugethan, suchte vergebens seine Untertha-

nen vor der Wuth der Verfolger zu schützen. Die Päpstlichen führten den Krieg mit furchtbarem Blutdurst. Als sie die Stadt Beziers erstürmten (1209), wurden siebentausend Menschen in der Magdalenenkirche verbrannt, und an zwanzigtausend ohne Unterschied des Alters und Geschlechts erschlagen. Bei dieser Gelegenheit soll der Abt von Citeaux auf die Frage, woran man denn die Rechtgläubigen, die dort wohnten, unterscheiden solle, geantwortet haben: „Schlagt nur todt, der Herr kennt die Seinen." Graf Simon von Montfort, ein gewaltiger Kriegsmann, nahm an dem Kampfe Theil, um die großen Besitzungen des Grafen von Toulouse zu gewinnen und sich selbst ein Reich im Süden Frankreich's zu gründen. Daher wollte er den Frieden, zu dem sich dieser bereit zeigte, nur unter Bedingungen gewähren, welche den Bedrängten keine andere Wahl ließen, als sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Der Krieg wüthete fort, und mit so fürchterlicher Grausamkeit, daß man die Ketzer sogar dann verbrannte, wenn sie bereit waren, ihre Irrthümer abzuschwören. Die gereizten Albigenser ließen es dann auch ihrerseits an vergeltenden Grausamkeiten nicht fehlen. Aber dennoch war der Widerstand, welchen sie leisteten, nicht sehr hartnäckig, und ihre Fürsten zeigten sich unentschlossen und uneins. Der König Peter II. von Aragonien, der seinem Verwandten, dem Grafen von Toulouse, zu Hülfe zog, ward in der Schlacht bei Müret überwunden und getödtet (1213). Eine zwei Jahre darauf zu Rom gehaltene Kirchenversammlung sprach hierauf die Besitzungen des Grafen von Toulouse dem Grafen von Montfort zu. Nur Raimund's Güter in der Provence sollten seinem Sohne verbleiben. Dieser letztere aber, Raimund VII., setzte den Krieg unermüdet fort. Simon empörte die Bewohner von Toulouse durch harte Behandlung und Erpressungen. Sie standen auf, er eilte sie zu züchtigen, wurde aber bei der Belagerung durch einen aus der Stadt geschleuderten Stein erschlagen (1217). Sein Sohn Amalrich erbte die Fortsetzung des Krieges, aber nicht den Muth seines Vaters, und hatte an dem jüngern Raimund einen tüchtigen Gegner; so daß, ungeachtet eines neuen Kreuzzugs, den Ludwig, König Philipp's von Frankreich Sohn, im Jahr 1219 unternahm, die Grafen von Toulouse überall die Oberhand behielten. Wie der fortdauernde Kampf endlich zum Vortheil der Krone Frankreich ausschlug, werden wir in der Folge hören.

---

17. Frankreich unter Ludwig VI. und Ludwig VII.

(1108—1180.)

Diese Begebenheiten führen uns auf die Geschichte Frankreich's zurück. Hier war während der schwachen Regierung des unthätigen Philipp's I. (1060—1108) noch Alles in dem frühern Zustande. Ruhig sah es der König mit an, wie sein Vasall, der Herzog Wilhelm von der Normandie, England eroberte. Gregor VII. reformirte die Kirche, Frankreich erhob sich in Begeisterung für das Kreuz und den Glauben, ein neues Frankreich wurde in Jerusalem gestiftet; aber Philipp vertändelte seine Zeit im ehebrecherischen Umgang mit der schönen Berthrade von Montfort, der Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou. Dagegen beginnt mit seinem Sohne Ludwig VI., dem Dicken, eine neue Periode in der Französischen Geschichte. Dieser war der erste in der Reihe der Capetinger, unter dem das königliche Ansehen sich gegen die zügellose Unabhängigkeit der Vasallen einigermaßen zu heben anfing. Sein einsichtsvoller Rathgeber, der Abt Suger von St. Denis, hatte daran vorzüglich vielen Antheil, und die Abwesenheit vieler mächtigen Lehnsträger im heiligen Lande erleichterte seine Bemühungen. Wir haben schon gesehen, wie die steigende Cultur, die Verbreitung mancher Bedürfnisse und die dadurch erzeugte größere Bedeutung des Handels und der Gewerbe im zwölften Jahrhundert im ganzen westlichen und südlichen Europa die Städte, welche bis dahin eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hatten, ungemein emporhoben. Ihr wachsender Wohlstand reizte aber zugleich die Habgier im hohen Grade, und machte sie zum Ziele räuberischer Anfälle von Außen und zum Gegenstand der Bedrückung und Aussaugung von Seiten ihrer eigenen Herren. Es war damals, nach der langen, schlaffen Regierung Philipp's I., ein besonders tiefer Verfall der bürgerlichen Ordnung in Frankreich eingetreten. Die Besitzungen der Krone, welche Ludwig ererbt hatte, umfaßten nur sechs größere Städte, nämlich Paris, Orleans, Etampes, Melün, Compiegne und Bourges. Aber es trotzten ihm selbst seine unmittelbaren Vasallen in diesem Gebiete. Im übrigen Reiche, und namentlich im südlichen Frankreich, war der königliche Name ganz ohne Einfluß und etwanige Befehle ohne alle Wirkung. Dennoch verfolgte Ludwig mit Eifer und Ausdauer unter fortdauernden Kämpfen, in denen er eine große persönliche Tapfer-

keit zeigte, das schöne Ziel, welches er sich gesteckt hatte, Recht, Ordnung und Lehnsabhängigkeit der Vasallen wieder herzustellen. Die Städte waren bemüht, gegen Angriffe Schutz, und gegen den Druck der Feudalherren Privilegien und Exemtionen zu erlangen, welche ihnen selbständige Gerichtsbarkeit und eine freie Gemeinheitsverfassung gewährten, erzwangen diese auch wol gewaltthätig mit Blutvergießen und manchem Frevel, und suchten erst hinterher beim Könige die Bestätigung nach*). Ludwig VI. kam diesen Bestrebungen entgegen, und ertheilte einer Anzahl von Städten seines unmittelbaren Gebietes Freiheitsbriefe; weniger, wie es scheint, nach einem überdachten Plane, der königlichen Macht in ihnen ein Gegengewicht gegen die trotzigen Vasallen zu verschaffen, als in Folge des Geldbedürfnisses der Krone, da die Bürger ihre Freiheiten für Geld erkaufen mußten **). Allmählig folgten auch die Großen diesem Beispiel, und verkauften, wenn Geldnoth sie drängte oder wenn sie nicht mehr im Stande waren, die Städte mit Gewalt unter ihrer Hoheit zurückzuhalten, in ihren Territorien Rechte und Privilegien. Häufig suchten auch diese Gemeinden beim Könige Bestätigung der Exemtionen nach, um sich gegen Wortbrüchigkeit zu schützen, und begierig ergriffen die Herrscher solche Gelegenheit, ein neues Regale im ganzen Reiche auszuüben. Im Allgemeinen kamen die Städte in den Besitz der Gerichtsbarkeit, welche indeß oft für bedeutendere Sachen durch einen von dem Grundherrn eingesetzten Prevot beschränkt war. Sie wählten ihre Magistrate, einen Maire (major) und zwölf oder mehrere Schöffen, und übertrugen denselben die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten und des Gemeindeeigenthums. Der Oberhoheit des Herrn wurden sie aber hiedurch nicht gänzlich entzogen, sie waren demselben vielmehr noch zu Kriegsdienst, Grundabgaben und anderen Leistungen, die indeß genau bestimmt und abgemessen wurden, verpflichtet. So bildete sich in den Städten der dritte Stand (tiers état), welcher allerdings späterhin ein großes Gewicht in die Wagschale der Krone legte, wie dessen Emporkommen überhaupt eine der wichtigsten und folgenreichsten Revolutionen in der Geschichte des Mittelalters ist.

Mit dem Könige Heinrich I. von England führte Ludwig mehrere Kriege. Die Lehnsherrschaft über die Normandie gab unausgesetzt An-

---

*) Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Th. III. S. 4 fg.

**) Mably, observations sur l'histoire de France, T. III. p. 94.

laß zu Reibungen; und die bald ungemein vergrößerten Besitzungen der Könige von England in Frankreich legten den Grund zu einer Reihe von Kämpfen, die bis ins funfzehnte Jahrhundert dauerten.

Ludwig VI. starb 1137. Noch vor seinem Tode hatte er seinen Sohn und Nachfolger Ludwig VII. mit Eleonoren, Tochter Herzog Wilhelm X. von Aquitanien und Erbin seiner Länder vermählt. Aber dieses Reich, von dessen Erwerbung man die Ausbreitung der königlichen Macht über den Süden erwartet hatte, sollte bald in ganz andere Hände kommen. Die Königin Eleonore, welche ihren Gemahl auf seinem Kreuzzuge (o. S. 45.) begleitete, überließ sich dort einem ausschweifenden Wandel, so daß Ludwig sich von ihr zu trennen beschloß. Diesem Vorsatze widersprach Suger, der während der fast zweijährigen Abwesenheit des Königs das Reich trefflich verwaltete, aus allen Kräften, damit Ludwig nicht genöthiget werde, das große Erbe seiner Gemahlin herauszugeben. Aber kaum war Suger todt (1152), so überwog der Gedanke an sein häusliches Glück bei Ludwig alle Gründe der Staatsklugheit; unter dem Vorwande allzu naher Verwandtschaft ließ er sich von Eleonoren scheiden. Sechs Wochen nach der Trennung hatte diese schon einem andern Bewerber ihre Hand gereicht. Es war Heinrich Plantagenet, der Sohn Gottfried's Grafen von Anjou und Mathilde's, der Tochter Heinrich's I. von England, welche früher mit Kaiser Heinrich V. vermählt gewesen war (Th. IV. S. 301.). Von seinem Vater besaß Heinrich Anjou, Touraine und Maine, durch seine Mutter war er Herr der Normandie und Erbe des Englischen Thrones, durch die Verbindung mit Eleonoren erwarb er jetzt die Gascogne, Guyenne und Poitou. Im Jahre 1154 wurde Heinrich König von England und gewann späterhin noch die Bretagne. Wenn die Herrscher dieses Reiches schon seit Wilhelm dem Eroberer gefährliche Vasallen Frankreich's gewesen, so besaßen sie von nun an in Frankreich selbst mindestens noch einmal so viel Land, als ihre Lehnsherren und hatten zur Behauptung dieser Provinzen die ganze Macht England's im Rückhalt.

---

18. England bis zum Tode Heinrich's II.
(1087—1189.)

Dem Wunsche seines sterbenden Vaters, Wilhelm's des Eroberers, gemäß, wurde Wilhelm II., nach der Farbe seiner Haare, der Rothe

genannt, in England zum Könige erhoben, während sein älterer Bruder Robert sich mit der Normandie begnügen mußte. Zwar hatte Robert in England angesehene Freunde, die sein Recht auf den Thron für näher und begründeter hielten, und sich gegen Wilhelm empörten, aber er ließ sie aus Sorglosigkeit und Trägheit ohne Unterstützung, so daß Wilhelm nicht nur den Aufstand bald dämpfte, sondern auch in die Normandie einfiel. Ein Friede, der zwischen beiden Brüdern zu Stande kam, ward von Wilhelm nicht gehalten, und der Krieg brach nach einer Waffenruhe von wenigen Jahren wieder aus, bis Robert dem zum ersten Kreuzzuge durch alle Lande ergehenden Rufe zu folgen beschloß, und, da ihm die Mittel zur Ausrüstung fehlten, seinem Bruder für zehntausend Mark die Regierung seiner Länder auf fünf Jahre abtrat. Diese Summe erhob der König von den Englischen Baronen, die sie wieder von ihren Lehnsleuten erpreßten, denn Wilhelm's zügelloser Hang zu Ausschweifungen, seine ungemessene Verschwendung, hatten den reichen Schatz seines Vaters schon erschöpft. Um Geld zu erhalten, nahm er zu den ungerechtesten Hülfsmitteln seine Zuflucht. Erledigte Bisthümer und Abteien ließ er Jahre lang unbesetzt, um in der Zwischenzeit die Einkünfte für seinen Schatz zu beziehen.

Als der König eines Morgens im neuen Walde von Winchester jagte, traf ihn ein Pfeil von unbekannter Hand abgeschossen in die Brust. Leblos sank er zu Boden. Nach seinem Tode (1100) riß der dritte Sohn Wilhelm's des Eroberers, Heinrich I., ohne sich an Robert's nunmehr ganz unbestreitbare Rechte zu kehren, die Regierung an sich. Um die Nation zu gewinnen, stellte er einen Freiheitsbrief aus, worin er versprach, von seinen Lehnsrechten keinen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Er wollte fortan erledigte Pfründen weder verkaufen, noch zum Vortheil der Schatzkammer benutzen; über minderjährige Besitzer der Kronlehen die Vormundschaft nicht führen, noch die Erbinnen derselben nach Gutdünken verheirathen; selbst keine Steuern erheben, die in der Sächsischen Zeit nicht bezahlt worden waren. Auch den allgemein verehrten Erzbischof Anselm von Canterbury, der sich mit dem vorigen König entzweit und das Land verlassen hatte, rief er zurück. Er gewann ihn durch erneuerte Versprechungen zu Gunsten der Englischen Kirche so sehr, daß, als nun der kürzlich aus dem gelobten Lande zurückgekehrte Robert an der Spitze Normannischer Vasallen in England landete, um sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, Anselm für Heinrich alle seine Beredsamkeit bei den Baronen

anwandte, ja sogar das ganze Heer durchritt, und überall den Gehorsam gegen Heinrich als das einzig Rechte und Gott Wohlgefällige predigte. Es gelang ihm, ehe man noch zum Schlagen kam, beide Parteien zu einem friedlichen Vergleich zu bewegen. Robert sollte sich mit der Normandie begnügen, und von seinem Bruder jährlich dreitausend Mark erhalten (1101). Aber kaum war die Gefahr vorüber, so brach Heinrich die Uebereinkunft, verbannte oder tödtete, unter mancherlei Vorwänden, mehrere Barone, die es mit seinem Bruder gehalten, zog endlich hinüber in die Normandie, und eroberte dies Land nach dem Siege von Tinchebrai (1106), wo er außer vielen der vornehmsten Lehnsträger den Herzog Robert, seinen Bruder, selbst gefangen nahm, den er auch bis an sein Ende — noch acht und zwanzig Jahre lang — in dem Schlosse Cardiff, an der Walisischen Grenze, eingesperrt hielt.

Eben so wenig von Dauer war das gute Vernehmen mit Anselm. Der König wollte, trotz seines gethanen Versprechens, sein Investiturrecht nicht aufgeben, und gerieth darüber mit Anselm und dem Papste Paschalis II. in Streit, welcher die Besetzung der geistlichen Stellen durch die weltliche Macht in England eben so wenig gestatten wollte, als in Deutschland und Frankreich. Als der Streit immer heftiger wurde, bannte Paschalis die Räthe des Königs, und drohte, in Kurzem gegen ihn selbst eben so zu verfahren. Endlich kam man auf der Synode zu London (1107), wie späterhin in Deutschland, auf einen mittlern Ausweg, den der Papst bestätigte. Der König entsagte der willkürlichen Ernennung geistlicher Vorsteher und gab die Förmlichkeit der Belehnung mit Ring und Stab auf, aber die Bischöfe und Aebte mußten ihm den Huldigungseid ohne Vorbehalt schwören, ehe sie die Güter ihrer Kirchen erhielten. Doch erlaubte sich auch Heinrich in der Folge noch, bischöfliche Stellen nach Gutdünken zu vergeben und Einkünfte erledigter Pfründen seinem Schatze zuzueignen.

Heinrich war ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften. Er war tapfer, einsichtsvoll und beredt; doch fehlten ihm so wenig als seinem Vater die Schatten zu dieser Lichtseite. Wo es seinen Vortheil galt, zeigte er Habgier, Mißtrauen, Rachsucht und Grausamkeit. Seine Gunst wandte er nur den Normannen zu. Wie die Sachsen überhaupt von diesen ritterlichen Drängern behandelt wurden, davon können folgende Stellen aus Sächsischen Jahrbüchern jener Zeit eine Vorstellung geben. „Es ist nicht leicht alles Unglück zu erzählen, wovon das Land

im Jahr 1104 durch unaufhörlich erneuerte Abgaben heimgesucht wurde. Ueberall wo der König reis'te, bedrückte sein Gefolge das Volk, brannte und mordete. — Das Jahr 1110 war voll Elend wegen des schlechten Ertrages, und wegen der Abgaben, welche der König zur Mitgift seiner Tochter forderte." Eadmer, ein Mönch von Canterbury und Sachse von Geburt, sagt in der Geschichte seines Jahrhunderts: „Viele, welche wissen, was unter den beiden vorigen Regierungen geschehen ist, werden hierin nirgend etwas Neues finden. Aber in unseren Tagen war ein Grund vorhanden, daß die schon alten Bedrückungen noch härter und unerträglicher wurden, weil sie sich auf ein aller Güter beraubtes Volk richteten, gegen welches man in Wuth gerieth, weil es nichts mehr zu verlieren hatte." Dann bemerkt er, als er von der Ernennung neuer Aebte und Bischöfe berichtet: „unter diesen Seelensorgern waren mehr Wölfe als Hirten. Es war kein Eingeborner darunter, denn wenn ihr Engländer waret, konnte euch kein Ruf der Tugend oder des Verdienstes zu dem kleinsten Amte führen; wir leben in bösen Zeiten." Vom Jahr 1124 heißt es: „Diese Zeit war hart, wer etwas besaß, verlor es durch Steuern und durch die Urtheile der mächtigen Leute: wer nichts hatte, kam vor Hunger um." So wenig brachte Heinrich die Bestimmungen seines Freibriefs in Betreff der Steuern zur Ausführung, an eine Erleichterung und Beschirmung der gequälten Sachsen dachte er vollends nicht, sondern vermehrte vielmehr den argen Druck, unter welchem sie seufzten.

Er starb 1135 und hinterließ keine rechtmäßigen Söhne. Seine Tochter Mathilde war Wittwe von Kaiser Heinrich V. und zum zweiten Mal vermählt mit Gottfried Grafen von Anjou, genannt Plantagenet, von seiner Gewohnheit einen blühenden Ginsterzweig als Feder auf den Helm zu stecken. Sein Vater war der König Fulco von Jerusalem. Heinrich hatte Mathilde zur Erbin aller seiner Länder ernannt, allein Graf Stephan von Boulogne, Schwestersohn des Verstorbenen, kam ihr zuvor, und bemächtigte sich mit Hülfe einer ihm ergebenen Partei der Krone. Durch Herablassung, Milde und geschickten Gebrauch der vorgefundenen Schätze wußte er in Kurzem alle Vasallen zur Huldigung zu bewegen; da aber seine Stellung doch die Unsicherheit einer Usurpation hatte, mußte er den Baronen Vieles nachsehen. So verlor sich allmählig die strengere Unterordnung der Lehnsträger, welche Wilhelm I. bei der Eroberung gegründet und überall sah man Burgen entstehen, von welchen aus im Nothfalle auch dem Könige ge-

trotzt werden konnte. Fehden dieser kleinen Häuptlinge unter einander nahmen überhand, und machten England zum Schauplatz fortwährender Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen, die bald einen noch höhern Gipfel erreichten, als Mathilde, die bis jetzt in Frankreich gewesen war, nach einigen Jahren an der Küste von Sussex mit hundert und vierzig Rittern landete, um ihr Recht geltend zu machen, und sich nun ein förmlicher Bürgerkrieg entzündete. Robert, Graf von Glocester, Mathildens natürlicher Bruder, schlug Stephan bei Lincoln (1141) und nahm ihn gefangen, worauf sogar der Bischof Heinrich von Winchester, Stephan's Bruder und das vorzüglichste Werkzeug seiner Thronbesteigung, auf Mathildens Seite trat. Doch jetzt, wo sie nahe daran war, vollständig obzusiegen, wandte sie durch Uebermuth und Stolz ihre Freunde von sich ab, behandelte das mächtige London mit Geringschätzung, und legte dieser Stadt sehr unklug eine schwere Steuer auf. Da kehrte ihr auch das Glück den Rücken. Bischof Heinrich verließ ihre Partei, ihr Bruder Robert wurde gefangen, und sie mußte sich entschließen, ihn gegen Stephan auszuwechseln. Nach einiger Zeit verlor sie ihn durch den Tod, und verließ nun, ihrer größten Stütze beraubt, England (1147), ohne daß jedoch Stephan sein früheres Ansehen wieder gewinnen konnte. Indeß hatte Mathildens Gemahl Gottfried den Krieg in der Normandie gegen die Partei Stephan's geführt. Als er im Jahre 1150 starb, wurde sein Sohn Heinrich von den Normands als Herzog anerkannt. Nachdem sich der neue Herrscher dann auch in den Erblanden seiner Gemahlin (vgl. S. 114.) festgesetzt hatte, ging er (1153) als ein weitgebietender Fürst nach England hinüber, und Stephan sah sich genöthigt, einen Vergleich zu schließen, in welchem er ihm sofort den Besitz der Normandie überließ, und nach seinem Tode die Succession auf dem Englischen Thron zusicherte. Bald darauf starb Stephan (1151) nach einer neunzehnjährigen Regierung voll Unruhen und Jammer.

Mit Heinrich II. kam das Haus Anjou oder Plantagenet auf den Englischen Thron, und blieb in männlicher Nachkommenschaft über drei Jahrhunderte im Besitze desselben. Heinrich, seinem Großvater Heinrich I. an Gaben gleich, oder ihn noch übertreffend, führte eine kluge und kräftige Regierung. Auch er war stolz und jähzornig, aber fest; falsch und hinterlistig, aber auch behutsam in seiner Politik und minder grausam als jener. Er stellte die Ruhe im Reiche wieder her, ließ eine Menge Raubschlösser niederreißen, verbesserte die Münzen,

und brachte strengere Ordnung in das Gerichtswesen. Mit der Kirche aber gerieth er in einen bedenklichen Streit, dessen Ausgang ihn nöthigte, sich vor demselben Papste zu demüthigen, der den mächtigen Kaiser Friedrich I. zu seinen Füßen sah. Der Mann, welcher dem Könige diesen Kampf bereitete, war Thomas Becket, erst sein Kanzler und vertrautester Freund, dann durch Heinrich's eigene Bestimmung auch Erzbischof von Canterbury. Wie Becket sich in seinen früheren Verhältnissen durch ungemessene Pracht ausgezeichnet hatte, so that er es nun durch einen übermäßig strengen Lebenswandel. War er schon als Kanzler mitten unter der Ueppigkeit seiner Umgebungen mäßig und nüchtern geblieben, so stieg die Entäußerung der Bedürfnisse jetzt bis zu ekelhafter Unsauberkeit. Mit dem gröbsten Haartuche voll Schmutz war sein Körper dicht an der Haut bekleidet, er geißelte sich häufig, und wusch auf seinen Knieen täglich dreizehn Bettlern die Füße. Daß Becket bei diesem Wandel zugleich die Stellung und den Ruf beabsichtigte, die ihm nöthig schienen, um als Haupt der Englischen Kirche dem Könige nachdrücklich entgegentreten zu können, blieb nicht lange verborgen. Er forderte die Ländereien zurück, die während der vorigen Regierungen dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury entzogen worden waren, und zeigte schon hiedurch, wie wenig er der weltlichen Macht zu schonen gedenke. Dagegen klagte Heinrich über die großen Mißbräuche bei den geistlichen Gerichten, indem während der seit seiner Thronbesteigung verflossenen zehn Jahre von den wilden Normannischen Geistlichen über hundert Mordthaten begangen und ohne genügende Bestrafung geblieben waren. Er verlangte daher, daß alle Priester, die sich eines gröberen Verbrechens schuldig gemacht hätten, nach ihrer Degradation den weltlichen Gerichten zur weitern Bestrafung ausgeliefert würden, und daß die Geistlichen sich in allen Dingen nach dem Herkommen richten sollten, wie es besonders seit seinem Großvater Heinrich I. sich gebildet habe. Wilhelm der Eroberer hatte dagegen eine scharfe Trennung der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit eingeführt. Um seine Absicht durch förmliche Gesetze festzustellen, berief Heinrich im Jahre 1164 eine allgemeine Versammlung der geistlichen und weltlichen Stände nach Clarendon, einem Dorfe in der Nähe von Salisbury, und legte ihnen dort sechzehn auf jene angeblichen alten Gewohnheiten gegründete Artikel vor. Jeder wegen eines Verbrechens angeklagte Geistliche solle verbunden seyn, sich vor den weltlichen Gerichtshof zu stellen; die letzte Instanz aller geistlichen Sachen solle der

König seyn; die Erzbischöfe und Bischöfe sollten ihre gesammten Besitzungen nur als vom Könige empfangene Baronien betrachten, deren Inhaber deshalb dem Lehnshofe zu Recht stehen müßten. Alle Einkünfte erledigter Pfründen gehören dem Könige, der zu seiner Zeit für die Wiederbesetzung derselben sorgen wird, indem er die zur Wahl berechtigten Personen zusammenberuft. Heinrich war kühn und entschlossen genug, in einer Zeit, die der geistlichen Gewalt fast allgemein nachgab, die Englische Kirche, welche von seinen Vorgängern schon in einer strengern Abhängigkeit vom Thron gestellt und erhalten worden war, als sonst irgendwo, in allen Dingen, welche nicht Glauben und Lehre betrafen, von ihrem Mittelpunkte zu Rom ganz losreißen zu wollen. Aber sein Plan schlug fehl. Zwar unterschrieben die Bischöfe, durch die Gewalt, mit welcher die Barone im Weigerungsfalle drohten, geschreckt, und Becket selbst wich den Umständen. Aber kaum hatte Alexander III., wie der Erzbischof wol voraussehen konnte, den meisten dieser Artikel die päpstliche Bestätigung verweigert, als Becket erklärte, er habe durch den ihm abgedrungenen Schritt eine große Schuld auf sich geladen, und sehe sich als unfähig zu allen priesterlichen Verrichtungen an, bis ihn der Papst losgesprochen haben würde. Er flüchtete nach Frankreich, wo Ludwig VII., der nur auf eine Gelegenheit wartete, Heinrich angreifen zu können, ihn willig in Schutz nahm. Der Papst ließ ihn natürlich auch nicht fallen, da er aber, damals von Kaiser Friedrich I. hart bedrängt und aus Italien vertrieben (s. o. S. 61.), fürchten mußte, der König von England würde, wenn er ihn allzusehr reize, leicht zur Partei des Gegenpapstes hinübergezogen werden, so suchte er eine Versöhnung zwischen dem Könige und dem Erzbischofe zu bewirken. Dies gelang zwar dem Scheine nach, und Becket kehrte nach England zurück, benahm sich aber hier gleich wieder so fest und unerschütterlich, daß dem Könige eines Tages die unbedachtsamen Worte entfuhren: „ist denn unter den Feigen, die mein Brot essen, keiner, der mich von einem aufrühreriſchen Priester befreit?" Vier Dienstmannen, die durch diese Klage ihre Ehre verletzt hielten, eilten sofort nach Canterbury, und ermordeten den Erzbischof, der es verschmähte, sich durch die Flucht zu retten, in der Kathedrale an den Stufen des Altars (1170). Den König ergriffen bei dieser Nachricht Bestürzung und Schmerz, da er die verderblichen Folgen des Frevels für seine Entwürfe, Schande und Bannfluch für sich selbst, klar vorhersah. Er eilte daher, sich beim Papste zu recht-

fertigen, und dieser sandte zwei Legaten nach der Normandie, wo Heinrich damals verweilte, mit welchen ein Vertrag zu Stande kam, durch den sich der König verpflichten mußte, den Appellationen nach Rom in geistlichen Angelegenheiten kein Hinderniß in den Weg zu legen, und die Artikel von Clarendon bis auf den Vasalleneid für die Bischöfe aufzugeben. Die Legaten führten ihn darauf vor die Thüre der Kirche zu Avranches, wo er die Knie beugte, vor allem Volke schwur, Becket's Tod weder gewollt noch befohlen zu haben und die Bestimmungen der Uebereinkunft redlich und ohne List zu erfüllen. Dann wurde er von aller Schuld freigesprochen. Der Papst erhob den Ermordeten als einen Märtyrer zwei Jahre nach dessen Tode unter die Zahl der Heiligen, und wie viel Heinrich bei längerm Widerstreben von dem Geiste des Volks zu fürchten gehabt hätte, kann man daraus sehen, daß die Sachsen, denen der Erzbischof besonders werth und theuer gewesen war, aus allen Theilen des Königreichs Wallfahrten zu dem Grabe des neuen Heiligen anstellten, und daß man in einem Jahre über hunderttausend in Canterbury angekommene Pilgrime zählte. Heinrich selbst unternahm nach einigen Jahren (1174) eine solche Wallfahrt, sey es daß ihn Gewissenszweifel trieben, oder daß er nöthig fand, dem Volke diesen Beweis seiner reuigen Aussöhnung mit der Kirche zu geben. Er ging nach Canterbury, näherte sich barfuß dem Grabe des Heiligen, bewachte vier und zwanzig Stunden unter Fasten und Gebet die Reliquien desselben, und ließ sich zuletzt von einem Chor von Mönchen den entblößten Rücken geißeln. Es war ein Anblick, der alle Anwesende zu Thränen rührte.

Irland, diese damals noch halbwilde, unter fünf kleine Könige, die einander die Oberherrschaft streitig machten, vertheilte Insel, reizte Heinrich's Eroberungslust. Er ließ sich das Land schon 1154 von Papst Hadrian IV. förmlich schenken, fand aber lange Zeit keine Muße zur Ausführung seines Vorhabens, bis er, vierzehn Jahre später, einigen seiner Vasallen erlaubte, einem vertriebenen Irländischen Fürsten Beistand zu leisten. So gering die Macht auch war, welche die Engländer hinüberführten, so besiegten sie doch die ihnen entgegentretenden Schaaren der Eingebornen, und setzten sich auf der Insel fest. Nach einigen Jahren erschien Heinrich selbst (1171), und die Irländischen Häuptlinge eilten von allen Seiten herbei, sich ihm zu unterwerfen. Doch suchten sie noch unter seiner Regierung das Joch wieder abzuschütteln, und dieser Hang, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen,

blieb in allen folgenden Zeiten gleich mächtig bei ihnen, so daß zwei Drittel der Insel bis auf den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch oft gegen die Engländer in den Waffen waren. Die Nationalirländer behielten ihre ursprüngliche Celtische Stammverfassung, welche besonders dadurch eigenthümlich ist, daß kein Einzelner Grundeigenthum besitzt, sondern nur der ganze Stamm, dessen Häuptling dasselbe unter die Genossen vertheilt, und diese Theilung, so oft ein männliches Mitglied stirbt, erneut. Eine solche Unsicherheit des Besitzes ließ den Ackerbau nicht emporkommen, Städte gab es sehr wenige, Viehzucht und Fischerei waren die Hauptbeschäftigungen. Die Engländer, welche sich von jener Zeit an auf der Insel ansiedelten, lebten dagegen nach ihren Gewohnheiten, Einrichtungen und Gesetzen. Sie vermehrten sich in einem Drittel der Insel, in dem sie sich völlig festsetzten, in einigen Jahrhunderten dergestalt, daß sie als eine für sich bestehende, nicht unbedeutende Nation betrachtet werden konnten. So gab es denn in Irland zwei ganz verschiedene Völker, auf der östlichen Seite Engländer, mit ihrer Verfassung, Sprache und Sitten; im Norden, Westen und Süden die noch rohen Eingebornen unter verschiedenen Oberhäuptern, die immer aufgefordert wurden, den König von England für ihren Oberherrn anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen, die sich dazu verstanden, wenn sie sich fürchteten, und sich weigerten, wenn sie sich stark genug zum Widerstande glaubten; alle voll Haß gegen die gewaltthätig eingedrungenen Engländer, aber auch alle unter sich selbst uneinig *).

Mit Ludwig VII. von Frankreich war Heinrich schon ehe er den Englischen Thron bestieg, gleich nach seiner Vermählung mit Eleonoren in Krieg gerathen, weil diese die Erlaubniß zu dem neuen Ehebündnisse bei dem Könige von Frankreich, ihrem Lehnsherrn, nicht eingeholt hatte. Ludwig mußte Alles aufbieten, um die Vereinigung einer so großen Ländermasse in der Hand eines Vasallen zu verhindern, darum erneute er noch zweimal diesen Kampf, als Heinrich Ansprüche auf die Grafschaft Toulouse machte (1159), und im Jahre 1166 als dieser die Bretagne erwarb. Aber Ludwig hatte die ritterlichen Eigenschaften seines Vaters nicht geerbt, und Heinrich's unermüdliche Thätigkeit ließ ihn zu keinen größeren Erfolgen kommen, wenn er auch die Besitznahme von Toulouse glücklich verhinderte.

*) Hegewisch, Uebersicht der Irländischen Geschichte, S. 37 fg.

Kurz nach der Unterwerfung Irland's und der Aussöhnung mit dem Papste mußte Heinrich wie sein Ahnherr Wilhelm I. den tiefen Schmerz empfinden, seine eigenen Söhne gegen sich aufstehen zu sehen. Den ältesten derselben, Heinrich, hatte er zu seinem Nachfolger in England krönen lassen, dem zweiten, Richard, Poitou, dem dritten, Gottfried, die Bretagne gegeben. Ihre Mutter Eleonore war es, welche sie zur Empörung reizte, weil des Gemahls vielfache Untreue in der Ehe sie mit Eifersucht und Rachgier erfüllte, und an den Königen von Frankreich und Schottland fanden sie bereitwillige Bundesgenossen. Heinrich hatte nun zugleich einen Kampf in der Normandie zu bestehen, und in England einen Aufruhr zu dämpfen, während König Wilhelm von Schottland mit Heeresmacht in das Reich einfiel. Doch Heinrich's Tapferkeit behielt die Oberhand; Wilhelm von Schottland wurde geschlagen und gefangen (1174), und mußte England's Lehnshoheit anerkennen. Der zu gleicher Zeit mit den Söhnen geschlossene Friede dauerte indeß nur bis 1183, wo sich Heinrich und Gottfried wieder gegen den Vater erhoben, aber beide starben während der Unruhen. Wie König Heinrich seine Fehden mit Philipp August von Frankreich durch die Zusammenkunft von Gisors und den Frieden von Tours endete, um nach dem heiligen Lande ziehen zu können, ist schon oben (S. 83. 84.) erzählt. Während des letzten Krieges gelang es dem König von Frankreich, den Grafen Richard von Poitou, den ein Gerücht, daß seinem jüngeren Bruder Johann die Krone von England bestimmt sey, mit Rachsucht und Neid erfüllte, auf seine Seite zu ziehen. Mit ihm fielen die Barone der Bretagne und Poitou's von seinem Vater ab. So mußte Heinrich noch in den letzten Tagen seines Lebens seinen zahlreichen Feinden den Rücken zeigen, ohne noch zu wissen, daß selbst sein Sohn Johann zu ihnen gehörte. Als er auch dies erfuhr, brach ihm das Herz. „Schande, rief er aus, Schande einem besiegten Könige! Verflucht sey der Tag, an dem ich geboren bin, und von Gott verflucht seyen die Söhne, die ich hinterlasse.“ So starb er (6. Julius 1189).

Die alte Gerichtsverfassung, die Hundrede- und Grafschaftsgerichte, hatten mit der früheren Eintheilung des Landes im Allgemeinen unter der Normannischen Herrschaft, aber mit geringerem Ansehen als früherhin, fortgedauert. Die Geistlichkeit war ausgeschieden, nur wenig freie Besitzer waren übrig, um den Verhandlungen beizuwohnen, die Mehrzahl bildeten die Vasallen der Barone, welche aber in allen

Lehnsstreitigkeiten vor das Gericht der Lehnsherren gehörten, so wie diese selbst vor dem Hofe des Königs Recht zu nehmen hatten. Dieser letztere bestand auch hier aus den obersten Hof- und Reichsbeamten, dem Kanzler, dem Kämmerer, dem Oberhofmeister (Stewart), dem Connetable, dem Oberrichter, der des Königs Stelle vertrat u. a. Da die Berufungen an dieses Gericht wegen Unbill, Bedrückungen und Gewalt sehr häufig wurden, da es allein in allen den Sachen, die Hoheitsrechte betrafen, zu sprechen befugt war, so hatte Heinrich, um den Rechtsgang zu beschleunigen und zu erleichtern, eine sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen. Auf der Versammlung zu Northampton (1176) theilte er das ganze Reich in sechs Bezirke, und ernannte für jeden drei bevollmächtigte Richter aus seinem Gerichtshofe, welche, in ihrem Sprengel umherreisend, die Appellationen an Ort und Stelle entscheiden, jeden Friedensbruch ahnden und überhaupt die königlichen Rechte wahrnehmen sollten. Zweikampf, Feuer- und Wasserproben rc. waren noch immer im Gebrauch, und die Strafen barbarisch. Räuberei, Mord, Brandstiftung, Falschmünzen wurden mit dem Verlust der rechten Hand und des rechten Fußes bestraft. Auch das Unzureichende der Lehnsaufgebote zum Kriege fing in dieser Zeit an, den Fürsten einzuleuchten, daher findet man bei Heinrich II., wie bei seinen Zeitgenossen, dem Kaiser Friedrich I. und Philipp August, den Gebrauch der Soldtruppen allgemeiner als früher, wo sie nur höchst selten erschienen. In England wurde dafür von den Lehnsträgern, welche es vorzogen, den Kriegsdienst nicht persönlich zu leisten, eine Geldabgabe, Scutagium genannt, erhoben.

---

19. Philipp August, Richard Löwenherz und Johann ohne Land.

Die Verhältnisse Frankreich's und England's sind unter diesen Königen so eng mit einander verbunden, daß sich auch die Darstellung derselben nicht trennen läßt. Philipp II. Augustus, (welchen Beinamen er von dem Glanze seiner Regierung erhalten hat), war einer der thätigsten und ausgezeichnetsten Könige von Frankreich. Er war schon als Kind bei seines Vaters, Ludwig's VII., Lebzeiten gekrönt worden, und folgte ihm bei dessen Tode (18. Sept. 1180), funfzehn Jahr alt, in der Regierung. Die Umgestaltung des Landes, zu welcher der Grund bereits gelegt war, vermöge der Erhebung des Thro-

nes über die Vasallen und der Vereinigung der Bürger zu freien Gemeinden, machte unter seiner drei und vierzigjährigen Regierung bedeutende Fortschritte, und die Gefahren, welche dem Reiche durch die weit ausgedehnte Macht der Englischen Könige drohten, wurden abgewendet. Es war eine verständige, kalt berechnende Politik, wie sie bisher im Mittelalter kaum in ähnlicher Weise sich gezeigt hat, durch welche Philipp August seine Zwecke erreichte. Die großen Triebfedern der damaligen Welt, das Kirchenthum und das Ritterwesen, fühlte er nicht so mächtig und lebendig in sich wie seine Zeitgenossen; aber eben weil es Kräfte seiner Zeit waren, widersetzte er sich ihnen nicht, sondern brachte sie wohl in Anschlag. Er zog nach dem heiligen Lande, er war, wie seine beiden nächsten Vorgänger, der Kirche ergeben und besonders ein Freund der Geistlichen, so weit sein Vortheil nicht beeinträchtigt wurde; auch in den Waffen versuchte er sich, wenn es sein Beruf als Herrscher, den er höher als alles andere hielt, verlangte. Gleich seine erste Handlung zeigte Geist und Charakter der neuen Regierung. Die Juden, welche durch Schutz und Begünstigungen seines Vaters sehr zahlreich geworden, und sich durch schamlosen Wucher bereichert hatten, beschloß er im Interesse seines Schatzes zu berauben. Im April 1182 ließ er den Befehl ergehen, daß alle Israeliten in seinem Reiche innerhalb dreier Monate ihre beweglichen Güter verkaufen und das Land räumen sollten, falls sie nicht zur christlichen Kirche überträten. Ihre unbeweglichen Güter wurden sämmtlich eingezogen und alle Schulden an Juden wurden den Christen erlassen. Dagegen mußte der fünfte Theil des Betrages derselben an den König abgeliefert werden. So setzte sich Philipp zuerst durch Geldmittel in den Stand, nachdrücklicher als sein Vater gegen Heinrich aufzutreten.

Die inneren Kriege und Fehden, so wie die unaufhörlich sich erneuenden Kämpfe gegen England vermehrten täglich die Schaaren der Soldtruppen, welche man damals Brabançons nannte, weil sie besonders aus den Niederlanden kamen. Sobald einmal Friede geschlossen, und sie entlassen waren, plünderten und brannten sie im Lande. Die steigende Noth trieb endlich die Bevölkerung in Masse zur Selbsthülfe. Philipp sandte Unterstützung und so wurden viele, namentlich im Juli 1183 mehr als zehntausend dieser Räuber niedergehauen. Aber ihre völlige Vernichtung wurde verhindert, indem der König selbst ihrer sehr bald wieder im Kriege bedurfte.

Ein scharfer Gegensatz zu dem Charakter Philipp August's tritt uns in dem Genossen seiner Kreuzfahrt, in Richard Löwenherz entgegen, der alle Tugenden und alle Fehler des Ritterthums in sich vereinigte. Er war der erste Held seiner Zeit und ein trefflicher Sänger zarter Minnelieder. Zugleich aber erscheint in seinem Wesen die ganze Abenteuerlichkeit dieses ritterlichen Treibens, das unverständige und ungeschlachte Zugreifen, die gewaltsame Weise des Auftretens, die Verachtung aller Schranken, der Ungestüm der Leidenschaften und in deren Gefolge Unrecht und Grausamkeit. Leichtsinnig verschleuderte er Gerechtsame und Güter des Reiches, um augenblickliche Bedürfnisse zu befriedigen. Zur Aufbringung der Kosten des Kreuzzuges, verkaufte er dem Könige von Schottland die Lehnsherrlichkeit, seines Vaters Erwerbung, wieder, für zehntausend Mark, und bot Krongüter, Ehrenstellen und Aemter öffentlich feil.

Bei seiner Rückkehr aus Palästina hatte er großes, unerwartetes Drangsal zu bestehen. Lange warfen ihn Stürme auf dem Meere umher, endlich litt er zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch, rettete kaum sein Leben, und mußte die weitere Reise zu Lande unter großen Gefahren fortsetzen, denn die Deutschen, die er in Acre mit so empörendem Uebermuthe behandelt, hatten Kunde von dem Wege, den er eingeschlagen, und stellten ihm mit großer Aufmerksamkeit nach. Er suchte verkleidet zu entschlüpfen, da aber sein Diener zu Wien sich durch morgenländische Münzen und anmaßendes Benehmen, und Richard sich selbst durch einen kostbaren Ring verrieth, ward er entdeckt und gefangen, und zwar von dem Fürsten, den er so schwer beleidigt hatte, dem Herzoge Leopold von Oesterreich. Dieser mußte ihn jedoch bald dem Kaiser Heinrich VI. ausliefern, der ihn, als Bundesgenossen seines Feindes Tancred in Sicilien und um ein schweres Lösegeld von ihm zu erpressen, zuerst in Trifels dann in Worms gefangen hielt, und streng bewachen ließ. Am 28. December 1192 schrieb Heinrich dem Könige von Frankreich, daß Richard in seiner Gewalt sey. Auf diese erfreuliche Nachricht machte Philipp dem Kaiser sogleich Anträge zu längerer Gefangenschaft seines Gegners, die aber verworfen wurden, und trat mit Richard's Bruder, Johann ohne Land (so genannt, weil er beim Tode seines Vaters noch minderjährig war, und kein Lehen besitzen konnte), in Unterhandlungen. Der Schwur auf das Evangelium ward vergessen, als ihm Johann den auf dem rechten Ufer der Seine liegenden Theil der Normandie abzutreten versprach, wenn er

sich mit ihm gegen Richard vereinigen wolle, und Philipp brach gleich darauf in jene Provinz ein, um sich seines Antheils zu versichern, fand aber vor Rouen tapferen Widerstand. Ebenso erfolglos blieben die Anstrengungen Johann's gegen die Anhänger Richard's in England. Endlich (Februar 1194) ward König Richard, nachdem seine Gefangenschaft dreizehn Monate gewährt, gegen ein Lösegeld von hundert und funfzigtausend Mark wieder freigegeben. Philipp August meldete dieses Ereigniß seinem Bundesgenossen mit den Worten: „Nehmt euch in Acht, der Teufel ist wieder los." Und allerdings hätte man jetzt die nachdrücklichsten Kriege erwarten sollen; allein theils durch das Lösegeld, welches aufzubringen unglaubliche Mühe gekostet hatte, theils durch die Lässigkeit der Englischen Großen, die eben so schwer nach Frankreich, als die Deutschen nach Italien zu bringen waren, wurde Richard's Kraft gehemmt. Johann unterwarf sich und erhielt Verzeihung. Dann begann ein mehrjähriger, öfter durch Stillstände unterbrochener Kampf, der sich auf Ueberfälle fester Orte, auf Verheerung der Felder und auf einzelne Reitergefechte beschränkte.

Im Jahre 1199 ward Richard Löwenherz, als er einen Vasallen, den Vicegrafen Vidomar von Limoges, wegen unbedeutender Ursach bekriegte, vor dessen Schlosse Chalus von einem Pfeilschusse am linken Arm getroffen. Sofort gab er Befehl zu stürmen, und als das Schloß erobert war, ließ er die ganze Besatzung aufhängen, mit Ausnahme des Bogenschützen Bertrand de Gourdon, der ihn verwundet hatte. Die Wunde war an sich nicht tödtlich, wurde es aber durch die ungeschickte Behandlung des Arztes. Als der König sein Ende herannahen fühlte, ließ er Gourdon vor sein Lager kommen, und fragte ihn, was er ihm je gethan, daß er so feindselig nach ihm gezielt habe. „Du tödtetest mit eigener Hand meinen Vater und meine zwei Brüder, versetzte Jener, und mich wolltest du hängen lassen; jetzt bin ich in deiner Gewalt, und du kannst dich nach Gefallen an mir rächen, aber ich werde alle Martern mit Freuden erdulden, da mir der Trost bleibt, die Welt von einem so schädlichen Menschen befreit zu haben." Der König befahl hierauf ihn ziehen zu lassen, aber Marcader, das Haupt der Brabançons in Richard's Solde, ließ ihn heimlich wieder greifen, lebendig schinden und dann aufhängen.

Nach Richard's Tode hätte die Krone von England dem Erbrechte nach dem Sohne seines Bruders Gottfried, dem zwölfjährigen Arthur, Herzog von Bretagne, gebührt, aber die Ansprüche desselben wurden

nicht geachtet, und Johann ohne Land, von Richard zum Thronfolger ernannt, wurde in England als König angenommen. Waren bisher die Englischen Könige im Allgemeinen den Französischen wie an Länderumfang, auch an persönlichen Eigenschaften überlegen gewesen, so kehrte sich jetzt das Verhältniß um, als dem unternehmenden Philipp ein Mann gegenübertrat, in dessen Charakter Treulosigkeit, Grausamkeit und eine niedrige Gesinnung, die im Glück stolz und hochfahrend, im Unglück feige, verzagt und gleichgültig gegen den Schimpf war, die Hauptzüge bilden. Bei seiner Thronbesteigung überzog ihn Philipp August sogleich mit Krieg, indem er sich das Ansehen gab, die Rechte Arthur's, als einer beeinträchtigten Waise, zu vertheidigen, doch wurde bald Friede geschlossen (1200). Für die Grafschaft Evreur, welche Johann seiner Nichte Blanca von Castilien, die mit Philipp's Sohne Ludwig vermählt ward, abtrat, opferte Philipp Arthur's Ansprüche auf, und nöthigte den jungen Fürsten, seinem Oheim wegen des Herzogthums Bretagne zu huldigen. Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Johann entführte die schöne Isabelle von Angouleme, welche dem Grafen Hugo de la Marche verlobt war. Dieser ergriff die Waffen wider Johann, und klagte bei dem Könige von Frankreich, als ihrem gemeinsamen Lehnsherrn. Sogleich brach der Krieg wieder aus, Arthur trat ebenfalls auf die Französische Seite, hatte aber das Unglück, vor dem Schlosse Mirabeau seinem blutdürstigen Oheim in die Hände zu fallen. Er wurde in einen Thurm der Burg von Rouen gesperrt, und war nach einigen Wochen verschwunden. Ein allgemeines und nie widerlegtes Gerücht schrieb seine Ermordung Johann's eigener Hand zu. Die Stände von Bretagne, voll Trauer und Wuth über den Tod ihres jungen Herzogs, wandten sich an den König von Frankreich, und dieser berief Johann als seinen Vasallen nach Paris vor seinen Lehnshof. Da derselbe nicht erschien, so erklärte ihn das Gericht des Hochverraths schuldig und seine sämmtlichen Französischen Lehen für heimgefallen. Natürlich konnte ein solcher Ausspruch erst durch eine bewaffnete Vollziehung Gewicht erhalten, und daran ließ es Philipp August nicht fehlen (1203). Zwar bat Johann den Papst Innocenz III. um Hülfe und dieser gebot Frieden; allein Philipp achtete nicht darauf, sondern eroberte mit reißender Schnelligkeit, von den Bretagnern unterstützt, die Obernormandie, und zwang den König Johann nach England hinüber zu fliehen. Im Frühling 1204 waren nur noch Rouen, Arques und Verneuil in den Händen

der Engländer. Rouen vertheidigte sich tapfer, da aber keine Hülfe erschien, so öffneten die Bürger endlich die Thore. Zu derselben Zeit ergaben sich die beiden andern Städte (1. Junius). Auf diese Art wurde die ganze Normandie wieder mit der Krone Frankreich's vereinigt, etwa drei Jahrhunderte nachdem sie an die Normannen abgetreten worden war. Seit Rollo's des Normannen Tode hatte sie funfzehn Herzoge gehabt, von denen die sechs letzten die Englische Krone getragen hatten. Damit noch nicht begnügt, besetzte Philipp auch Anjou, Maine, Touraine und den größten Theil von Poitou. Dann erst (1206) bewilligte er auf dringendes Begehren eines päpstlichen Legaten einen Waffenstillstand.

Bald darauf gerieth Johann in einen Streit mit dem Papste, der nicht weniger schimpflich und nachtheilig für ihn endete. Im Jahre 1205 war der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury erledigt, und die Stiftsherren wählten den Subprior Reginald auf ganz unerlaubte Weise, ohne Anzeige an den König und unter der Bedingung, daß die Ernennung geheim bleiben solle, bis die Bestätigung aus Rom komme. Reginald aber brach das ihm aufgelegte Stillschweigen, und die Stiftsherren stellten eine zweite Wahl an. Dieser widersprachen die Sprengelbischöfe, weil sie nicht zugezogen seyen, und die Streitsache kam vor den Papst. Innocenz III. verwarf nicht nur beide Wahlen, sondern ließ auch die in Rom befindlichen funfzehn Abgeordneten des Capitels sofort zu einer neuen Wahl schreiten, welche der päpstlichen Weisung zufolge auf den Cardinal Stephan Langton, einen gebornen Engländer, fiel.

Die Nachricht von diesem Vorgange setzte Johann in Wuth. Er weigerte sich nicht nur den päpstlichen Erzbischof aufzunehmen, sondern schickte auch zwei der wildesten Ritter nach Canterbury, ließ das ganze Capitel auseinanderjagen und seine Güter in Besitz nehmen. Innocenz warnte, ermahnte, drohte vergebens. Bald darauf sandte er den Bischöfen von London, Ely und Worcester den Befehl, den König noch einmal zur Nachgiebigkeit zu ermahnen, und ihm den Bann anzukündigen, wenn er in seinem Ungehorsam beharre. Als die Bevollmächtigten vor den König traten, fuhr er sie an: „bei Gottes Zähnen, waget es Bann oder Interdict auszusprechen, dann will ich euch und die ganze Klerisey dem Papste schicken, und die Güter an mich ziehen. Ja, alle Römer, die in meinem Land gefunden werden, sollen mit ausgestochenen Augen und abgehauenen Nasen heimziehen, damit man sie in der ganzen Welt kenne. Und wenn euch eure Haut lieb ist, so packt euch

mir aus den Augen." Hierauf belegten die Bischöfe im Namen des Papstes das ganze Königreich mit dem Interdict, einer erst neu eingeführten furchtbaren Art des Bannes, welche nicht Einzelne, sondern ganze Länder oder Bezirke traf. Aller Gottesdienst im Königreiche mußte eingestellt, die Altäre ihres Schmucks entkleidet, die Kreuze, die Bilder der Heiligen, die Glocken heruntergenommen und bedeckt auf den Boden gelegt werden; alle Leichen wurden an der Straße verscharrt und nicht in geweihtem Boden begraben, die Heirathen wurden auf den Kirchhöfen vollzogen; alle Vergnügungen, Gastmähler, selbst das Fleischessen war verboten; Niemand durfte den Andern grüßen, Niemand sich den Bart scheeren; das ganze Land schien wegen der Sünde des Einen in Trauer und in banger Furcht vor dem göttlichen Zorne zu stehen.

Dennoch widerstand Johann ziemlich lange, und übte seine Rache an den Geistlichen. Er ließ sie, wie er gedroht, aus ihren Sitzen treiben, und nahm ihre Güter in Beschlag. Sogar um die Neigung seiner Unterthanen bewarb sich der trotzig gemachte König jetzt so wenig als sonst, und fuhr fort, alle Stände zu beleidigen. Er entehrte vornehme Familien durch die Ungezähmtheit seiner Begierden, entzog ihnen ihre Besitzungen, verbot den Edelleuten fliegendes Wild zu jagen, verordnete neue Abgaben, ließ die Gehege von seinen Forsten niederreißen, damit seine Hirsche die benachbarten Felder abweiden könnten, und nahm den Großen, denen er nicht traute, ihre Kinder als Geiseln weg. Der Papst schärfte nun seine Strafen stufenweise. Im Jahre 1209 sprach er den Bann über den König und jeden der mit ihm Gemeinschaft haben würde aus, und nun verließen die vornehmen Geistlichen, welche nicht schon früher die Flucht genommen hatten, das Reich. Zuletzt, da alle Angelegenheiten der Kirche damals in glücklichem Fortgang waren, die Ketzer im südlichen Frankreich besiegt und unterdrückt wurden, entband Innocenz III. die Vasallen Johann's von ihrem Eide der Treue (1212), ermahnte alle christliche Fürsten und Barone, sich gegen den gottlosen Herrscher zu vereinigen, und forderte namentlich den König von Frankreich auf, das Urtheil zu vollstrecken und England zu erobern. Und obschon in der Annahme dieses Auftrags das offenbare Eingeständniß lag, daß der Römische Hof Könige absetzen und Länder verschenken könne, so überwog doch die Eroberungssucht in Philipp August diese wichtige Rücksicht. Er gab Befehle zur Versammlung eines zahlreichen Heeres bei Rouen und einer Flotte bei

Boulogne. Bei Johann aber gesellte sich zu der Furcht vor der feindlichen Landung die nicht mindere vor der bedenklichen Stimmung seines Kriegsvolkes; Feigheit, Unentschlossenheit und Gewissensbisse vermochten ihn zur Demüthigung unter des Papstes gewaltige Hand. Er entsagte seinem Reich zu Gunsten des heiligen Stuhles. In der öffentlichen Urkunde, die er hierüber ausstellte, heißt es: Aus gutem, freien Willen und um Vergebung seiner Sünden und die Barmherzigkeit Gottes zu erlangen, übergebe er Gott, den Aposteln Petrus und Paulus, seinem Herrn, dem Papst Innocenz, und dessen Nachfolgern England und Irland, um dieselben von der Römischen Kirche, England für siebenhundert und Irland für dreihundert Mark jährlichen Tributs, fortan als Lehen zu tragen. Am 15. Mai 1213 begab sich der König in die Kirche zu Dover, legte Krone und Scepter ab, und schwur knieend den gewöhnlichen Lehnseid in die Hände des päpstlichen Legaten Pandolfo.

Der Letztere ging hierauf nach Frankreich hinüber, und nahm die Aufforderung, Johann zu bekriegen, zurück, weil dieser nun zur Erkenntniß seiner Sünden gekommen und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zurückgekehrt sey. Philipp gab eine zornige Antwort, stellte seinen Vasallen vor, daß das an die Flotte und das Heer gewendete Geld unmöglich weggeworfen seyn dürfe, und wollte das Unternehmen nicht aufgeben. Zuerst wendete er sich indeß gegen den Grafen Ferdinand von Flandern, der im heimlichen Einverständniß mit Johann, seine Theilnahme an dem Zug gegen England, trotz der Vasallenpflicht, verweigert hatte. Gravelines, Ypern, Brügge und Gent fielen den Franzosen in die Hände. Aber Johann sandte eine Flotte von fünfhundert Schiffen zu Hülfe, und im folgenden Jahr traten noch der Graf Reginald von Boulogne, Herzog Heinrich I. von Brabant und der Römische Kaiser Otto IV., Johann's Neffe, dem Bunde gegen Philipp August bei (oben S. 100.). Um die Französische Macht zu theilen, landete der König von England zu gleicher Zeit in Guienne, und rückte bis nach Anjou vor. Die Gefahr wurde drohend für Frankreich, doch der König blieb fest, und Ritter wie Bürger waren entschlossen, ihn zu schirmen. Nach dem Westen sandte Philipp seinen Sohn Ludwig, dem es gelang, die Engländer zurückzutreiben; er selber ging den Verbündeten in Flandern entgegen. Bei Bouvines, zwei Stunden von Lille, kam es zur Schlacht (27. Juli 1214). Man erzählt, daß Philipp, um die verdächtige Treue einiger Barone zu prüfen

vorher alle seine Vasallen zusammenkommen ließ, eine Handvoll zerbrochenen Brots in einen großen mit Wein gefüllten Becher warf und sagte, indem er ein Stück davon herausnahm und aß: „Gefährten, wer mit mir leben und sterben will, der thue so wie ich." Diese Entschlossenheit habe das Ehrgefühl der Barone dergestalt gereizt, daß in einem Augenblicke der Becher ausgeleert war, und alle von Muth und Streitlust entbrannten. Meister Guerin, ein Hospitaliter und tüchtiger Kriegsmann, Kanzler von Frankreich und nachmals Bischof von Senlis, stellte das Französische Heer in Schlachtordnung. Gegen Mittag begann das Treffen; von beiden Seiten ward mit bewundernswerther Tapferkeit gefochten, und die Franzosen wurden mehrmals zurückgedrängt. Schon hatte ein Deutscher Fußknecht den König Philipp mit dem Widerhaken seiner Lanze vom Pferde gerissen und war im Begriff, ihn zu tödten, als die Franzosen, welche die Lebensgefahr ihres Herrn sahen, mit so unwiderstehlicher Gewalt vordrangen, daß die Deutschen ihrerseits weichen mußten. Der Sieg entschied sich nun völlig für das Französische Heer. Auch der Graf von Flandern wurde gefangen. Siegprangend zog Philipp in Paris ein, und Johann mußte zufrieden seyn, einen fünfjährigen Waffenstillstand zu erhalten.

Die Schlacht bei Bouvines war von großen Folgen für Frankreich. Sie zeigte zuerst den Franzosen, wie sie, durch lebendiges Nationalgefühl vereinigt, mächtigen Feinden furchtlos widerstehen könnten, sie zeigte den großen Vasallen durch die Unterwerfung und lange Gefangenschaft der Grafen von Flandern und von Boulogne, wie gefährlich es sey, dem nunmehr fester begründeten königlichen Ansehen zu trotzen, und dieses Beispiel schreckte auch die Lehnsträger in den erworbenen Provinzen, in Anjou und in der Normandie von ähnlichen Versuchen ab. In der That beherrschte jetzt Philipp, da er keine der neuen Besitzungen wieder zu Lehen gab, eine Ländermasse, welche ihm auch sämmtliche gegen die Krone vereinigte Vasallen nicht mehr furchtbar erscheinen lassen konnte. Die sechs vornehmsten Geistlichen des Landes, die Erzbischöfe und Bischöfe von Rheims, Laon, Langres, Beauvais, Chalons und Noyon, und die sechs bedeutendsten Lehnsträger des Reiches, die Herzöge von Burgund, Bretagne und Guienne, und die Grafen von Flandern, Champagne und Toulouse führen seit dieser Zeit ausschließend den Titel Pairs (pares), weil sie einander im Lehnsverhältnisse gleich, unmittelbare Vasallen waren. Sie bildeten den engeren Rath des Königs, so wie sie dessen Schöffen im höchsten Ge-

richt waren. Bei den Krönungen und anderen Feierlichkeiten verrichteten sie die Ehrendienste. Diese ersten Männer des Staates versammelte der König von dieser Zeit an häufiger an seinem Hof, um sich mit ihnen zu berathen und Gesetze festzustellen, welche durch ihre Beistimmung auch in ihren Gebieten Geltung erhielten. Wurden die Mächtigsten auf diese Weise bevorzugt und gewonnen, so konnte der König immer entschiedener gegen die Kleineren auftreten. Des Beistands der Geistlichen waren die Könige von Frankreich fast immer gewiß, weil hier die Kirche stets des Schutzes der Krone gegen die Vasallen bedurfte. Auch die Entwickelung der Städte beförderte Philipp nach Kräften, doch gab er bedeutendere Privilegien nur kleineren Städten, um seiner Herrschaft nicht neue Schranken zu gründen; größere erhielten fast nur Abstellung einzelner Mißbräuche ohne eine eigentliche Communalverfassung. Das Bedürfniß, nachdem die alten Grafen Karl's des Großen längst erbliche Besitzer und Lehnsträger geworden waren, wieder Verwaltungsbeamte zu haben, veranlaßte Philipp zuerst in seinen Kronlanden, über die Prevots (praepositi), denen mit der Handhabung der Gerechtigkeit auch die Sorge für die Ruhe und Sicherheit der Städte und deren Umgegend anvertraut war, Bailli's und Senechaux zu setzen, welche in höherer Instanz richteten und die Erhebung und Einlieferung der Steuern an den König besorgten.

Ein ganz entgegengesetztes Schauspiel bietet die weitere Entwickelung der Begebenheiten in England dar. Das Interdict war aufgehoben worden, nachdem es sechs Jahre auf dem Reiche gelegen hatte, die von Johann vertriebenen Geistlichen waren zurückgekehrt, und Langton hatte den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury eingenommen. Er wollte die Erniedrigung des Königs benutzen, die Vorrechte der höheren Geistlichen und Barone, welche ihnen durch den Freiheitsbrief König Heinrich's I. (oben S. 115.) eingeräumt, aber wieder in Vergessenheit gerathen, und von Johann vielfältig verletzt waren, aufs Neue bestätigen und fester bestimmen zu lassen. Die Barone, welche den König seit seiner Demüthigung vor dem Papste und seinem Unglück in Frankreich noch mehr verachteten und haßten, kamen ihm mit denselben Absichten entgegen, und als Johann sich weigerte, solchem Begehren zu willfahren, entstand ein großes Bündniß, welches den überraschten König mit Waffengewalt umringte, und ihm eine Urkunde abzwang, die unter dem Namen des großen Freiheitsbriefes (magna charta libertatum) hochberühmt ist. Diese wichtige Urkunde

ward unterzeichnet am 19. Junius 1215 auf einem freien Platze (Runnemede oder Runneymead genannt) zwischen Windsor und Staines. Der Klerus gewann durch die Bestimmungen des großen Freiheitsbriefes die Zusicherung der Wahlfreiheit und aller bisher geübten Privilegien und Rechte. Für die Barone wurde die Abgabe bei der Belehnung auf bestimmte Summen festgesetzt. Außerdem sind sie nur gehalten, Hülfsgelder zu bezahlen beim Ritterschlag des ältesten Sohnes des Königs, bei Verheirathung der ältesten Tochter und im Falle der Gefangenschaft des Königs selbst. Zu jeder außerordentlichen Gelderhebung bedarf es der Einwilligung einer allgemeinen Reichsversammlung, zu welcher alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen, Barone und alle andere unmittelbare Vasallen zu berufen sind. Alle Vorrechte, die der König den Baronen bewilligt, sollen von ihnen auch den Untervasallen zugestanden werden. Die fremden Kaufleute sollen keinen willkürlichen Zöllen und Abgaben unterworfen seyn; London, so wie alle Städte und Flecken behalten ihre alten Gewohnheiten und Freiheiten. Die Gerichte sollen Jedermann offen stehen, die Gerechtigkeit nicht länger verkauft, verweigert oder verzögert werden. Kein freier Mann wird gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt, oder sonst geschädigt werden, wenn nicht vermittelst Urtheils von Richtern seines Gleichen und nach den Landesgesetzen. Der Gerichtshof für gemeinschaftliche Klagen (court of common pleas, common bench) soll fortan nicht mehr der Person des Königs folgen, sondern stets an einem bestimmten Orte seine Sitzungen halten. Dieses Gericht war nicht lange vorher von dem obersten Hofe des Königs abgezweigt worden, und hatte die Appellationen in allen den Sachen zu hören, welche den König und seine Rechte nicht unmittelbar betrafen. Die Forsten und Wasser, welche seit dem Anfang der gegenwärtigen Regierung eingehegt worden sind, sollen freigegeben werden. Ueber die Vollziehung dieser Charte wird ein von den Baronen aus ihrer Mitte gewählter, beständiger, sich selbst ergänzender Ausschuß von fünf und zwanzig Mitgliedern wachen. Derselbe wird, sobald vom Könige oder dessen Beamten dagegen gehandelt wird, den König selbst, oder wenn er abwesend ist, den Oberrichter deshalb mahnen. Im Falle verweigerter Abhülfe aber ist der Ausschuß befugt, solche zu erzwingen auf jede Weise, nur nicht mit Verletzung der Person des Regenten und seiner Familienglieder.

Johann hatte der Gewalt weichen müssen. Kaum war die Noth vorüber, so überließ er sich zügelloser Leidenschaft. Sein Aussehn zeigte

verhaltenen Grimm. Er war blaß, sah starr vor sich hin, knirschte mit den Zähnen, zerbiß wie rasend Stäbe und Hölzer, und trat sie mit Füßen. In Flandern ließ er Truppen werben, schickte nach Rom Abgeordnete, und beklagte sich beim Papste über seine rebellischen Vasallen. Innocenz sah ihr Verfahren als einen Eingriff in seine nunmehrigen Rechte an, erklärte den Freiheitsbrief für ungültig, und sprach den Bann gegen die Barone. Aber selbst der Erzbischof Langton war nun wider den Papst, der jetzt zum zweiten Mal erfuhr, was er schon in seinem Verhältnisse zu Otto IV. erlebt hatte. Der Kaiser und der Erzbischof mußten aufhören, des Papstes Freunde zu seyn, als ihre Stellung sie zu nothwendigen Feinden desselben machte. Johann begann indeß mit großen Zurüstungen und zahlreichen Söldnern den Krieg wider die Barone, führte ihn mit unmenschlicher Grausamkeit, und ängstete seine Gegner so, daß sie ihre Zuflucht zu Philipp August nahmen, und dessen Sohne Ludwig die Krone anboten. Dieser erschien in England an der Spitze einer bewaffneten Macht; ehe es aber noch zu einer entscheidenden Schlacht kam, starb Johann am 17. Octbr. 1216.

Von dem inneren Zustande des Landes, von der Art, wie die Gerechtigkeit unter den Normannischen Königen im Allgemeinen und besonders unter Johann gehandhabt wurde, können folgende Züge eine Anschauung geben. Niemand durfte ohne Geschenke dem Throne nahen. So bezahlte die Grafschaft Norfolk eine Summe, damit redlich mit ihr umgegangen würde, und der Flecken Yarmouth eine andere, damit sein Freiheitsbrief, den er vom Könige hatte, nicht übertreten würde. Ein gewisser Serlo erkaufte die Erlaubniß sich zu vertheidigen, im Fall er wegen eines gewissen Todschlags angeklagt würde. Nikolas Morel versprach, sechzig Pfund zu bezahlen, wenn der Graf von Flandern gezwungen würde, ihm die dreihundert und drei und vierzig Pfund zu erstatten, die er von ihm geborgt hätte. Hugo Disel bezahlte vierhundert Mark für die Freiheit in England zu handeln. Gottfried Fitz-Pierre gab zwei Norwegische Falken, damit Walter le Madine die Freiheit haben möchte, hundert Pfund Käse aus den Gebieten des Königs hinaus zu bringen. Die Gemahlin Hugo's von Neville gab dem Könige zweihundert Hühner für die Erlaubniß, ihren gefangenen Gatten besuchen zu dürfen. Richard von Neville gab zwanzig Reitpferde, um von dem Könige ein Empfehlungsschreiben an Isolda Biset zu erhalten, daß sie ihn zum Manne nehmen möchte, und Robert de Vaux fünf, damit der König in einer gewissen Sache schwiege. Wie in Frankreich

waren auch in England die Juden zahlreich und im Besitz großer Schätze. Johann ließ sie einmal sämmtlich einkerkern, und gab ihnen dann für sechs und sechzig tausend Mark die Freiheit wieder. Zu einer andern Zeit erpreßte er von dem Juden Isaac von York allein fünftausend einhundert Mark, eine Summe, für welche man in jener Zeit die Gebiete mächtiger Herren erstehen konnte.

Mit der vollen Einführung der in der Magna Charta enthaltenen Bestimmungen beginnt eine neue Epoche in der Geschichte von England. So unvollkommen sie auch in vieler Hinsicht noch war, so stiegen doch durch sie Ordnung und Gerechtigkeit in der Verwaltung zusehends. Die Völker des Mittelalters waren von dem Wahne entfernt, daß die Hemmung des Despotismus und der Willkür durch Zerstörung alles Bestehenden und durch Einführung einer gänzlich neuen Ordnung der Dinge zu bewerkstelligen sey. Das Gute und Tüchtige reift langsam; aus dem unscheinbaren Keime der Magna Charta sproßte der starke und stolze Stamm der Englischen Freiheit hervor.

---

20. Kaiser Friedrich II.

Friedrich II., Barbarossa's Enkel, den wir nach Otto's IV. Besiegung als Oberhaupt des Reichs verlassen haben (oben S. 100.), benutzte die ersten Jahre seiner Herrschaft, sich auf dem Throne zu befestigen, und die durch Philipp's Kriege und Verleihungen geschwächten Stammgüter des Hohenstaufischen Hauses in Deutschland wieder zu mehren und zu vergrößern. Der Papst Honorius III., Innocenzens Nachfolger, hatte, der ganzen Richtung der päpstlichen Politik zufolge, darüber zu wachen, daß Friedrich das schon gegen Innocenz gethane und ihm erneuerte Versprechen, die Sicilische Krone seinem Sohne abzutreten, erfülle; Friedrich aber dachte darauf, seinem damals neunjährigen Knaben Heinrich die Nachfolge im Deutschen Reiche zu sichern. Gleich bei seiner Krönung in Aachen hatte Friedrich das Gelübde einer Kreuzfahrt gethan. Dies zum Vorwand nehmend schrieb er dem Papste, es sey bei jener Anordnung keineswegs seine Absicht, beide Reiche zu vereinigen, sondern für bessere Regierung während seiner Abwesenheit zu sorgen. Wegen der langen Verzögerung des Kreuzzuges selbst klagte er die Saumseligkeit der Fürsten an, und forderte den Papst auf, mit

größerm Nachdruck bei ihnen darauf zu dringen. Er gab dabei fortwährend die stärksten Versicherungen seiner Ergebenheit gegen die Kirche, an deren Brüsten, wie er sich ausdrückte, er gesogen, mit deren Milch er genährt worden sey*). Wirklich bestimmte der milde Honorius eine Frist nach der andern zum Antritt der Pilgerfahrt, und ließ es sich sogar gefallen, daß der junge Heinrich zum Römischen Könige gewählt wurde (1220), eine Erhebung, welche Friedrich indeß nur durch die Bewilligung großer Vorrechte an die Prälaten, unter andern durch Entsagung des Spolienrechts, durchsetzte. Im Herbste desselben Jahres trat er mit seiner Gemahlin und einer ansehnlichen Begleitung seinen Römerzug an. Die Mailänder zeigten so viele Abneigung, daß er die Stadt vermied und die Krönung mit der Lombardischen Krone für den Augenblick gar nicht verlangte. Ehe er nach Rom kam, verpflichtete er sich gegen den Papst in einem neuen Vertrage, die von ihm früher gegen die Kirche eingegangenen Verheißungen treulich zu erfüllen, und so geschah denn die Krönung in der Peterskirche im November 1220 ohne alle Schwierigkeit. Der Papst nannte Friedrich jetzt Kaiser und König von Sicilien, und schien also auf der Trennung beider Reiche, wenigstens für jetzt, nicht mehr zu bestehen. Zum Ueberflusse nahm Friedrich nochmals das Kreuz, erbat sich aber einen neuen Aufschub, um seine Erbländer erst beruhigen zu können.

Diese sah er jetzt nach achtjähriger Entfernung als Mann und Kaiser wieder mit der festen Absicht, die königliche Gewalt hier in ihrem vollen Umfange herzustellen. Von den Baronen und Prälaten forderte er Rechenschaft und strafte viele wegen gesetzwidrigen Betragens während seiner Minderjährigkeit und Abwesenheit. In Deutschland erhielten die von ihm eingesetzten Räthe seines Sohnes Heinrich gute Ordnung, und 1222 ward dieser auch zu Aachen zum Könige gekrönt.

Der Papst hörte indessen nicht auf, mit großem Eifer die Ausführung des Kreuzzuges zu betreiben, und da Friedrich von seiner Seite immer noch anstand, höchstens, um Einiges zu thun, von Zeit zu Zeit Flotten und Geldsummen den Christen in Palästina zur Unterstützung sandte, so machte Honorius einen Plan, der den Kaiser durch den eigenen Vortheil zur Ausführung reizen sollte. Friedrich's

*) v. Raumer Gesch. der Hohenstaufen, Bd. III. S. 322 fg., aus den handschriftlichen Urkunden im päpstlichen Archive.

Gemahlin Constantia war 1222 gestorben. Derjenige, welcher damals den Namen eines Königs von Jerusalem führte, ein Französischer Graf, Johann von Brienne, hielt sich in Italien auf, um im Abendlande Hülfe zu suchen. Der Papst stiftete nun eine Vermählung Friedrich's mit der einzigen Tochter dieses Fürsten, Jolantha, durch die er zugleich alle Ansprüche auf das Königthum Jerusalem erhielt. Die Heirath ward wirklich 1225 vollzogen, und Friedrich nahm sogleich den Titel eines Königs von Jerusalem an.

Honorius war beruhigt, und bewilligte jetzt selbst noch einen Aufschub auf zwei Jahre. Friedrich widmete auch diese Frist seinen Sicilischen Staaten, an deren Aufnahme und Wohlstand er mit größtem Eifer arbeitete. Die noch in Sicilien hausenden Saracenen besiegte er, und versetzte sechzigtausend von ihnen nach Italien herüber in die Stadt Nocera. Sie wurden bald gewerbfleißige Ansiedler und die treusten Anhänger des Kaisers. An einem neuen Gesetzbuche für Apulien und Sicilien ward gearbeitet und im Jahre 1224 zu Neapel eine Universität gegründet. Dann richtete der Kaiser seine Aufmerksamkeit wieder auf Oberitalien, wo die Lombardischen Städte sich vielfach unter einander befehdend, dennoch selbst diejenigen Rechte verweigerten, die ihm dem Kostnitzer Frieden zufolge gebührten, und es ist begreiflich, daß ihm die Herstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien viel näher am Herzen lag, als die Eroberung des heiligen Grabes.

Indessen sollte diese jene Hoheit mit erringen helfen. Er schrieb einen allgemeinen Reichstag nach Cremona aus (1226), zu dem er auch seinen Sohn Heinrich mit den Deutschen Fürsten berief, angeblich um wegen des Kreuzzugs die nöthigen Maßregeln zu verabreden, der alsdann 1227 ganz bestimmt angetreten werden sollte. Allein kaum vernahmen dies die feindlich gesinnten Mailänder, so erneuten sie, weil sie von Sicilien und von Deutschland aus ihre Freiheit zugleich bedroht glaubten, den Lombardischen Bund, ergriffen kriegerische Maßregeln, sperrten die Alpenpässe, und ließen den König Heinrich, der mit den Deutschen Ständen schon bis Trident gekommen war, nicht nach Italien. Nur wenige Städte besuchten den Tag zu Cremona. Friedrich sprach zwar die Acht über die im Bunde Befindlichen aus, erkannte aber, wie die Lombarden selbst, den Papst als Vermittler und Schiedsrichter dieses Zwistes. Honorius entschied, der Kaiser solle Alles verzeihen, und die Lombarden sollten vierhundert Reiter zum

Kreuzzuge schicken. Dieser Ausspruch, der, statt die streitigen Verhältnisse zwischen Kaiser und Städten festzusetzen, diesen nur eine vorübergehende Last auflegte, konnte Friedrich unmöglich zufrieden stellen. Doch schwieg er für jetzt und gab seine Einwilligung.

---

21. Friedrich's II. Kreuzzug.
(1228. 1229.)

Im März des folgenden Jahres (1227) starb Honorius III. Ihm folgte Gregor IX., wie Innocenz III. aus dem Geschlechte der Grafen von Signia, schon ein hochbejahrter Greis, aber kühn und thatkräftig, ganz dazu gemacht, dem Kaiser mit Nachdruck entgegen zu treten, und den Ansprüchen des päpstlichen Stuhles, die Honorius nicht mit der Stärke strengerer Vorgänger durchgefochten hatte, neues Leben zu geben. Sein erstes Wort war wieder der Kreuzzug. In der That durfte Friedrich kaum noch länger zögern, wenn er nicht die allgemeine Unzufriedenheit der Völker gegen sich erregen wollte. Auf Mariä Himmelfahrt (1227) wurde der Aufbruch festgesetzt. Große Schaaren von Kreuzfahrern aus Deutschland und England strömten nach Apulien, dem bestimmten Sammelplatz, wo aber bald unter den zusammengedrängten, der Hitze eines süditalischen Sommers ungewohnten Nordländern böse Seuchen ausbrachen. Indeß wurden Viele eingeschifft, und am 8. September folgte Friedrich mit seinem Freunde, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, selbst nach. Auf der Flotte wurden Beide von der ansteckenden Krankheit ergriffen, und ließen sich schon am dritten Tage zu Otranto wieder ans Land setzen. Der Landgraf starb, die schon vorausgeeilten Pilger, da sie hörten, daß der Kaiser nicht nachkomme, kehrten verdrossen wieder um, und zerstreuten sich einzeln in ihre Heimath. Der ganze Zug, auf den Europa und Asien das Auge gerichtet hatten, war vereitelt.

Gregor IX. gab seinem Zorne freien Lauf, und begann offnen Krieg mit dem Kaiser. Er nannte jene Krankheit Verstellung, ließ dessen Gesandten gar nicht vor sich, schrieb ihm: „ein unmäßiger Schmerz, unermeßliches Erstaunen und grenzenloses Schrecken habe ihm Leib und Seele von allen Seiten umgeben," bestieg am Michaelistage die Kanzel, hielt eine donnernde Predigt über die Worte: „es muß ja Aergerniß kommen," nannte den Kaiser eine Schlange, und schleuderte zuletzt

den Bannstrahl gegen ihn. Friedrich entschuldigte sich in Gegenschriften, versicherte, er werde sein Gelübde nach wieder erlangter Gesundheit vollständig erfüllen; es werde sich zeigen, ob den Päpsten das heilige Grab so sehr am Herzen läge, oder ob sie vielmehr nur sein Verderben bezweckten. Auch bei Johann ohne Land und dem Grafen von Toulouse habe der Römische Stuhl den Bann bloß dazu gebraucht, sich die Länder dieser Fürsten zu unterwerfen. „Deshalb vereinige sich, fährt er fort, die Welt zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei, dieser allgemeinen Gefahr, denn Niemand wird dem Untergange entrinnen, welcher einem widerrechtlich Bedrängten beizustehen unterläßt und vergißt, daß da, wo das Feuer schon des Nachbars Wand ergriffen hat, stets von der eigenen Rettung die Rede ist.“

Um zu zeigen, daß seine Krankheit kein bloßer Vorwand gewesen, trat der Kaiser nun das Jahr darauf (1228) die Kreuzfahrt von neuem an. Er zog dazu eine besondere Steuer von seinen Baronen und Geistlichen ein, bestellte den Herzog Rainald von Spoleto zum Reichsverweser, und traf die zweckmäßigsten Vorkehrungen. Seine Partei in Rom erregte einen Tumult gegen den Papst, und zwang ihn, die Stadt zu verlassen, aber selbst fliehend wiederholte er seinen Bannfluch gegen den Kaiser, und seine Legaten wiederholten ihn an allen Enden Europa's. Vorher war die Unterlassung des Kreuzzuges eine Sünde gewesen, jetzt war es die Vollführung. Um seinen Maßregeln auch äußerlich mehr Nachdruck zu geben und das Gebiet der Römischen Kirche vor Rainald von Spoleto zu sichern, der dasselbe, jedoch ohne kaiserlichen Befehl, verwüstete, forderte Gregor unter Bewilligung großer Vortheile zum Kriege gegen Neapel auf, ließ aber die Angeworbenen als Kämpfer des heiligen Stuhles diesmal nicht mit dem Kreuze, sondern mit dem Schlüssel Petri bezeichnen.

Friedrich II. war indessen im September 1228 zu Acre glücklich ans Land gestiegen. Die Johanniter, Tempelherren und Deutschen Ritter waren ihm freudig entgegengekommen, und hatten ihn als Kaiser und König von Palästina begrüßt. Da erschienen zwei Franziscaner (s. unten) mit päpstlichen Schreiben, welche die nochmalige Erneuerung des Bannfluches und das Verbot, den Befehlen und Anordnungen des Gebannten zu gehorchen, enthielten. Sogleich war alle Einheit zerstört. Die Johanniter zogen sich zurück, die Tempelherren zeigten feindselige Gesinnungen, und machten auch einen Theil des Heeres vom Kaiser abwendig. Friedrich brach dennoch mit dem

Rest seiner Getreuen und mit den Deutschen Rittern von Acre auf, um entweder den Tod oder desto größern Ruhm in Palästina zu finden Hermann von Salza, der wackere Großmeister des Deutschen Ordens, blieb zurück, und seine Bemühungen hatten endlich den Erfolg, daß die Templer und Johanniter nach einer Uebereinkunft, welcher gemäß die Befehle und das Feldgeschrei nicht im Namen des Kaisers, sondern im Namen Gottes und der gesammten christlichen Republik gegeben werden sollten, sich wieder mit Friedrich vereinigten.

Nach Saladin's Tode war sein Reich unter seine drei Söhne und seinen Bruder Malek el Adel vertheilt worden. Aber der letztere vertrieb die Herrscher von Damaskus und von Aegypten, und hinterließ das erste Land seinem ältesten Sohn Moattam, das zweite dem jüngern Kamel (1218). Diesen griffen die Christen von Palästina an, nachdem sie fast zu derselben Zeit, als der König Andreas seinen Kreuzzug that, eine bedeutende Verstärkung von Kölnern, Bremern, Friesen, Holländern und Brabantern, welche auf einer Flotte von hundert Segeln ankamen, erhalten hatten, und eroberten nach einer Belagerung von sechzehn Monaten (am 5. Nov. 1219) das wichtige Damiette, den Schlüssel des Landes. Als die Pilger aber danach von hier aus durch neue Schaaren unter Herzog Ludwig von Baiern, welche Kaiser Friedrich sendete, unterstützt, in das Innere vordringen wollten, wurden sie durch Sultan Kamel's geschickte Anordnungen zwischen die Arme des Nil eingeschlossen und konnten Rückzug und Rettung nur mit der Räumung Damiette's, der mühsam errungenen Frucht so langer und so preiswürdiger Anstrengung, erkaufen. Als Friedrich in Palästina landete, war Moattam von Damaskus, zu dessen Ländern die Syrische Küste gehörte, gestorben und hatte einen minderjährigen Sohn Malek el Nasr David hinterlassen. Ohne auf die Einsprüche des Knaben zu achten, bemächtigte sich Kamel Palästina's.

In der Mitte des November langte der Kaiser in Joppe an, und fand den Sultan von Aegypten, der mit einem Heere bei Gaza stand, sehr geneigt zu friedlicher Ausgleichung. Er wollte sich nicht in einen doppelten Krieg verwickeln, da sein Neffe gegen ihn heranzog und schon bis Sichem vorgerückt war. Von diesen Umständen unterstützt, gewann Friedrich jetzt durch geschickte Unterhandlungen ohne Schwertstreich, was die mächtigsten Fürsten vor ihm durch so viel Blut und Gefahren nicht hatten erlangen können. Der Sultan von Aegypten trat in einem zehnjährigen Waffenstillstande (18. Febr. 1229) Jeru-

salem, Bethlehem und Nazareth sammt ihren Gebieten, und alle auf dem Wege zwischen Joppe und Jerusalem liegende Städte und Landschaften ab, und verlangte nur Schutz und Sicherheit für die an den überlassenen Orten wohnenden Moslemen, und Zutritt für sie zu dem Tempel Salomo's, den sie eben so sehr verehrten, als die Christen. Friedrich zog fröhlich in Jerusalem ein; aber an demselben Tage erschien auch daselbst der Erzbischof von Caesarea und sprach im Namen des Patriarchen von Jerusalem das Interdict über die Stadt und das heilige Grab. Dennoch ging Friedrich am 18. März 1229 in die Kirche, und da kein Priester Messe lesen wollte, setzte er sich selbst am Altar die Krone auf. Hermann von Salza hielt in Deutscher und Französischer Sprache eine Rede an das Volk. Nach einem kurzen Aufenthalt in der heiligen Stadt und zu Ptolemais, der ihm durch Mißverhältnisse und Streitigkeiten mit dem Patriarchen Gerold, einem treuen Diener des Papstes, und den Templern verbittert wurde, schiffte sich der Kaiser in den ersten Tagen des Mai wieder ein, und stieg glücklich bei Brundusium ans Land.

Zum größten Glücke für die morgenländischen Christen dauerten die Streitigkeiten in Saladin's Familie fort. Sie selbst aber waren weit entfernt, diese Gunst der Verhältnisse zur Sicherstellung und Befestigung ihrer Besitzungen zu benutzen. Als Friedrich im Jahre 1230 einen neuen Statthalter, den Marschall Richard Filangieri, mit einigen Truppen nach Palästina schickte, kam es zum Kriege zwischen diesem und den Syrischen Baronen. Der Marschall war anfangs glücklich; als er aber, weil die Gegenpartei von Cypern aus unterstützt wurde, auch nach dieser Insel übersetzte, um sie zu unterwerfen, erlitt er eine Niederlage, in deren Folge das Ansehn Kaiser Friedrich's im Königreiche Jerusalem immer mehr in Verfall kam.

Nach dem Tode Kamel's von Aegypten (1238) verdrängte der jüngere Sohn desselben, Malek el Saleh Nodschmeddin Eyub, seinen älteren Bruder vom Thron und sprach offen die Absicht aus, das Reich Saladin's wieder herzustellen. Dagegen verbündete sich sein Oheim Ismael von Damaskus mit den Christen von Palästina. Der Sultan von Aegypten glaubte sich durch diese Vereinigung bedroht, und nahm die Türkischen Horden der Chowaresmier in Sold, welche damals in den Gegenden des Euphrat und Tigris plündernd umherstreiften *). Diese eroberten zuerst Tiberias, drangen verheerend nach

*) Das Reich von Chowaresm wurde im Jahre 1097 durch den Türken Kotbeddin

Jerusalem vor, nahmen die heilige Stadt nach kurzem Widerstande, hieben die Einwohner nieder, zerstörten das heilige Grab, öffneten die Grüfte der Könige und verbrannten die Gebeine, welche sie hier fanden. Bei Gaza schlugen sie mit den Aegyptischen Truppen die christliche Ritterschaft und die verbündeten Moslemen von Damaskus (18. Oct. 1244). Die Großmeister des Tempels und des Hospitals wurden gefangen, die Blüthe der drei geistlichen Ritterorden lag unter den Erschlagenen. Nur mit hundert muthlosen Flüchtlingen erreichte der Patriarch die Stadt Ptolemais.

---

22. Italien und Deutschland nach Friedrich's Rückkehr.

(1229—1237.)

Noch ehe der Kaiser zurückgekehrt war, hatte der Papst schon den im Orient geschlossenen Frieden als ein Gewebe von Falschheit und Tücke dargestellt. Friedrich habe die Urkunde nicht von den Baronen und den Emiren beschwören lassen, der Sultan David von Damaskus habe seine Einwilligung nicht gegeben, er habe nichts zum ferneren Schutze von Palästina gethan, damit er im Abendlande sagen könne, wenn Jerusalem und die andren Städte wieder verloren gingen, wie es wahrscheinlich sey: Sehet ich habe die heiligen Orte gewonnen, aber der Patriarch hat sie nicht behaupten können. Die Würde des Römischen Kaisers und des Führers der Kreuzfahrt habe er schmählich verletzt, indem er mehr mit Saracenen als mit Christen umgegangen sey, Saracenische Sitten und Kleidung angenommen, und sich mit Sängerinnen und Tänzerinnen, die ihm Kamel geschenkt, schändlichen Ausschweifungen ergeben hätte. Auch das päpstliche Heer war nicht unthätig gewesen. Es hatte nicht bloß Rainald's Truppen aus dem Gebiet der Römischen Kirche vertrieben, sondern war auch tief in Apulien, bis über den Volturno vorgedrungen. Friedrich's plötzliche Erscheinung änderte die Lage der Dinge. Die Schlüsselträger wichen auf allen Punkten und in wenigen Wochen hatte Friedrich seine Staaten gereinigt.

Mohammed gestiftet, dem Sultan Barkiarok die Verwaltung jener Provinz überließ. Kotbeddin's Nachfolger entzogen sich der Abhängigkeit und Zinsbarkeit der Seldschuckischen Sultane von Persien. Im Jahre 1220 wurde das Reich von den Mongolen angegriffen, und unterlag in diesem Kampfe (s. u. Abschn 44.). Seit der Zeit dienten zahlreiche Schaaren Chowaresmischer Krieger als Miethstruppen im vorderen Asien.

Er verschmähte es, sein Glück weiter zu verfolgen, und bot dem Papste Versöhnung an. Der rasche Fortschritt der kaiserlichen Waffen hatte Gregor nachgiebiger gemacht und im August 1230 kam der Friede von St. Germano zu Stande. Der Kaiser ward zu Ceperano durch den Cardinal von Capua feierlich seines Bannes entledigt, und versprach dafür, Alles zu vergessen und die Geistlichen niemals vor weltliches Gericht zu ziehen, noch durch neue Steuern zu belästigen. Am 2. September 1230 hatte er sogar mit dem Papst zu Anagni eine sehr freundschaftliche Zusammenkunft.

Die kurze Muße, die ihm dieser Friede gewährte, verwendete Friedrich auf die Vollendung seiner neuen Gesetzgebung für das Sicilische Reich, welche er schon vor dem Kreuzzuge begonnen hatte. Zu Melfi wurde sie in Lateinischer, Griechischer und Arabischer Sprache bekannt gemacht. Grundlage blieb die Normannische Lehnsverfassung, aber die Willkür und Unabhängigkeit der Barone wurde eingeschränkt, und die Rechte der Unterthanen wurden bestimmt und gesichert. Ein zahlreicher Beamtenstand, den das Mittelalter bisher nicht gekannt hatte, wurde gebildet und den Verwaltungsbehörden war ihr Wirkungskreis sehr genau vorgezeichnet. Die ständische Verfassung erhielt eine vorzügliche Ausbildung. Schon von den Normannischen Königen waren Parlamente gehalten worden, welche aus den Prälaten und Baronen bestanden; Friedrich zog jetzt auch Abgeordnete der Städte dazu, so daß hier, vielleicht zum ersten Mal in der Weltgeschichte, der große und folgenreiche Gedanke hervortrat, eine Masse, deren Gesammtheit unmöglich zu den Reichsversammlungen gezogen werden konnte, durch Stellvertreter daran Theil nehmen zu lassen. Die Verschiedenheit der Volksrechte, die bei der gemischten Bevölkerung Unteritalien's sehr groß war, wurde abgeschafft, Normannen, Saracenen, Apulier sollten fortan nur ein Volk und einen Staat bilden. Die Gerichtsbarkeit der Geistlichen und des Adels ward sehr beschränkt. Jedem Untervasallen stand Berufung an die Reichsgerichte frei, jede Selbsthülfe war aufs strengste untersagt. Entschädigt wurde der Adel für diese Verluste durch eine große Ausdehnung des Lehnerbrechts. Für Handel, Polizei- und Medicinalwesen u. s. w. ergingen die heilsamsten Vorschriften *). Es ist ganz unstreitig, daß Neapel und Sicilien nie so glücklich regiert worden sind, als zur Zeit Friedrich's II. Viele Städte wurden durch prächtige

*) v. Raumer a. a. O. Bd. III. Hptst. 6.

Gebäude und nützliche Stiftungen verschönert, andere befestigt, und zum zweiten Mal ward eine Saracenische Colonie aus Sicilien nach Apulien herüber versetzt.

In der Lombardei herrschten indeß unaufhörliche Unruhen und Fehden. Die Städte bekriegten einander aus Eifersucht und leidenschaftlichem Hasse, und innerhalb ihrer Mauern herrschten nicht weniger verderbliche Parteikämpfe. Je schöner Friedrich in seinen Staaten Einheit, Recht und Ordnung durch feste Einrichtungen und Gesetze aufblühen sah, um so unleidlicher mußte ihm die wilde Verwirrung in Oberitalien, welche schon seit der Zeit Heinrich's VI. begonnen hatte, und die innere Zerrissenheit, welche im raschen Verlaufe der Entwickelung der Staatsformen bereits den Untergang der freien Verfassungen von fern her verkündete, so wie die ganze nirgend Schranken erkennende Gesinnung der Lombarden erscheinen. Er schrieb zunächst wieder 1231 einen allgemeinen Reichstag nach Ravenna aus. Aber die Lombarden zeigten sich nicht weniger widerspenstig, als bei dem früher zu Cremona anberaumten Reichstage und erneuerten ihren Städtebund.

Noch war Friedrich nicht in der Verfassung, diese Kühnheit bestrafen zu können, zumal da ein Aufstand ihn nach Sicilien rief. Um dieselbe Zeit gerieth der Papst mit der Römischen Bürgerschaft, welche ihm die Hoheitsrechte über die Stadt streitig machte, in einen Zwist, in Folge dessen er sich nach Perugia begeben mußte. Friedrich besuchte ihn 1234 zu Rieti, und ergriff die Gelegenheit, sich diesen, wie er wohl erfahren, auf jeden Fall furchtbaren Feind durch einen Dienst verbinden zu können. Er unterstützte ihn nachdrücklich mit Deutschen Truppen, verlangte aber zu gleicher Zeit, daß er die Lombardischen Angelegenheiten, deren Entscheidung er ihm schon früher übertragen hatte, schleunig vermitteln möge, und versprach nochmals, sich seinem schiedsrichterlichen Urtheile zu unterwerfen. Wirklich ermahnte Gregor die Lombarden ernstlich, nicht länger zu zögern. Endlich ging eine Erklärung der Städte ein, daß sie die Vermittelung des Papstes auf die verlangte Weise annähmen. Indeß hatten die Treulosen schon geheime Unterhandlungen mit dem Römischen Könige Heinrich eröffnet, der im Begriff war, wider seinen Vater aufzustehen, und schlossen, zwei Monate nachdem sie jenes Schreiben an den Papst erlassen, einen Vertrag mit ihm, in welchem sie sich anheischig machten, ihn anzuerkennen *).

*) Die gegen Gregor IX. von Einigen vorgebrachte Beschuldigung, auch er habe Heinrich's Empörung befördert, ist ungegründet. S. v. Raumer a. a. O. Bd. III. S. 692.

Der junge König, der in seines Vaters Abwesenheit Deutschland verwaltete, hatte sich einer ausschweifenden Lebensweise und schlechten Rathgebern hingegeben. Die väterlichen Ermahnungen und Zurechtweisungen, die er sich dadurch zuzog, nahm er mit Unwillen auf, und öffnete sein Ohr Schmeichlern, welche ihm vorstellten: „Deutschland leide durch die Abwesenheit seines Herrschers, und der Kaiser solle ja nach den Aussprüchen des Papstes nicht zugleich in Deutschland und in Sicilien herrschen. Heinrich sorge daher nur für das Beste des Staats und der Kirche, wenn er sich unabhängig mache." Der von Stolz und Ehrgeiz bethörte Jüngling folgte der lockenden Verführung und erhob offenen Aufstand. Auf einem Reichstage zu Boppart 1234 erforschte er zuerst die Gemüther. Viele kleinere Vasallen, die bei der Umwälzung zu gewinnen hofften, ließen sich hinreißen, die größeren aber und die meisten Städte verharrten in ihrer Pflicht. Im Frühlinge 1235 kam der Kaiser, seinem Rechte und der Deutschen Treue vertrauend, ohne Heer nach Deutschland. In Regensburg erkannten siebzig Prälaten und Fürsten einstimmig Heinrich für schuldig, und führten dem Kaiser so viel Mannschaft zu, daß zehn von den festen Plätzen seines Sohnes gleichzeitig eingeschlossen und belagert wurden. So mußte sich dieser endlich entschließen, persönlich die Gnade des Kaisers anzuflehen. In Worms auf einem Reichstage wurde ihm Verzeihung angekündigt. Allein Scham und Verzweiflung trieben ihn zu einem zweiten Versuch; man sagte, er habe den Vater vergiften wollen. Hierauf ward er denn gefangen genommen, und nebst seiner Gemahlin und seinen zwei Söhnen in das Schloß St. Felice in Apulien geschickt. Sieben Jahre hernach starb er zu Martorano *).

Auf dies traurige Geschäft ließ Friedrich ein fröhlicheres folgen. Schon längst wieder Wittwer, hielt er durch Deutsche Gesandten im Februar 1235 um eine dritte Gemahlin, die Prinzessin Isabelle, Schwester des Englischen Königs, Heinrich's III., an. Nach Ostern kamen der Erzbischof von Köln und der Herzog von Brabant mit zahlreicher Begleitung nach London, um sie nach Deutschland abzuholen. Ihr Zug durch die reichen Niederländischen Städte war ein unendli=

*) Bei Heinrich's Tode erließ der Kaiser ein Rundschreiben, in welchem er sagte: „Ich gestehe es, daß mich der Stolz des lebenden Königs nicht beugen konnte, der Tod des Sohnes aber tief bewegte, und ich bin weder der Erste noch der Letzte Derjenigen, welche von ungehorsamen Söhnen Schaden erduldeten und doch an ihrem Grabe weinten."

ches Fest. In Köln holten sie zehntausend Bürger auf schönen Rossen und in prächtiger Kleidung ein. Alle Straßen waren herrlich geschmückt und voll von Menschen; und da die Fürstin ihren Schleier abnahm, um besser gesehen zu werden, und freundlich den Zurufenden dankte, priesen alle ihre Schönheit und Herablassung, und weissagten Glück in der Ehe und eine zahlreiche Nachkommenschaft. Auch die Vermählung, die zu Worms vom 20. Julius an vier Tage lang durch Schmausereien und Lustbarkeiten aller Art gefeiert ward, gab einen Beweis von der Prachtliebe, dem Wohlstand und dem Kunstfleiß jener Zeiten und Gegenden.

Von Worms ging der Kaiser nach Mainz zu einem der größten und feierlichsten Reichstage. Siebzig bis achtzig Fürsten und Prälaten und gegen zwölftausend Ritter waren zugegen. Der Römische König Heinrich wurde förmlich seiner Würde entkleidet; Otto, der Enkel Heinrich's des Löwen von dessen Sohne Wilhelm, übergab die Braunschweigschen und Lüneburgschen Lande, sein Erbeigenthum, dem Kaiser, und empfing sie als ein Herzogthum und ein für Söhne und Töchter erbliches Reichslehn zurück. Den wichtigsten Gegenstand der Berathungen bildete jedoch der Landfrieden und die Bestätigung und Erweiterung mehrerer schon einige Jahre zuvor erlassenen Gesetze zu Gunsten der geistlichen und weltlichen Fürsten, deren Streben nach Unabhängigkeit jetzt immer kühner hervortritt. Durch andere Verordnungen suchte Friedrich die Freiheiten der Städte in bestimmte Schranken zurückzuweisen, um eine der Lombardischen ähnliche Entwickelung in Deutschland zu unterdrücken. Das eigenmächtige Zusammentreten von Gemeinderäthen, Anstellung von Beamten, Bildung von Genossenschaften, Aufnahme fremder Leibeigenen in derselben Weise, wurde untersagt und wo es bereits geschehen war, wieder aufgehoben. Ueber den Landfrieden wurde festgesetzt, daß jeder seine Sachen vor Gericht bringen solle, nur wenn er hier kein Recht finde, dürfe er sich zur Wehr setzen, doch müsse er die Fehde ansagen lassen, und die befriedeten Tage halten. Alle diese Beschlüsse wurden in einen Reichsabschied zusammengefaßt und dem Volke in Deutscher Sprache vorgelesen.

Danach brach Friedrich mit 1500 Rittern auf, um endlich auch in der Lombardei seine Herrscherrechte geltend zu machen. Die Vermittelungsversuche des Papstes waren ohne Erfolg geblieben und Friedrich hielt jetzt sein Ansehen in Deutschland und Unteritalien für befestigt genug, auch gegen die Widerspenstigen in der Weise seines Ahnen Barba-

rossa auftreten zu können. Gregor hatte sich überdies mit den Römern verglichen und bedurfte nach dieser Seite hin des Kaisers nicht mehr Unter keiner Bedingung konnte er wünschen, daß dieser sich in Oberitalien ein ähnliches Reich gründe, wie in Apulien. Gern hätte er den Kaiser wieder in eine, Schätze und Truppen, auch beim glücklichsten Erfolg, vernichtende Unternehmung im Oriente verwickelt; aber Friedrich erwiederte mit vollem Rechte, daß die Kirche ein weit näheres und größeres Interesse habe, die täglich weiter um sich greifende Ketzerei in den Lombardischen Städten zu unterdrücken, wozu er ihr demnächst helfen wolle. Er verlangte von den Lombarden, daß sie ihn als Oberhaupt erkennen, ihm Treue schwören, die Regalien zurückgeben, und für die letzten Beleidigungen Entschädigung zahlen sollten. Sie schlugen Alles ab, und wollten bloß den Kostnitzer Frieden bestätigt haben obgleich sie nach dem Tode Friedrich's I. denselben weit überschritten hatten. Deshalb verlangte der Kaiser eine sichrere Grundlage. Er betrachtete jene fast nie gehaltenen Bestimmungen als die Quelle aller Willkür der Städte, welche wiederum in den Forderungen des Kaisers tyrannische Anmaßung sahen. Cremona und Pavia, als alte Nebenbuhler von Mailand, waren kaiserlich; Parma konnte gegen Piacenza gebraucht werden, Modena gegen Bologna. Von den noch übrigen Fürsten und Adelshäuptern war Azzo VII. Markgraf von Este aus Welfischem Stamme gegen, Ezelin von Romano für den Kaiser. Schon im Jahre 1232 hatte sich Ezelin Verona's bemächtigt, als ihn der Podesta dieser Stadt zwingen wollte, dem Lombardischen Bunde beizutreten. Hier empfing er jetzt mit der Gibellinischen Partei, an deren Spitze die Adelsfamilie der Montecchi stand, den Kaiser im August 1236 mit großen Ehrenbezeigungen. Das Lombardische Heer wurde schnell zerstreut, Vicenza erstürmt, und Treviso aufs äußerste bedrängt, als neue Unruhen den Kaiser mitten im Winter 1236 wieder nach Deutschland zurückriefen. Friedrich der Streitbare, Herzog von Oesterreich, Schwager des abgesetzten Heinrich und der Empörung verdächtig, wegen Bedrückung von seinen Ständen und den Nachbarn angeklagt, war auf mehrmalige kaiserliche Vorladung nicht erschienen und deshalb zu Augsburg in die Reichsacht erklärt worden, deren Vollziehung seinen Nachbarn, dem König Wenceslaus von Böhmen und dem Herzoge Otto von Baiern, anheim gefallen war. Allein er schlug das Reichsheer mit überlegener Tapferkeit und drohte seinen Vortheil zu verfolgen. Auf diese Nachricht ging der Kaiser schnell über die Alpen nach Deutsch-

land zurück, vereinigte sich mit den Böhmen und Baiern, zog auch den Herzog Burkard von Kärnthen, den Landgrafen Heinrich von Thüringen und verschiedene geistliche Reichsstände mit ihren Truppen an sich, und drang so mit einer furchtbaren Heeresmacht in Oesterreich ein. Der Herzog mußte eine Stadt nach der andern verlassen, und Wien selbst, mit seiner Härte unzufrieden, öffnete die Thore. Dafür ward es zu einer Reichsstadt erklärt, und das übrige Land durch kaiserliche Statthalter verwaltet, bis es 1240 dem Herzog Friedrich durch thätige Unterstützung des Kaisers in Italien, gelang, des Letztern Gnade und mit derselben alle seine Besitzungen wieder zu erhalten.

Dies rasche Strafgericht erhöhte Friedrich's II. Ansehen in Deutschland ungemein. Er berief die Fürsten nach Speier (1237), wo die schon zu Wien verabredete Wahl seines zweiten Sohnes Konrad feierlich vollzogen werden sollte. Hier zum ersten Male findet sich ein schriftlich abgefaßtes Wahldecret, doch ist von bestimmten Kurfürsten darin noch nicht die Rede, vielmehr heißt es: „Da wir Sigfried der Mainzer, Dietrich der Trierer, und Gerhard der Kölner Erzbischof, Gerbert der Bamberger, Sigfried der Regensburger, kaiserlicher Hofkanzler, desgleichen der Freisinger und Passauer Bischof, Otto, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, Wenceslaus, König von Böhmen, Heinrich, Landgraf von Thüringen, und Burkard, Herzog von Kärnthen, die wir in dieser Sache die Stelle des Römischen Senats eingenommen haben, und die Väter und Lichter des Reichs vorstellen, den gegenwärtigen Kaiser in seiner Nachkommenschaft zu ehren beschlossen haben, und um den Folgen eines Zwischenreiches oder zwistiger Wahl zu begegnen, erwählen Konrad an Heinrich's Stelle wie David nach Saul zum Deutschen König und künftigen Kaiser." Die Krönung geschah noch in demselben Jahre. Im September war Friedrich schon wieder in Italien, um seine letzte und schwerste Aufgabe zu lösen.

---

23. Fortgesetzter Kampf in Italien.

(1237—1241.)

In Italien hatte indessen Ezelin für des Kaisers und seine eigene Sache gearbeitet. Padua und Treviso hatten sich ihm ergeben *).

*) Ezelin wurde von dieser Zeit an ein furchtbarer Tyrann. Er glaubte seine Herrschaft bei der losgebundenen Freiheit, Haltlosigkeit, Tücke und Leidenschaftlichkeit des da-

Jetzt unterwarf sich auch Mantua, und überall schien Friedrich durch sein bloßes Erscheinen den Sieg zu erringen. Seit dem Stoße, welchen die königliche Macht in Deutschland durch den Bürgerkrieg Philipp's und Otto's erlitten hatte, kümmerten sich die Fürsten meistens um die Züge der Kaiser nach Italien nicht mehr, so daß Friedrich wieder nur eine geringe Anzahl Deutscher Vasallen mitgebracht hatte. Indeß suchte er sich durch Söldner zu verstärken, und da ihm reiche Hülfsquellen zu Gebot standen, fehlte es nicht an hinreichender Mannschaft. Seine Apulischen und Deutschen Ritter zeichneten sich durch Pracht der Rüstungen aus. Das Hauptpanier wurde von einem Elephanten getragen, den eine ausgesuchte Schaar von Christen und Saracenen umgab.

Die Lombarden wünschten, es in diesem Jahre (1237) zu keiner Entscheidung kommen zu lassen, aber Friedrich überraschte sie bei Corte nuova (27. November) und schlug sie völlig. Nur Wenige aus ihrem Heere entgingen dem Tode oder der Gefangenschaft; auch der Carroccio fiel in die Hände des Siegers, der ihn nach Rom sandte und im Capitol aufstellen ließ. Der Augenblick zur Unterwerfung der ganzen Lombardei war gekommen. Die meisten Städte öffneten in Folge der Schlacht ihre Thore; nur Mailand, Bologna, Piacenza und Brescia leisteten noch Widerstand, Alles kam auf die Mailänder an, deren Beispiel die übrigen gefolgt seyn würden. Aber Friedrich ging zu weit, indem er Ergebung auf Gnade oder Ungnade verlangte, wahrscheinlich um die Rache Friedrich's I. zum zweiten Mal zu vollziehen. Die Mailänder beschlossen zu sterben. Es war der Wendepunkt im Leben Friedrich's, er vereitelte selbst die Früchte seines Sieges, indem er die Lombarden aufs äußerste trieb; denn niemals ist eine ähnliche Lage der Verhältnisse für ihn wiedergekehrt. Im folgenden Sommer, als Konrad mit Verstärkungen aus Deutschland angekommen war, unternahm der Kaiser zuerst die Belagerung von Brescia. Hartnäckig vertheidigten sich die Bürger, und Friedrich mußte Thaten der Wildheit und Grausamkeit sehen, wie sie Barbarossa vor Crema erlebt hatte. Auch Gregor faßte hiedurch Muth zu neuem Kampfe gegen den übermächtigen Kaiser. Er ermahnte ihn zur Milde gegen die Lombarden; als

maligen Italienischen Lebens nur durch die größte Grausamkeit befestigen zu können, und wüthete besonders nach des Kaisers Tode in der Lombardei auf schreckliche Weise. Nicht minder frevelten die Städte in einem Rachekriege, in welchem Ezelin (1259) gefangen wurde und umkam.

dies fruchtlos blieb, schloß er sich den Städten wieder näher an, und drohte dem Kaiser, daß er die härtesten Maßregeln gegen ihn ergreifen werde, wenn die Angelegenheiten Oberitalien's nicht seinem schiedsrichterlichen Ausspruche anvertraut würden. Ein anderer Grund zum Zwiste wurde Sardinien. Auf den Besitz dieser Insel hatten die Päpste schon seit langer Zeit Ansprüche gemacht, und Gregor war der Erfüllung nahe, als plötzlich die Erbin eines Theiles jener Insel, Adelasia, ihre Hand einem natürlichen Sohne Friedrich's, dem schönen Enzius, reichte, und dieser sich König von Sardinien nannte. Auch über diesen Punkt wollte der Kaiser kraft alter Reichsrechte und der Belehnung Bariso's durch Friedrich I. (oben S. 64.) nicht nachgeben, und nun trat Gregor wieder als offener Feind auf. Nachdem er sich vorher noch mit Venedig, welches im Apulischen Reiche Eroberungen zu machen hoffte, eng verbunden hatte, sprach er am Palmsonntage 1239 zum zweiten Mal den Bannfluch über den Kaiser aus. Die Gründe, die er in einem Manifest anführte, waren: daß der Kaiser Sardinien seiner Herrschaft unterwerfe, Kirchengüter im Sicilischen Reiche widerrechtlich an sich bringe, alle Anhänger der Kirche feindlich behandle, die Saracenen begünstige, die Rettung des heiligen Landes hintertreibe u. a.

Friedrich ermangelte nicht, diese Vorwürfe des Papstes durch öffentliche Bekanntmachungen abzuweisen, und sandte durch die ganze Christenheit Schreiben, in welchen er über das große und unverdiente Unrecht, das ihm geschähe, Klage führte und den Papst heftig angriff. Nicht minder heftig antwortete Gregor, und hob besonders Friedrich's Unglauben und Ketzereien hervor. Unter andern versicherte er: „dieser König der Pestilenz behaupte, die ganze Welt sey von drei Betrügern, Moses, Christus und Mohammed, getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend, gestorben sey"*). Friedrich erklärte dagegen, daß er den rechten christlichen Glauben allerdings besäße; was Gregor, „der auf dem Stuhle der verkehrten Lehre sitzende und mit dem Oele der Schelmerei gesalbte Pharisäer," gegen ihn vorbringe, seyen abgeschmackte Verläumdungen. „Er, bloß dem Namen nach ein Papst, fährt der Kaiser fort, hat uns mit dem aus dem Meer heraufsteigenden Thiere der Offenbarung Johannis verglichen, welches voller Namen der Lästerung sey, wir hingegen behaupten, er selbst sey jenes

*) Daraus hat man späterhin die Behauptung gemacht, Friedrich habe ein Buch de tribus impostoribus geschrieben; auch ist eine solche Schrift wirklich geschmiedet worden.

andere Thier, von welchem eben daselbst geschrieben steht: und es ging ein anderes Pferd vom Meer aus, und der darauf saß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst tödteten." Allein so leicht es auch dem Kaiser wurde, die Gründe seiner Excommunication, welche in der That rein aus der Luft gegriffen waren, und die Vorwürfe über Unglauben und Ketzerei in ihrer Unbestimmtheit zu widerlegen, so verfehlten die päpstlichen Maßregeln doch bei der großen Menge ihre Wirkung nicht, und waren den meisten Anhängern der Gegenpartei wenigstens als Deckmantel und Vorwand angenehm, wenn sie auch selbst aus ganz andern Motiven handelten, als aus kirchlicher Frömmigkeit und aus Abscheu über die moralische Verworfenheit Friedrich's. Gregor ging noch weiter. Er forderte die Deutschen Fürsten öffentlich auf, sich einen neuen Kaiser zu wählen. Aber diese antworteten ihm, dem Papst stehe nicht zu, eine Kaiserwahl anzuordnen, sondern nur die Krönung desjenigen, den die Deutschen Fürsten gewählt hätten, zu vollziehen. Als seine Absicht hier fehlgeschlagen war, wandte er sich nach Frankreich, und schrieb an den König und die Barone jenes Reiches: „er habe den Kaiser wegen seiner weltkundigen Verbrechen abgesetzt, und den Grafen Robert von Artois, des Königs Bruder, zum Nachfolger bestimmt." Ludwig IX. von Frankreich erwiederte: „nach welchem Rechte kann der heilige Vater einen so großen Fürsten, der keinen höhern über sich hat, unüberführt verdammen und absetzen? Hätte Friedrich es verdient, so könnte dies doch nur vor einer allgemeinen Kirchenversammlung geschehen. Wegen seiner Vergehungen darf man den Angaben seiner Feinde, und folglich auch des Papstes, nicht trauen. Er ist gegen Uns ein treuer Nachbar gewesen, und wir haben nicht gesehen, daß er etwas gegen die Religion gethan hätte. Wir werden unser Blut nicht gegen einen Fürsten verschwenden, dem so große Macht, noch mehr aber die Gerechtigkeit seiner Sache zur Seite steht." Seinerseits war der Kaiser gleich thätig. Die Geistlichen im Sicilischen Reiche, welche den Gottesdienst nicht ferner halten wollten, wurden mit schweren Steuern belegt, und die Mönche von Monte Cassino, die im Vertrauen auf ihr festes und unzugängliches Kloster den Bann des Kaisers öffentlich bekannt machten, wurden belagert, ausgehungert und dann aus dem Lande gejagt, um ein abschreckendes Beispiel zu geben. Indeß hatte Friedrich die Belagerung von Brescia ohne Erfolg aufheben müssen, und die Streitigkeiten mit der Kirche wirkten lähmend auf seine ferneren Unternehmungen in der Lombardei

Er mußte die Fortsetzung des Krieges in diesen Gegenden seinen Anhängern überlassen und wendete sich, während sein tapferer und kluger Sohn, der König Enzius, die Mark Ancona eroberte, nach dem Kirchenstaate (1240), bemächtigte sich mehrerer Städte, und setzte den Papst in große Furcht, denn auch die Römer zeigten Bereitwilligkeit, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Von seinen Bundesgenossen abgeschnitten, nahm der unbeugsame Gregor zu geistlichen Mitteln seine Zuflucht. Er hielt einen feierlichen Umzug an der Spitze der Römischen Geistlichkeit unter Vortragung der Häupter der Apostel Petrus und Paulus, und forderte Alle auf, die Waffen zu ergreifen. Seine feurige Rede machte tiefen Eindruck, und es sammelte sich eine solche Macht um ihn, daß im Innern der Stadt die kaiserliche Partei nichts wagte, und auch Friedrich selbst nicht weiter vorrückte. Dieser begab sich vielmehr nach Apulien, um ein neues Heer aufzubringen, und ließ alle Widerspenstigen und päpstlich Gesinnten mit großer Strenge bestrafen.

In seinen früheren Klagen über den Papst hatte der Kaiser mehrere Male eine allgemeine Kirchenversammlung verlangt, und von ihr die Abstellung der vorhandenen Mißbräuche erwartet. Gregor, der früher darauf nicht hatte eingehen wollen, um seine monarchische Stellung nicht zu gefährden, glaubte jetzt, wo er sich der kaiserlichen Macht nicht mehr erwehren konnte, von den Geistlichen noch eher Beistand erwarten zu dürfen als von den Laien, und verkündete daher, daß er auf Ostern 1241 eine Versammlung nach Rom berufe, „wegen der schweren Lasten der Kirche.“ Friedrich aber, der den Papst indeß durch einen neuen Kriegszug und durch die Einnahme von Ravenna, Benevent und Faenza an den Rand des Untergangs gebracht hatte, konnte nunmehr von der Geistlichkeit nur Hemmung seiner Pläne fürchten, und erklärte daher sogleich durch Briefe an alle Könige und Fürsten, daß er sich dem Zusammentreten dieser Versammlung, die ohne kaiserliche Einwilligung nicht berufen werden dürfe, widersetzen werde, weil sie keinen andern Erfolg haben könne, als die Kriegsflamme stärker anzufachen, statt den Frieden herbeizuführen. Da sich aber dennoch viele Cardinäle und Bischöfe in Nizza eingefunden hatten, um sich auf einer Genuesischen Flotte übers Meer nach Rom zu begeben, weil Friedrich Herr der ganzen Umgegend jener Stadt war, so beschloß er, dieses mit Gewalt zu verhindern. Schnell eilten seine und die Pisanische Flotte, von Enzius geführt, herbei, und griffen die Genuesischen Schiffe bei Meloria an. Nach einem hitzigen und hartnäckigen Treffen siegten die

Kaiserlichen, und mit dem größten Theil der Genuesischen Flotte fielen alle darauf befindliche Geistlichen in ihre Hände (1241). Um diese Zeit waren die weltverwüstenden Mongolen, wie weiter unten erzählt werden wird, bis nach Deutschland und Ungern gedrungen, aber so laut auch das Geschrei um Hülfe an Papst und Kaiser ertönte, die beiden Häupter der Christenheit dachten auch bei der allgemeinen Gefahr derselben nicht an Versöhnung. Vielmehr rückte Friedrich nach seinem Seesiege wieder erobernd im Kirchenstaate vor, nahm sämmtliche noch Widerstand leistende Städte und unter andern auch die Burg Monteforte, welche der Papst für seine Verwandten erbauet hatte. So vielen Schlägen erlag endlich der nur vom Tode bezwingbare fast hundertjährige Gregor. Er starb den 21. August 1241.

---

24. Innocenz IV.

Die Cardinäle wählten Cölestin IV. zu seinem Nachfolger, allein dieser schwächliche Greis überlebte seine Wahl nur wenige Wochen. Friedrich hielt unterdessen den Kirchenstaat besetzt, und befestigte sein Ansehen im ganzen mittleren Italien immer mehr. In die Papstwahl mischte er sich nicht, auch hinderte er sie nicht, sondern trieb vielmehr mit allem Ernst dazu an. Dennoch verzögerte sie sich aus mehreren Gründen ein und zwanzig Monate lang. Die Cardinäle waren mit den Römern zerfallen, keiner gönnte dem andern die päpstliche Krone, auch wollten sie die aus der langen Erledigung entstehende Verwirrung dem Kaiser gern zur Last legen. Friedrich war mit der ganzen Kirche zu sehr zerfallen, als daß er zu dem alten Mittel der Kaiser, durch die ihnen ergebene Partei einen Papst aufstellen zu lassen, seine Zuflucht hätte nehmen können, und sah sich daher genöthigt, durch Gewalt und Drohungen einen Entschluß zu erzwingen. So wurde denn endlich zu Anagni am 25. Junius 1243 der Genueser Sinibald Fiescho aus dem Hause der Grafen von Lavagna, der den Namen Innocenz IV. annahm, auf den apostolischen Stuhl erhoben.

Dieser schlaue und entschlossene Mann führte den Kampf um die Weltherrschaft mit aller Anstrengung, die ein so hoher Zweck und ein so kühner Gegner erforderten, zum endlichen Siege der Kirche. Bis zu seiner Wahl zeigte er freundliche Gesinnungen gegen den Kaiser; als aber dieser seine Ernennung vernahm, rief er aus: „ich fürchte, daß

ich einen Freund unter den Cardinälen verloren habe, und einen feindlichen Papst wiederfinde! Kein Papst kann Gibelline seyn!" Indeß versuchte er es, seinen Frieden mit ihm zu machen, und knüpfte zu diesem Behufe Unterhandlungen an. Der Papst, bedrängt durch des Kaisers Nähe, zeigte dem Scheine nach alle mögliche Bereitwilligkeit, um so mehr, da Friedrich, der sich von Herzen nach dem Ende dieses lästigen Zwistes sehnte, zuletzt Vorschläge that, die der Papst nicht mit Ehren zurückweisen konnte. Er wollte alle Schäden ersetzen, seine Verachtung des Banns durch Kirchenstrafen büßen, und den Stuhl zu Rom in geistlichen Dingen als das Oberhaupt aller christlichen Könige und Fürsten anerkennen (1244).

Allein wer sollte mit der Vollziehung des neuen Vertrages den Anfang machen? Innocenz fürchtete, der Kaiser werde, sobald er in den Schooß der Kirche wiederaufgenommen sey, die Bedingungen nicht pünktlich erfüllen, und Friedrich verlangte vor allem die Aufhebung des Bannes. Auch über die Lombardischen Angelegenheiten erhob sich neuer Zwist. Der Papst beschloß also, sich eher mit List aus seiner schlimmen Lage in Rom zu ziehen. Indem er scheinbar auf dem Wege zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser begriffen war, eilte er verkleidet und in der größten Stille nach Civitavecchia, wo seine Landsleute, die Genueser, Schiffe für ihn bereit hielten. Als der Kaiser in Pisa Nachricht von der Flucht des Papstes erhielt, rief er bestürzt aus: „Es stehet geschrieben, der Gottlose entrinnet und Niemand verfolgt ihn." Innocenz segelte indeß nach Genua und begab sich von dort nach dem damals fast unabhängigen Lyon, welches er am 2. December 1244 erreichte. Sobald er sich hier freier fühlte, änderte er seine ganze Stellung zum Kaiser. Er berief die allgemeine Kirchenversammlung, welche Gregor in Rom zu halten verhindert worden war, nun nach Lyon und erneuerte im Voraus den Bannfluch des Kaisers. Die Empfindungen des Volks und selbst der Geistlichen waren dabei verschieden. Ein Pfarrer in Paris sprach zu seiner Gemeinde: „daß zwischen dem Papst und dem Kaiser Streit ist, wissen wir; wer aber Recht hat, wissen wir nicht. Mir ist befohlen, gegen den Kaiser den Bann zu sprechen. Ich spreche ihn hiemit gegen den, auf dessen Seite die Schuld ist; dem Unschuldigen gebe ich die Absolution." Der kühne Redner ward für seine Freimüthigkeit vom Papste bestraft, Friedrich aber machte ihm ein ansehnliches Geschenk.

Zu Johannis 1245 fanden sich die Prälaten Spanien's, England's

Frankreich's und der Lombardei zu Lyon ein; selbst aus Palästina war einer gekommen. Aus Deutschland und Ungern erschienen wenige. Man sah gegen hundert und vierzig Erzbischöfe und Bischöfe beisammen. Von Seiten des Kaisers war der Großrichter von Sicilien Thaddäus von Suessa zugegen. Am Montag nach Johannis ward das Concilium eröffnet. In der zweiten Sitzung erhob sich der Papst nach beendigtem Gottesdienst, und sprach: „o ihr, die ihr vorübergehet, gebet Acht und sehet, ob ein Schmerz gleich sey dem meinigen. So wie Christus mit fünf Wunden durchbohrt wurde, so bin auch ich von fünffachem Schmerze durchdrungen. Zuerst verheeren die Mongolen mit wilder Grausamkeit christliche Länder, dann widerstreben die Griechen noch immer der allgemeinen Mutterkirche zu Rom, drittens nehmen die Ketzereien vor Allem in den Lombardischen Städten überhand, viertens beherrschen die gottlosen Horden der Chowaresmier die heiligen Stätten, aber den fünften Schmerz trage ich um den Kaiser und dessen fürchterliche Verbrechen (enormitates)." Die letzteren zählte er danach einzeln auf. Da hörte man alle die alten Beschuldigungen wieder, daß er ein Ketzer, ein heimlicher Mohammedaner, ein Gotteslästerer sey, daß er mit dem Sultan von Aegypten ein Bündniß geschlossen, Saracenen in seine Städte und Heere aufgenommen, seine Eidschwüre gebrochen, Geistliche gemißhandelt u. dgl. Thaddäus von Suessa nahm hierauf das Wort, und rechtfertigte den Kaiser beredt und bündig. Allein er bewirkte dadurch nichts, als eine Frist von zwölf Tagen, damit Friedrich persönlich erscheinen und seine Vertheidigung selbst führen könnte. Es war aber zu klar, daß Innocenz mit Hülfe der versammelten Väter der Kirche den Kaiser nur verderben, keines Weges aber Recht und Gerechtigkeit üben wollte. Friedrich verkannte diese Lage der Dinge nicht, und sah deutlich voraus, daß sein Auftreten vor dem Concilium nur mit Herabwürdigung für ihn enden könne. Er begnügte sich deshalb, Gesandte mit unbeschränkten Vollmachten abzusenden. Ehe diese in der kurzen Zeit Lyon erreichen konnten, eröffnete Innocenz, der indeß Alles aufgeboten hatte, die Mehrzahl der Prälaten zu gewinnen, an dem bestimmten Tage (17. Juli 1245) die dritte Sitzung und schritt zur schließlichen Verhandlung über die Sache des Kaisers. Vergebens rief Thaddäus laut: „ich appellire von dieser Kirchenversammlung, auf welcher so viele Prälaten und weltliche Abgeordnete fehlen, an eine allgemeinere unparteiische Versammlung; ich appellire von diesem, meinem Herrn feindlich gesinnten Papst, an den künftigen, milder und christlicher gesinnten!"

Innocenz ließ sich nicht abhalten, das Verdammungsurtheil mit aller Feierlichkeit auszusprechen. „Wir haben, so schloß seine Bulle, jenen Fürsten, der seiner Ungerechtigkeit halber von Gott verworfen ist, seiner Würden und Ehren beraubt und entsetzt. Alle, die ihm durch Eide der Treue verpflichtet sind, entbinden wir von diesen Eiden, und gebieten aus apostolischer Machtvollkommenheit, daß ihm künftig Niemand mehr gehorche. Wer diesen Befehl verachtet, ist dadurch in den Kirchenbann verfallen. In Deutschland mögen die zur Wahl berechtigten Fürsten einen König erwählen; über das Sicilische Reich werden wir mit Rath der Cardinäle das Nöthige festsetzen.“ Einen so harten Beschluß über den großen Kaiser verkündete Innocenz, ohne vollständige Untersuchung, ohne Umfrage, ohne gemeinsamen Beschluß der Kirchenversammlung. Während der Verlesung dieses Urtheils hatten die Bischöfe nach dem Gebrauche bei der Aussprechung des Bannfluches, brennende Kerzen in den Händen gehalten, jetzt warfen sie dieselben auf die Erde, daß sie erloschen. Thaddäus verließ bei diesem Auftritt die Versammlung, und rief, sich an die Brust schlagend: „das ist der Tag des Zorns, der Tag des Unheils und Verderbens!“

Friedrich entbrannte bei der Nachricht von seiner Absetzung von gerechtem Zorn, und nahm sogleich die kräftigsten Maßregeln, seine Kronen zu behaupten. Allen Europäischen Monarchen öffnete er in ausführlichen Briefen die Augen über des Papstes Anmaßungen, ihre schimpfliche Zinsbarkeit, und ihre Gefahr, einst so wie er untertreten zu werden. „Ich bin nicht der erste, heißt es unter andern, den der Mißbrauch der priesterlichen Gewalt verfolgt und in den Abgrund zu stürzen sucht. Und dennoch gehorcht ihr bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ocean in ihren Rachen strömen werde! O hätte eure leichtgläubige Einfalt sich bemüht, nach den Worten des Erlösers zu lernen, was die Heuchelei der Schriftgelehrten und Pharisäer ist! Wie oft würdet ihr haben die Schändlichkeiten des Römischen Hofes verwünschen müssen, welche Anstand und Ehrbarkeit herzurechnen verbieten. Glaubt nicht, daß die Majestät unserer Größe auf irgend eine Weise durch den Spruch des Papstes gelitten habe. Unser Gewissen ist rein, und folglich Gott mit uns. Ihn nehmen wir zum Zeugen. Stets ist es unsere Absicht und unser Wille gewesen, die Geistlichen jedes Standes, und vorzüglich die mächtigeren, zu dem zurück zu bringen, was sie in der ersten Kirche waren, das heißt, zu einem apostolischen Wandel und zur Nachahmung der Demuth

ihres Meisters. Solche Geistliche lebten im Umgang der Engel, glänzten durch Wunder, heilten Kranke, erweckten Todte, und machten durch ihre Heiligkeit, nicht durch die Waffen, Fürsten zu ihren Knechten. Unsere Priester hingegen, den Schwelgereien der Welt ergeben und in Wollüsten berauscht, denken nicht an Gott; der Ueberfluß an Geld und Gütern hat alle Religion in ihnen erstickt. Bei euch betteln Christen und Pilger, damit in Italien Verschwender und Ketzer vollauf haben. Solchen Leuten die Reichthümer zu nehmen, welche ihnen schädlich und eine Last sind, die sie zur Verdammniß führt, ist ein Werk der Liebe. Und dazu, daß sie alles Ueberflüssige herausgeben, und mit mäßigen Einkünften zufrieden, Gott dienen, dazu solltet ihr und alle Fürsten der Erde, mit uns vereint, die letzten Kräfte anwenden."

Innocenz IV. war indessen geschäftig, seine Sprüche zur Vollstrekkung zu bringen. Dies konnte nur durch Aufwiegelungen in den Ländern des Kaisers geschehen. Im Frühjahr 1246 wurde durch die Gräfin von Caserta, Friedrich's edle und hochgesinnte Freundin, eine Verschwörung Apulischer Barone und vornehmer Reichsbeamten entdeckt, deren Zweck die Ermordung des Kaisers und die Besitznahme des Sicilischen Reiches für den Papst war. Friedrich eilte von Grosetto, wo er sich damals aufhielt, mit solcher Schnelligkeit nach Apulien, daß den Empörern kaum Zeit blieb, sich in zwei feste Schlösser zu werfen. Die Cardinäle Stephan de Romanis und Rainer Capoccio, von Innocenz mit unbeschränkten Vollmachten gegen den Kaiser zu wirken versehen, hatten den Aufstand unterstützen wollen. Capoccio brach mit einem Heerhaufen in Apulien ein, erlitt aber bei Ascoli eine Niederlage. Die Verschwornen, welche sich bald ergeben mußten, beriefen sich auf päpstliche Befehle. Sie wurden geblendet und hingerichtet. Kaiser und Papst beschuldigten sich wechselweise des Meuchelmordes, und die Erbitterung stieg auf den höchsten Grad.

Auch in Deutschland rief der Papst jeden frommen Christen zur Theilnahme an der Rechtsvollstreckung auf. In die Fürsten drang er einen neuen Kaiser zu wählen, wozu er Geld und andern Beistand versprach. Endlich ließen sich die geistlichen Stände dazu bereit finden, und auf deren Zureden nahm zuletzt der Landgraf Heinrich von Thüringen, mit dem Beinamen Raspe, „zur Ehre Gottes und der Kirche, wie auch der christlichen Religion zum Besten," das Reich wirklich an. Er ward zu Hochheim bei Würzburg am 22. Mai 1246 von den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln und Bremen, und den Bischöfen

von Metz, Speier und Straßburg gewählt, und bald darauf zu Aachen gekrönt. Erpressungen der päpstlichen Legaten in England, Frankreich und Spanien setzten Innocenz in den Stand, ihm große Summen zur Bestechung der weltlichen Fürsten und zur Ausrüstung eines Heeres übersenden zu können. Zugleich predigten die Bettelmönche das Kreuz gegen Friedrich, versprachen Allen, die die Waffen gegen ihn ergreifen würden, vollkommenen Ablaß ihrer Sünden, ja Bischof Philipp von Ferrara, das Hauptwerkzeug zur Erhebung Heinrich's, den Innocenz nach Deutschland geschickt hatte, mit der Vollmacht „zu pflanzen und auszureißen, zu bauen und niederzustürzen, wie es ihm Gott eingeben würde," ließ bekannt machen, daß, wer nur seine Predigten anhören würde, mit zwanzig bis vierzigtägigem Ablaß und mit Befreiung von jeder Kirchenbuße belohnt werden solle. Durch alle diese Mittel sammelte Heinrich ein ansehnliches Heer um sich. Des Kaisers Vasallen und Dienstmannen in Deutschland suchte man ebenfalls durch Geld treulos zu machen, und zwei Schwäbische Grafen erhielten sechstausend Mark vom Papste, nebst dem Versprechen, das Herzogthum Schwaben unter sich theilen zu dürfen. Als Konrad am 24. Julius bei Frankfurt am Main den Landgrafen, welchen das Volk spottweise den Pfaffenkönig nannte, angriff, gingen die beiden Verräther mit zweitausend Reitern und Schützen zu ihm über. In dieser Verwirrung ergriff zuletzt auch Konrad's noch übriges Heer die Flucht, und er selber mußte sich in das feste Frankfurt werfen. Bald aber erholte er sich wieder, als neues Kriegsvolk aus Lothringen und Burgund zu ihm stieß, und er an dem Herzoge Otto dem Erlauchten von Baiern, der sich früher zur päpstlichen Partei geneigt hatte, einen unerwarteten Freund fand. Die Städte blieben fast alle den Hohenstaufen treu. An ihren Mauern scheiterte Heinrich's Glück. Nachdem er Reutlingen und Ulm lange vergeblich belagert hatte, ward er bei der letztern Stadt von dem zum Entsatz herbeirückenden Konrad so völlig geschlagen, daß er das Feld nicht mehr halten konnte. Das Jahr darauf (17. Februar 1247) starb er machtlos auf der Wartburg.

---

25. Friedrich's letzte Anstrengungen.

(1247—1250.)

Auf seinem Plane, den Kaiser völlig zu stürzen, fest beharrend, wies Innocenz alle Anträge desselben zurück. Auch die Vermittlung Lud-

wig's IX. von Frankreich blieb fruchtlos. Pfründenwucher, Erpressungen und Anleihen mußten das Geld aller Länder in die päpstliche Schatzkammer schaffen. Ein Fünftheil aller geistlichen Einkünfte sollte zum Kriege gegen die Hohenstaufen verwendet werden. Ganze Schaaren von Bettelmönchen strömten von Lyon in die Staaten des Kaisers, die Völker aufzuwiegeln. Selbst an den König Konrad wagten sie sich, um ihn zur Empörung gegen seinen eigenen Vater zu reizen. Ein Cardinal ging sogar nach Norwegen, um dem König Hakon die Deutsche Kaiserkrone anzubieten. „Ich will zwar alle Feinde der Kirche, aber keinesweges alle Feinde des Papstes bekämpfen," war die Antwort des Normannen.

In der Lombardei waren nach Gregor's Tode die Gibellinen eine Zeit lang im Vortheil gewesen, aber bald stellte Innocenz durch Geldsendungen und durch die Thätigkeit seiner Legaten das Gleichgewicht wieder her, die Versuche der kaiserlichen Feldherren auf Genua, vor und nach der Schlacht bei Meloria, scheiterten an der Tapferkeit der Bürger. Indeß behauptete sich Ezelin im östlichen Oberitalien mit unerbittlicher Grausamkeit in seinen Plätzen, gegen alle Verschwörungen und Angriffe der Guelfen, und in den mittleren Gegenden unterstützte Enzius von Parma aus die Gibellinen und hielt die Städte der kaiserlichen Partei in Gehorsam. Friedrich selbst hatte Viterbo vergeblich belagert und bei dem letzten Sturme eine harte Niederlage erlitten. Als der Aufstand in Apulien unterdrückt worden war, brachte er ein neues Heer aus seinen Erbstaaten zusammen und zog über Pisa (1247) nach Turin herauf, um den Papst in Lyon zu ängstigen oder in seine Gewalt zu bringen, als ihn ein unerwarteter Vorfall nöthigte, diesen Plan aufzugeben. König Enzius hatte eben Parma verlassen und belagerte eine Burg der Brescianer, als die vertriebenen Guelfen von Parma einen plötzlichen Angriff auf ihre Vaterstadt machten und sich derselben glücklich bemächtigten (16. Juli 1247). Aus Mantua und Piacenza kam sogleich Kriegsvolk, und der Legat Gregor von Montelungo, welcher schon seit acht Jahren die Seele aller Unternehmungen der Lombarden gegen Friedrich gewesen war, führte persönlich 1000 Ritter aus Mailand herbei. Enzius wendete sich mit den Cremonesen gegen die vereinigten Guelfen, allein der Angriff mißglückte, und er sah sich gezwungen, die Ankunft seines Vaters zu erwarten. Alles verkündete, daß sich der ganze Krieg um Parma zusammendrängen würde. Bologna, Ferrara, Genua, der Markgraf Azzo von Este

waren thätig zur Unterstützung der Stadt, dagegen stießen Enzius und Saracenische Haufen aus Apulien zum Kaiser. Feste Mauern waren der Kriegskunst jener Zeiten fast unbezwinglich. Auch diesmal zog sich die Belagerung in die Länge. Als der Winter herannahete, erbaute Friedrich, um die Einschließung nicht aufheben zu müssen, eine förmliche Stadt dicht neben Parma, die er, im sichern Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg, Vittoria nannte. Aber nachdem er bis in die Mitte des Februar des Jahres 1248 darin ausgehalten, und der Hoffnung, die Belagerten endlich zur Uebergabe zu zwingen, immer näher gekommen war, vereitelte ein Zufall alle seine Aussichten. Denn als er eines Tages auf der Falkenjagd entfernt war, und die Seinen sorglos ruheten, machten die Parmenser einen Ausfall, überwältigten die Belagerer nach einem heftigen Gefecht, und vernichteten mit Vittoria alle bisherige Anstrengungen des Kaisers. Dieser unglückliche Schlag war für die Italienischen Angelegenheiten entscheidend.

Als ob das Schicksal selbst des Papstes Worte erfüllen wollte, brach auch in Deutschland der Aufruhr von Neuem aus. Innocenz hatte nicht eher geruht, als bis er einen Nachfolger Heinrich Raspe's aufgefunden hatte. Dies war der kaum zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland. Gelockt von dem Königstitel, und im Vertrauen auf die Macht seines Oheims, des Herzogs von Brabant, und seiner Vettern, des Erzbischofs von Köln und der Bischöfe von Lüttich und Utrecht, wagte er sich auf die schlüpfrige Bahn. Die Schätze und Versprechungen des Papstes erkauften ihm viele Stimmen, und so ward er wirklich schon am 3. October 1247, durch das unermüdliche Betreiben der päpstlichen Legaten, von einer Anzahl meist geistlicher Fürsten zu Köln zum Römischen König gewählt, worauf ihm Papst Innocenz sogleich dreißigtausend Mark Silbers übersandte. Die großen Reichsfürsten hielten sich still, die reichen Städte sperrten ihre Thore; gegen Aachen, das dem neuen Könige standhaft den Einzug verweigerte, ward sogar das Kreuz gepredigt, und erst nachdem die Belagerung dreizehn Monate gedauert hatte, konnten die Bürger bewogen werden, die Krönung zu gestatten. Innere Kriege und Fehden zerrütteten damals das Reich an allen Enden. König Konrad fand nicht nur keine Hülfe um Aachen entsetzen zu können, sondern wurde sogar aus den Schwäbischen Erblanden, welche die päpstliche Partei im Aufstande erhielt, nach Baiern getrieben. Doch konnte auch Wilhelm keine Fortschritte machen.

In Italien traf den Kaiser ein Unfall nach dem andern. Sein trefflicher Sohn Enzius, der an Tapferkeit, edler Sitte und Schönheit vor allen Rittern strahlte, wurde in einer Schlacht bei Fossalta (1249) von den Bolognesern gefangen genommen, die den erst vier und zwanzig Sommer zählenden Heldenjüngling triumphirend in ihre Stadt brachten, und trotz aller Anerbietungen des tiefbetrübten Vaters bis an sein Ende, noch zwei und zwanzig Jahre, mit plebejischer Freude in Gewahrsam hielten. Nicht weniger Schmerz mußte den Kaiser ergreifen, als schwere Anklagen des Verraths gegen den Kanzler Peter von Vinea erhoben wurden, einen Mann, den er für seinen vertrautesten Freund gehalten hatte. Peter wurde verhaftet, und nahm sich wahrscheinlich im Gefängnisse selbst das Leben. Es ruht ein großes Dunkel auf dieser Begebenheit; nach der Ansicht eines trefflichen Forschers *) darf man den Kanzler eben so wenig von aller Schuld freisprechen, als den argwöhnisch gestimmten Kaiser von der Geneigtheit, den Feinden Peter's sein Ohr zu öffnen.

Die durch Anstrengung und Unglück schon geschwächte Gesundheit Friedrich's wurde von allen diesen Leiden heftig angegriffen, und eine entkräftende Krankheit hemmte eine Zeit lang seine Thätigkeit fast ganz. Kaum aber war er nur einigermaßen wieder hergestellt, als er sich von Neuem zur Fortsetzung des großen Kampfes ermannte. In Toscana und dem Kirchenstaat war er noch immer der Stärkere. Seine Erbstaaten hatten noch keinen Feind gesehen, und bereicherten sich durch den blühendsten Handel mit den Saracenen, selbst bis nach Indostan und Ceylon hin. In der Lombardei trat statt des verlornen Parma dessen Nebenbuhlerin Piacenza auf des Kaisers Seite und that den Parmensern, so wie Cremona den Mailändern, großen Abbruch. Die Stadt Lyon war des langen Aufenthalts des Papstes dort überdrüssig, die Könige von Frankreich und England, zu denen sich Innocenz deshalb begeben wollte, lehnten seinen Besuch ab, und die Römer drohten einen andern Papst zu wählen, wenn er nicht bald zu ihnen zurückkehre. Aber nicht lange erfreute sich der Kaiser dieses Hoffnungsschimmers. In Firenzuola, in der Nähe von Luceria, ward er von einer ruhrartigen Krankheit befallen, und starb am 13. December 1250 in den Armen seines Sohnes Manfred, des geliebtesten seiner Kinder, nachdem er sich durch alle Kirchengebräuche dazu vorbereitet

*) v. Raumer a. a. O. Bd. IV. S. 256 und Beil. I.

hatte. Er stand damals im sechs und funfzigsten Jahre. Sein Grabmal wird noch heute in Palermo gezeigt.

Das Aeußere dieses geistvollen Mannes entsprach seinem Innern vollkommen. Er war von schönem, kräftigem Wuchs, blond und von herrlichen Zügen; ein Freund des weiblichen Geschlechts, vielleicht mehr als die Gebote der Sittlichkeit zuließen, und aller Lebensgenüsse; aber auch Liebhaber, Beförderer, Kenner, ja Meister der Künste und Wissenschaften. Durch seine Sorgfalt entstanden in Neapel und Capua die ersten Kunstsammlungen. Er verstand sechs Sprachen, und schrieb unter andern ein Buch über die Natur und Wartung der Vögel, welches von umfassender Kenntniß und Gründlichkeit zeugt. Auch ließ er zur Beförderung naturgeschichtlicher Kenntnisse zuerst fremde Thiere aus dem Orient kommen. Er war ein glücklicher Dichter; von seinem Hofe aus verbreitete sich die Pflege und Liebe der Italienischen Nationalpoesie. In den schönsten Gegenden seines Sicilischen Reiches ließ er herrlich geschmückte Paläste aufführen. So oft er daselbst Hof hielt, um der Regierungssorgen zu vergessen, umgab ihn jeder Schmuck des Lebens, Pracht, Ergötzlichkeit und die das Gemüth erheiternde und emporhebende Kunst. Kurz, auf welche Richtung menschlicher Thätigkeit wir auch unsern Blick werfen, es fehlt keine in diesem überreichen Leben, dessen vielseitige, anregende Thätigkeit unsere Bewunderung um so mehr verdient, da harte Kämpfe und schwere Schläge des Geschicks so tiefe und düstere Schatten darauf warfen. Wenn Friedrich im Anfange seiner Regierung den Forderungen Innocenz III. und Honorius, Sicilien aufzugeben, nicht nachkam, so geschah es, weil er dem Plan seines Hauses nicht untreu werden durfte, weil er einsah, daß allein von Deutschland aus dauernder Einfluß auf den heiligen Stuhl und auf Italien nicht zu gründen sey. Wenn er den Kreuzzug scheinbar eigensinnig verzögerte und dadurch dem Reiche von Palästina wirklich Schaden zufügte, so zeigte die Folge, daß er nur durch seine Thätigkeit in dieser Zeit für Apulien, im Stande war, den späteren Kampf zu führen, und was er etwa an der Christenheit gefehlt, wurde durch Gregor's Heftigkeit, als er dann wirklich ins heilige Land gezogen war, mindestens aufgewogen. Friedrich übernahm, als er die Kronen von Deutschland und Italien empfing, eine schwierigere Aufgabe als sein Ahn Barbarossa. In Deutschland war das Ansehen der kaiserlichen Gewalt durch einen langen und verderblichen Krieg erschüttert, in der Lombardei hatten die Städte ihre Kräfte

kennen gelernt, die Päpste sahen klarer, was sie von den Hohenstaufen zu erwarten hatten. Sein Ziel war, Ordnung und Herrschaft zurückzuführen und zu befestigen, die weltliche Macht von der Kirche zu emancipiren, zu einer Zeit, wo alle untere Lebenskreise Bedürfniß und Kraft selbständiger Gestaltung fühlten, wo die Kirche unter dem dritten Innocenz den Gipfel ihres Ansehens erreichte. Nicht um einzelne Rechte wie früherhin stritten Hohenstaufen und Päpste, sondern um die Herrschaft überhaupt. Die ersteren faßten die Idee des Kaiserthums eben so großartig, als die letzteren die, von der damaligen Welt bei weitem allgemeiner anerkannte Vorstellung der durch den Papst vermittelten Hoheit des Christenthums über den Erdkreis. Mit einer großen geistigen Klarheit und Ueberlegenheit führte Friedrich den theoretischen Kampf gegen die Kirche, noch schärfer als sein Vorfahr hielt er ihrem Zustande die Zeit apostolischen Lebens und Wirkens gegenüber. Er war kein Ketzer, wofür er ausgegeben wurde, aber über Beschränkung und einseitiges Halten an Dogma und Satzung hinaus. Andrerseits war auch die Kirche nicht so verderbt als er sie darstellte, in jedem irgend bedeutenderen Mitgliede derselben waren die Ideen des Christenthums und der Hierarchie noch lebendig und mächtig. Ihre Mängel waren durch ihre ganze Stellung zur Welt gegeben. Innocenz IV. aber führte den Krieg in einer Weise, wie sie bis dahin unerhört war, und die für ihn nur durch die freilich wohl begründete Ueberzeugung zu entschuldigen ist, daß zum Fortbestehen der Kirche in der bisherigen Weise, die Unterdrückung der Hohenstaufen nothwendig sey. Indem er aber nach schlechten, äußeren Mitteln griff, zeigte sich deutlich, daß die Uebermacht durch innere und geistige nicht zu erreichen gewesen sey. Die Richtung auf Geld und Güter dieser Welt blieb von jener Zeit an dem Römischen Hofe und erzeugte ihm, schnell um sich greifend, auch von dieser Seite her die dringendsten Gefahren, welche seinen Fall vorbereitet haben. So gab sich das Papstthum selbst in der Siegesfreude den Todesstoß und der Triumphzug führte ins Grab. Die freie Weise, in welcher Friedrich der Kirche gegenübertrat, die ganze geistige Erregung, welche jener große Kampf schon seit Gregor VII. erzeugt hatte, ist nicht ohne die herrlichsten Früchte geblieben, und die dann in Folge desselben eintretende Auflösung der strengeren Formen des Papst= und Kaiserthums, in welchen sich das Leben seit fast drei Jahrhunderten bewegt hatte, gab der Entwickelung neuer und kräftiger, wenn auch minder großartiger Gestaltungen Raum

und Freiheit. Wenn aber der Werth des Menschen danach beurtheilt werden muß, wie er den Anforderungen der Zeit und des Platzes zu genügen weiß, auf welchen ihn die Verhältnisse und er selbst sich gestellt haben, so muß Friedrich II. zu den größten Helden der Geschichte gerechnet werden, falls ihm auch die Krone des Geistes, welcher kommenden Geburten Worte und Thaten verleiht, nicht in vollem Maße zugesprochen werden kann; und so wenig als ihm selber werden wir seinen gewaltigen Gegnern Achtung und Staunen versagen dürfen.

---

26. Untergang der Hohenstaufen.
(1250—1268.)

Frohlockend über den Tod seines Feindes kehrte Innocenz IV. von Lyon nach Italien zurück. „Himmel und Erde sollen sich erfreuen, schrieb er den Sicilianern, daß nun das starke Donnerwetter, welches uns bisher so sehr geschadet, sich in einen sanften Wind verwandelt hat.“ Allein der Sieg schien nicht vollständig, so lange noch ein Sprößling der Hohenstaufen übrig war. Das ganze feindliche Haus sollte untergehen. Dem Deutschen Könige Konrad IV. sprach der Papst das Herzogthum Schwaben ab, und die Apulier lud er ein, unter das sanfte Joch der Kirche zurückzukehren, worauf auch alsbald viele Große und die Hauptstadt selbst die Römische Hoheit anerkannten. Indeß wurde ihm kräftig entgegengewirkt. Der schon erwähnte Manfred, ein ehelicher wiewol nicht ebenbürtiger Sohn des verstorbenen Kaisers und der Gräfin Lancia, von der einnehmendsten Bildung und Liebenswürdigkeit, tapfer, kühn und geistreich, hatte beim Tode seines Vaters das Fürstenthum Tarent erhalten. Aber der achtzehnjährige Jüngling fühlte Muth und Kraft, sich in Abwesenheit Konrad's des ganzen Königreichs anzunehmen, und stritt so geschickt und glücklich wider die päpstlich Gesinnten, daß ihm nur noch Neapel und Capua widerstanden (1251).

König Konrad, der in Deutschland aus Mangel an Mitteln nur in geringem Ansehen stand, eilte, sich seines reichen Erbtheils in Italien zu versichern. Er ging 1251 mit einem Heere über die Alpen, vereinigte sich mit den Anhängern der Gibellinischen Partei in Oberitalien, und ging sodann von Porto Navone zu Schiffe nach Apulien.

Er fand schon Alles in bester Ordnung und konnte sogleich zur Belagerung der beiden empörten Städte schreiten, welche dann ebenfalls glücklich bezwungen wurden (1253). Indeß bot der Papst das Sicilische Reich, welches er seit Friedrich's Excommunication stets als erledigtes Lehen der Kirche betrachtet hatte, bald in England und Frankreich aus, bald machte er neue Versuche, es mit dem Kirchenstaate zu vereinigen. Dazu schienen die Umstände recht günstig zu werden, als Friedrich's II. dritter Sohn, Heinrich, den Isabella von England ihm geboren hatte, im sechs und zwanzigsten Jahr seines Alters in Sicilien starb und Konrad selbst am 21. Mai 1254 ihm nachfolgte. Innocenz eilte nun voll froher Hoffnungen in Person nach Neapel, wo Manfred für den Augenblick nachgab, um nicht Alles für immer zu verlieren. Durch geschickte Unterhandlungen hatte er es erreicht, daß er Statthalter des Papstes diesseits der Meerenge bleiben sollte. Indeß erhoben sich bald neue Zwistigkeiten. Manfred entkam unter mannichfachen Abenteuern und Gefahren zu den Saracenen in Luceria, auf deren treue Anhänglichkeit er rechnen konnte. Mit ihnen und Deutschen Söldnern schlug er das päpstliche Heer, welches Wilhelm Fiescho, des Papstes Neffe, führte, in die Flucht, und gewann bedeutende Vortheile. Die Nachricht von diesen Unfällen machte auf Innocenz IV., der sich am Ziele seiner Pläne geglaubt hatte, so tiefen Eindruck, daß eine ihn schon länger heimsuchende Krankheit schnell überhand nahm. Er erlag derselben noch zu Neapel (1254), und Manfred fuhr fort, so wacker zu kämpfen, daß er sich bald wieder im Besitz des ganzen Reiches sah, dessen Stände ihm nun selbst die Krone antrugen. Allerdings hatte der junge Konrad (von den Italienern Conradino genannt), ein 1252 geborner Sohn Konrad's IV., ein näheres Recht auf den Thron, aber Manfred mochte erwägen, daß in so bedenklichen Zeiten, bei der fortwährenden Feindschaft Rom's, die bloße Verwaltung für einen in der Ferne lebenden Knaben noch größere Schwierigkeiten haben könne, nahm daher die Königswürde an, und ließ sich zu Palermo feierlich krönen (1258).

Gern hätte sich Manfred auch mit der Kirche versöhnt, allein die Unterhandlungen mit Innocenzens Nachfolgern, Alexander IV. (st. 1261) und Urban IV., blieben fruchtlos, und der schon früher über ihn ausgesprochene Bann wurde nicht gelöst. Getreu dem Plane seiner Vorgänger, den Hohenstaufen das Sicilische Reich um jeden Preis zu entreißen, fand Urban endlich einen Fürsten, der seinen Ermunterun-

gen folgte. Es war der jüngste Bruder König Ludwig's IX. von Frankreich, Karl von Anjou, Gräf von Provence, ein gewandter, muthiger und thätiger, aber habsüchtiger, grausamer, jedem edlern Gefühle verschlossener Mann, in dessen finsteren Zügen sich eine menschenfeindliche Seele malte. Mit diesem schloß Urban einen Vertrag über die Eroberung des Sicilischen Reiches ab, aber noch ehe Karl zur Ausführung schreiten konnte, starb Urban (1264); an seine Stelle trat Clemens IV., ein Provenzale von Geburt. Weil er nicht mehr zurücktreten konnte, oder weil auch ihm die Herrschaft eines Hohenstaufen in Neapel noch immer zu gefährlich schien (denn Manfred unterstützte und vereinigte, seitdem er in Sicilien befestigt war, die Gibellinen durch ganz Italien), beförderte Clemens Karl's Unternehmung, und dieser kam nun wirklich zur See mit einem Heere nach Rom. Manfred war wohlgerüstet, und die Franzosen hätten schimpflich wieder abziehen müssen, wenn böser Verrath unter den Sicilischen Edlen, deren Treue durch große Versprechungen des Papstes erschüttert war, ihnen nicht beigestanden hätte. Graf Richard von Caserta verließ die Pässe am Garigliano, welche in das Königreich führen; andere Verräther gingen in der Schlacht bei Benevent (26. Febr. 1266) zu dem Feinde über. Als Manfred sah, daß Alles verloren sey, stürzte er sich in die Feinde, und muthig kämpfend fiel der edle Held. Erschrocken öffneten die Städte dem Sieger die Thore, und Karl wurde zum König von Neapel erhoben. Der Papst bestätigte ihn als solchen, gegen das schon zuvor geleistete Versprechen eines jährlichen Tributs von achttausend Unzen Goldes, und unter Bedingungen, die aus diesem Nachbar ein nützliches Werkzeug, niemals wieder einen gefährlichen Feind machen sollten.

Karl waltete in dem Lande, welches er der harten Herrschaft arger Kirchenfeinde entrissen zu haben sich rühmte, mit eisernem Scepter. Er wüthete gegen alles Hohenstaufische, ließ gefangene Edle martern, erließ thörichte und unbillige Gesetze, und gab die wichtigsten Stellen habsüchtigen Franzosen. Der mit ihm einwandernde Adel wurde reich mit Landgütern und Herrschaften ausgestattet; die Montforts, Joinvilles, Artois, Cantelmes u. s. w. erhielten ausgedehnte Besitzungen, Schlösser und Hoheitsrechte. Vergebens waren die ernstlichen Ermahnungen des Papstes, Karl verharrte bei seinen tyrannischen Maßregeln, und machte dadurch seine Herrschaft bald unerträglich. Die Gibellinen schickten Botschaft nach Deutschland an Konradin, sie lu-

den ihn ein, daß er kommen und sein väterliches Reich annehmen möchte. Konradin war bereit, diesen Aufforderungen zu folgen; von Jugend auf lebte er arm und ungeachtet bei seinem Oheim, dem Herzog Ludwig von Baiern, aber der hohe Geist seiner Ahnen war nicht von ihm gewichen. Vergebens warnte mit ahnendem Gemüthe die zärtliche, besorgte Mutter: Italien mit seinen Schätzen, seiner Lust, seinen Reizen, habe alle Hohenstaufen zu sich gelockt, aber zu sicherm Verderben, auch diesmal werde es die alte Tücke bewähren. Konradin blieb entschlossen, das Erbe der Kaiser, von denen er abstammte, zu erringen oder ihrer würdig unterzugehen, und eher einen gefährlichen, schwierigen Kampf zu beginnen, als daheim sicher, aber ruhmlos zu leben. Mit echt ritterlichem Sinne verkaufte und verpfändete er noch die letzten Trümmer der Hohenstaufischen Güter in Schwaben, und warb dafür ein Heer, an dessen Spitze er, in Gesellschaft seines Busenfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, im Herbste 1267 den Zug über die Alpen muthig antrat. Der Anfang versprach Glück. Allenthalben fielen ihm die Gibellinen zu, und selbst die Römer, die, wie gewöhnlich, in Zwietracht mit dem Papste lebten, führten ihn, dem Letztern zum Trotz, mit großem Triumphgepränge in ihre Stadt ein. Die Pisaner, kurz zuvor von den Guelfen hart bedrängt, hatten eine Flotte zu Konradin's Unterstützung gerüstet. Von Federico Lancia geführt, erfocht diese bei Messina einen glänzenden Sieg über Karl's Galeeren. Die Saracenen von Luceria empörten sich und Konrad Capece, den Konradin zu seinem Statthalter in Sicilien ernannt hatte, brachte die ganze Insel zum Aufstand gegen die drückende Herrschaft der Franzosen. In so schwieriger Lage konnte Karl von Anjou nur von einem glücklichen Treffen Rettung erwarten. Er gewann am 23. August 1268 die Schlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola, wo Konradin völlig auf's Haupt geschlagen wurde. Die Unvorsichtigkeit der Gibellinischen Ritter, die den Sieg schon in Händen hatten, sich aber zu früh zerstreuten, und ein darauf berechneter Hinterhalt der Franzosen, welcher nun hervorbrach, war Schuld an dieser unglücklichen Niederlage. Konradin und sein Freund Friedrich wurden auf der Flucht durch Johann Frangipani, dessen Familie von Kaiser Friedrich II. mit Wohlthaten überhäuft worden war, verrathen, und an Karl ausgeliefert. Dieser, welcher schon gegen die Anhänger Konradin's mit blutdürstiger Grausamkeit gewüthet hatte, wollte den jungen Fürsten selbst durch den Spruch von Rechtsgelehrten, die er nach Neapel zu-

sammenberief, zum Tode verurtheilt wissen. Unerschrocken sprach einer der versammelten Richter, Guido von Suzara: „Konradin frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wiederzugewinnen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht." Alle Uebrigen stimmten dem edlen Mann bei, bis auf den knechtisch gesinnten Robert von Bari, und dies genügte dem König, das Todesurtheil zu sprechen. Der sechzehnjährige Konradin, der beim Schachspiele saß, als ihm der furchtbare Spruch verkündet wurde, zeigte eine seines Heldengeschlechts würdige Fassung. Am 29. October 1268 wurde er zum Blutgerüst geführt. Als Robert von Bari der versammelten Menge das Urtheil vorlas, eilte Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, herbei, rief: „wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und schlug nach ihm mit dem Schwerte, daß er halbtodt fortgetragen wurde. Der jedem menschlichen Gefühle fremde Karl, der es nicht unter seiner Würde hielt, dem blutigen Schauspiele zuzusehen, blieb ungerührt. Konradin sprach noch wenige Worte zum Volke von seiner Schuldlosigkeit, entkleidete sich, kniete nieder, und empfing den Todesstreich. Friedrich von Baden schrie laut auf in unnennbarem Jammer, dann fiel auch sein Haupt.

So endete der Enkel Friedrich's II. unter dem Beil des Henkers. Auch König Enzius starb bald nachher in der Haft zu Bologna (1272), nachdem einige Zeit vorher ein Versuch zu seiner Befreiung mißlungen war. Manfred's Söhne ließ der unbarmherzige Karl bis an ihr Ende im Kerker schmachten. Die Tochter Friedrich's II., Margarethe, verfolgte ein nicht minder hartes Loos. Sie war an Albrecht den Entarteten, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, vermählt, der sie auf das unwürdigste behandelte, ja sie zuletzt ermorden lassen wollte, um ein Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, heirathen zu können, mit der er einen unerlaubten Umgang unterhielt. Margarethe wurde gewarnt, und entschloß sich zu eiliger Flucht. Da sie sich nun von ihren Söhnen, damals noch zarten Knaben, trennen mußte, ergriff sie ein so heftiger Schmerz, daß sie einem derselben, Friedrich in die Wange biß, wovon er den Beinamen der Gebissene führte. An Seilen ließ sich die Kaisertochter von der Wartburg herab, und irrte hülflos durch das Land, bis sie zuletzt nach Frankfurt kam, wo sie ihrem Grame in kurzer Zeit erlag (1270). So vielfacher

Jammer verfolgte die Glieder des Hohenstaufischen Hauses, welches noch wenige Menschenalter vorher in zahlreichen Zweigen blühte, allen Fürstengeschlechtern seiner Zeit voranstrahlend an Fülle der Kraft und jeder Gabe, welche die Natur ihren vorzüglichsten Günstlingen verleiht. Desto erschütternder wirkt sein schneller, tiefer Fall, als ein von der Weltgeschichte selbst gedichtetes Trauerspiel, die kein größeres, kein erhabneres enthält.

---

27. Die Sicilische Vesper.

(1282, 30. März.)

Die Kirche hatte nunmehr in ihrem hartnäckigen Kampfe mit dem verhaßten Fürstengeschlecht vollständig obgesiegt, dadurch aber auch selbst äußerlich nicht viel gewonnen. Ihr Schützling, der neue König von Neapel, Karl, wuchs bald an Macht so, daß sie wieder eines Schutzes gegen diesen bedurfte. Als Haupt der Guelfen (so hieß in Italien fortwährend die den Deutschen Kaisern feindliche Partei) gelang es ihm, sein Ansehen in ganz Italien geltend zu machen, er streckte seine Hand nach der Römischen Kaiserkrone aus, während er zugleich Anstalten traf, dem Griechischen Kaiser seinen Thron zu entreißen, und an den östlichen Küsten des Mittelmeeres seinem Hause ein großes Reich zu gründen gedachte. Da sich einige Päpste, wie Gregor X. und Nicolaus III., um seine Macht zu brechen, wieder nach Deutschland wandten, wußte er sich solchen Einfluß auf die Papstwahl zu erzwingen, daß nur seine Werkzeuge erhoben wurden. Aber eben als sein Ehrgeiz und seine Habsucht den Gipfel erreicht zu haben schienen, ward er von seiner Höhe herabgestürzt.

Nach Konradin's Niederlage war Sicilien mit leichter Mühe wieder unterworfen worden. Länger und fast bis auf den letzten Mann hatten sich die Saracenen vertheidigt. Allein der Uebermuth, mit welchem die Franzosen ihre Unterthanen behandelten, die Verfolgungen, welche sie über eine Menge von Leuten als angeblichen Anhängern Konradin's ergehen ließen, erregten von Tage zu Tage größere Unzufriedenheit. Am tiefsten wurde dieser Druck in Sicilien empfunden, das von den Hohenstaufen bevorzugt, jetzt auf jede Weise hintangesetzt und gekränkt wurde. Johann von Procida, ein unternehmender Mann, faßte den Entschluß, dieser Unterdrückung ein Ende zu machen.

Er war aus einer angesehenen Familie in Salerno, Besitzer der Insel Procida, und in der Arzneikunde erfahren. Als Anhänger Konradin's hatte er zwar seine Güter vor den räuberischen Händen des Königs nicht retten können, aber sein Leben brachte er in Sicherheit durch die Flucht an den Aragonischen Hof, wo er die freundlichste Aufnahme und Entschädigung für seinen Verlust gefunden hatte. Voll Haß gegen die Franzosen und voll Treue gegen das Hohenstaufische Haus, erregte er den König von Aragonien Peter III. (1276—1283) und dessen Gemahlin Constantia, eine Tochter König Manfred's, zur Rache gegen Karl und zur Befreiung der Unterdrückten. Da Peter sich nicht für stark genug hielt, zog Johann von Procida überall umher, um ihm Bundesgenossen zu verschaffen. Er ging heimlich nach Sicilien, entdeckte sich mehreren Mißvergnügten, und fand, daß er auf diese Insel am meisten werde rechnen können. Als Barfüßermönch verkleidet, reis'te er auch nach Constantinopel zu dem Griechischen Kaiser, der, mit der Absicht Karl's von Anjou, ihm sein Reich zu entreißen, nicht unbekannt, diesen gern in seinen eigenen Staaten beschäftigt sah. Er gab Hülfsgelder, und versprach den Sicilischen Baronen Waffen. Nun faßte Peter von Aragonien Muth. Er fing an, eine Flotte auszurüsten, und da er vorgab, damit gegen die Ungläubigen in Africa kreuzen zu wollen, so erhielt er Geldbeiträge dazu vom König von Frankreich, und, wie man sagt, sogar von Karl von Anjou selbst. In der That wollte er nach Africa segeln, um dort zu erwarten, was in Sicilien geschehen werde.

Ehe er aber noch mit seinen Schiffen an der Africanischen Küste erschien, war schon die von Johann von Procida geleitete Verschwörung durch einen Zufall zum Ausbruch gekommen (am Ostermontage 1282 Nachmittags). Die Bürger Palermo's waren gewohnt in der Kirche von Montreal, die etwas entfernt von der Stadt liegt, die Vesper zu hören. Es war ein gewöhnlicher Spaziergang, und die Franzosen selbst nahmen an dem Feste Theil, aber sie hatten untersagt, Waffen zu tragen, mit denen man sich sonst an diesem Tage immer zu üben pflegte. Unter diesem Vorwande erlaubte sich ein unverschämter Franzose, Namens Drouet, gegen eine junge adelige Dame, die mit ihren Eltern und ihrem Bräutigam hinausgekommen war, grobe Unanständigkeiten, als wolle er untersuchen, ob sie nicht gegen das Verbot Waffen bei sich führe. Ihre Angehörigen sprangen entrüstet hinzu, alle Vorübergehenden nahmen Antheil an der Beleidigung, Drouet

ward erstochen, und in einem Augenblick sah man tausend verborgene Dolche entblößt, tausend Augen nach Rachopfern umherschauend. Der Schritt war einmal gethan, in wenig Minuten war das Morden allgemein. Statt der Vesper erfolgte ein Blutbad, in welchem alle Franzosen niedergemacht wurden. Kein Einziger fand Gnade; man spürte so lange herum, bis man jede Spur der Fremdlinge in ganz Palermo vertilgt zu haben glaubte. Der Aufstand verbreitete sich von hier aus durch die ganze Insel. In Catanea kamen allein achttausend Franzosen ums Leben. Um sie zu erkennen, ließ man, wie erzählt wird, jeden Unbekannten das Wort Ciceri aussprechen, welches den Franzosen unmöglich war. In Taormina, wohin sich Viele geflüchtet hatten, ging es eben so; in Messina, welche Stadt, da sie durch die stärkste Besatzung im Zaum gehalten wurde, am spätesten den Aufstand wagte, wurden dreitausend Franzosen ermordet. In ganz Sicilien wurden nur zwei Französische Edelleute verschont. Ein schreckliches Todtenopfer für die Manen Konradin's!

Karl von Anjou befand sich eben beim Papste Martin IV., als er die entsetzliche Nachricht erfuhr. Er biß vor Wuth in seinen Stockknopf, und schwur den Siciliern fürchterliche Rache; der Papst that sie in den Bann. Als aber Karl Messina mit großer Macht ängstigte, landete Peter von Aragonien mit dreißigtausend Kriegern, ließ sich in Palermo zum König krönen, zwang Karl zur Aufhebung der Belagerung und vernichtete einen bedeutenden Theil seiner Flotte. So wurde Peter Herr von Sicilien, und obschon der Kampf zwischen diesen beiden Königen und ihren Nachkommen noch lange fortdauerte, blieben doch alle Versuche der Franzosen, wieder zum Besitz der Insel zu gelangen, vergeblich. Im Jahre 1302 kam endlich ein Friede zu Stande, kraft dessen Peter's von Aragonien dritter Sohn, Friedrich *), König von Sicilien (der Insel) blieb; Karl II. aber, des 1285 gestorbenen Karl's I. Sohn, sich mit dem festen Lande von Unteritalien oder dem Königreiche Neapel begnügen mußte. Die Kirche bestätigte den Vertrag, nicht allein weil auch Friedrich sich für ihren Lehnsmann erklärte, sondern weil sie die Theilung der Neapolitanischen Macht ihrem Vortheil am angemessensten fand.

*) Als Peter 1285 starb, folgte ihm in Sicilien sein Sohn Jakob, dann, als Jakob König von Aragonien wurde, dessen Bruder Friedrich.

28. Zwischenreich in Deutschland.
(1250—1272.)

Wir kehren zum Deutschen Reiche zurück, das wir bei Friedrich's II. Tode unter dem Gegenkönige Wilhelm von Holland verlassen haben. Schrecklich waren die Wunden, die der erbitterte Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen diesem Reiche geschlagen hatte. Die Zwietracht hatte alle Bande alter Sitte und Ordnung zerrissen, die Fürsten und Stände bekriegten sich untereinander, plünderten und verheerten das Land, unbekümmert um das Oberhaupt, und der niedere Adel fand Lust und Erwerb an Wegelagerung und Straßenraub. Jeder mußte sich selbst schützen. Da die Bürger unter diesen Unordnungen am meisten litten, so traten mehr als sechzig, meist an den Rheinufern gelegene Städte zusammen, und errichteten einen Bund (der Rheinische genannt) zum Schutze ihres Handels und Gewerbes und zu gemeinsamer Hülfe gegen Friedebrecher. Mainz und Worms standen an der Spitze. Jährlich sollten vier Hauptversammlungen in Sachen „des heiligen Friedens" gehalten werden. Die Städte von der Mosel bis nach Basel sollten hundert, die unteren Städte funfzig wohlgerüstete Kriegsschiffe mit Armbrustschützen halten, und außerdem tüchtige Mannschaft zu Roß und zu Fuß, die jede Stunde zum Aufbruch bereit sei.

Nach dem Tode Konrad's war Wilhelm rechtmäßiger König, da die Hohenstaufische Partei zu schwach war, um eine Anerkennung des Knaben Konradin zu bewerkstelligen. Aber der Einfluß Wilhelm's auf Fürsten und Reich wurde darum nicht größer. Die kleineren Stände fanden keinen Schutz, und als auch die geistlichen Herren, welche ihn erhoben hatten, ihm feindselig wurden, sank er in völlige Ohnmacht. Zu Neuß drohte (1252) der Erzbischof von Köln ihn in seinem Palaste zu verbrennen, zu Coblenz fielen die Bürger sein Gefolge an, ein Edelmann plünderte seine Gemahlin auf der Heerstraße aus, und ein gemeiner Bürger warf zu Utrecht einen Stein nach ihm selber.

In seiner Heimath gerieth er in Fehde mit den Bewohnern Westfriesland's, die altgermanischen Sitten und Einrichtungen treuer, als irgend ein anderer Stamm, sich stets der Oberherrschaft der Grafen von Holland widersetzten, welche diese, gestützt auf Schenkungen Deutscher Kaiser, seit beinah drei Jahrhunderten in Anspruch nahmen. Wilhelm wollte den fortdauernden Kämpfen mit einem

Schlage ein Ende machen und rückte wegen der morastigen Natur des Landes erst im Winter mit der ganzen Macht seiner Erblande und einigem Zuzug aus Deutschland in die Friesischen Gauen. Als er sich aber (am 28. Jan. 1256) auf schwerem Roß und in voller Rüstung zu kühn vorwagte, brach das Eis, und der Römische König wurde von einem Hinterhalte der Friesen erschlagen. Er war erst sieben und zwanzig Jahr alt, ein Herr von großer Milde und ritterlicher Gesinnung, und in Holland sehr beliebt.

So war denn das Reich wieder ohne Oberhaupt, und seltsam genug auch ohne einen Fürsten, der ein Verlangen gehabt hätte, diese schwere Würde zu übernehmen. Da fielen die geistlichen Fürsten zum ersten Male darauf, die Wahl auf auswärtige Herrscher zu lenken. Der Erzbischof von Köln erhob mit seinem Anhang den Herzog Richard von Cornwall, Bruder König Heinrich's III. von England, der Erzbischof von Trier dagegen den König von Castilien, Alfons X., den Weisen. Der Erzbischof von Mainz war eben damals ein Gefangener des Herzogs Albrecht von Braunschweig, und die weltlichen Stände sahen fast gleichgültig zu. Alle Verderbniß des Wahlreich's zeigte sich in vollem Maße. Schamlos forderte der Erzbischof von Köln Geld für die Fürsten. Richard bewilligte ihm selbst zwölftausend Mark, dem Herzog Ludwig von Baiern achtzehntausend Pfund Sterling, dem Grafen von Würtemberg tausend Mark &c. Auch Alfons sandte große Summen nach Deutschland, ohne jedoch selber zu kommen.

Merkwürdig ist noch, daß bei dieser Gelegenheit zuerst auf bestimmte und deutliche Weise von sieben Kurfürsten (vgl. S. 149.), denen mit Ausschließung der übrigen die Wahl zustehe, die Rede ist. Der Vorrang dieser Sieben ging aus von der Kanzlerwürde der drei Rheinischen Erzbisthümer Mainz, Trier und Köln, und den vier Hofämtern des Truchseß, des Marschalls, des Schenken und des Kämmerers, welche die vier großen Herzoge von Franken, Sachsen, Baiern und Schwaben bekleidet hatten. Die Hohenstaufen, welche das Fränkische und Schwäbische Herzogthum besaßen, ertheilten das Erzkämmereramt des letztern an Brandenburg, das Fränkische Erztruchseßamt ging mit der Rheinischen Pfalzgrafschaft an die Wittelsbacher über, während Heinrich der Stolze das Bairische Erzschenkenamt schon an Böhmen abgetreten hatte, als er zum Besitze des Herzogthums Sachsen gelangt war.

Herzog Richard hatte sich bereits auf einem im Jahr 1240 von

ihm unternommenen Kreuzzuge, welcher segensreiche, wenn auch schnell wieder verschwindende Früchte für das heilige Land brachte, als einen tapfern und verständigen Mann gezeigt. Man empfing ihn daher in Deutschland mit guten Erwartungen, und Aachen öffnete ihm freiwillig zur Krönung ihre Pforten. Gegen dreißig Fürsten, zwei Erzbischöfe, zehn Bischöfe und an dreitausend Ritter waren bei dieser Feierlichkeit zugegen (17. Mai 1257). Er durchzog hierauf die Städte am Rhein, und kehrte sodann nach England zurück. Im Jahre 1260 kam er wieder, aber auch nur auf einige Monate. Zwei Jahre danach hatte er das Unglück, in England von den aufrührerischen Baronen in dem Treffen bei Lewes gefangen zu werden, die ihn erst nach einem Jahre wieder frei gaben. Papst Urban IV. beschied beide Könige von Deutschland, Richard und Alfons, nach Rom, damit ihre Ansprüche untersucht werden könnten. Er starb aber, ehe etwas entschieden wurde, und sein Nachfolger Clemens IV. (1264—1268) wiederholte die Vorladungen, ohne daß Jemand erschien. Richard kam darauf noch einmal 1268 zu einem Reichstage nach Worms, und starb endlich am 2. April 1272 in England. Alfons war nie nach Deutschland gekommen. Der größere Theil der Reichsfürsten hatte von keinem von Beiden Kenntniß genommen, und für sie war also das Reich seit Friedrich's II. Tode ganz ohne Oberhaupt gewesen. Man nennt in dieser Hinsicht den Zeitraum von 1250 bis 1272 auch wol das Interregnum oder Zwischenreich.

---

29. Zustand in der Hohenstaufischen Zeit.

Das Deutsche Staatsthum in den seit der Karolingischen und Sächsischen Zeit verflossenen Jahrhunderten ruhte auf der Grundlage der schon bei den ersten Niederlassungen der Deutschen auf dem Römischen Grund und Boden entstandenen, nunmehr lange vollendeten Feudalverfassung, indem das in der Lehnsverbindung herrschende Verhältniß als das wahre Wesen des ganzen Staatslebens betrachtet ward. Diesem Systeme zufolge wurde die höchste Gewalt im Staate wie in der Kirche als eine unmittelbar von Gott stammende betrachtet. Wie der oberste Träger und Besitzer derselben in der letztern, der Papst, als geistliches Oberhaupt der Christenheit erscheint, so der Kaiser als das weltliche. Da dieser höchste Herrscher aber nicht alle ihm solcher-

gestalt von oben her übertragene Macht selbst üben kann, so verleiht er sie an Andere (s. Thl. IV. S. 168.), die zu ihm in einem unmittelbaren persönlichen Verhältnisse stehen, gleichwie diese wiederum einen Theil des ihnen Anvertrauten lehnsweise weiter übertragen können. Was auf diese Art verliehen wird, ist theils Besitz eines Gutes, theils ein Recht der öffentlichen Gewalt, als das der Gerechtigkeitspflege, der Steuererhebung, des Aufgebots zum Kriegsdienst ꝛc. Aber auch die letzteren werden von den damit Belehnten in keinem andern Verhältniß als in dem des Eigenthums besessen, und müssen von den Untergebenen aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden.

Auf diese Weise trat in dem nach den Grundsätzen des Feudalwesens geordneten Staate der Begriff der Rechte, welche der Staat als eine moralische Person, ein Gedankending, übt und gewährt, gänzlich in den Hintergrund; wer Pflichten zu leisten hatte, wer Schutz und Gerechtigkeit in Anspruch nahm, sah dabei nur auf den ihm zunächst Vorgesetzten, als die nächste Quelle seines politischen Daseyns Dadurch entstand überall eine unmittelbare, persönliche Verknüpfung zwischen Vorgesetzten und Untergebnen, und wenn die Persönlichkeit Beider hier so, dort anders beschaffen war, so gestaltete sich auch ein und dasselbe Verhältniß auf das verschiedenste und mannichfaltigste, wie überall, wo die lebendige Einwirkung an der Stelle des Gesetzes steht. Daß wohl- oder übelgemeinte Willkür hier leicht eingreifen konnte, ja eingreifen mußte, liegt in der Natur der Sache, und man hat das Feudalsystem nicht mit Unrecht angeklagt, daß es der Eigenmacht Thür und Thor geöffnet, und viele Untergebene dem harten Drucke der Oberen schonungslos preisgegeben habe. Aber fast nie wird dem Menschengeschlechte ein Gut zu Theil, welches nicht auf Kosten eines andern dagegen zu Grabe getragenen Vorzugs erkauft werden müßte. Die neuere Zeit hat Alle mit den Vorzügen allgemeiner und gedankenmäßiger Bestimmungen über den Staat, genau abgegrenzter Rechte und Pflichten, Viele mit der Befreiung von persönlicher Belastung und mit größerer politischer Mündigkeit beschenkt. Dagegen haben jene Jahrhunderte die Tugenden in die Wage zu legen, welche aus der Tiefe des Gemüthes, aus Liebe und treuer Anhänglichkeit, aus dem unbedingten Anschließen des Dienstmannen an seinen Herrn, mit dem sein Glück stand und fiel, aus der innigen Verknüpfung Beider, aus dem festen Zusammenhalten der Gemeinden und Genossenschaften hervorgehen.

Deutschland, mit dem von Karl dem Großen erneuerten Römischen Reiche seit Otto I. unzertrennlich verbunden, sah auf dem Haupt seines Königs die erste Krone der Christenheit, welche nach den theoretischen Ansichten des Zeitalters ihrem Besitzer sogar die oberste Gewalt in allen Landen (dominium mundi) verleihen sollte (s. Th. IV S. 150.). Aber so wenig die Kaiser eine solche Gewalt in den übrigen Staaten der Christenheit jemals durchgreifend geltend machen wollten und konnten, so wenig erhöhte selbst in ihrem eigenen Deutschland der größere Glanz ihrer Krone ihre monarchische Gewalt, vielmehr geschah es, daß, während die Hohenstaufen nach dem Besitze des schönen Italien's rangen, der Boden unter ihren Füßen verloren ging, auf welchem ihre Macht gegründet war, und das Deutsche Königthum von seinem Rechte und von seinem Ansehen immer mehr einbüßte. Doch hat man jenes Bestreben mit Unrecht angeklagt, als ob es allein oder vorzüglich die Auflösung Deutschland's als eines Gesammtstaates verschuldet. Nicht die Züge nach Italien haben der Kaisermacht den Untergang gebracht, sie hätten vielmehr als ein kräftiges Erregungsmittel gewirkt und einbrechender Erschlaffung gewehrt, wenn nur daheim der Grund nicht unterwühlt worden wäre. Weil aber die Welfen stets lüsterne Blicke auf die Krone richteten, weil die Päpste Gegenkönige erhoben, mußten die Hohenstaufen, um sich in dem Gewühle der Parteien Freunde zu erhalten, Reichs- und Hoheitsrechte mit vollen Händen vergaben, ihr Stammgut verschleudern, und sich der sichern Grundlage berauben, auf welcher die Capetinger ihre Macht errichteten. Die Welfen fielen, und die Herzogthümer wurden zerschlagen, aber nicht zum Vortheil des königlichen Ansehens. Die Fürsten wollten sich der alten Abhängigkeit nicht mehr fügen, und erwarben in den Landschaften, denen sie vorgesetzt waren, immer mehr sonst dem Könige eignende Rechte. Mehr Gewalt besaßen die Kaiser noch in solchen Bezirken, wo es keine Fürsten und Grafen gab, und die durch Vögte des Reiches verwaltet wurden (Th. IV. S. 304.). Nach und nach aber ging es mit den Vogteien nicht anders, als vorher mit den Grafschaften, sie gingen durch Befreiung, Verkauf, Verpfändung u. s. w. dem Reiche verloren. So blieb den Kaisern fast nur die obere Lehnsherrschaft, die Anführung des Reichsheeres, die Bewahrung des Friedens und der Vorsitz der Stände, welche sie allein zusammenberufen konnten. Die Regierung über die meisten Territorien führt der König weder persönlich noch durch seine Beamte, sondern durch diejenigen, welche sie

zu lehnbarem Eigenthum haben. Alle, welche vom Herzogthum im alten Sinne unabhängige Reichsämter oder Besitzthümer, oder selbst Herzogthümer inne haben, werden mit demselben durch die Fahne, die geistlichen Herren durch den Stab unmittelbar aus des Kaisers Hand belehnt. Nur solche, welche Fahnlehen trugen, hießen Fürsten des Reiches. Die zweite Klasse der Reichsstände bilden die Grafen und Herren, welchen gräfliche Rechte von den Fürsten und vom Kaiser geliehen wurden. Den Inbegriff der fürstlichen Rechte nannte man die Landeshoheit. Sie bezog sich vornehmlich auf die Ausübung des Heerbanns und der Gerichtsbarkeit als der wesentlichen, und auf die Nutzung der Zölle, Münzen, Bergwerke u. s. w. als der zufälligen Regalien. Außerdem gehörte dazu, die Lehnsherrlichkeit, die Befugniß von seiner Ritterschaft den Lehndienst zu fordern, und die Schutzherrlichkeit, d. h. die Verpflichtung für die Landsassen, den Reichsdienst zu versehen. Persönlich spricht der Landesherr Recht in allen Sachen, welche auf das Lehnsverhältniß und die Ministerialität sich beziehen. Sonst zerfällt das Land, wenn es größer ist, in Landgerichte unter herrschaftlichen Landrichtern oder Landvögten, welche an die Stelle der ehemaligen Gaugerichte getreten sind, und diese wieder in Cent- oder Vogteigerichte. Gewöhnlich war die Criminalrechtspflege den Landgerichten vorbehalten. In den noch übrigen Reichsvogteien gab es auch kaiserliche Landgerichte unter Hofrichtern oder, wenn eine Stadt die Gerichtsstätte war, unter Burggrafen. Vor dem Erlöschen der pfalzgräflichen Würde in den Herzogthümern hatten die Pfalzgrafen oder ihre Unterbeamten den Vorsitz derselben geführt. Erimirt waren von den gewöhnlichen Gerichten alle geistliche Personen und Güter, so weit die letzteren unter geistlicher Gerichtsbarkeit standen, alle Bürger, die vor grundherrlichen Vögten oder Schultheißen (wie diese Beamte jetzt auch genannt werden) Recht nahmen, wenn nicht die Stadt, was immer häufiger wurde, durch Privilegium selbst den Gerichtsbann übte, alle Hintersassen der Kirchen und Klöster und meistens auch die Schutzpflichtigen der Lehnsträger und der Ritterschaft, so wie alle eigene Leute und alle Sachen, für die besondre Gerichtshöfe bestanden, wie z. B. Lehnsstreitigkeiten, Gemeindesachen, welche in Städten vor den Rath, in den Landgemeinden vor den Schultheißen gebracht wurden. Jedes Gericht bestand aus einem Vorsitzenden, dem Richter und aus Schöffen, deren Anzahl gewöhnlich zwölf war. Doch übte der Kaiser noch die oberste Gerichtsbarkeit zu diesen Zeiten in so fern, als er die Klagen

aller Personen ohne Unterschied anhören und entscheiden kann, wenn sie noch nicht anhängig gemacht sind. Auch darf er jetzt noch den unter einem Landesherrn stehenden freien Leuten willkürlich Rechte, Privilegien und Befreiungen verleihen.

Eine wichtige Veränderung in der Verfassung des Deutschen Reiches war die Aufnahme der Städte unter die Reichsstände. Durch fortgehende Befreiungen waren die Rechte der kaiserlichen Vögte allmählig immer mehr beschränkt und aufgehoben worden. Das ehemals den Grundherren zustehende Recht, die Stadt durch Dienstleute besetzt zu halten, wurde meist auf den herrschaftlichen Palast oder die Burg beschränkt, und auch die Gerichtsbarkeit, auf welche die Bürger schon als Schöffen hinreichenden Einfluß geäußert hatten, kam durch die Erwerbung der Vogtei oft ganz in ihre Hand, so daß die Städte im Umfange ihres Weichbildes fast alle Rechte übten, welche den Fürsten über ihre Länder zustanden. Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse der Städte in landesherrlichen Gebieten, so daß zwischen Reichs- und Landstädten fast nur der Unterschied war, daß jene als Ganzes nur vor den Reichsgerichten, diese auch vor den Landesherren belangt werden konnten, und wenn die ersteren durch Abgeordnete an den Reichstagen Theil nahmen, so beschickten diese nur die Landtage, welche ihr Territorialherr abhielt. Seitdem sich der Bürgerstand auf diese Weise hob und durch Gewerbe und Handel bereicherte, ward der niedere Adel, theils durch Neid, daß der Bürger an Geld und Gütern ihm überlegen sey, theils aus Lust an einem wilden, unruhigen Leben und nach Beute, gegen die fleißigen Städte getrieben. Adelige Sitte wurde es nun, von unzugänglichen Raubschlössern oder aus Hinterhalten wehrlose Kaufleute auf den Heerstraßen oder Flüssen zu überfallen und auszuplündern, reichen Gewerbsstädten unter leichten Vorwänden abzusagen, damit man ein scheinbares Recht hätte, ihre Güter und Feldfrüchte zu jeder Zeit zu rauben, u. dgl. Als seit dem großen Bannfluche von Lyon gegen Kaiser Friedrich jeder Unordnung ein breiter Weg eröffnet war, und Niemand dem Uebel wehren konnte, griff dieses Räuberwesen mit reißender Schnelligkeit um sich. Die Raubschlösser vermehrten sich von Jahr zu Jahr, und wenn ein einzelner Ritter nicht im Stande war, einen solchen Bau zu bestreiten, so vereinigten sich mehrere dazu, und plünderten nachher in Gemeinschaft. Auch die geistlichen Güter wurden von ihnen keineswegs verschont. Bequemere Kriege konnte man nicht führen, denn jeden Abend war man wieder

von dem Streifzuge zurück. Dem Kaiser hingegen nach Italien zu folgen, und dort die Ehre des Reichs mit gemeinsamer Kraft retten zu helfen, dafür hatte Niemand mehr Ohren. Es neigte sich allmählig dahin, daß das Reichsoberhaupt, einst so allgemein geehrt, und der Schiedsrichter Europa's, als eine lästige und überflüssige Person im Lande betrachtet ward. Der Sinn für das große Ganze erlosch, weil in der That dieses Ganze nicht mehr als Ganzes vorhanden war.

Schon im zehnten und elften Jahrhundert hatten die alten Volksrechte, so wie die Capitularien Karl's des Großen, weil sie auf untergegangenen oder veränderten Einrichtungen und Verhältnissen beruhten, allmählig ihre Geltung verloren. Die Fortbildung und Umgestaltung des Rechts ging aber in jenen Zeiten nur sehr selten von Kaiser und Reich aus, die sich mit wenigen ganz allgemeinen Bestimmungen, wie über den Landfrieden, Reichsdienst u. s. w. begnügten. Denn nicht sowohl als die Quelle der Gesetze ward das Oberhaupt des Staates angesehen, sondern vielmehr als die Macht, durch Befreiungen Ausnahmen davon zu machen. Im Deutschen Volke wurzelte tief die Vorstellung, daß für jede Genossenschaft bis zu den untersten Kreisen hinab, Gesetz und Recht aus den Beschlüssen der Verbundenen, und aus dem Herkommen, welches diesen zu Grunde gelegt wurde, seinen Ursprung zu nehmen habe. So war es auch schon in den ältesten Zeiten gewesen, und keinem Oberherrn fiel es ein, willkürlich in das organisch und unbewußt sich ausbildende Leben des Rechts einzugreifen. Diese Selbstgesetzgebung war vornehmlich in den Händen der Gerichte, welche nach ihren Gewohnheiten sprachen und dieselben auf neue Fälle übertrugen. Wo die Erfahrung nicht ausreichte, verlangten die unteren Gerichtsstätten wohl von dem oberen Richter, daß er ihnen das Recht weise, und ein solches Weisthum galt dann als Grundsatz für ähnliche Streitigkeiten. Doch waren Richter und Schöffen nicht allein thätig; es kamen noch immer die freien und ritterbürtigen Leute an den alten Steinen und Bäumen (Th. IV. S. 31.) zusammen, hörten den Ausspruch der Schöffen und billigten oder verwarfen ihn. Auf ähnliche Weise wie das Privat- und Criminalrecht entwickelten sich die öffentlichen Verhältnisse und Zustände durch Verträge der Betheiligten. Wie der Kaiser mit den Reichsständen, die Landherren mit den Landsassen, so schlossen die Vasallen und Ministerialen Uebereinkünfte mit ihren Lehns- und Dienstherren über ihre gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, und so traten

allmählig immer neue oder veränderte Bestimmungen an die Stelle der alten, durch den Lauf der Zeit verdunkelten oder unpassend gewordenen. Gewöhnlich hatten die Dienstleute hiebei gemeinsame Interessen gegen den Herrn, und machten dann auch gemeinsame Sache; neue Ansprüche ließen sich auf diese Weise leichter durchsetzen. Ebenso vertrugen sich die Gemeinden freier und unfreier Leute unter einander und mit der Herrschaft, über Gemeinheitsrechte, gesellschaftliche Anordnungen und Leistungen. So entstanden Dienst- und Hofrechte, Stadtrechte, Bauernküren, Zunftstatuten und ähnliche Rechtsregeln. Allmählig fing man an, dergleichen Bestimmungen wie Reichstags-, Raths- und Gemeindebeschlüsse u. s. w. schriftlich aufzusetzen. Dadurch veranlaßt, unternahm der Thüringische Schöffe Eike von Repgow, auch die Rechtsnormen, nach welchen in den ordentlichen Landgerichten gesprochen wurde, zur Belehrung Unkundiger aufzuzeichnen, so weit sie als allgemein durch Deutschland geltendes Gewohnheitsrecht angesehen werden konnten. Sein Werk ist zwischen den Jahren 1215 und 1235 verfaßt, und ist die Grundlage oder doch die Veranlassung aller folgenden ähnlichen Sammlungen geworden. Es führt den Titel Land- und Lehnrecht, Kaiserrecht, oder auch Sachsenspiegel, weil die Erfahrungen des Verfassers sich zunächst auf Sachsen bezogen, und er besonders für Sachsen schrieb. Aehnliche Rechtsbücher waren schon früher in Italien für das Lehnsverhältniß entstanden. Sie wurden dann durch kaiserliche Gesetze vermehrt, zu einem Ganzen, consuetudines feudorum genannt, verschmolzen, und allgemein in den Gerichten gebraucht. Für die übrigen Verhältnisse bestand noch das Longobardische Gesetzbuch (Th. IV. S. 90.), zu dem Karl der Große und die folgenden Könige von Italien und Deutschland Zusätze gemacht hatten. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden die einzelnen Bestimmungen systematisch zusammengestellt. Außerdem hatte fast jede Stadt ihre eigenen Statuten.

Nachdem nun die alten Reichsbeamten in Deutschland zu erblichen Fürsten geworden sind, und in den Ländern, die sie regieren, einen gesonderten Staatsvortheil zu verfolgen beginnen, treten neben der allgemeinen Deutschen Reichsgeschichte viele Specialgeschichten auf. Die vornehmsten der noch heut zu Tage blühenden Deutschen Fürstenhäuser sind in diesem Zeitraum hervorgetreten, wo sie sich meistens auf den Trümmern der aufgelös'ten Herzogthümer erhoben.

In dem alten Herzogthume Niederlothringen ging der herzogliche

Titel auf Brabant über. Die demselben ehemals unterworfenen Grafschaften Limburg, Flandern, Hennegau, Namur, Geldern, Jülich, Kleve, Berg, Holland erscheinen jetzt als unabhängig. Eben so die geistlichen Gebiete: das Erzstift Köln, die Bisthümer Lüttich, Utrecht rc. Köln und Aachen waren Reichsstädte. Vom ehemaligen Oberlothringen (ein Theil davon behielt den Namen Lothringen und den herzoglichen Titel) waren getrennt: das Erzstift Trier, die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, nebst anderen unmittelbaren Stiftern und mehreren weltlichen Besitzungen.

Zu den Ländern, welche ehedem das Herzogthum Franken ausgemacht hatten, gehörten besonders: das Erzbisthum Mainz, die Bisthümer Speier, Worms, Bamberg, Würzburg, Fulda, die Rheinische Pfalzgrafschaft, die Grafschaften Henneberg, Nassau u. a., die freien Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg rc. Das Burggrafthum Nürnberg (von der Stadt wohl zu unterscheiden) kam in der Hohenstaufischen Zeit an einen Zweig der aus Schwaben stammenden Grafen von Hohenzollern, und wurde von diesen Herren in der Folge zu zwei Fürstenthümern, Ansbach und Baireuth (oder Culmbach), erweitert. Wie sie von da aus Brandenburg und endlich den Preußischen Königsthron erwarben, wird die folgende Geschichte erzählen.

In Schwaben waren die Hohenstaufen die letzten Herzoge. Dafür erscheinen jetzt die Häuser Würtemberg, Baden, Hohenzollern, Habsburg u. s. w. Nirgends erhielten so viel kleine Herren und Städte die Unabhängigkeit als hier. Unter den letzteren war besonders Augsburg ausgezeichnet, so wie in dem bis dahin zu Schwaben gerechneten Elsaß, Straßburg.

In Baiern blieb das Herzogthum in den Händen der Wittelsbacher den früheren Verhältnissen zwar noch am meisten ähnlich, aber wie schon oben bemerkt worden ist (S. 72.) in sehr verringertem Umfange. Das Erlöschen des Babenbergischen Mannsstammes in Oesterreich hatte sehr wichtige Folgen. Herzog Friedrich der Streitbare nämlich (oben S. 149.) fiel 1246 gegen die Ungern, und hinterließ keine Erben. Kaiser Friedrich II. wollte das Land als eröffnetes Reichslehen einziehen, konnte dies aber in den Verwirrnissen seiner letzten Jahre nicht durchsetzen, und Markgraf Hermann von Baden, Gemahl der Gertrud, einer Schwestertochter des letzten Herzogs, erwarb einen Theil des Landes. Nachdem er gestorben war (1250), gewann der Böhmische Prinz Ottokar die Oesterreichischen Stände, daß sie ihn

als Herzog anerkannten, indem er durch eine Heirath mit Margarethen, der Schwester des letzten Babenbergers und Wittwe des in der Gefangenschaft gestorbenen Römischen Königs Heinrich (oben S. 145.), ein Anrecht zu begründen suchte. So gewann der Böhme Oesterreich mit Steiermark und Krain, und als er nach dem Tode seines Vaters König von Böhmen (wozu Mähren gehörte) geworden war, auch noch Kärnthen nach dem Tode des letzten kinderlosen Herzogs zu seinen Besitzungen fügte (1269), war er bei weitem der mächtigste Fürst in Deutschland. An das Recht des jungen Friedrich, Gertruden's Sohn, dachte Niemand. Es ist derselbe, der mit seinem Freunde Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel starb; wegen seiner Ansprüche heißt er in der Geschichte auch Friedrich von Oesterreich.

Wie das alte Sachsen, d. h. Niedersachsen und Westphalen, mit Heinrich's des Löwen Aechtung zerfiel, und dessen Nachkommen nur Braunschweig und Lüneburg behielten, hat die bisherige Geschichte gezeigt. Aus dem alten Sachsen gingen die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Osnabrück, Verden, Paderborn und Münster, die Grafen von Holstein und Oldenburg, die Fürsten von Anhalt, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen 2c. als unabhängig hervor. Eben so wurden die Fürsten von Mecklenburg und Pommern, welche Heinrich der Löwe sich unterworfen hatte, von der Sächsischen Hoheit frei und Deutsche Reichsfürsten. Der Name des Herzogthums Sachsen aber, mit welchem bisher ein so großer und schöner Theil Deutschland's bezeichnet worden war, ging auf einige kleine Landstriche über, welche der von Kaiser Friedrich I. eingesetzte Herzog Bernhard von Ascanien (oben S. 72.) selbst besaß. Es war die kurz vorher den Slaven entrissene Umgegend von Wittenberg. Zu dieser ward zwar nach Bernhard's Zeiten noch das Lauenburgische gewonnen, aber bald wieder davon getrennt, indem zwei Linien entstanden, eine zu Lauenburg, und die andere zu Wittenberg, deren jede, trotz ihrer geringen Besitzungen, den herzoglichen Titel von Sachsen führte.

Die Markgrafen von Meißen waren ursprünglich Grafen von Wettin. Einer derselben, Konrad, tauschte 1144 das damals noch unbedeutende Leipzig von dem Bischofe von Merseburg ein. Im Laufe desselben Jahrhunderts erlangten diese Fürsten durch die Entdeckung der Silberbergwerke im Erzgebirge große Reichthümer, und im folgenden erwarb Markgraf Heinrich der Erlauchte Thüringen, als Neffe

des letzten Landgrafen, des Gegenkönigs Heinrich Raspe. Doch hatte er einen langwierigen Krieg mit einer andern Verwandten, der Herzogin Sophie von Brabant, zu führen, die zuletzt das bis dahin mit Thüringen verbunden gewesene Hessen für ihren noch unmündigen Sohn Heinrich erwarb, welcher Stammvater des jetzigen Hessischen Hauses wurde. Markgraf Heinrich der Erlauchte war der prächtigste Fürst seiner Zeit. Selbst Kaiser Friedrich II., als er seine Tochter Margarethe mit einem Sohne Heinrich's vermählte, erstaunte über den Glanz seines Hofstaats. Dieser Sohn war der (oben S. 169.) schon erwähnte Albrecht der Entartete, der von seinem Vater Thüringen erhalten hatte.

In der Reihe der ehemals Slavischen, während der Hohenstaufischen Zeit erst für das Christenthum und Deutsche Nationalität gewonnenen Länder wuchs besonders die Mark Brandenburg unter den Ascanischen Fürsten kräftig empor. Zwei wackere Brüder, Johann I. und Otto III., welche unter Friedrich II. und bis in das Zwischenreich herrschten, vergrößerten den Staat durch die Uker = und Neumark und die Oberlausitz, und sorgten für Anbau und Gewerbe. Auch hatten die Ascanier die nach Jahrhunderten so wichtig gewordene Lehnsherrlichkeit über Pommern erworben. — So entwickelten sich in unserm Vaterlande allmählig die Gestaltungen, welche wir in den späteren Jahrhunderten hier erblicken.

Im oberen Italien zerfiel das Staatsleben ohne alle zusammenhaltende Mächte in noch kleinere und gegeneinander ganz selbständige Kreise. Nachdem schon die Eroberungen der Römer die alten Stammesunterschiede vernichtet hatten, und dann selbst zu Grunde gegangen waren; nachdem auch durch die Ansiedelungen der Lombarden und Normannen nur ein allgemeiner Gegensatz des Nordens und Südens hervorgerufen war, fehlten hier die Momente, welche in Deutschland den Kern zu größeren Vereinigungen bildeten. Die Gewalt der geistlichen Herren über Adel und Städte war schon durch Konrad II. und durch den Kampf Heinrich's IV. und Gregor's VII. gebrochen worden. Ungehindert hatten die Stadtgemeinden seitdem ihre Selbständigkeit entwickelt, bis Friedrich I. es unternahm, sie in das alte Verhältniß zum Reiche zurückzubringen. Dieser Versuch mißlang, das Ende des Kampfes war die förmliche Bestätigung der meisten Rechte, welche die Bürger bis dahin usurpirt hatten. Zur Zeit Friedrich's II. hatte die neue Freiheit schon zu inneren Kämpfen geführt.

Fast überall erhob sich das geringere Stadtvolk gegen den städtischen Adel, der sich aus den Freien und den Lehnsleuten der ursprünglichen Gemeinde gebildet hatte; es stritt der Landadel gegen die Patricier, es befehdeten sich die städtischen Adelsfamilien unter einander. Um Unterstützung zu gewinnen, erklärte man sich für den Kaiser oder den Papst. Das Resultat aller dieser Bewegungen war, die Auflösung des noch übrigen Einflusses der Geistlichen auf die Städte durch Rechte und Güter, so wie die kaiserliche Gewalt schon längst gebrochen war. In den Guelfischen Orten mußte der Klerus große Opfer bringen, um seiner Partei die Oberhand zu erhalten, in den Gibellinischen wurde er stark gebrandschatzt. So bildete sich hier ein neues und einfacheres, mittelaltrigen Interessen schon sehr entfremdetes Staatsleben. Was nach den Hohenstaufen von Deutschland aus für Italien unternommen worden ist, hat nur vorübergehende Wirkung gehabt, und durch das Aufhören der ordnenden und zurückdrängenden Thätigkeit der Deutschen Kaiser ist der letzte Antrieb verschwunden, welcher die Italiener vor Erschlaffung und gänzlichem Auseinanderfallen bewahrt hatte. Doch haben die Deutschen noch bis auf diesen Tag nicht von Italien lassen können, noch heute erregt sie jenes Land zu vielfacher Bildung und mannichfachen Genüssen. Der fortdauernde Kriegszustand aber zwischen den Städten und den einzelnen Factionen zeigte damals bald das Bedürfniß größerer Einheit in der Führung der Staats- und Militärangelegenheiten, und eröffnete so allmählig mächtigen Adelsgeschlechtern die Aussicht, dereinst an die Spitze zu treten.

---

30. Eroberung Preußens durch den Deutschen Ritterorden *).

Auf das Streben der Franzosen und Italiener, ihrem Leben in den östlichen Ländern, an den Küsten des Mittelmeeres eine größere Entfaltung zu geben, ist oben hingedeutet worden. Aber während diese Gründungen in weiter Ferne und unter fremdartigen Verhältnissen schon wieder zu verschwinden beginnen, wurde auf gesicherterem Boden und nach längerer Arbeit Deutsche Sitte, Bildung und Sprache zugleich mit dem Christenthume siegreich über weite Länder am Baltischen Meere ausgebreitet, die bis dahin durch Glaube und Gesittung von

*) Nach Voigt's classischer Geschichte Preußens, Bd. I. bis III.

dem Kreise der in der Cultur fortschreitenden Nationen Europa's ausgeschlossen waren. Während Deutschland als Gesammtreich schon von der erstiegenen Höhe herabsinkt, werden hier Keime zu Staatenbildungen gelegt, welche im Laufe der Jahrhunderte den Schwerpunkt Deutschen Lebens vom Rheine weit nach Osten hinübergezogen haben.

Schon der Bekehrungseifer früherer Jahrhunderte hatte sich an dem Lande nord- und ostwärts von der Weichsel, berühmt als Vaterland des hochgeschätzten Bernsteins, versucht, aber ohne Erfolg. Die Bewohner desselben, seit dem elften Jahrhundert mit dem Namen Preußen belegt, obschon dem Ackerbau und mancher geselligen und bürgerlichen Ordnung nicht fremd, standen doch auf einer niederern Stufe der Bildung als die alten Germanen. Neben ihren Königen oder Reiks behaupteten die Oberpriester, Griwen genannt, deren es wahrscheinlich in jeder Landschaft einen gab, ein vorzüglich hohes Ansehen. Sie waren die obersten Richter, und die Befehle, die sie als Priester ertheilten, galten als der Wille der Götter. Der Griwe wußte dieses Ansehen durch das geheimnißvolle Dunkel, in welches er sich hüllte, zu erhalten und zu befestigen. So selten zeigte er sich dem Volke, daß ihn gesehen zu haben für ein hohes Lebensglück galt. Als nun diesen mächtigen Priestern, deren Herrschaft durch das Alter von vielen Jahrhunderten fest begründet war, die christlichen Glaubensboten entgegen traten, voll Demuth, ohne Pracht, Glanz und Macht, als Männer, die nur in Entsagungen und Entbehrungen ihre Tugend und ihr Verdienst suchten, als Lehrer, welche die waltenden Götter des Volkes taube und stumme Götzen nannten, und dagegen zur Verehrung eines Wesens ermahnten, das nicht zu schauen und nie zu begreifen war: da war es wohl nicht zu verwundern, wenn ihnen Mißtrauen und Haß entgegentrat, wenn ihnen ihr frommer Eifer mit Schmach und Verfolgung, ja mit dem Tode gelohnt ward. Einen solchen Märtyrertod starb im Jahre 997 der heilige Adalbert (Th. IV. S. 237.), der seinen bischöflichen Stuhl zu Prag wegen der zügellosen Rohheit der Böhmen verlassen hatte, und dem Evangelium unter den Preußen eine Stätte bereiten wollte; und elf Jahre nach ihm traf den Benedictiner Bruno dasselbe Schicksal. Im elften Jahrhundert suchten die Polnischen Herzoge sich die Preußen zu unterwerfen, aber erfolglos. Mußte das Volk auch zuweilen, durch die Gewalt der Waffen gezwungen, Tribut geloben und Geiseln stellen, so warf es doch das verhaßte Joch immer schnell wieder ab. So standen die Preußen auch im

Anfange des zwölften Jahrhunderts auf der Seite der Pommern, als diese ihre Unabhängigkeit gegen den Polnischen Herzog Boleslav III. Krzywousty (Krummmaul) zu vertheidigen strebten. Wenn ihnen das Bekenntniß des Christenthums zur Friedensbedingung gemacht ward, und dann einige der Vornehmeren die Taufe nahmen, so betrachteten sie es, eben weil es von ihren Feinden kam, nur als ein lästiges Joch, dessen sie sich stets wieder entledigten, so oft sie neue Kraft und neuen Muth in sich fühlten. Und diese Abneigung gegen den christlichen Glauben stieg noch höher, und wurde zum heftigen Abscheu, als sie sahen, welche Folgen das Christenthum in dem benachbarten Pommern, wo es seit 1124 durch die Bemühungen des Bischofs Otto von Bamberg festen Fuß gefaßt hatte, nach sich zog; welche schwere Lasten dort das Land jetzt drückten, welche Länderstrecken den Bewohnern entzogen wurden, um Kirchen und Klöster damit zu bereichern, wie die einwandernden Deutschen die fruchtbarsten Gegenden in Besitz nahmen, und auf alle Weise bevorrechtet, die einheimischen Slaven dagegen zurückgedrängt, verachtet und in Armuth gestürzt wurden, und Leben, Sitte und Sprache der Urväter erlöschen sehen mußten. Die Kraft dieses gesteigerten Volkshasses der Preußen mußte der Polenherzog Boleslav IV. erfahren (der Sohn des 1138 gestorbenen Boleslav III.), den wir schon oben (S. 54.) als Bekämpfer seines Bruders Wladislav kennen gelernt haben. Er faßte den Gedanken der Unterwerfung Preußen's wieder auf, fiel in das Land ein, und brachte viele der erschreckten Bewohner für den Augenblick zum Christenthum. Aber kaum war das Land von den fremden Kriegern verlassen, als sich das Volk auch wieder dem Glauben der Väter zuwandte. Da kam der ergrimmte Herzog von neuem mit großer Heeresmacht herbei, um das ganze störrige Volk zu vertilgen. Aber die Preußen lockten ihn in Sümpfe, wo das Polnische Heer sich bald von den erbitterten Feinden umgeben sah, und ohne nur Widerstand leisten zu können, entweder in den Morast versank, oder erschlagen ward. Nur mit wenigen Begleitern rettete sich der Herzog (1161).

Polen befand sich seit dem Tode Boleslav III. in einem Zustande heilloser Verwirrung. Reichstheilungen riefen zerrüttende Bruder- und Bürgerkriege und verderbliche Parteiungen unter den Großen hervor; alle Ordnung lös'te sich auf, Bildung konnte nicht aufkommen, und die einzelnen Theile des Landes waren schwach gegen die Nachbarn. So wurde im Jahre 1206, bei einer abermaligen Theilung des Landes,

Masovien ein unabhängiges Herzogthum, aber Herzog Konrad, dem es zufiel, ein leidenschaftlicher, grausamer, im Unglücke kraft- und rathloser Fürst, war nicht im Stande, sein durch die inneren Kämpfe ohnehin zerrüttetes Land gegen die Raub- und Plünderungskriege der seit jenen Unterjochungsversuchen erbitterten Preußen zu schützen, und fand eben so wenig bei den Nachbarn Hülfe.

Indeß waren im höhern Norden durch die Bestrebungen, dem Christenthume Eingang zu verschaffen, folgenreiche Veränderungen vorgegangen. Es war im Jahre 1158, als Kaufleute aus Bremen nach der Mündung der Düna kamen, und mit den Liven einen friedlichen Handelsverkehr anknüpften, den häufige Besuche befestigten. An den Handel knüpfte sich die Sache der Religion. Nach mehr als zwanzig Jahren begleitete die Bremer ein Augustinermönch Meinhard, ein hochbetagter Greis, aber noch voll frischen Muthes und jugendlicher Kraft. Er ging mit großer Behutsamkeit zu Werke, und trotz mancher Schwierigkeiten hatte das Bekehrungswerk Fortgang. In Ykeskola (Yrkul) errichtete er die erste christliche Kirche in jenen Gegenden. Als er aber von einer Reise nach Bremen, wo er auf des Papstes Geheiß zum Bischof der neuen Kirche in Livland geweiht worden war, zurückkehrte, fand er zu seinem großen Kummer sein Werk fast gänzlich wieder vernichtet. Die meisten der getauften Liven hatten sich an die Düna begeben, um durch das Wasser des Stromes, wie sie wähnten, die Taufe wieder von sich abzuwaschen. Nach Meinhard's Tode (1196) ging es seinem Nachfolger Berthold nicht besser; die erbitterten Liven schworen ihm den Tod, dem er sich nur durch schleunige Flucht entziehen konnte. Da ließ Papst Cölestin III. gegen die Liven das Kreuz predigen. Noch war die Zeit, wo diese Predigten großen Eindruck machten, wo jeder glaubte, im Streite für die Kirche das Ziel der Seligkeit zu finden. Da schien es denn Manchem erwünscht, das abgelegte Gelübde in Europa gegen ein minder furchtbares Völkchen, als der Glaubensfeind in Asien war, erfüllen zu können, und es kam ein nicht unbedeutendes Heer, welches die Liven mit den Waffen zum Christenthum nöthigte. Aber kaum hatte es den Rücken gewandt, so spotteten sie der erzwungenen Bekehrung von neuem, und die christlichen Geistlichen mußten aus dem Lande fliehen. Der neu erwählte Bischof für Livland, Albert, war dem schwierigen Werke weit gewachsener als seine Vorgänger, denn er verband mit großen geistlichen Tugenden Erfahrung in den Welthändeln, Besonnenheit und Klugheit.

Er kam (1199) an der Spitze eines neuen Kreuzheeres, und nöthigte die erschrockenen Heiden von neuem zu Friede und Taufe. Da er aber wol sah, wie große Erbitterung noch unter den Liven herrschte, wie schwer es halten würde, die festen Wurzeln des alten Götterglaubens auszureißen, und wie unzureichend der Schutz der nach Jahresfrist stets wieder heimkehrenden Pilgerheere gegen einen neuen sehr zu befürchtenden Abfall des Volkes sey; so beschloß er einen besondern Ritterorden zu gründen, dessen Zweck es seyn sollte, das Reich des Glaubens und der Kirche unter den Völkern des Nordens immer mehr zu verbreiten, und eine dem Landesbischof in jedem Augenblicke bereite Heeresmacht zu bilden. Innocenz III. gab gern seine Einwilligung, und so entstand der neue Orden der „Brüder des Ritterdienstes Christi," von dem Zeichen des Schwertes, welches sie, neben dem allen geistlichen Ritterorden gemeinsamen Kreuze, auf dem weißen Ordensmantel trugen, gewöhnlich Schwertbrüder genannt. In wenigen Jahren war die Zahl der Ordensgenossen schon ziemlich bedeutend. Daneben war der Bischof fortwährend bemüht, auch noch die Kreuzzüge nach Livland in Bewegung zu erhalten, und um den Christen einen festern Vereinigungspunkt zu gewähren, gründete er schon im Jahre 1200 die Stadt Riga. Indeß gedieh auch in der Folge das Werk der Bekehrung in Livland nur unter unaufhörlichen, schweren und harten Kämpfen. Zur Zerstörung des christlichen Glaubens und der Deutschen Herrschaft im Lande verbanden sich mehrmals mit den noch unbekehrten Liven nicht nur die umherwohnenden heidnischen Völker, die Esthen, Lithauer und Semgallen, sondern auch mehrere benachbarte Russische Fürsten, welche durch die Ausbreitung der Deutschen Macht in jenen Gegenden ihren bisher dort geübten Einfluß beeinträchtiget und zerstört sahen. Leider erhoben sich auch zwischen dem Bischofe und dem Orden Streitigkeiten, welche dem Fortgange der gemeinsamen Angelegenheit nachtheilig wurden. Da indeß alter Haß unter den verschiedenen heidnischen Völkern ihre Bündnisse immer wieder störte und zerriß, da sie kluger Leitung und geschickter Anwendung ihrer Kraft ermangelten, so blieb zuletzt doch der Sieg dem Kreuze. Daher gelang es dem Orden, sich nach einiger Zeit (1217) auch Esthland zu unterwerfen.

Diese Vorgänge überzeugten den Herzog Konrad von Masovien, daß auch die Preußen nur zu zähmen seyn würden, wenn man sie für das Christenthum gewönne, und so begünstigte er jeden darauf abzielenden Versuch. Unter seinem Schutze trat der Bernhardinermönch

Christian in der zunächst an Masovien grenzenden Preußischen Landschaft, dem Kulmerlande, als Bekehrer auf. Diesem gelang es zuerst, dem Evangelium hier einigen Eingang zu verschaffen, und als er sich darauf nach Rom begab, von dem Erfolge seines Werkes Bericht abzustatten, wurde er von Innocenz III. zum Bischof von Preußen ernannt. Aber auch er hatte den Schmerz, bei seiner Rückkehr seine Pflanzung durch Einfälle der heidnischen Preußen in großer Bedrängniß zu sehen. Es gelang ihm zwar, zum Schutze derselben ein Kreuzheer unter die Waffen zu rufen (1219), welches besonders das schon christliche Kulmerland, wo er in der Burg Kulm den Sitz seines Bisthums hatte, schützte. Aber kaum hatten diese Pilger den Rücken gekehrt, als auch die Preußen ihre zerstörenden Raubzüge wieder begannen. Eben so wenig wollte es dem Bischofe mit einer nach dem in Livland gegebenen Beispiele gestifteten Verbindung der „Ritterbrüder von Dobrin" gelingen, denn schon in den ersten Tagen seines Daseyns wurde dieser Orden fast gänzlich wieder vertilgt, indem die meisten Ritter in einer Schlacht wider die Preußen fielen. Die schwachen Reste der Dobriner Verbindung wurden in der Folge mit dem Deutschen Ritterorden verschmolzen.

Dieser Orden hatte sich damals, ein Menschenalter nach seiner Entstehung, schon zu großer Bedeutung erhoben, wie an Ansehen und Gewicht vor der Welt, so an Umfang und an Reichthum seines Einkommens und seiner Besitzungen. Der treffliche Hochmeister Hermann von Salza (oben S. 83 und 141.) genoß auf seltene Weise die hohe Achtung sowol des Kaisers Friedrich II. als der Päpste, und hatte von Beiden Beweise ausgezeichneter Gunst erhalten. Dieses Mannes, den er persönlich kannte, und des großen Ruhmes der Deutschen Ordensritter gedachte in seiner Noth der Bischof Christian, und rieth daher dem Herzoge von Masovien, diesen Orden zur Wehr seiner Grenzen wider die Preußen herbeizurufen. Dem Herzoge gefiel dieser Rath ungemein, und er schickte eine Gesandtschaft an den Hochmeister nach Italien um ihn, gegen das Erbieten der Schenkung des Kulmerlandes, aufzufordern, einen Theil seiner Ritter zur Bekämpfung der Preußen herbeizusenden. Nach reiflicher Ueberlegung entschloß sich Hermann, den Vorschlag anzunehmen, und Kaiser und Papst gaben nicht nur ihre Einwilligung, sondern der Erstere, den Ideen der Zeit über die Machtfülle der Römischen Kaiser *) zufolge, bestätigte dem Orden schon im Vor-

*) „Dazu, sagt Friedrich II. in der darüber ausgestellten Urkunde, hat der Herr un-

aus den völlig rechtmäßigen, von jeder Dienstlast völlig freien Besitz des Landes, welches er in Preußen erwerben würde. In Folge dieser Beschlüsse erschien 1228 eine Anzahl von Rittern bei dem Herzoge, unter dem tapfern, kriegserfahrnen und umsichtigen Hermann Balk, welchem der Hochmeister die oberste Leitung der Angelegenheiten des Ordens in Preußen anvertraute. Seine Nachfolger in dieser Würde führten den Titel: Landmeister. Es war nur eine sehr kleine Schaar, welche Hermann Balk herbeiführte, und es würde unbegreiflich seyn, wie diese wagen oder nur hoffen konnte, ein Volk zu unterwerfen, welches mehr Tausende zählte, als sie Einzelne, wenn ihr nicht die Macht der Ueberzeugung von dem unausbleiblichen Siege des Kreuzes über den Irrwahn der Götzendiener ein felsenfestes Vertrauen eingeflößt hätte. In den mühevollen und harten Kämpfen eines halben Jahrhunderts, die nun begannen, wurden die Ritter zwar öfters durch Deutsche Kreuzheere unterstützt; da diese Hülfe aber immer schnell wieder verschwand, so waren sie doch am meisten auf ihre eigenen Kräfte angewiesen.

Die ersten Niederlassungen der Ritter in dem Lande ihrer neuen Wirksamkeit waren die Burgen Vogelsang und Nessau auf dem linken Weichselufer. Im Jahre 1231 ging Hermann Balk über den Strom, ließ dort die Burg Thorn anlegen, und gewann von da aus das ganze Kulmerland. So verfuhr der Orden auch bei seinen folgenden Eroberungen. Zuerst errichtete er meistens eine Burg an einem passenden Grenzpunkte des Landes, dessen er sich zu bemächtigen strebte, um den christlichen Kämpfern vor allem einen festen Rückhalt und sichern Zufluchtsort zu gewinnen. Den kriegerischen Zwecken schloß sich die Civilisation an. Schon 1232 gründeten Deutsche Einzöglinge bei den Burgen Thorn und Kulm Städte, deren bürgerliche Ordnung und Verfassung der Orden in einer Urkunde, die Kulmische Handfeste genannt, bestimmte. Sie war ganz nach dem Vorbilde Deutscher Einrichtungen und Gesetze entworfen, und auf Deutsches Leben und Sitte berechnet, und wurde, da sie in der Folge auf die meisten Städte und Gebiete Preußen's ausgedehnt ward, ein wichtiges Beförderungsmittel für die Verbreitung und Einheimung der Deutschen Cultur in diesem Lande.

---

sere Kaisergewalt hoch über die Könige des Erdkreises emporgehoben und die Grenzen unserer Herrschaft durch die verschiedenen Zonen der Welt erweitert, auf daß wir Sorge tragen sollen, daß sein Name in Ewigkeit verherrlicht und der Glaube an das Evangelium auch unter die Heiden weit verbreitet werde."

Die Päpste verloren den Orden auch in der auf Preußen gewandten Richtung seiner Thätigkeit nicht aus den Augen, denn was er eroberte, war auch für die Herrschaft der Kirche gewonnen. Bestanden ihre Unterstützungen auch nur in Worten und Ermahnungen, so war doch diese Hülfe eine sehr wesentliche. Der Orden erhielt durch ihre steten Ermunterungen viele neue Glieder und Besitzungen, und von Zeit zu Zeit wurden auch noch immer Kreuzheere wider die Heiden in Preußen gebildet. Mit Hülfe eines solchen unter der Anführung des Markgrafen Heinrich's des Erlauchten von Meißen unterwarf sich der Orden die erste Preußische Landschaft, Pomesanien, und bald darauf, nach harten Kämpfen, auch eine zweite, Pogesanien. Ermüdet durch das Unglück des Krieges, verzweifelnd an ihrer Götter Macht und Beistand, hülflos in sich selbst, und verlassen von der Theilnahme der anderen Gebiete, unterwarfen sie sich der Herrschaft des Ordens, huldigten dem Christenthum im Empfang der Taufe, und stellten Geiseln für die Sicherheit ihrer Zusagen. Noch wurden die Neubekehrten milde und schonend behandelt. Die Ordensbrüder ritten im Lande hin und her zu Vornehmen und Armen, pflegten willfährig und mitleidig arme und kranke Preußen in ihren Hospitälern, sorgten für Wittwen und Waisen, schickten talentvolle Knaben nach Deutschland in die Schulen. In Pogesanien lockte der Handelsvortheil die Lübecker zu einer wichtigen Niederlassung. Bremen's und Lübeck's Verkehr nämlich nahm im zwölften Jahrhundert besonders nach dem Baltischen Meere seine Richtung, und so ward denn die Gelegenheit, die sich hier zur Erweiterung dieses Verkehrs darbot, mit Freuden ergriffen. An einem für den Handel ganz besonders glücklich und günstig gelegenen Ort war 1237 eine neue Stadt, Elbing genannt, gegründet, und schon nach wenigen Jahren erhob sie sich zur Blüthe.

Eine neue Verbreitung seines Einflusses erhielt der Orden um diese Zeit durch die Vereinigung mit den Schwertbrüdern in Livland. Diese Ritter hatten an den Russen hartnäckige Feinde zu bekämpfen, deren sie sich nur mit Mühe erwehrten: noch schlimmer aber waren die wilden Verheerungszüge der Litthauer, welche dieses rohe Volk unter Freveln und Gräueln aller Art unaufhörlich fortsetzte. Dazu kam ein unleidliches Verhältniß zu dem herrschsüchtigen Bischof Albert, welcher die Ritter nur als Werkzeuge für seine Pläne betrachtete, jedes Emporstreben des Ordens zu unterdrücken trachtete, und ihm für alle seine Mühe kaum etwas mehr gönnte, als was zur spärlichen Erhaltung

nöthig war. Da stieg in dem Ordensmeister Volquin der Gedanke auf, seine ritterliche Stiftung mit dem Orden der Deutschen Herren zu vereinigen. Die Ausführung fand anfangs große Schwierigkeiten. Als aber die Schwertbrüder 1236 von den Lithauern eine große und schwere Niederlage erlitten, in welcher auch der ritterliche Held Volquin fiel, so daß Furcht und Entsetzen sich aller Christen in den benachbarten Landen bemächtigte, und Allen der Untergang der jungen Kirche in Livland unvermeidlich schien, wenn nicht eiligst neue Hülfe herbeikomme: da betrieb auch der Papst, in der Meinung, daß diese Hülfe nur vom Deutschen Orden geleistet werden könne, die Vereinigung eifrig. Im nächsten Jahre kam sie zu Stande, und der unermüdet thätige Hermann Balk erschien an der Spitze einer Ritterschaar in Livland, sicherte das Land, und ordnete die Verhältnisse. Mit dem Könige Waldemar II. von Dänemark, der früher an der Eroberung Esthland's Theil genommen hatte, und jetzt seine Ansprüche auf diese Provinz mit den Waffen geltend machen wollte, ward ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen ihm das nördliche Esthland abgetreten ward. Nach dieser Beruhigung Livland's war die Hoffnung vorhanden, daß der Orden künftig, nach Bezwingung der dazwischen liegenden Preußischen Landschaften, mit dieser seiner neuen Stiftung in unmittelbare Berührung werde treten können; es war ihm aber auch die Bürde neuer Sorgen und Kämpfe auferlegt.

In Preußen erwarb der Orden nach dem Tode Hermann Balk's (er und der Hochmeister Hermann von Salza starben in einem Jahre, 1239), unterstützt von einem Kreuzzuge unter dem Herzoge Otto von Braunschweig, nach harten Kämpfen die Provinzen Warmien (Ermland), Natangen und Galindien. Auch an diesen Kreuzzug hatten sich wieder viele Deutsche mit Weib und Kind in der Absicht angeschlossen, sich in Preußen niederzulassen. Den Ordensrittern waren solche Einzöglinge sehr erwünscht; sie gaben ihnen reichliches Besitzthum mit besonderen Vorrechten und Freiheiten. Diese Begünstigung erweckte den Neid der Eingebornen, die ohnedies, nachdem der erste Sturm des Krieges vorüber war, das ihnen gefallene Loos schrecklich und unerträglich fanden. Der oberflächliche, in einigen halb oder gar nicht verstandenen Formeln bestehende Unterricht im Christenthum, welchen die Neubekehrten erhielten, konnte unmöglich hinreichen, die Liebe zu den alten Göttern, mit deren Dienste das vorige in unbeschränkter Freiheit und Fröhlichkeit hingebrachte Leben innig verwandt war, aus den Gemüthern

zu verdrängen. Gegen diese Vergangenheit schien ihnen ihr nunmehriges, von allen eingewurzelten Neigungen losgerissenes Daseyn leer und trostlos. Auch vergaß der Orden schon jetzt der früher geübten Milde, und fing an, das Volk mit einer gewissen Strenge und Härte zu behandeln. Kein Wunder daher, daß Groll und Ingrimm sich der Herzen bemächtigten, und der Gedanke der Rache und Vergeltung sich im Volk immer mehr ausbreitete und immer tiefer wurzelte. Ein mächtiger Bundesgenosse erstand ihm in dem Herzoge Swantepolc von Hinterpommern (oder Pomerellen, von der Persante bis zur Weichsel). Dieser Fürst, der früher selbst zu den Eroberungen des Ordens vieles beigetragen hatte, wurde nun auf die wachsende Macht desselben eifersüchtig. Schon hatte das Deutsche Wesen im westlichen Pommern die alte Sprache, Sitte und Verfassung verdrängt, oder doch bedeutend verändert; jetzt sah er im östlichen Nachbarlande, in Preußen, durch das Herbeiströmen einer Menge neuer Bewohner aus Deutschland dieselbe ihm und seinem Volke fremde Nationalität wachsen und sich befestigen, und fürchtete von allen diesen Veränderungen üble Folgen für seines Landes Sicherheit und Unabhängigkeit. Bei dieser mißtrauischen und feindseligen Stimmung konnte es, da sich die beiderseitigen Grenzen so nahe berührten, nicht an Verletzungen, manchem kleinlichen Hader und Zwist fehlen. Nunmehr, wo sich die Preußen mit Klagen über die vom Orden erfahrenen Bedrückungen an ihn wandten, freute er sich der Gelegenheit, den Ordensrittern unter dem Scheine des Rechts entgegentreten zu können, indem er als Beschützer der Unterdrückten auftrat, und sich dabei auf die ausdrücklichen Verordnungen des Papstes stützte, daß die Neubekehrten mit Milde und Liebe behandelt werden sollten. Und kaum vernahmen die Preußen, daß der Herzog Krieg gegen den Orden bereite, als vom Drange des Freiheitsgefühls und von Racheburst getrieben Alles zu den Waffen griff, dem Gekreuzigten entsagte, den alten Göttern zueilte, den alten Priestern vertraute. Eine allgemeine Empörung erhob sich, überall wurden die errichteten Zwingburgen umlagert. Nun brach auch der Herzog hervor, und Verheerung, Raub, Brand und Mord gingen von allen Seiten furchtbar über das ganze Ordensland hin. Nur noch auf fünf Burgen hielten sich die Ritter, alle übrigen hatten die ergrimmten Preußen erstürmt und die Besatzungen erschlagen. Da gab ein hochbetagter Held, der Marschall Dietrich von Bernheim, dem kleinen Häuflein der Deutschen durch kühne Thaten und Erfolge wieder Muth. Und zum Glück für den Orden

erhoben sich jetzt die Polnischen Herzoge, ja seine eigenen Brüder wider Swantepolc, wodurch er zum Frieden genöthigt ward (1243). Aber es blieb nicht lange dabei, denn der Herzog behielt seine Gesinnung wider die Ritter, und es erfolgte noch eine Reihe von Kämpfen, die das Land durch fortgesetzte verheerende Einfälle der Pommern in einen furchtbaren Zustand brachten. Erst nachdem der Orden, auch durch die Unterstützung neuer Kreuzfahrer aus Deutschland, kräftiger gegen den Herzog auftrat, und die durch ihn angerichteten Verwüstungen durch vergeltende Raubzüge in sein Land erwiederte, erkannte er, daß er nicht bloß jene Ritterschaaren zu bekämpfen habe, die der Orden nach Preußen gesandt hatte, sondern alle die Stützen, die dieser in dem Geiste fand, der durch das Jahrhundert ging, in der Kampf- und Fehdelust der Zeit, in dem Glauben an das seligmachende Verdienst des mannhaften Streites für Kirche und Evangelium, in dem Wohlgefallen an den abenteuerlichen Kriegen mit den Heiden. Nachdem nun der Herzog in einem abermaligen Vergleiche (1248) gelobt hatte, niemals wieder gegen die Ritter mit den neubekehrten Preußen in ein Bündniß zu treten, konnte der Orden an die Unterwerfung der abgefallenen nördlichen Landschaften denken. Ganz ermattet und entmuthigt schlossen die Preußen 1249 mit den Rittern einen förmlichen Friedensvertrag, in welchem ihnen, so lange sie dem christlichen Glauben und dem Orden treu bleiben würden, völlige persönliche Freiheit und das Recht, Eigenthum zu erwerben, zugestanden ward. Einige Jahre vorher waren auch, nach manchem Zwist und Hader, die kirchlichen Verhältnisse des Landes geordnet worden. Jener Bischof Christian, welcher den Gedanken, die Deutschen Ritter herbeizurufen, zuerst gehegt hatte, war nun in Zwietracht mit ihnen gerathen, denn er war keinesweges frei von Neid, hierarchischer Herrschlust und Eigennutz. Er hatte schon früher Klagen wider den Orden vor den Römischen Stuhl gebracht, doch ohne Erfolg. Da er aber in seinen Anmaßungen fortfuhr, erklärte sich Innocenz IV. 1243 in einer Bulle auf das entschiedenste wider ihn. Diese Bulle enthielt zugleich die Grundzüge der kirchlichen Verfassung Preußen's. Ihr zufolge wurde das ganze Land in vier Bisthümer getheilt. Die Kulmische, die Pomesanische und die Ermländische Diöcese umfaßten das bereits eroberte Gebiet, eine vierte sollte die noch zu unterwerfenden Landschaften begreifen.

Unter diesen Landschaften faßte der Orden zunächst das wichtige Samland ins Auge. Um die Verbindung der Samländer mit den

benachbarten von uralter Zeit her stammverwandten Samaiten zu verhindern, wurde die Burg Memel erbaut, an die sich bald auch ein Stadt anschloß, und als nun im Jahre 1255 der König Ottokar von Böhmen und dessen Schwager, der Markgraf Otto III. von Brandenburg, mit einem neuen zahlreichen Kreuzheere in Preußen erschienen, wurde Samland zur Unterwerfung gezwungen. Eine neue dort erbaute Feste wurde aus Dankbarkeit gegen den ritterlichen König Königsberg genannt. Der daselbst eingesetzte Comthur hatte mit der geringen Besatzung, dem erbitterten Volke gegenüber, einen schweren Stand. Er verfuhr daher mit größter Mäßigung, Milde und Schonung, und suchte besonders das Vertrauen und die Ergebenheit des edlen Herrenstandes der Preußen zu gewinnen, indem er diesen Angesehenen und Vornehmen nicht nur den fernern und ungestörten Besitz aller ihrer bisherigen Güter fest verbürgte, sondern diesen Besitz hie und da auch noch ansehnlich vergrößerte. Dadurch wurde die reichste und viel geltende Klasse der Eingebornen mit seinem ganzen Interesse gegen das gemeine Volk an die Sache des Ordens gekettet. Die Bekehrung aber, die das Volk dem neuen Leben am meisten hätte zuführen und mit ihm befreunden sollen, war eine erzwungene und ganz äußerliche, denn der Geist des Christenthums blieb ihm bei dem Mangel an aller Belehrung fremd, und was vorläufig erreicht wurde, war nur, daß der Grundbau des alten Lebens immer mehr zusammenbrach.

Der Orden war daher immer noch weit von seinem Ziele. Die völlige Befestigung seiner Herrschaft in Preußen machte die Unterwerfung der noch freien und unberührt gebliebenen Landschaften nöthig; die weiten Grenzen waren schwer zu sichern, die Stimmung der schon unterworfenen Gebiete bedenklich, die Verluste, die der Orden an seinen in den Kämpfen gefallenen Brüdern erlitten hatte, bedeutend. Das Mittel der Kreuzpredigten war schon abgenutzt und brachte keine erhebliche Wirkung mehr hervor. Die Päpste bemühten sich zwar nicht ohne Erfolg, dem Orden neue Mitglieder zu verschaffen, aber es waren unter diesen auch Menschen, deren früherer Wandel nichts weniger als löblich, ja selbst mit schweren Verbrechen angefüllt war, die daher der Verbindung mehr schädlich als nützlich wurden. Und je mehr der Römische Stuhl auf diese und andere Weise den Orden zu unterstützen trachtete, je heftiger erwachte der Neid der herrschsüchtigen Geistlichkeit. Durch Ränke und Schliche, durch List und Umtriebe suchte sie den Orden zu beeinträchtigen und seine Rechte zu schmälern. Wenn aber

die Anklagen, die sie wider ihn erhob, meistens ungegründet waren, so brach dagegen die große Gefahr, welche die Preußen ihm jetzt bereiteten, keinesweges ohne sein Verschulden über ihn herein. Um die Burgen, welche anfangs in der Eil nur leicht errichtet worden waren, nunmehr fester zu bauen, vermehrte man die Frohndienste des Volkes und damit zugleich seinen Groll und seine Erbitterung, die noch höher stiegen, als die Lässigen und Widerspenstigen mit unzeitiger Strenge durch Wegnahme ihrer Kinder bestraft wurden. Der Zustand der Neubekehrten war in der That jammervoll. Ihre Felder waren durch die wilden Kriegsstürme fast alle verwüstet, der Ackerbau hatte sich noch nirgends wieder erhoben, und die Ritter selbst, geschweige das Volk, mußten oft mit Mangel kämpfen. Und für die Erhaltung eines solchen Lebens voll Kummer, Noth und Trübsal sollten nun die unglücklichen Eingebornen alle ihre Kräfte opfern, sollten die Kreuzheere ernähren, die nur herbeikamen, ihnen die Fesseln enger anzulegen, sollten die Burgfesten verstärken, von denen ihr Unglück ausging. Kein Wunder, wenn der Entschluß, Alles an die Wiedererringung der verlorenen Freiheit zu setzen, sich in ihren Gemüthern immer mehr befestigte.

Als diese feindselige Stimmung sich dem Ausbruche nahete, geschah, daß der Lithauische Fürst Mindowe, der früher den christlichen Glauben angenommen hatte, und mit dem Königstitel geschmückt worden war, wieder zum Heidenthum abfiel, den Orden bekriegte, und 1261 an der Durbe einen großen Sieg über ihn davontrug. Und als nun gleich nach dieser schweren Niederlage ein Ordensvogt am frischen Haff eine Anzahl edler Preußen auf seine Burg lockte, und sie dort in Flammen umkommen ließ, mit der Beschuldigung, daß sie eine Verschwörung wider sein Leben angestiftet: da erhob sich der Aufruhr von den Gestaden Samland's bis an die Grenze Pomesanien's. Die Kirchen wurden niedergerissen oder verbrannt, die heiligen Geräthe geraubt, die Priester aufs grausamste ermordet. Alle Landbewohner, Christen und Deutsche, die nicht eiligst Rettung in einer nahen Ordensfeste finden konnten, wurden theils jammervoll erwürgt und erschlagen, theils in Sklaverei hinweggeführt. Die Ritter waren größtentheils auf die nächsten Umgebungen ihrer Burgen beschränkt, in diesen nicht einmal auf lange Zeit mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, und ganz außer Stande, dem Feinde mit Macht entgegenzutreten. Nur das Kulmerland und Pomesanien blieben treu, weil dort meist Deutsche Einzöglinge wohnten. Trotz einiger durch Papst Urban's IV.

Bemühungen aus Deutschland herbeigekommenen Hülfe blieben die Preußen siegreich, und mit ihren Siegen wuchs das Vertrauen zu den alten Göttern und ihre Zuversicht. Durch Hungersnoth kam eine Burg nach der andern in ihre Hände, und mit jeder sank ein Pfeiler der Ordensherrschaft nieder. Mehr und mehr wurden des Ordens spärliche Kräfte in täglichen Kämpfen verzehrt gegen einen Feind, der seine Schaaren immer leicht ersetzen, seine Bedürfnisse ohne Mühe befriedigen konnte. König Ottokar von Böhmen erschien zwar auf vielfache Ermahnungen des Papstes 1267 mit einem Heere, aber selbst die Elemente schienen die Sache der Preußen zu begünstigen. Das Land war damals noch so sehr mit Sümpfen und Morästen angefüllt, daß es nur bei starker Winterkälte möglich war, mit einem Kriegsheere in die Wälder und Schlupfwinkel des Feindes einzudringen. Dieser Winter aber war so gelinde, daß die Preußen in ihren Zufluchtsörtern, wohin sie sich sämmtlich zurückgezogen hatten, unangreifbar blieben, und Ottokar mußte wieder heimziehen, ohne den früher in diesem Lande erworbenen Siegesruhm durch neue Thaten vermehrt zu haben. Des Ordens Lage wurde immer schlimmer und verzweifelter, und auch das ganze christliche Kulmerland litt durch jährliche Verheerungszüge des mit steigender Zuversicht kämpfenden Feindes unsäglich.

Doch dem Christenthume und der Bildung war in Preußen nicht bestimmt zu erliegen und wieder unterzugehen. Noch schloß der Orden eine Anzahl tapferer Männer in sich, die von hohem, unbezwinglichem Geiste erfüllt auch in der härtesten Bedrängniß nicht verzweifelten, und als 1270 der Marschall Konrad von Thierberg, ein tapferer, besonnener, unerschütterlich fester Mann, die Anführung erhielt, kehrte das entwichene Glück allmählig wieder zu den muthig Ausharrenden und den christlichen Panieren zurück. Auch aus Deutschland kam jetzt wieder Hülfe, die tapfersten Preußischen Häuptlinge fielen, und schon nach einigen Jahren war die schwere Prüfungszeit des Ordens überstanden, das ganze Land, so weit es früher erobert war, von neuem unterworfen, bald auch zwei neue Landschaften, Nadrauen und Schalauen dazu erobert. In den Rittern hatte sich während der Unglücksjahre mehr als je die Ueberzeugung befestigt, daß zur Sicherheit ihres Bestehens und ihrer Schöpfung das Heidenthum mit den Wurzeln ausgerissen und völlig vertilgt werden müsse. Darum nahmen die Kämpfe jetzt einen noch viel hartnäckigeren Charakter an, und wurden zu wahren Vernichtungskriegen. So war Nadrauen nach der Erobe-

rung ein fast zur Wüste umgewandeltes Land, und als Pogesanien, bei einem 1277 von neuem ausbrechenden aber bald gedämpften Aufstande, am hartnäckigsten blieb, wurde dieser ganze Strich mit Raub und Brand verheert, und alle Bewohner, deren man sich nur irgend bemächtigen konnte, hinweggeführt. Dagegen wurde aber auch in den Tagen des Friedens, als das Heidenthum nun immer ermatteter zusammensank, und nur noch in einzelnen Zuckungen lebte, mit großer Sorgfalt dahin gewirkt, den zerstörten Anbau wieder herzustellen, und die Cultur in schöneren Blüthen emporsteigen zu lassen.

Nur noch eine Preußische Landschaft war übrig, Sudauen, dessen Bewohner, stärker und tapferer im Kriege als alle anderen, wol ahneten, was auch ihnen bevorstand, und daher selbst den Krieg durch verheerende Einfälle in das Kulmische Land begannen. Um so mehr Antrieb für Konrad von Thierberg, diesen trotzigen Feind in seinem eigenen Gebiete aufzusuchen. Es war ein so wichtiges als schwieriges Unternehmen, aber doch nach einigen Jahren (1283) vollendet. Als der letzte Sudauische Häuptling sah, daß er jeden Gedanken, das Vaterland zu vertheidigen, fahren lassen müsse, beschloß er, es ganz aufzugeben, verheerte den heimathlichen Boden, so weit er konnte, mit Feuer und Raub, und wanderte mit seinem ganzen Volke aus nach Lithauen, um nie wieder zu kehren. Auf lange Zeit herrschte in Sudauen die Stille der Wüste und die Ruhe des Grabes.

In solcher Weise hatte der Orden nach einem drei und funfzigjährigen Kampfe ganz Preußen sich unterworfen, und für Christenthum und Deutsche Bildung gewonnen. Das Loos, welches den alten Landeseinwohnern, so viel das Schwert und der unsägliche Jammer des langen Krieges davon übrig gelassen hatte, fiel, war sehr verschieden, im Ganzen jedoch die Lage der Unterworfenen, in so fern sie ihr völlig niedergetretenes und vernichtetes Volksleben verschmelzen konnten, nicht schlimmer, als die des Volkes in Deutschland, in manchem Betracht sogar milder und leichter. Die ehemaligen Edlen Preußen's, Withinge genannt, welche dem Orden Treue und Ergebenheit bewahrt hatten, genossen fortwährend große Vorrechte und Begünstigungen. Ihre alten Erbgüter besaßen sie frei von Verpflichtungen und Leistungen; für andere Besitzthümer, die ihnen, sammt einer Anzahl darauf sitzender Familien als ihren Gutsunterthanen, vom Orden zugewiesen waren, standen sie zu diesem in dem Verhältnisse dienstpflichtiger Lehnsmannen, und mußten die Kriegsfolge leisten. Ihnen zunächst

standen die Freilehnsleute, die in Rücksicht auf ihren ländlichen Besitz von der Zehntleistung und von bäuerlicher Arbeit befreit waren. Noch eine besondere Classe von Gutsbesitzern aus Preußischem Stamme bildeten die Kölmer, so genannt, weil sie ihren Besitz auf Kulmisches Recht erhielten, und zu Zehnten und Zins verpflichtet waren. Die gesammte übrige Masse der alten Preußen bildete den Stand der Bauern und Hintersassen, zu welchen der Orden auch alle diejenigen der ehemaligen Edlen hinabdrückte, die sich ihm besonders feindlich bewiesen hatten. Sie waren die unmittelbaren Gutsunterthanen des Ordens, ihm zu verschiedenen Leistungen und Lasten verpflichtet, oder von ihm mit diesen Verpflichtungen jenen verdienten Preußen aus adeligem Stamme überwiesen. Die Deutschen Einzöglinge erhielten die ihnen überlassenen Güter unter der Bedingung, Zehnten und Zins davon zu entrichten. Aus denen unter ihnen, die von edelen Geschlechtern Deutschland's stammten, gingen die Landesritter hervor. Andere Deutsche Ansiedler bildeten einen Deutschen, im Verhältniß zu dem Preußischen sehr begünstigten, Bauernstand, und gaben dem Geiste, der Art, Sitte und Sprache ihres Vaterlandes in Preußen erst feste Grundlage und Haltung. Nur durch diese ward es möglich, in dem wüsten und verödeten Lande wieder ein frisches und regsames Leben, und mit ihm neuen Wohlstand hervorzurufen. Wie durch die Deutschen auch Bürgerthum und Städte entstanden, ist schon erzählt.

Ein so ausgedehntes Gebiet unter der Herrschaft eines geistlichen Ritterordens, als eigentlichen Landesherrn zu sehen, ist eine in der Geschichte einzige Erscheinung. Der Hauptsitz des Ordens war damals noch in Akkon. An der Spitze der Verwaltung in Preußen stand der Landmeister, der aber in allen Angelegenheiten von irgend wichtiger Bedeutung ohne den Beirath und die Zustimmung der übrigen angesehenen Ordensbeamten nichts beschließen durfte. An Rang und Würde folgte auf ihn zunächst der Ordensmarschall, der in der Kriegführung mit ihm abwechselte. Jeder Ordensburg und dem von ihr abhängigen Bezirke war ein Comthur vorgesetzt. Die bischöflichen Landestheile blieben abgesondert, und standen nicht unter dem Orden; doch gewann dieser in drei derselben einen entschiedenen Einfluß, indem er die bischöflichen Stühle sowohl als die Domcapitel mit Ordensbrüdern zu besetzen wußte, und nur in Ermland wollte ihm dieses Bestreben nicht gelingen.

---

31. Ludwig der Heilige, und sein erster Kreuzzug.
(1226—1254.)

Der lange Zeitraum der Regierung Friedrich's II. in Deutschland und seiner nächsten ohnmächtigen Nachfolger war für das benachbarte Frankreich ein Zeitraum kräftiger Entwickelung, fast nur durch einen einzigen König ausgefüllt, der ein Vorbild von Gerechtigkeit, Frömmigkeit und ritterlicher Tugend war. Philipp August war 1223 gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig VIII. hatte noch bei Lebzeit seines Vaters einen Zug nach England und eine Kreuzfahrt gegen den Grafen von Toulouse unternommen (o. S. 135.). In denselben Richtungen bewegte sich seine Thätigkeit als Regent. Er brach schon im ersten Jahre seiner Herrschaft in Poitou ein, und eroberte die letzten Besitzungen der Engländer in Frankreich bis auf die Gascogne. Amalrich von Montfort (o. S. 111.), der durch Raimund VII. so bedrängt worden war, daß er nur mit Geld einen freien Abzug aus dem belagerten Carcassone hatte erkaufen können, übertrug in dieser Lage alle von der Kirche seinem Vater und ihm ertheilte Rechte auf Toulouse dem Könige von Frankreich (1224). Ludwig empfing das Kreuz aus den Händen der päpstlichen Legaten, und die Predigten der Geistlichen und Mönche brachten ein Heer von funfzigtausend Reitern und vielem Fußvolk gegen die Ketzer zusammen (1226). Nach dreimonatlicher Belagerung ward Avignon, das damals noch zum Deutschen Reiche gehörte, eingenommen, der König drang weiter vor, aber schon im November überraschte ihn der Tod. Sein Sohn Ludwig IX. zählte erst vierzehn Jahre. Bis zu seiner Großjährigkeit, und auch wol noch etwas darüber hinaus, führte seine kluge Mutter Blanca von Castilien, unterstützt von dem trefflichen Kanzler Guerin, die Regierung. Die Widerspenstigkeit der Barone in den nördlichen Provinzen wurde schnell beseitigt und mit Raimund VII. von Toulouse ward endlich ein Friede geschlossen, in welchem er dem König einen ansehnlichen Theil seiner Grafschaft abtreten mußte. Was ihm blieb ward so gestellt, daß es gleichfalls an die Französische Krone fallen konnte, denn er mußte seine Tochter und Erbin an Ludwigs IX. zweiten Bruder, den Grafen Alfons von Poitou verheirathen. Das war das Ende der Albigenserkriege, nach zwanzigjähriger Dauer. Die Besitzungen der Krone erstreckten sich jetzt bis zum Mittelmeer. Allein die höhere Bildung, der Gewerbfleiß, der bessere Landbau, durch welchen

sich diese Gegenden bisher vor den übrigen Ländern Frankreich's ausgezeichnet, waren mit den Ketzern durch die unsäglichen Verheerungen des Krieges vernichtet; der Norden eilte dem Süden vielmehr jetzt voran, und bis auf den heutigen Tag stehen die Ufer der Rhone und Garonne an Volksbildung und Landescultur weit hinter denen der Seine und Somme zurück.

Im Jahre 1236 erreichte Ludwig das Alter der Mündigkeit, das vier und zwanzigste Jahr. Anlage und Erziehung, welche von Geistlichen geleitet worden war, ließen die religiöse Richtung der Zeit bei ihm entschiedener und vollkommener als bei irgend einem andern Herrscher des Mittelalters hervortreten. Desto unbefangener und leidenschaftsloser überblickte er die weltlichen Verhältnisse. Seine Hauptsorge war die Herstellung der Ruhe und Sicherheit im Inneren seines Reiches. Er schritt zu dem Ende auf der von seinen Vorgängern betretenen Bahn fort, das Königthum über die Vasallen zu erheben. So befahl er zur Beförderung der Einheit in seinen Staaten den Normannischen Baronen, welche Lehen in Frankreich und England zugleich besaßen, entweder die einen oder die anderen aufzuopfern, weil nach dem Ausspruche der Schrift Niemand zweien Herren dienen könne, eine dem Lehnswesen bisher ganz fremde Neuerung. Eben so verbot er die Vermählung vornehmer Vasallentöchter mit Fremden, und verstopfte auch dadurch eine Quelle unendlicher Unruhen. Vor allem war er auf eine bestimmtere Ordnung im Gerichtswesen bedacht, und das unter seiner Regierung in Frankreich wie in anderen Ländern emporkommende Studium des Römischen Rechts gab Gelegenheit zu wichtigen Verbesserungen.

Als die Nachricht von der furchtbaren Zerstörung Jerusalem's durch die Chowaresmier nach Europa kam, lag Ludwig schwer darnieder an einem heftigen Fieber. Er verlangte sogleich mit dem Kreuze bezeichnet zu werden. Nicht lange danach genas er. Nur mit Mühe ließen sich die weltlichen und geistlichen Herren bewegen, seinem Beispiele nachzufolgen und Ludwig glaubte sich endlich genöthigt, ihre Zahl durch List zu vermehren. Es war damals Sitte, daß der Hof am Weihnachtsmorgen vom Könige mit Pelzmänteln beschenkt ward. Ludwig ließ diesmal die Messe sehr früh anfagen; die Edlen und Herren empfingen die Mäntel noch während der Dunkelheit und sahen in der Kirche beim Schein der Lichter mit Verwunderung goldene Kreuze darauf gestickt. Schamgefühl und Ehrgeiz hielten sie ab, wie-

der zurückzutreten. Die Staatsverwaltung übertrug er seiner Mutter Blanca; seine Gemahlin Margaretha von Provence begleitete ihn, und nach langen Vorbereitungen schiffte sich endlich das Kreuzheer am 25. August 1248 bei Aiguesmortes ein. Ein günstiger Wind brachte die Flotte in der Mitte des Septembers nach Cypern, dessen König, Heinrich von Lusignan, ein Nachkomme Guido's (o. S. 88.), seine Landsleute mit großer Pracht in seine Hauptstadt Nikosia einführte. Man mußte hier bis zum Frühjahr liegen bleiben, und Ludwig beschloß, da Nodschmeddin Eyub nach der Eroberung von Jerusalem auch das Reich von Damaskus sich unterworfen hatte (o. S. 142.), denselben im Hauptsitze seiner Herrschaft, in Aegypten, anzugreifen. Am Donnerstag nach Pfingsten des Jahres 1249 warfen demnach die Pilger im Angesicht von Damiette die Anker aus. An der Küste lag die ganze Aegyptische Flotte ausgebreitet, bereit, sich der Landung aus allen Kräften zu widersetzen. Auch fehlten über zwei Drittheile der achthundert großen und kleinen Schiffe, mit welchen Ludwig von Cypern ausgelaufen war. Sie waren durch Stürme verschlagen worden und fanden sich erst später nach und nach wieder ein. Dennoch wurde der Angriff beschlossen, und am andern Morgen glücklich ausgeführt. Ludwig sprang selber, wie die ganze Ritterschaft, bis an die Brust ins Wasser. Die Aegyptische Flotte floh den Nil herauf, auch die Landtruppen leisteten nur unbedeutenden Widerstand, und überließen sogar die Stadt den Franzosen. Der fromme Ludwig hielt seinen feierlichen Einzug in dieselbe am ersten Sonntage nach Trinitatis, mit bloßem Haupt und Füßen, von seiner Gemahlin, seinen Brüdern, dem Könige von Cypern, dem päpstlichen Legaten, dem Patriarchen von Jerusalem und vielen andern geistlichen und weltlichen Herren begleitet. Die Moscheen wurden sogleich zu Kirchen geweiht; ein Bischof ward gewählt, Stiftsherren eingesetzt und durch die Sorge des Königs mit Einkünften und Geräthschaften des Kultus reichlich versehen.

Mit den weiteren Eroberungen ging es langsam, theils weil die Ueberschwemmung des Nils eintrat, theils weil Ludwig noch Hülfe aus Frankreich erwartete, die ihm sein Bruder Alfons von Poitou zuführen sollte. So blieb man noch länger in Damiette, wo sich das Kreuzheer allen Arten von Ausschweifungen in solchem Grade ergab, daß der König dadurch tief bekümmert ward. Endlich, nachdem Alfons am 28. October mit vieler neuen Mannschaft gelandet war, ward am 20. November nach Cairo aufgebrochen, auf demselben

Wege, der vor dreißig Jahren die Deutschen Pilgerschaaren ins Verderben geführt hatte (oben S. 141.). Das Heer zählte zwanzigtausend Ritter und vierzigtausend Fußgänger. Die Flotte folgte auf dem Nil. Allmählig verstärkte sich der Widerstand der Saracenen, die besonders durch das den Kreuzfahrern unbekannte Griechische Feuer vielen Schaden anrichteten. So oft eine Ladung desselben geschleudert ward, fiel der heilige Ludwig auf seine Knie und betete weinend mit lauter Stimme: „Beau Sire, Dieu Jésus-Christ, garde moi et toute ma gent.“ Es wurden herrliche Thaten ritterlicher Tapferkeit in diesem Kriege verrichtet. Der allzu ungestüme Graf Robert von Artois, des Königs ältester Bruder, fiel mit zweihundert und achtzig Tempelherren in den Straßen der Stadt Mansura, in die ihn seine unbesonnene Verwegenheit vorangetrieben hatte. Der König zeigte ebenfalls persönlichen Muth; aber auch die größte strategische Unkunde. Man ließ sich wieder zwischen die Kanäle und Flußarme verwickeln, alle Bewegungen wurden äußerst langsam und ungeschickt ausgeführt und so sahen sich die Pilger endlich auch von Damiette abgeschnitten. In dieser Lage unterlag das Kreuzheer der Hungersnoth und ausbrechenden Seuchen. Ein Versuch zu entkommen mißlang, und während des dabei entstandenen Gefechtes, welches augenscheinlich die Niedermetzelung und das Verderben aller Franzosen herbeiführen mußte, erhielt Graf Philipp von Montfort Vollmacht vom Könige, Unterhandlungen zu versuchen. Er fand den Emir Zeineddin, an den er sich wendete, nicht abgeneigt. In diesem Augenblick rief ein Verräther, Namens Marcel, den Rittern, welche den Kampf noch fortsetzten, zu: „Ihr Herren, ergebt euch, der König befiehlt es; gebt ihn nicht dem Tode Preis!“ Die Ritter glaubten, daß dies wirklich der Wille des Königs sey und übergaben sogleich ihre Schwerter den Saracenen. Darauf wurden alle entwaffnet, der König selbst in der Stadt Minieh-Abuabdallah aufgehoben, und das ganze Französische Heer zu Gefangenen gemacht (April 1250) *). Moattam, der Sohn und Nach-

*) Die Königin Margarethe erwartete eben in Damiette ihre Niederkunft, als die Nachricht von dem Unglück ihres Gemahls einlief. In der Angst warf sie sich einem alten Ritter zu Füßen, und bat ihn um eine Gunst. Er versprach es mit einem Schwur. „Sire Chevalier, sagte sie darauf, je vous requiers sur la foy que vous m'avez donnée, que si les Sarazins prennent ceste ville, vous me couppiez la teste, avant qu'ilz me puissent prendre.“ Worauf der Ritter antwortete, er wolle es sehr gern thun, ja er habe selbst schon daran gedacht, so zu verfahren, wenn der Fall eintreten sollte. Zum Glück kam es nicht dahin.

folger des kurz vorher gestorbenen Nodschmeddin Eyub, verlangte von dem Könige für seine und seiner Leute Befreiung die Räumung aller Plätze in Syrien, die noch in christlichen Händen seyen, allein Ludwig antwortete, daß dies nicht von ihm, sondern von dem Kaiser Friedrich abhange. Hierauf forderte der Sultan die Uebergabe von Damiette und eine Million goldener Byzantiner, welches mit Freuden bewilligt wurde. So kam endlich auf dieser Grundlage ein Vergleich zu Stande, daß zwischen Moattam und allen Christen, die Syrischen mit eingeschlossen, ein zehnjähriger Waffenstillstand seyn, alle Gefangene, die seit dem Friedensschlusse Kamel's und Friedrich's gemacht wären, frei gegeben, Damiette geräumt, und achtmalhunderttausend Byzantiner oder ungefähr hunderttausend Mark Silbers bezahlt werden sollten. Den fünften Theil der Geldsumme hatte der Sultan erlassen.

Aber als man über Alles einig war, brach in Aegypten eine Empörung aus, durch welche die Franzosen in neue und größere Gefahr geriethen. Die Mamelucken, aus erkauften Sklaven gebildete Truppen, aus welchen die Sultane ihr Heer, besonders ihre Leibwache, seit einiger Zeit zusammengesetzt, und die an dem Siege über die Christen großen Antheil hatten, fanden sich durch den Stolz Moattam's und diesen ohne ihre Zustimmung gemachten Frieden beleidigt, und ermordeten den Sultan zum nicht geringen Schrecken der Pilger, die das gleiche Schicksal fürchteten. Endlich bestätigte der von den Mamelucken aus ihrer Mitte erwählte neue Herrscher, Malek el Moez*), den vorher mit Ludwig geschlossenen Vertrag, so weit er die Befreiung der Gefangenen betraf. Die Franzosen gingen nach Damiette, wo die Hälfte der Summe abgetragen ward. Der König schiffte darauf mit einem kleinen Theil seines Heeres nach Akkon, von wo er bald auch die zweite Hälfte der Schuld nach Aegypten sandte, aber ohne dafür die Freude zu haben, alle seine Leute befreit zu sehen. Von zwölftausend Gefangenen waren die Kranken getödtet, von den Anderen viele zu Sklaven gemacht und zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen worden. Auf den Mauern von Cairo prangten ganze Reihen aufgespießter Christenköpfe.

In Palästina, wo Ludwig noch beinah vier Jahre verweilte, sann er auf die Erneuerung des Krieges, und unterhandelte deshalb mit

---

*) So endigte die Dynastie der Eyubiden d. h. der Familie Saladin's in Aegypten, und die Mameluckenherrschaft begann.

dem Sultan von Damaskus; denn die Saracenen dieses Reichs hatten den von den Mameluken erhobenen Herrscher nicht anerkannt, sondern Malek el Nasr, den bisherigen Herrn von Aleppo, einen Urenkel Saladin's, auf den Thron gesetzt. Indeß schlossen Aegypter und Damascener bald Frieden (1253) und Ludwig mußte sich bei seinen geringen Kriegsmitteln begnügen, die den Christen noch gebliebenen Städte an der Küste in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Der Tod seiner Mutter (1. Dec. 1253) bewog ihn endlich, an die Rückkehr zu denken. Auf der Fahrt von Cypern nach Frankreich, welche zehn Wochen dauerte, sorgte Ludwig in jeder Weise für die Erhöhung des christlichen Sinnes unter seiner Umgebung. Sein Schiff war wie eine Kapelle eingerichtet. Vor einem darin aufgestellten Altar mit einer kostbaren Monstranz und vielen Reliquien ward alle Tage Messe gelesen, und wöchentlich dreimal gepredigt. Wenn es das W tter erlaubte und die Matrosen unbeschäftigt waren, wurden ihnen einfache Vorträge über die Hauptlehren des Christenthums gehalten, und die Sterbenden bereitete der fromme Ludwig selbst zum Tode. Am 26. Junius 1254 landete die Flotte endlich im Hafen von Hieres. Die Städte, Klöster und Bisthümer, durch welche der König kam, gaben ihm nach alter Art Geschenke, und überall zeigte sich die höchste Freude über seine Rückkehr.

---

82. Ludwig's fernere Thaten.

(1254 — 1270.)

Mit verdoppelter Anstrengung, mit reinem und festem Willen und unerschütterlicher Strenge setzte Ludwig jetzt seine Bemühungen für das Wohl Frankreich's fort. Noch war die Macht der Barone nicht in dem Grade gebrochen, daß es an Gewaltthätigkeit und Eigenmächtigkeiten gefehlt hätte, noch war der Sinn der Zeit eines in geordneten und festen Grenzen sich bewegenden Lebens ungewohnt. Den Anfang machte er mit der Beschränkung des Fehderechts und der Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit. Der Lehnsgebrauch gestattete den Aftervasallen schon lange Berufung von dem Spruche des unmittelbaren Lehnsherrn an den obersten. Da der König jetzt Mittel genug besaß, sein Urtheil auch gegen den Mächtigsten geltend zu machen, und die strenge Gerechtigkeitsliebe Ludwig's sichere Bürgschaft einer unparteiischen Entscheidung gab, wurden diese Appellationen immer

häufiger. Jeder wurde verpflichtet, vor den königlichen Gerichten zu erscheinen; dann erst sollten die vorsitzenden Beamten entscheiden, ob der Beklagte demselben unterworfen sey oder nicht. Noch bedeutendere Folgen hatte das Verbot des gerichtlichen Zweikampfs in allen Kronländern. Bei schwierigen Fällen war man bisher ohne weiteres zu diesem Auskunftsmittel geschritten, jetzt sollte eine genaue Untersuchung geführt, Zeugen gehört und Urkunden geprüft werden, Dinge, welchen weder die Kenntniß, noch die Lust und Ausdauer der Lehnsträger und Vasallen gewachsen waren. So entstand das Bedürfniß, Leute in die Gerichte aufzunehmen, welche durch gelehrte Bildung die dazu nöthige Fertigkeit und Geschicklichkeit erlangt hatten, und damit hinreichende Kunde des bestehenden Rechts verbanden. In ähnlicher Weise wurde auch der Gerichtshof des Königs umgestaltet, für welchen seit dieser Zeit der Name Parlament gebräuchlich wird *). Durch Berufungen von den Gerichten der Vasallen und Baillis wurde der Geschäftskreis desselben täglich größer, und die Barone, Prälaten und Hofbeamten, welche der König zu Beisitzern berief, bedurften der Unterstützung Rechtsgelehrter, deren Befugniß sich allerdings zuerst nur auf die Führung der Untersuchung und Begutachtung der Streitsachen erstreckte, bald aber durch die überlegene Einsicht dieser Männer bedeutend erweitert wurde. Die Verwaltungsbeamten beaufsichtigte Ludwig streng und steuerte allem Mißbrauch. Jeder Beschwerde war er zugänglich, sprach selbst oder ließ in seiner Gegenwart Recht sprechen. Oft saß er im Sommer im Gehölze zu Vincennes unter einer großen Eiche, und alle, welche mit ihm zu reden hatten, traten ungehindert heran.

Wie in Deutschland waren auch in Frankreich die alten Volksrechte und Kapitularien der Karolinger den Gewohnheiten der Städte und Provinzen gewichen. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts fing man an, diese Herkommen aufzuzeichnen, und bald nach Ludwig's Tode oder auch noch während seiner Regierung verfaßte ein Rechtsgelehrter oder königlicher Beamter eine Zusammenstellung von Gewohnheitsrechten einiger Kronlandschaften und von Verordnungen Ludwig's, und suchte diese so viel als möglich mit dem Römischen Rechte in Verbindung zu bringen und darauf zu stützen. Seine Arbeit ist unter dem Namen Etablissements de Sct. Louis bekannt.

Im Jahre 1259 brachte Ludwig endlich auch sein lange feindselig

*) Schmidt, Geschichte von Frankreich Thl. I. S. 579 flgd.

gewesenes Verhältniß mit England ins Reine. Heinrich III., der Nachfolger Johann's ohne Land, hatte 1230 einen vergeblichen Kriegszug zur Wiedereroberung der verlorenen Besitzungen in Frankreich unternommen, und 1242 einen zweiten, der einen noch schlechtern Erfolg hatte. Die Engländer verloren diesmal zwei Treffen, bei Taillebourg und Saintes, und mußten sich eiligst zurückziehen. Dann wurde ein Waffenstillstand auf fünf Jahre geschlossen, und mehrmals verlängert. Jetzt nach siebzehn Jahren entschloß sich Ludwig, um einen festen Frieden zu Stande zu bringen, Einiges von den eroberten Provinzen wieder heraus zu geben. Heinrich entsagte für sich und seine Nachkommen auf immer der Normandie und den Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou. Dafür stellte Ludwig Limousin, Perigord, Querci, Agenois und den Theil von Saintonge, der zwischen der Charente und Guienne liegt, zurück, wofür jedoch, so wie für seine sonstigen Besitzungen in Frankreich, der jedesmalige König von England, als Herzog von Guienne, dem Französischen die Huldigung leisten sollte. Heinrich III. kam bald darauf nach Paris und schwur den Lehnseid, und da kurz nach seiner Anwesenheit Ludwig's ältester sechzehnjähriger Prinz gleiches Namens starb, so kehrte Heinrich noch einmal zurück, um dem Leichenzuge desselben beizuwohnen und den tief bekümmerten Vater zu trösten.

Ueber seine Pflichten als König ließ sich Ludwig niemals durch hingebende Frömmigkeit verblenden. Nirgend sprach sich der beginnende Unwille über die Anmaßungen und Erpressungen des Papstes und des Klerus offener aus als in Frankreich. Der päpstliche Hof nahm die vollständigste Verfügung über geistliche Güter und Aemter in Anspruch; die Geistlichkeit griff unaufhörlich in die Gerichtsbarkeit der weltlichen Herrschaften ein. Schon vor dem Antritt seines Kreuzzuges machte Ludwig dem Papste Innocenz IV. die nachdrücklichsten Vorstellungen: Es sey unerhört, daß der Römische Hof für jede Noth Hülfsgelder von den Gütern der Französischen Kirche fordre, daß die Bischöfe und Aebte wie Juden und Sklaven besteuert würden, daß geistliche Würden, Ausstattungen der Stiftsherren willkürlich, und selbst wenn sie nicht erledigt seyen, vergeben würden. Da alle Beschwerden vergeblich blieben, ja Clemens IV. späterhin solches Verfahren für wohlbegründet und rechtmäßig erklärte, so hielt es Ludwig für seine Schuldigkeit, die Rechte der Krone und der Vasallen, welche ihnen nach seiner Ueberzeugung gebührten, zu schützen, und die Wohlfahrt seiner

Unterthanen der Habsucht der Päpste nicht aufzuopfern. Im März 1266 erließ er zu Paris die unter dem Namen der pragmatischen Sanction bekannte Verordnung, daß die Prälaten und Patrone der Kirchen gegen alle Eingriffe in ihre Rechte gesichert seyn sollten. Ueberall sollte freie Wahl der Vorsteher stattfinden, und das verderbliche Laster der Simonie durchaus nicht mehr geduldet werden. Der letzte Artikel lautet folgender Gestalt: „Sechstens verbieten wir hiemit ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der von dem Römischen Hof verordneten Geldauflagen der Kirchen unsers Reichs, wodurch besagtes unser Reich elendiglich verarmet ist, wofern solches nicht aus rechtmäßigen und billigen Ursachen, und bei unumgänglichen Nothfällen, auch mit unserer und der Kirchen unsers Reichs freien und ausdrücklichen Bewilligung geschiehet."

Diese wohlthätigen Anstrengungen wurden durch einen neuen Kreuzzug unterbrochen. Durch den traurigen Ausgang des ersten glaubte Ludwig sein Gelübde noch nicht erfüllt zu haben. Es wurden Kopfsteuern gesammelt, die Geistlichen mußten einen Zehnten hergeben, und die Genueser übernahmen nach langen Verhandlungen und gegen hohe Bezahlung die Fortschaffung und Versorgung des Heeres. Ludwig machte zuvor sein Testament, setzte zwei bewährte Männer, den Abt Matthäus von St. Denis und den Ritter Simon von Nesle, zu Reichsverwesern ein, nahm abermals zu St. Denis die Oriflamme, und schiffte sich am 1. Julius 1270 mit sechzigtausend Mann zu Aiguesmortes ein. Man konnte sich nicht viel Gutes von dem Unternehmen versprechen; Ludwig's Gesundheit hatte so gelitten, daß er nicht mehr ohne Hülfe aufs Pferd steigen, noch die volle Rüstung tragen konnte. Noch bestürzter ward das Heer, als man vernahm, daß der Zug zunächst nach Tunis gehen sollte. Diesen Plan hatte des Königs Bruder, Karl von Anjou, damals schon längere Zeit König von Sicilien, entworfen, dem der Beherrscher von Tunis einen früher übernommenen Tribut nicht mehr zahlte. Auch hatte der Letztere dem frommen Ludwig die täuschende Hoffnung gemacht, Christ zu werden, wenn er es ohne Gefahr thun könne. Die Flotte landete an jener Küste, die Pilger eroberten das Schloß Karthago, und erwarteten dann die Ankunft des Königs von Sicilien. Diese verzögerte sich länger als man geglaubt hatte; die glühende Hitze erzeugte böse Seuchen, die Zahl der Feinde wuchs mit jedem Tage; mehrere Französische Herren, unter ihnen Ludwig's dritter Sohn, und eine große Anzahl anderer Krieger, starben in den ersten Wochen, und

endlich erkrankte der König selbst so heftig, daß er sein Ende nahe fühlte. Die Andachtsübungen, durch welche er sich zum Tode vorbereitete, unterbrach er nur durch die Abfassung weiser und frommer Vorschriften, welche er seinem zweiten Sohn und Nachfolger Philipp als bleibendes Vermächtniß übergab. So starb er, am 25. August, in seinem sechs und funfzigsten Jahre, auf einem mit Asche bestreuten Bette, die Hände kreuzweise auf die Brust gelegt, und die Augen gen Himmel gerichtet. Seine letzten Worte waren die Davidischen: „Herr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten, und deinen Namen verherrlichen."

Von den seltenen Tugenden dieses Königs in seinem Privatleben erzählen die gleichzeitigen Schriftsteller rührende Züge. Ein alter Ritter Joinville, Seneschall von Champagne, der in einer höchst treuherzigen Sprache eine Geschichte Ludwig's niedergeschrieben hat, nennt ihn nicht anders als **nostre bon roy Sainct Loys.** Seine Standhaftigkeit in der Ausübung der kindlichen Pflichten, die ihm der Charakter seiner Mutter Blanca sehr erschwerte, war außerordentlich. Diese von Herrschsucht nicht freie und durch lange Herrschaft verwöhnte Frau zeigte sich auch auf den Einfluß ihrer Schwiegertochter, der Königin Margarethe, eifersüchtig, und drängte sich störend in das Verhältniß zu ihrem Gatten. Selbst wenn Ludwig seine Gemahlin im Schlosse besuchen wollte, mußte er wol erst die Hunde peitschen lassen, damit die Mutter vor dem Geheul seine Tritte nicht hörte. Einst, als die junge Königin krank lag, und Blanca ihn hinter deren Bett versteckt fand, zog sie ihn hervor, und führte ihn mit dem Bedeuten, daß er hier nichts zu thun habe, zur Thür hinaus. „Mein Gott, rief die Kranke, wollt ihr mich denn meinen Herrn und Gemahl weder im Leben noch im Tode sehen lassen?" und fiel in Ohnmacht. Hierauf kehrte der bekümmerte Gatte zurück, jedoch ohne seiner Mutter auch nur durch einen Blick ihr unangemessenes Betragen fühlbar zu machen. Täglich ließ der König hundert und zwanzig Arme aus seiner Küche speisen, bediente sie zuweilen selber bei Tische, und entließ sie außerdem noch mit Geschenken. Im Jahre 1297 wurde er von Papst Bonifacius VIII. unter die Heiligen der Kirche aufgenommen. Ludwig's schöne Schwester, die heilige Isabelle, trieb die Frömmigkeit noch weiter. Sie schlug alle Vermählungsanträge aus, um nur mit Gott zu leben. Der Gedanke an den Gekreuzigten und besonders seine Worte: „Kommet zu mir, alle die ihr mühselig und

beladen seyd, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig," rührten die Prinzessin, so oft sie ihrer gedachte zu den heißesten Thränen. Oft stand sie früh mit verweinten Augen auf, aß dann wenig, und ging an ihr Geschäft, Arme zu speisen, zu kleiden und nach des Heilands Beispiel zu laben. Ihr ganzes Vermögen war diesem Zwecke bestimmt. Immer noch nicht zufrieden mit sich selbst, legte sie sich oft die härtesten körperlichen Büßungen auf, und wenn sie sich zu fasten vorgenommen hatte, mußten ihre Mutter und ihr Bruder oft die seltsamsten Kunstgriffe anwenden, um ihr nur so viel Nahrung einzuzwingen, daß sie nicht verhungerte.

---

33. Ende der Kreuzzüge.

Nach dem Tode Ludwigs' IX. landete Karl von Sicilien bei Tunis. Die Saracenen wurden in zwei Treffen besiegt, aber dennoch schritt man nicht zur Belagerung der Stadt, sondern ließ sich durch eine bedeutende Geldsumme zum Rückzuge bewegen. Dies war der letzte größere Versuch abendländischer Christen, ihren Brüdern in Palästina zu Hülfe zu kommen. Jener seltsame Staat von Tempelherren und Johannitern, Kaufleuten und Soldaten, Priestern und Bettlern, deren verschiedenartiges Bestreben durch die Mannichfaltigkeit der Völker, die sich hier beisammen fanden, noch mehr zersplittert ward, trug von Anfang die Keime seiner Zerstörung in sich. Während von außen her die Macht der Mamelukischen Sultane Aegypten's immer drohender nahte, wütheten Eifersucht und blutige Fehden im Innern der christlichen Städte. Am 18. Mai 1291 erstürmten die Saracenen Ptolemais nach einer heldenmüthigen Vertheidigung. Nach dem Verluste dieses wichtigen Bollwerks verließen die Franken ihre letzten Plätze, Tyrus, Sidon und Berytus freiwillig, und die christliche Herrschaft in Syrien war unwiederbringlich verloren.

Zwei Jahrhunderte hindurch haben die Bewegungen des Abendlandes gegen das Morgenland gedauert. Sie sind hervorgegangen aus dem innersten Geiste des Mittelalters, und machen seine lebendigste Erscheinung aus. Gegen Rohheit und Barbarei ankämpfend, war das Christenthum einst den Germanen verkündigt worden, allmählig hatte es Kraft in ihrer Brust gewonnen, und erfüllte dann alle Gemüther

mit solcher Begeisterung, daß es gegen den Islam, dem es früherhin fast erlegen war, siegreich auftreten konnte. Diese Richtung nach außen hin wurde zuerst durch das Gefühl erweckt: es sey der Christenheit unwürdig, das heilige Grab, die theuerste Reliquie, in den Händen der Heiden zu lassen. Es mahnte ferner der mysteriöse Glaube der Zeit, daß an den Orten, wo Heilige gewirkt und gelebt, ihre Gegenwart kräftiger und in mannichfachen Wundern sich äußernd empfunden werde. Was konnte wohl Besseres für das Heil der Seele gethan werden, als am Grabe des höchsten Heiligen zu beten, wofür die Kirche die Vergebung aller Sünden verhieß. Auch lag jenem Irrthum ein richtiges Gefühl zu Grunde; denn es wird allerdings an allen Stätten, wo große Männer gewandelt, durch die volle Anschauung der Umgebung und der Einzelnheiten die Erinnerung mächtiger aufgeregt und das Gemüth höher erhoben. Außerdem aber herrschte die Meinung, wie ja damals jeder Einzelne, jedes Kloster, jede Stadt dem Schutze eines besonderen Heiligen anvertraut war, und diesem Glück und Wohlergehen zugeschrieben wurde, so auch für die Gestaltung weltlicher Verhältnisse unter der Obhut Christi in und um Jerusalem die beste Stätte zu finden. Die Kirche feierte ihren höchsten Triumph, indem sie die ungeheure Gewalt jener Ideen sah, deren Träger sie war. Auf ihre Ermahnung ohne äußeren Zwang strömten Hunderttausende zusammen, für das Zeitliche das Ewige zu gewinnen, oder in Palästina ein höheres und edleren Zwecken bestimmtes Leben zu führen. Die Fürsten erkannten an, daß alle ihre weltlichen Mittel, daß ihre Macht und ihr Leben für das Christenthum und die Kirche zu opfern seyen, das Ritterthum setzte alle seine Kraft und Mannheit zur Erwerbung des Heiligen ein, und zeigte, wie alle Tapferkeit nur Organ des Glaubens seyn dürfe. In solchem Sinne wurden die Ritterorden gestiftet. Interessen des Handels und der Politik schlossen sich dann den großen Unternehmungen an, auch Eigennutz und Habsucht fehlten wie bei allem Menschlichen nicht.

Das eigenthümliche Gepräge des Mittelalters, innerlich Zusammengehöriges nur äußerlich neben- oder feindlich gegenüberzustellen und Widersprechendes zu verbinden, zeigt sich uns hier auf das schärfste und deutlichste. Rein Geistiges wollte man durch sinnliche Mittel erreichen, das wahre Leben sollte durch das Grab gewonnen werden, den Frieden der Seele wollte man durch das Schwert erkämpfen, den lebendigen Christus suchte man bei den Todten. Die Frömmigkeit geht in wilde

Wuth und Grausamkeit über, und diese machen dann abwechselnd wieder heiliger Andacht und tiefer Zerknirschung Raum, wie wir es vornehmlich bei der Eroberung Jerusalem's gesehen haben. Die Hoffnung der Einen, Beruhigung der Seele zu finden, so wie die der Anderen, ein reineres Staatsleben in Palästina zu schaffen, schlug fehl. Bald ging es hier unchristlicher, verderbter und sittenloser zu, als in den Reichen des Abendlandes. So sah man sich endlich vom Aeußeren weg an das Innere gewiesen, um hier Befriedigung und Versöhnung zu schöpfen. Aber auch die unmittelbaren Folgen der Kreuzzüge waren von der höchsten Bedeutung. Der einförmige beengte Sinn lernte Welttheile umfassen, die Völker wurden körperlich und geistig durch einander gemischt, morgen- und abendländischer Geist tauschte sich gegeneinander aus. Man sah die Kunst und Wissenschaft des Arabers, man erblickte unbekannte Staatsformen, die Fülle der Gewalt in einer Hand vereinigt, die bürgerliche Gesellschaft wohl geordnet, Gewerbe, Handel und Verkehr blühend, man erstaunte über die Cultur des Landes, über die mannichfachen Genüsse und den Schmuck des Lebens. So wurden mit neuen Kenntnissen und Gewohnheiten neue Bedürfnisse zurückgebracht, ferne Verbindungen angeknüpft. Ueberall regte es sich lebendiger im Abendlande unter Rittern und Bürgern, es tönten Gesänge, es strömten die Schüler zu den Lehrern der Philosophie, der Religion und des Rechts. Alle wesentliche Elemente Saracenischer Cultur waren aufgenommen worden, immer reicher und allgemeiner wurden Bildung und geistige Entwickelung in den Germanischen Ländern.

Vielfach hat ein flacher Verstand die Kreuzzüge als das sinnlose Erzeugniß eines unklugen Aberglaubens verschrien und die unzählbare Menschenmenge beklagt, welche durch dieselben ihren Untergang gefunden. Aber nur ein allen großen, allen religiösen Gefühlen verschlossenes Gemüth kann die Ideen, welche die Kreuzzüge ins Leben riefen, ohne Erhebung und Bewunderung betrachten. Alle Pilger, die von diesen ergriffen, die beschwerliche Fahrt antraten, haben in der That ihr Leben dadurch geadelt, denn nur in dem Maße verdient der Mensch Achtung, als die Ideen edel sind, für die er lebt und stirbt. Die Schlechten aber, die nur aus Raub- und Plünderungssucht Theil nahmen, würden auch im Vaterlande nichts Nützlicheres vollbracht haben, und wer von diesen den Beschwerden oder den Feinden erlag, darf kein großes Bedauern erwecken. In der ganzen Masse aber that ein Jeder seine Wirkung, zur Emporschwingung nämlich des Zeitgeistes und

zur Richtung der Gedanken von dem geringfügigen Einzelnen auf das erhabene Allgemeine.

Der Missions= wie der Handelseifer folgte den Kriegerschaaren auf dem Fuße. Der Dominicaner Ascelin ward 1254 vom Papst Innocenz IV. an die Mongolischen Chane geschickt, und nahm seinen Weg durch Persien. Zu denselben reisete schon früher der Franziscaner Johann de Plano Carpini. 1253 ging der Franziscaner Wilhelm Rubruquis als Abgeordneter Ludwig's des Heiligen in die Mongolei. Besonders zeichnete sich aber unter diesen kühnen Wanderern Marco Polo, ein Venetianer, aus, der uns eine sehr merkwürdige Reisebeschreibung hinterlassen hat. Fünf und zwanzig Jahre (1270—1295) reisete er in Asien umher, und war der erste Europäer, der bis nach Indien jenseits des Ganges und bis nach China vordrang.

---

34. England unter Heinrich III.

(1216—1272.)

Beim Tode des Königs Johann, wo wir die Englische Geschichte oben abgebrochen haben, war sein Sohn Heinrich III. erst zehn Jahre alt, aber der Marschall des Reiches Graf Wilhelm von Pembroke, der dem verstorbenen Herrscher unter allen Verhältnissen eine musterhafte Treue bewährt hatte, ergriff mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung für den Unmündigen. Er brachte die Mehrzahl des Adels dazu, den jungen Heinrich anzuerkennen, und ließ sich selbst zum Beschützer des Reichs ausrufen. Darauf wurde der Französische Prinz Ludwig, den die empörten Barone herbeigerufen hatten (oben S. 135.), nachdem er bei Lincoln ein Treffen verloren hatte und seine Flotte geschlagen worden war, zur Verzichtleistung auf die Englische Krone gezwungen. Aber leider starb Pembroke, noch ehe der König großjährig war (1219), und es trat Keiner an seine Stelle, der Ansehen und Macht genug gehabt hätte, die Ruhe und Gesetzlichkeit im Innern, die er herbeigeführt, zu erhalten. Noch übler war, daß, als Heinrich III. im Jahre 1224 durch eine Bulle des Papstes Honorius III. für mündig erklärt ward, sich nur allzubald zeigte, wie er selbst völlig unfähig sey, den schwierigen Verhältnissen zum hohen Adel seines Reiches zu genügen. Während die Lage, in welcher er sich

befand, Kraft, Ernst und Beharrlichkeit erforderte, war er nur wankelmüthig und unentschlossen ohne alle Thätigkeit und Selbständigkeit. Zwei Räthe waren es, welche sein Vertrauen am meisten besaßen, der Oberrichter Hubert de Burgh, und Peter des Roches aus Poitou, Bischof von Winchester. Nach einiger Zeit aber ward Hubert durch die wahre oder falsche Anklage, daß er sich auf Kosten des königlichen Schatzes bereichert habe, gestürzt (1232), und nun stand der Bischof in der Gunst des Königs ohne Nebenbuhler da, mit dem unumschränktesten Einflusse. Er bediente sich dessen eben so übermüthig, als unverantwortlich, indem er alle Engländer verdrängte, und die höchsten und einträglichsten Stellen des Staates und der Kirche mit Poitevins und Bretagnern besetzte. Um jedem Widerstand zuvorzukommen, zog man an zweitausend Ritter von jenseits des Meeres ins Land und stattete dieselben mit Grafschaften und Baronien reichlich aus. Vergebens that Richard von Pembroke, Wilhelm's Sohn und Erbe seiner Reichswürde, die nachdrücklichsten Vorstellungen, vergebens vereinigten sich die Barone. Heinrich gab erst nach, als auch der Erzbischof von Canterbury ihm mit dem Banne drohte. Die Ausländer wurden entlassen, und Räthe ernannt, welche das Zutrauen der Nation besaßen. Aber nur auf kurze Zeit. Denn als der König sich zwei Jahre nachher mit Eleonoren, der Tochter des Grafen Raimund Berengar IV. von Provence, vermählte, traten die Oheime der Königin und andere Provençalen an die Stelle der früheren Günstlinge, und erregten die kaum beschwichtigte Unzufriedenheit von neuem.

Gab der König auf diese Weise zu den gerechtesten Beschwerden Anlaß, so kränkten seine ruhmlosen Feldzüge in Frankreich (S. 208.) auch die Volksehre, die wiederholten dazu eingeforderten Hülfsgelder vermehrten den Druck, und die Erpressungen des Römischen Stuhles trieben den Unwillen auf die höchste Spitze. England sollte wie Frankreich und die übrigen Länder der Christenheit die Geldmittel zum Kampfe gegen Friedrich II. und die Hohenstaufen liefern, und da Heinrich aus Furcht vor den Päpsten sich am wenigsten oder vielmehr gar nicht widersetzte, so wurde in seinem Reiche das Meiste zusammengetrieben. Zwei Erzbischöfe von Canterbury wurden hintereinander von Rom aus ernannt, haufenweise kamen Italiener ins Land, die in Rom und Lyon die Englischen Pfründen zu hohen Preisen erstanden hatten, und ihre Kosten wieder herausbringen wollten. Schon Honorius III. forderte die Einkünfte zweier Stiftsherren an jeder Kathedral-

Kirche und zwei Mönchsantheile in jedem Kloster für den heiligen Stuhl, konnte aber seine Absicht nicht durchsetzen. Dagegen brachten jetzt die Legaten Otto (1240) und Martin (1244) so ungeheure Summen zusammen, daß man sagte, sie hätten mehr Geld aus dem Königreiche hinweggenommen, als darin gelassen. In ihrem Gefolge befanden sich Lombardische Kapitalisten und Wucherer, die Kirchen, Klöstern und Pfarreien das augenblicklich Fehlende zu den höchsten Zinsen vorstreckten. Ehe noch Karl von Anjou sich auf die Eroberung Neapel's einließ, bot Innocenz IV. dieses Reich dem Könige von England für seinen Sohn Edmund an. Heinrich war unvorsichtig genug, sich ohne Befragung seines Parlaments auf diesen mißlichen Handel einzulassen, und dem Papste mit vollem Vertrauen alle zur Gewinnung der Neapolitaner erforderliche Maßregeln anheim zu stellen. Innocenz und sein Nachfolger Alexander IV. unternahmen alsbald auf seine Kosten mit Manfred den Krieg, und berechneten ihm nach kurzer Zeit eine ungeheure Schuldenlast, deren Bezahlung die Barone verweigerten. Nun sollte die Kirche das Geld aufbringen. Innocenz befahl, die Englischen Geistlichen sollten die liegenden Güter verpfänden, um darauf Geld für Edmund's Unternehmen zu leihen, wer sich weigere, würde abgesetzt werden. Alexander erklärte, Gelübde zur Kreuzfahrt seyen gelöset, sobald man nach Sicilien gehen, oder Geld zum dortigen Kriege zahlen wollte. Danach ließ er drei Jahre hintereinander den Zehnten von allen Kirchengütern erheben, und bewilligte dem Könige die Hinterlassenschaft aller verstorbenen Geistlichen, und die Einkünfte aller erledigten Pfründen. Die bitteren Klagen des Klerus waren fruchtlos. Dennoch blieb die ganze Sache ohne Erfolg; nur die Päpste hatten Geld dabei gewonnen. Eben so schlecht berechnet, indeß doch nicht für das Land verderblich, war auch die Unternehmung Richard's, Heinrich's Bruder, von der wir in der Deutschen Geschichte gehört haben. Dieser reichste Vasall von England erschöpfte sich in dem Maße, daß er genöthigt war, zuletzt sogar seine Holzungen in der Grafschaft Cornwall fällen zu lassen, um die Habsucht der geistlichen Fürsten in Deutschland befriedigen zu können, und das Alles für eine Krone, die ihm fast nichts als den Namen gewährte, um deswillen er in England nicht höher geehrt ward als zuvor.

Die Barone trugen Heinrich's Regierung mit dem größten Widerwillen und verbargen diesen in den Reichsversammlungen (Parlamenten), die der König nach der Bestimmung der magna charta, sobald

er Geldforderungen machte, berufen mußte, keinesweges. Sie beklagten sich sogar, daß selbst die Lebensmittel, die in der Hofhaltung gebraucht wurden, die Kleider, welche der König und seine Diener trugen, vor allem aber der Wein, den diese tränken, den Unterthanen mit Gewalt und ohne Bezahlung weggenommen seyen, und daß aller Handel aus Furcht vor dieser Räuberei aufhöre. Der schwache König beantwortete solche Vorwürfe jedesmal mit schönen Worten und Versprechungen, die nicht gehalten wurden. Als er im Jahre 1253 abermals seine Zuflucht zu den Baronen nehmen mußte, verlangten diese eine neue Bestätigung des großen Freiheitsbriefes, der nur zu häufig von Seiten des Königs verletzt wurde, auf eine feierliche und zuverlässige Art. In seiner Bedrängniß versprach er, sich der Excommunication zu unterwerfen, wenn er seine Verpflichtung nicht erfülle. Demnach versammelten sich die Barone und Prälaten in der Westminsterhalle. Der Freiheitsbrief ward bei Fackelschein vorgelesen, und der Bann auf Jeden gewälzt, der ihn brechen würde: hierauf warfen die Bischöfe ihre Fackeln auf den Boden und riefen: „So möge die Seele dessen, der dieses Urtheil auf sich ladet, in der Hölle stinken und umkommen!“ Der König setzte hinzu: „Mit Gottes Hülfe will ich Alles dieses unverletzt halten, so wahr ich ein Christ, ein Ritter und ein gesalbter und gekrönter König bin.“ Allein dieser Vorsatz war eben so schnell vergessen als gefaßt.

So in ihren Erwartungen getäuscht, hielten fünf Jahre nachher (1258) einige der angesehensten Barone eine Zusammenkunft, und faßten den Entschluß zu einer völligen Staatsumwälzung. Es geschah dies auf Antrieb und unter der Leitung Simon's von Montfort, Grafen von Leicester. Dieser talentvolle, kühne und ehrgeizige Mann, ein jüngerer Sohn des aus den Albigenserkriegen (oben S. 111.) bekannten Grafen Simon von Montfort, hatte sich nach England gewandt, und dort als Erbe seiner Mutter die Grafschaft Leicester in Besitz genommen. Bewaffnet und von zahlreichem Rittergefolge umgeben, erschienen die Barone auf einem Parlament zu Westminster, und verlangten unverzügliche Abstellung aller Beschwerden. Heinrich versprach eine neue Versammlung nach Oxford zu berufen, welche dann am 11. Junius 1258 zusammentrat. Sie führt in der Englischen Geschichte den Namen des tollen Parlaments. Es wurden vier und zwanzig Barone und Prälaten gewählt, und ihnen die Verbesserung der Verfassung aufgetragen. Diese zwangen den König, seine Stief-

brüder, die Söhne des Grafen Hugo de la Marche, mit dem Heinrich's Mutter Isabella in zweiter Ehe verbunden war, die unter allen am Hofe lebenden Franzosen die wildesten und habgierigsten waren, zu verbannen, setzten alle königliche Beamte ab, wählten andere aus ihrer Partei, und verordneten, daß das Parlament jährlich dreimal gehalten werden, in der Zwischenzeit aber ein Ausschuß von zwölf Baronen die ganze Gewalt des Parlaments haben, und zugleich den König beobachten solle. So war die Monarchie beinahe umgeworfen, und eine aristokratische Regierungsform eingeführt. Der König hatte alle zu treffenden Einrichtungen im Voraus beschwören müssen.

Aber die Barone blieben nicht einig; sie zerfielen unter einander selbst, und die Unruhen wurden noch größer. Der König ließ sich 1262 von Papst Urban IV. seines Eides entbinden, und erklärte, daß er die Regierung wieder übernommen habe. Es gedieh zum offenen Kampfe. Das Volk in London stand in Masse auf, schlug sich zu den Baronen, und beging große Ausschweifungen. Endlich kamen beide Parteien, deren Kräfte sich ziemlich das Gleichgewicht hielten, überein, ihren Streit dem schiedsrichterlichen Ausspruche des wegen seiner Gerechtigkeit auch außerhalb der Grenzen seines Reiches verehrten Königs Ludwig IX. von Frankreich zu überlassen. Der fromme König berief hierauf seine Großen nach Amiens (1264); hier, in Gegenwart des Königs von England und eines Sohnes des Grafen von Leicester, untersuchte er die Sache, und entschied, die königliche Würde solle wieder hergestellt, und die Oxforder Verordnungen aufgehoben, aber auch die Freiheit des Volks aufrecht erhalten und allen Aufrührern verziehen werden. Mit diesem Ausspruch war aber der Graf von Leicester nicht zufrieden; er verwarf ihn, und griff wieder zu den Waffen. Der Westen und Norden des Reiches waren für den König, der Süden und Osten für die Barone, die eine Hauptstütze in dem geringeren Volk der Städte fanden. Heinrich zog gegen London heran und als Simon herbeieilte, diesen wichtigen Punkt zu retten, kam es bei Lewes in Sussex zur Schlacht (14. Mai 1264), in der Leicester's Kriegskunst den Ausschlag gab. Das königliche Heer ward geschlagen, und Heinrich selbst nebst seinem Bruder, dem Römischen König Richard, gefangen. Am folgenden Morgen ward ein Vergleich geschlossen, kraft dessen die beiden Könige und alle andere Gefangenen losgelassen, der Kronprinz Eduard dagegen als Geisel in Leicester's Hände gegeben, und der ganze Streit durch Schiedsrichter beendigt werden sollte.

Prinz Eduard ließ sich demnach ruhig in das Schloß zu Devonshire bringen, aber sein Vater und Oheim wurden darum nicht freigegeben. Vielmehr führte sie Leicester überall mit sich herum, und brauchte den königlichen Namen zu allen seinen Verordnungen. Er dachte darauf, England seinem Hause zu gewinnen. Die Truppen des Königs wurden entwaffnet, seine Schlösser besetzt, und um sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, zog Leicester die Güter von achtzehn Baronen ein, und ließ sich ungeheure Lösegelder und hohe Abgaben von der Geistlichkeit bezahlen. Am 20. Januar 1265 versammelte er ein neues Parlament zu London, und berief dazu, außer den Baronen und Geistlichen seiner Partei, zwei Ritter aus jeder Grafschaft, und Abgeordnete aus den freien Städten, um sich diese noch fester zu verknüpfen. Dies ist die erste unbezweifelte Berufung von Stellvertretern der Gemeinen zur Reichsversammlung. Ursprünglich hatten nur die unmittelbaren geistlichen und weltlichen Vasallen, die Barone und Prälaten, die Reichsversammlung gebildet, und so war es auch durch den großen Freiheitsbrief (S. 134.) bestätigt worden; doch hatte schon Johann die Einberufung von vier Vertretern der Ritter jeder Grafschaft angeordnet (1213), „um mit dem Könige über Angelegenheiten des Reichs zu reden." Noch früher, zuerst 1070, waren Abgeordnete dieses Standes an den Hof beschieden worden, allein damals immer nur um über einzelne und ihren Stand insbesondere betreffende Fälle Rath oder Zustimmung zu geben, nicht zur Theilnahme an den allgemeinen Berathungen und Steuerbewilligungen. Aebte und Prioren waren ebenfalls erst seit der Regierung Johann's ohne Land ins Parlament gerufen worden, und die so häufige Besteuerung des Kirchengutes unter der jetzigen Herrschaft hatte auch eine öftere Zuziehung dieser Geistlichen nöthig gemacht. Gleichzeitig mit den Städten im übrigen Europa hatten sich die Englischen, besonders London, York, Lincoln, und die Hafenstädte wie Portsmouth, Plymouth u. s. w. gehoben, und wenn sie auch nicht solche Freiheit erkämpften wie die Italienischen, und ihre bessere Stellung sich noch unbeachteter und ruhiger hervorbildete als in Deutschland und Frankreich, so erreichten die bedeutenderen Orte doch die Umwandlung der persönlichen Lasten in bestimmte Zahlungen, erwarben Marktrechte und Zollstätten, und zum Theil das Recht der Wahl ihrer Obrigkeiten und eigener Statuten. Die Könige hinderten diese Entwickelung nicht, da man sie nun als selbständige Corporationen zu den Steuern mit heranziehen

konnte. Die Städte, welche damals Abgeordnete schickten, werden nicht genannt. Eben so wenig als über die Wahl ihrer Deputirten sind wir über die der ritterschaftlichen Abgeordneten unterrichtet. In der Folge ist die Theilnahme der Gemeinen an den Parlamenten das wesentlichste Werkzeug der Englischen Freiheit geworden. Diesmal mußte sie dazu dienen, Leicester's gewaltsame Maßregeln zu bestätigen.

Der tapfere Prinz Eduard gab indeß den verworrenen Angelegenheiten seines Vaterlandes bald eine glückliche Wendung. Er entkam aus seiner Haft; die Anhänger des Königs sammelten sich um ihn, und er errang am 4. August 1265 in der Schlacht bei Evesham, in welcher Leicester selbst heldenmüthig kämpfend fiel, einen vollständigen Sieg, und vertilgte nach einiger Zeit die letzten Reste der Empörung. Die Ueberwinder verfuhren mit großer Schonung und Milde. Der alte Zustand, wie er vor dem Oxforder Parlament gewesen, wurde wieder hergestellt. Leicester's Söhne wurden verbannt; aber selbst das so ungehorsame London erhielt alle seine Freiheiten wieder. Um des trefflichen Sohnes willen vergaßen die Engländer alle Schwächen des Vaters, und unterwarfen sich ihm mit neuen Hoffnungen. Prinz Eduard aber, nachdem er das Reich beruhigt sah, zog voll ritterlicher Thatenlust den Französischen Kreuzfahrern (1270) nach, und da er den heiligen Ludwig bei Tunis nicht mehr am Leben fand, so ging er allein weiter nach Palästina, wo er den Ritterorden eine Zeitlang tapfern Beistand gegen die Saracenen leistete, so daß diese einen Assassinen gegen den jungen Fürsten aussandten. Aber die Körperstärke und Gewandtheit Eduard's vereitelte den Mordversuch. Sein Vater hielt indessen mit schwacher Hand die Zügel der wiedergewonnenen Herrschaft, und starb noch vor der Rückkehr seines Sohnes am 16. November 1272 im sechs und sechzigsten Jahre seines Alters.

Von dem bürgerlichen Elende und der allgemeinen Unsicherheit in diesem Zeitraume mag nur folgender Vorfall zeugen. Im Jahre 1249 kamen zwei Brabantische Kaufleute zum Könige und klagten, daß königliche Dienstleute ihnen zweihundert Mark geraubt hätten, daß dergleichen alle Tage vorfiele, und daß man dagegen keine Gerechtigkeit erlangen könne, weil die meisten Richter die Räuber fürchteten, oder mit ihnen im Bunde ständen. Sie baten, ihnen den gerichtlichen Zweikampf zu erlauben. Heinrich verwies sie an das Gericht der Grafschaft. Dies sprach die Thäter wirklich frei. Hierauf ließ der

König Vorsitzer und Schöffen gefangen nehmen und die Sache von anderen Richtern untersuchen. Diese fällten, die Strafe fürchtend, ein gerechtes Urtheil. Die Verbrecher entschuldigten sich mit der Noth, weil sie vom Könige keinen Unterhalt bekämen. Es war zu jener Zeit nichts Seltenes, daß Dörfer und Klöster vom Gefolge des Königs oder anderer Großen rein ausgeplündert wurden. Ein anderes Beispiel von der Gerechtigkeitspflege Heinrich's gibt sein Verfahren gegen den Juden Aaron von York. Dieser war der Fälschung von Münzen und königlichen Urkunden angeklagt, überführt und verurtheilt worden. Um nicht im Gefängniß zu sitzen, zahlte er vierzehntausend Mark Silber und zehntausend Mark Gold; und um dann wieder freigesprochen zu werden, noch dreißigtausend Mark Silber und zweihundert Mark Gold an die Königin. Doch traf Heinrich einige zweckmäßige polizeiliche Anordnungen über das Aufgebot der Städte und Dörfer zur Verfolgung von Verbrechern, Begleitung von Reisenden, und über die Abhaltung von Nachtwachen.

---

85. Das Papstthum seit Gregor VII.

Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts bereiteten sich in der Hierarchie große und folgenreiche Veränderungen vor. Der Einfluß, welchen Innocenz III. auf die Staaten übte, wie keiner seiner Vorgänger, mußte der weltlichen Macht höchst drückend seyn, doch war eine Reinheit der Gesinnung in diesem Papste, und eine Besonnenheit in allen seinen Schritten, die nur die Unterordnung des Gegners für wahrhaft höhere Zwecke der Kirche, keineswegs aber gewaltsame Vernichtung desselben wollte. Nach ihm bestiegen Männer den heiligen Stuhl, denen es weniger um die Herrschaft des Christenthums als um die höchste Gewalt des Papstthums zu thun war, und nachdem auch der milde Honorius, der den Frieden mit dem Kaiser aufrichtig wünschte, vom Schauplatze abgetreten war, kamen Päpste, bei welchen die von der Römischen Staatskunst eingeschlagene Richtung, sich der Uebermacht der Hohenstaufen entgegenzusetzen und dieses Geschlecht zu verdrängen, zur Maxime erstarrte. So wüthete Innocenz IV. gegen Friedrich II. und sein Haus, und glaubte Alles erreicht zu haben, als er diesen Gegner gestürzt hatte. Aber er bedachte nicht, daß kleinere Mächte, sobald sie nur in sich fester und geschlossener waren, als

die auf den unsichersten Grundlagen gebaute Kaiserherrschaft, dem heiligen Stuhle noch weit gefährlicher werden konnten. Die Kräfte der ganzen Christenheit bot er auf, um sie in seinem Kampfe gegen den Kaiser zu vergeuden, und vergaß, daß der noch unerhörte Druck, den er durch halb Europa übte, die schon erwachte Unzufriedenheit mit der Priesterherrschaft steigern, und besonnenen Gegnern des Papstthums die wirksamsten Waffen bereiten mußte. Man darf daher wohl behaupten, daß Innocenz Verfahren die Säulen der Hierarchie zuerst bedenklich erschüttert und ihren Widersachern Grund zu den gerechtesten Klagen gegeben hat. Häufig geschah es von dieser Zeit an, daß die Päpste den Lehren des Christenthums, welche sie vertreten und aufrecht erhalten sollten, durch ihren Wandel und durch ihre Maßregeln widersprachen. Vieles, was sonst unbeachtet vorübergegangen wäre, war schon in der Hitze des Kampfes aufgedeckt worden, durch unaufhörliche Geldforderungen wurden die materiellen Interessen nicht bloß der Geistlichen, sondern auch der großen Masse der von ihnen abhängigen und auf ihren Grundstücken angesessenen Personen auf das härteste verletzt. Noch gefährlicher drohte aber die in Folge der Kreuzzüge und des entwickelteren Geistes reicher und tiefer gewordene Bildung der Welt zu werden. War die Kirche früherhin, als Rohheit und Barbarei die Staaten erfüllte, in der ersten und zweiten Periode unserer Erzählung, der Halt und die Beschützerin aller höheren Cultur gewesen, so schien jetzt schon der mit ihrem Standpunkt vereinbare Grad der geistigen Ausbildung erreicht; wollte sie sich in ihrer bisherigen Macht noch ferner behaupten, so mußte sie weiteren Forschungen und Bewegungen in den Weg treten, oder aber lebendiger Entwickelung der Formen und Dogmen in ihrem eigenen Schooße Raum verstatten. Sie wählte zu ihrem Verderben das erste.

Indeß hatten Rom's Bischöfe während dieses Zeitraums ihre absolute Gewalt innerhalb der Kirche vollendet. Nachdem sie die Höhe erreicht, auf welche sie der falsche Isidor heben wollte, gingen sie, von den Zeiten Gregor's VII. an, weit über dieses Ziel hinaus. Nach jenem System sollte der Papst die oberste Gewalt in der Kirche haben: jetzt strebten sie danach, nicht nur die obersten, sondern auch die einzigen Regenten in der Kirche zu seyn, nicht nur den Vorrang vor allen und die Aufsicht über alle Bischöfe zu haben, sondern allein die Bischöfe der allgemeinen Kirche zu seyn, als deren Stellvertreter

die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe nur aus Gnaden gelten sollten*). Da in den Vorstellungen der Zeit alle Gewalt auf Erden als eine verliehene betrachtet wurde, die jeder Berechtigte nur im Namen und im Auftrage eines Höhern übte und verwaltete, und Alles auf eine höchste Spitze, einen Mittelpunkt, eine Quelle zurückgeführt wurde, von der aus sich die Ströme nach allen Richtungen ergossen; so fand auch das Papstthum an diesem Princip des Lehnswesens eine nachgebildete Grundlage. Jede Macht in der Kirche wurde als eine im Auftrage des unmittelbar von Gott dazu Berechtigten, des Papstes, geübte gedacht. Darauf gründeten die Päpste alle ihre Ansprüche und Forderungen, welche sie natürlich viel weiter trieben, als es die weltlichen Herren gegen ihre Vasallen thaten und thun durften, da die letzteren von jenen eben nicht erwählt oder ernannt wurden, sondern ihre Macht vererbten. Ueberhaupt fand hier ein wechselseitiges Verhältniß von Rechten und Pflichten Statt, von welchem in der Kirche nicht die Rede seyn konnte.

Von Gregor VII. wurde zuerst den Bischöfen eine Eidesformel vorgelegt, die sie bei ihrer Einsetzung schwören mußten, und deren aus dem damaligen Lehnseide der Vasallen genommene Ausdrücke die Bischöfe zu förmlichen Lehnsmannen des heiligen Stuhls machten. Anfangs wurde dieser Eid zwar nur von den der Römischen Kirche unmittelbar unterworfenen Bischöfen und von den Metropoliten, welche ihr Pallium in Rom holten, gefordert; nach und nach aber rissen die Päpste das Bestätigungsrecht aller Bischöfe an sich, und ließen sonach diesen Eid von allen schwören. Daß aber in Demjenigen, der allein das Recht habe, sämmtliche Bischöfe zu bestätigen, auch die Quelle aller kirchlichen Macht sey, war eine sehr natürliche Schlußfolge.

Aber diese in Anspruch genommene allgemeine bischöfliche Gewalt würde doch in der Ausübung sehr beschränkt gewesen seyn, wenn die Päpste nicht dafür gesorgt hätten, sie in den einzelnen Ländern durch ausgesandte Stellvertreter unmittelbar in alle Verhältnisse eingreifen zu lassen. Diese Bevollmächtigten waren die Legaten, von denen in unserer bisherigen Erzählung schon häufig die Rede gewesen ist. Ihr Gebrauch war sehr alt, aber früher waren sie nur zu besonderen Geschäften ausgesandt worden und erst seit Gregor's VII. Zeiten erweiterte sich ihr Wirkungskreis so bedeutend, daß ihnen die Machtfülle

*) Planck, Gesch. der christlichen Gesellschafts-Verfassung, Bd. IV. Abschn. 2, 3. Cap. 3. u. fg.

des Papstes delegirt wurde, und ihre Sendung gewöhnlich bloß im Allgemeinen auf die Untersuchung des kirchlichen Zustandes lautete. Oft wirkten sie heilsam für Frieden und Kirchenzucht, überschritten jedoch bald alle Grenzen der Billigkeit so sehr, daß der Nutzen, den sie stifteten, gegen ihre ungebührlichen Anmaßungen völlig in den Schatten trat. Sie beriefen Concilien, und geboten den Metropoliten und Bischöfen bei Strafe der Absetzung darauf zu erscheinen, führten auf diesen Versammlungen den Vorsitz, und zogen Streitsachen, die vor die Bischöfe gehört hätten, vor ihren Richterstuhl. Kurz, sie ließen den Bischöfen von der ihnen gebührenden Gewalt nur so viel, als ihnen gut dünkte. Mit Beschwerden darüber richtete man bei der Festigkeit, welche die päpstliche Gewalt einmal erlangt hatte, nicht viel aus, so laut sie auch erhoben wurden. Am meisten beklagte man sich über die unerhörten Erpressungen der Legaten. Außer den bestimmten Abgaben, welche sie im Namen der Päpste einzufordern hatten, mußten die Kirchen und Klöster, welche sie auf ihren Reisen berührten, für ihren Unterhalt sorgen, und unter diesem Vorwand trieben sie in den Provinzen ungeheure Summen bei. Diese Lasten der kirchlichen Anstalten hießen Procurationen. So raubten die Legaten theils für sich, theils für den heiligen Stuhl, und die Legationen wurden endlich nur aus dem Grunde vervielfältigt, weil die Päpste sie als ein treffliches Mittel betrachteten, ihre Schatzkammer und ihre Günstlinge und Verwandte zu bereichern. Schon der heil. Bernhard schrieb dem Papst Eugen III.: „sein Legat habe vom Fuß der Alpen bis an die Pyrenäen alle Französische Kirchen so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Magyaren wären ins Land gefallen,“ und Johann von Salisbury, ein berühmter Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, klagt: „wenn ein Römischer Legat in eine Provinz kommt, so ist es, wie wenn der Teufel Hiob's von dem Herrn ausgeht, um ein Land zu verwüsten.“ Ohne Zweifel mußte der Papst, wenn er einmal eine monarchische Gewalt und Stellung in der Kirche hatte, auch berechtigt seyn, Abgaben zu verlangen, welche zur Regierung des Ganzen erforderlich waren; aber eben so gewiß ist es, daß man weit über das Nothwendige hinausging, und besonders übte Innocenz IV., als er alle weltliche Mittel aufbot, um den Kaiser Friedrich II. zu einem Opfer seines Hasses zu machen, die schamlosesten und drückendsten Erpressungen. Es sind schon (S. 208. 215.) bei der Geschichte Frankreich's und England's Proben davon vorgekommen, und die Gesandten

des letzteren Reiches erklärten laut auf der Kirchenversammlung zu Lyon: „sie könnten die vor Gott und den Menschen verabscheuungswürdigen Erpressungen, die unerträglichen Beschwerden, nicht länger ertragen.“

Die Eingriffe der Legaten entzogen den Bischöfen in vielen Fällen die ihnen gebührende Gerichtsbarkeit, aber damit begnügten sich die Päpste noch nicht. Sie machten es im zwölften Jahrhundert zum durchgängigen Rechtsgebrauch, daß in allen erheblichen Sachen von den Aussprüchen der Bischöfe noch an ihren Stuhl appellirt werden könne, ja sie nahmen ohne weiteres schon in der ersten Instanz Rechtsstreitigkeiten an, die mit völliger Uebergehung der bischöflichen an sie gebracht wurden. Außerdem schrieben sie sich nicht nur ausschließlich das Recht zu, allgemeine Kirchenversammlungen zu berufen, sondern brachten es auch dahin, daß die Beschlüsse der Provinzialsynoden nur durch ihre Bestätigung Gültigkeit erhielten. Sogar die Besetzung der geistlichen Stellen und Pfründen suchten sie nach und nach an sich zu reißen. Sie schickten Leute mit Empfehlungsbriefen an die Bischöfe und Capitel, daß sie dieselben mit einer Stelle versorgen möchten. Der Papst, welcher diesen Gebrauch einführte, war Hadrian IV. Anfangs geschah dies unter der Form einer höflichen Bitte und im Interesse würdiger Bewerber, daher die Bischöfe gewöhnlich auch keinen Anstand nahmen, der Empfehlung Gehör zu geben. Aber mit der Zeit schickte man von Rom einen solchen Schwarm von Precisten (so nannte man die Bittenden dieser Art) in alle Lande, daß die Capitel wol anfangen mußten, abzuweisen, wenn ihnen nur noch irgend etwas zu eigener Ertheilung übrig bleiben sollte. Sogleich änderten die Päpste ihre Sprache, und schon Alexander III. befahl, einen von ihm Empfohlnen einzusetzen. Ja im dreizehnten Jahrhundert hielt man die Formel des Bittens schon für überflüssig, und die Päpste besetzten nun die Stellen ohne weiteres aus ihrer Machtvollkommenheit. Gewiß verhalfen die Häupter der Kirche oft tüchtigen und gelehrten Männern zu Pfründen, aber solche löbliche Fälle verschwanden gegen den ungeheuren Mißbrauch, der bald mit dieser Einrichtung getrieben wurde. Sie füllten die Capitel mit ihren Creaturen an, und ließen alle Rücksicht auf den wahren Beruf des Priesters so sehr aus den Augen, daß sie Fremdlinge schickten, welche nicht einmal die Sprache des Landes kannten, in das sie versetzt wurden. Ein ausgezeichneter, freimüthiger Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, Matthäus Paris,

Benedictinermönch zu St. Albans in England, erzählt in der Geschichte des Jahres 1240, daß man auf einmal von Rom aus nicht weniger als dreihundert Italienische Kleriker an drei Englische Bischöfe gesandt habe, welche auf diese Weise untergebracht werden sollten (vgl. oben S. 215.). Alles dieses geschah, weil jene am päpstlichen Hofe ihre Stellen bezahlten. So sehr hatten sich die Zeiten seit Gregor VII. geändert. Als damals die weltlichen Herren mit geistlichen Stellen Handel trieben, bekämpfte jener Papst ihre Ungebühr zum Besten der Kirche mit Kühnheit und Glück, und setzte die Wahlfreiheit der Capitel und Gemeinden durch; jetzt vernichteten seine Nachfolger ihrer Herrschaft wegen alles Gewonnene, trieben ärgere Simonie als jemals Könige und Fürsten, und da sie selbst den Tempel des Herrn zu einem Kaufhause machten, war Niemand, der ihre Wechslertische umstieß.

Die Geistlichen, welche auf solche Weise zu ihren Stellen gelangten, konnten unmöglich in evangelischem Geiste ihren Amtspflichten genügen; und die Häupter der Kirche selbst trifft der nicht zu widerlegende Vorwurf, aller Verderbniß und Sittenlosigkeit die Pforten geöffnet zu haben. Je höher die Anforderungen der Reinheit und Heiligkeit an den katholischen Geistlichen gestellt waren, um so schärfer mußten die Abweichungen hervortreten. Das Cölibat war durchgeführt worden; aber daß die Kleriker jetzt mit Kebsweibern lebten, gab nur zu größerem Aergerniß Veranlassung. Die Bischöfe waren durch die Beschränkungen ihres Ansehens von Seiten des Papstes und der Legaten nicht mehr im Stande, ihre Geistlichen zu einer würdigeren Lebensweise zu zwingen. Die Capellane an den Höfen und auf den Ritterburgen hatten sich jeder Abhängigkeit von ihnen entzogen und lebten in der vollkommensten Ungebundenheit. Ebenso waren die Klöster der Diöcesen, ja selbst ganze Mönchsorden von der bischöflichen Aufsicht befreit, und einzelne Priester konnten ohne große Mühe Exemtionsprivilegien in Rom erkaufen. Nicht minder verderbliche Folgen hatte es, daß mehrere geistliche Würden in einer Hand vereinigt wurden, und die Ausübung der Amtspflichten gedungenen Vicaren überlassen ward. Schon lange benutzten adelige Familien die reichen Pfründen der Stiftsherren zur Versorgung ihrer jüngeren Söhne, deren Aufnahme in die ihren Gütern benachbarten Capitel sie nöthigen Falls mit Gewalt erzwangen, und Kanoniker, die solchen Rückhalt hatten, brauchten sich ebenfalls wenig um den Bischof zu kümmern. Die Zahl derer, welche aus niederen Klassen der Gesellschaft, in der Hoffnung guten

Auskommens und bequemen Gewinnes, in den geistlichen Stand traten, war ebenfalls sehr groß und wirkte wieder in anderer Rücksicht unheilbringend. Für eine geringe Geldsumme vollzogen Bischöfe und Legaten ohne allen Betracht des Alters und der andern Bedingungen, welche die Kirchengesetze vorschrieben, die Priesterweihe, und da oft die auf solche Weise Ordinirten nicht für eine einzelne Kirche, sondern vorläufig nur für den Dienst der Kirche im Allgemeinen bestimmt wurden, so zogen zahllose bettelnde Priester im Lande umher, und erregten durch ihre Lebensweise Verachtung oder verderbten durch böses Beispiel auch die Sitten der Laien. Doch blieben auch die Bischöfe von dem einreißenden Uebel nicht verschont, ja es waren wiederum zum Theil ihre Gebrechen selbst, welche die Papstmacht so bedeutend emporhoben, weil ihre Untergebenen häufig genug Anlaß fanden, höhere Hülfe gegen sie zu suchen.

Von dem Verfahren der Kirche gegen die Ketzer ist schon bei dem Albigenserkriege (oben S. 110.) die Rede gewesen. Ging Innocenz III. in seinen Ketzergesetzen auch noch nicht so weit als seine Nachfolger, so waren sie doch auch schon niederdrückend und hart. So sollte z. B. auf einen bloßen Verdacht der Ketzerei hin, von dem der Angeschuldigte sich nicht vollkommen zu reinigen im Stande wäre, der Bann verfügt werden. Die weltliche Macht unterstützte die Päpste bereitwillig, Friedrich II. und Ludwig IX. erließen die schärfsten Gesetze gegen die Ketzer. Indeß betrafen ihre Verordnungen nur die Vollstreckung der Urtheile, Untersuchung und Spruch über kirchliche Vergehen gehörten ohne Einrede geistlichen Gerichten. Das Schlimmste geschah von dieser Seite auf einer zu Toulouse im Jahre 1229 gehaltenen Synode bei der Beendigung des Albigenserkrieges. Zuerst durch Schärfung der Vorschriften wider die Ketzer. Das Haus, worin ein Ketzer gefunden würde, sollte niedergerissen, freiwillig Reuige aus verdächtigen Orten in eine katholische Stadt versetzt werden, gezwungene Reuige sollten in solcher Haft bleiben, daß sie Niemand verführen könnten. Schon das Eigenthum eines jeden Gutsherrn, der nur wissentlich einen Ketzer auf seinem Grund und Boden dulden werde, sollte eingezogen werden. Noch stärker hat diese Synode ihr Andenken durch die erste Einrichtung der schrecklichen Inquisitions-Tribunäle befleckt. Es wurde nämlich hier verordnet, daß an jedem Ort und in jedem einzelnen Kirchspiele eine stehende Inquisitions-Commission, zusammengesetzt aus dem Pfarrer und zwei bis drei angesehenen Laien, eingerichtet werde, die sich

das Aufspüren der Ketzer und Ketzereien zum eigenen und beständigen Berufsgeschäft machen sollte. Für sie dürfte kein Haus verschlossen, kein Schutzort unzugänglich seyn. Waren die Gesetze dieser Synode zwar nur für ihre Provinz bestimmt, wo die Kirche wegen der Albigenser ein ganz besonderes Verfahren nöthig zu haben glaubte, so machte doch Gregor IX. bald nachher die meisten der zu Toulouse gefaßten Beschlüsse zur Grundlage für das allgemeine Verfahren gegen Ketzer, nahm den Bischöfen das ganze Geschäft aus der Hand, und ernannte die Dominicaner zu beständigen Inquisitoren. In allen zur Römischen Kirche gehörigen Ländern gelang die Einführung der Inquisition freilich nicht, aber wo sie zu Stande kam, that sie Uebles genug. Gegen Ketzer war das ungerechteste, versteckteste Verfahren, welches fast jeden Beweis der Unschuld unmöglich machen mußte, nicht nur erlaubt, sondern geboten. Die Anklagezeugnisse wurden geheim gehalten, und zu solchen Zeugnissen ließ man Mitschuldige, Verbrecher und Ehrlose zu. Es wurde bestimmtes Gesetz, überführte Ketzer zum Feuertode zu verurtheilen, und zahllos loderten die Scheiterhaufen. Der Predigermönch Johannes ließ 1233 zu Verona auf einmal sechzig Männer und Frauen verbrennen. Viele waren von der Wahrheit ihres Glaubens so durchdrungen, daß sie mit Freuden in den Tod gingen und als Märtyrer sterben wollten. Auch in Deutschland trat der Dominicaner Konrad von Marburg 1231 mit dem Auftrage Gregor's IX. auf, die Irrgläubigen zu bekehren und zu bestrafen. Der stolze und finstere Mönch übergab Viele den Flammen, und lud Grafen und Herren vor seinen Richterstuhl, aber diese heiligen Gräuel erweckten hier so vielen Abscheu, daß Konrad 1233 auf dem Wege von Frankfurt nach Marburg von den Leuten des Herrn von Dernbach erschlagen ward. Niemand hatte Lust in seine Fußtapfen zu treten, und ein Reichsschluß sicherte allen wegen Ketzerei Angeklagten billige Behandlung nach rechtlichen Formen zu.

---

36. Das Mönchthum.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten auch dem Mönchsleben, dessen Grundlage die völlige Entäußerung von allen irdischen Interessen bilden sollte, durch reiche Schenkungen und schlaffere Beobachtung der Regel des heiligen Benedictus Verderbniß und Verweltlichung gedroht. Solcher Entartung war dann aber auch immer größere Strenge ent-

gegengetreten. Schon im zehnten Jahrhundert reformirten die Aebte Odo und Berno das Kloster Clugny (Cluniacum) in Burgund. Der Letztere schärfte die Regel durch mehrere Zusätze. Er und sein dritter Nachfolger Odilo (st. 1048) waren durch Frömmigkeit und Reinheit der Sitten so ausgezeichnet und berühmt, daß sie nach allen Seiten hin zur Anlegung neuer, und zur Umbildung alter Klöster nach den Gewohnheiten von Clugny berufen wurden. So entstand in dem Benedictinerorden die erste Congregation, d. h. eine besondere Vereinigung vieler Klöster unter einem gemeinsamen Oberhaupt, dem jedesmaligen Abte von Clugny. Zur Zeit Peter's des Ehrwürdigen, der 1126 diesem Stammkloster als Abt vorstand, waren ihm an zweitausend andere Klöster unterworfen. Es stand in einem solchen Ansehen, daß die Aebte desselben bischöfliche Abzeichen und Rechte erhielten. Die Cluniacenser gehörten zu den gebildetesten Mönchen, und betrieben wissenschaftliche Beschäftigungen mit Eifer und Vorliebe.

Bruno, ein Kölner von Geburt, später Chorherr und Vorsteher der Schule zu Rheims, beschloß der Welt abzusagen, und gründete im Jahre 1084 mit dreizehn Gefährten in einem unzugänglichen rauhen Thal bei Grenoble, Karthusia oder Chartreuse genannt, ein Kloster. Das Einsiedlerleben sollte mit dem klösterlichen verbunden werden; jeder erbaute sich seine Zelle, in welcher er arbeitete, aß und schlief. Die Nahrung bestand nur in Brot und Gemüse, welches ebenfalls von jedem selbst bereitet wurde. Fast niemals wurde ein Wort gewechselt; über das Nothwendigste verständigte man sich durch Zeichen. Stets trugen die Karthäuser ein härenes Büßerkleid, die Regel war sehr streng, und legte den Mönchen scharfe Geißelungen und Andachtsübungen, zugleich aber auch die Beschäftigung mit dem Abschreiben von Büchern auf. Auch von diesem Kloster gingen viele neue Gründungen aus, die alle den Namen Karthausen empfingen. Die erste Anstalt hieß zum Unterschiede die große Karthause. Doch hat dieser Orden wegen der harten Strenge seiner Vorschriften nicht so ausgebreiteten Eingang gefunden, als die übrigen.

Der Cistercienserorden wurde im Jahre 1098 vom heiligen Robert, dem die Cluniacenser nicht mehr rein genug waren, gestiftet. Zu Citeaux (Cistercium), bei Dijon, legte er mit mehreren Gleichgesinnten ein neues Kloster an. Größere Verbreitung erhielten die Cistercienser durch den Ruf und die Thätigkeit des heiligen Bernhard (oben S. 42.), und in Kurzem stieg nun ihr Ansehen und die Zahl ihrer Klöster

so hoch, daß sie dreist dem Orden von Clugny an die Seite treten durften. Den Einrichtungen der Cistercienser schloß sich ein etwas später errichteter Mönchsverein, der der Prämonstratenser, an. Gründer desselben war Norbert, aus einem edlen und reichen Geschlechte am Niederrhein, der sich im Jahre 1120 mit einigen Genossen im Walde von Couci bei Laon, an einer Stelle, welche Premontré genannt wurde, niederließ. Weit und breit erschallte der Ruf von seiner Heiligkeit. Schon 1125 ernannte ihn Kaiser Lothar zum Erzbischof von Magdeburg, und dies beförderte die Ausbreitung seines Ordens in Deutschland. Das Haupt desselben blieb der Abt von Premontré, jedoch war er in wichtigen Angelegenheiten von der Versammlung der Aebte der übrigen Klöster, welche jährlich am Feste des h. Dionysius im Stammkloster zusammentrat, abhängig. Schon nach dreißig Jahren fanden sich über hundert Vorsteher zu dieser Zusammenkunft ein.

Man spricht oft von den Mönchen als einem Heer unverschämter Tagediebe und schlauer Betrüger, und verabscheut die zahlreichen Klöster als die stillen Wohnsitze aller Laster. In diesen Urtheilen hallt eigentlich noch immer das Geschrei der ersten Reformatoren wieder, die freilich zu einer Zeit lebten, wo das Mönchswesen durchaus entartet war. In ihrer Blüthezeit waren die Klöster die Zufluchtsörter der verfolgten Unschuld, die Beschirmer der Schwachen, die Ernährer der Armuth, die Erhalter und Fortpflanzer der litterarischen Trümmer des Alterthums, die Beruhigungsörter so manches beängstigten Gewissens und die Vorbilder heldenmüthiger Entsagung und wohlthätiger Frömmigkeit. In ihnen allein lebten die Gelehrten und Denker jener Zeiten. Um aber seinem Wesen und Gehalte und der Idee, von welchem seine Gründung ausgegangen war, treu zu bleiben, bedurfte das Mönchthum allerdings stets einer großen geistigen Anspannung und fortdauernder Anregung, da es auf die völlige Abtödtung und Bezwingung der Natur durch den Geist abgesehen war, und aus diesem Umstande sind die von Zeit zu Zeit wiederholten Schärfungen und strengeren Abfassungen der Regel zu erklären, deren wichtigste wir eben angeführt haben. So angemessen indeß das ganze Institut dem Mittelalter war, so nothwendig es sich aus der Stellung der Kirche, aus der Ansicht der Zeit, welche Himmlisches und Irdisches, Geistiges und Natürliches völlig auseinanderriß, und die natürlichen Triebe und Neigungen, so wie das Leben in der Welt und ihren Zwecken für durchaus sündlich und böse erklärte, entwickeln mußte, so waren doch diese Vorstellungen einseitige und nur für eine Periode

des Durchgangs und der Fortbildung die richtigen. Durch die tiefste Begeisterung für die Lehren des Christenthums, durch deren unmittelbarste Anwendung auf die Verhältnisse, sollte sich der Mönch nicht bloß über sein natürliches Daseyn erheben, sondern dieses sogar vernichten. Versenkte sich das Leben des Orients in das Sinnliche, freute sich einst der Hellene der schönen Harmonie des Geistigen und Natürlichen, so ist das Ideal des Mittelalters diese Entsagung, die Austilgung der Welt und ihrer Schmerzen aus dem Gemüthe, und die Qualen des Todes werden in den Märtyrern angebetet. Das Christenthum gebot allerdings nur dem Geiste und dessen Gütern zu leben, nur in ihm Ruhe und Frieden zu finden, und das Irdische diesen Zwecken unterzuordnen. Das Mönchthum wollte aber die Erde vernichten, während sie doch nur vom Geiste durchdrungen, verklärt und erhoben werden sollte. Wohl erreichten Einzelne hohe Stufen solcher abtödtenden Vollkommenheit, und der geistigen Kraft, welche sie dahin führte, soll rühmende Anerkennung nicht versagt werden; wohl gelang es begeisterten Männern, ganze Massen auf eine Zeitlang fortzureißen und zu stählen, aber dann übten Welt und Natur wieder ihre Rechte, denn der Geist vermag nicht, ohne den Körper zu seyn. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts befanden sich die Klöster aufs neue in einem Zustand der Erschlaffung, die Weltgeistlichen gingen dem Verderbniß und der Sittenlosigkeit entgegen, deren Ursachen und beginnende Züge wir im vorigen Abschnitte gezeichnet haben. Die Ketzer warfen der Kirche ihren entarteten Zustand vor. Da faßten beinahe zu derselben Zeit zwei Männer den Entschluß, das, was früher Heil gebracht hatte, die Idee der Entsagung, dem weltlichen Glanze und dem Ueberfluß der Geistlichen gegenüber, in ihrer ganzen Stärke wiederherzustellen und damit den praktischen Zweck der Belehrung des Volks zu verbinden.

Francesco (geb. 1172 gest. 1226) war der Sohn Pier Bernardone's, eines reichen Kaufmanns zu Assisi. Anstatt für Waaren gelöstes Geld nach Hause zu bringen, verwendete er den größten Theil desselben zu frommen Zwecken, und als er einmal das Evangelium von Verwerfung aller irdischen Güter lesen hörte, wurde er davon so gewaltig ergriffen, daß er beschloß, sein ferneres Leben der geistlichen Beschauung und unaufhörlichen Bußübungen zu widmen. Er hüllte sich in Lumpen und wollte fortan nur durch Betteln sein Brot verdienen. Sein Vater zürnte. sein Bruder verspottete ihn; da zerriß er die Bande der Familie, und ging aus, das Wort Gottes zu verkündigen. Bald vereinigten sich Meh-

rere mit ihm, die sein Beispiel hinriß. Mit einem Strick um die Lenden, und ohne Geld, welchem sie gänzlich entsagten, zogen sie von Ort zu Ort, fasteten, beteten, zerrissen sich mit Geißeln den Rücken, und vernachlässigten alle Pflege des Körpers. Zu seinen Genossen sprach Francesco: Laßt uns, die wir Alles verließen, nicht um schnöden Geldes willen den Himmel verlieren. Achtet es nicht geringer, als den Staub, den wir mit Füßen treten, und verkündet ungestört und unbesorgt um Essen und Trinken Reue und Wiedergeburt aller Orten. Von diesem Zwecke auf das höchste begeistert, ging er nach Rom, um vom Papst Innocenz III. die Erlaubniß zu erbitten, einen neuen Orden stiften zu dürfen. Dieser fand ein gänzliches Entsagen alles Besitzes zu ungewöhnlich und zu gewagt. Da sagte der Prediger von Assisi im heiligen Eifer: „Es stehet geschrieben: gehet hin, prediget und sprechet. Ihr sollt nicht Gold, nicht Silber, nicht Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Es spricht der Herr: Verkaufe was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und folge mir nach. Und wer Haus, Bruder, Schwester, Vater, Weib oder Kind verläßt, um meines Namens willen, der wird das ewige Leben ererben. Wer mir angehören will, verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich." Innocenz bestätigte zwar hierauf die neue Ordensregel, welche Francesco entworfen hatte, noch nicht, verstattete ihm aber, auf dem betretenen Wege vorzuschreiten. Von nun an wurde seine Lebensweise noch strenger als zuvor, er quälte sich mit Kasteiungen, die alle menschliche Kräfte zu überschreiten schienen. Regelmäßig geißelte er sich in jeder Nacht dreimal mit eisernen Ketten, einmal für sich selbst, dann für die noch lebenden Sünder, endlich für die Seelen im Fegefeuer. Um sein Fleisch zu züchtigen, sprang er nackt in den Schnee. Zur weitern Ausbreitung seiner Lehren durchzog er unermüdlich fast ganz Europa, und starb im vier und funfzigsten Jahre seines Alters, nackt auf bloßer Erde liegend. Bald nachher wurde er von Gregor IX. heilig gesprochen. Seine Anhänger haben sein Leben mit den abenteuerlichsten Wundergeschichten ausgeschmückt, ja ihre Absicht geht deutlich dahin, wo möglich durch Franzens Thaten die Wunder Christi zu überbieten. So erzählten sie auch unter andern, Christus habe mehrere Male mit ihm gesprochen, und ihm die Nägelmahle an Händen und Füßen selbst eingedrückt. Im Jahre 1223 hatte Honorius III. den neuen Orden der Franziscaner bestätigt, der sich wie alle Mönchsgesellschaften

zu den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams verpflichtete; zu ersterer aber in einer solchen, zeither ungewöhnlichen Ausdehnung, daß der Neuaufzunehmende allem gegenwärtigen und künftigen Besitze schlechthin entsagen mußte. Niemand, so lautete die Regel, darf Geld haben oder annehmen, selbst unentbehrliche Dinge, Kleidung u. s. w. sind nicht ein Eigenthum der Einzelnen, sondern des Ordens. Aber auch dem Orden ist der Besitz alles dessen untersagt, was nicht zur strengsten Nothdurft gehört; er darf daher keine Güter geschenkt nehmen. Diejenigen, welche ein Geschäft gelernt hatten, sollten arbeiten, aber auch des Bettelns solle sich keiner schämen. Diese heldenmüthige, allgemein bewunderte Entsagung erweckte so viel Nachahmer, daß in kurzem alle Länder von Franziscanern wimmelten. Die Stiftung ihrer Klöster ging um so leichter von Statten, da sie nichts als Dach und Fach brauchten, und es ausdrücklich geboten war, daß die Kirchen nur klein und ungeschmückt seyn sollten. Ihre Kleidung, der ihres Meisters nachgeahmt, war eine graue Kutte, wie ein Sack, mit einer Kappe (Kapuze) am Kragen, die man über den Kopf schlagen konnte. Sie nannten sich aus Bescheidenheit die geringeren Brüder (fratres minores, daher Minoriten). An der Spitze jedes Klosters stand ein sogenannter minister guardianus, an der Spitze jeder Landschaft oder „Provinz" ein minister provincialis, dem ganzen Verein war der minister generalis oder Ordensgeneral vorgesetzt. Es gab auch Laien, die durch äußere Lage und Umstände am vollständigen Eintritt in den Orden verhindert, sich an die Franziscaner schlossen und eine eigene Regel hatten, ohne doch zu der ganzen Strenge der Klosterzucht und der Gelübde verbunden zu seyn. Sie hießen Tertiarier oder Bußbrüder, und wurden dem Orden dadurch höchst wichtig, daß sie einen Uebergang zu dem Volke bildeten, und trefflich dienten, großen Einfluß auf dasselbe zu gewinnen. Ihre Verpflichtung war besonders in der Welt, in welcher sie fortlebten, das Beste des Ordens nach Vermögen zu fördern, wofür sie aber auch alle Segnungen desselben genießen sollten. Bald theilten sich die Franziscaner in mehrere Zweige. Spiritualen, Barfüßer, Conventualen, Capuziner ꝛc. sind alles Glieder jener großen Gesellschaft.

Fast zu gleicher Zeit mit den Franziscanern entstanden die Dominicaner oder Predigermönche. Ein Spanier, Dominicus (geb. 1170) aus dem edlen Geschlecht der Guzmanen, Chorherr zu Osma, hatte auf einer Reise durch die Sitze der Albigenser in Languedoc mit inni-

gem Mitleid die Verirrungen dieser unglücklichen Ketzer kennen gelernt. Es that ihm weh, daß so viele Verblendete seiner Meinung nach ihrem Verderben entgegengehen und ewig verloren seyn sollten, und sein heiliger Eifer entbrannte, diese Bejammernswürdigen ihren Irrthümern zu entreißen. Zehn Jahre lang wirkte er durch Ermahnung und Predigt in jenen Gegenden, und als sich Gefährten zu ihm fanden, stiftete er zu gleichem Zwecke zu Toulouse eine Gesellschaft von reisenden Predigern, die das Gelübde der gänzlichen Armuth ablegten, und in Rücksicht des strengen Lebens den Franziscanern gleich stehen sollten. Wie der heilige Franz unternahm er zur Ausbreitung seines Ordens viele Reisen, und zeichnete sich wie jener durch Strenge in der geistlichen Uebung aus. Papst Honorius III. bestätigte schon 1216 diesen Orden der Predigerbrüder, der sich nun so schnell ausbreitete, daß er nach dem Tode des Stifters (1221) in acht Provinzen vertheilt war. Die Verfassung desselben stimmt in vielen Punkten mit der der Franziscaner überein, doch wurde mehr auf Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung gehalten, als bei diesen. Ihre Oberen wurden Prioren genannt. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zählten die Dominicaner 400, die Franziscaner über 1000 Klöster. So empfänglich war das Zeitalter für die Richtung, aus welcher sie hervorgegangen waren.

Beide Orden erhielten von den Päpsten außerordentliche Vorrechte und Freiheiten, und wurden ihnen dafür wieder außerordentlich nützlich. Sie hatten das Recht, überall Beichte zu hören, Absolution zu ertheilen und zu predigen, wo sie wollten, und kein Priester durfte ihnen seine Kanzel verschließen, wenn sie dieselbe besteigen wollten, kein Bischof durfte sie vorladen oder gar wegen Vergehen bestrafen. Hiedurch geschah den Rechten der Letzteren und der ordentlichen Geistlichen offenbar großer Abbruch, doch blieb ihr Widerstand meistentheils ohne Erfolg.

---

37. Das Ritterthum.

Wie die Zeit der Kreuzzüge jede Blüthe des Mittelalters zur Entfaltung brachte, so gewann in ihr auch das Ritterthum seine schönste Gestalt. Diese merkwürdige Erscheinung ging aus dem mächtigen Einflusse des Christenthums auf die ursprüngliche Germanische Gemüthsart hervor, und erhielt ihre fernere Entwickelung durch die innige Verschmelzung beider. Dem alten Deutschen galt der Mann nur, in so fern er

seine Kraft, den Inbegriff seiner Mannheit, darthat und übte, und das Bewußtseyn dieser rein auf sich beruhenden Selbständigkeit gab dem Einzelnen das Gefühl der Ehre, deren Anerkennung von andern er nöthigen Falls erzwang. Geadelt wurde diese Gesinnung schon durch die redliche Offenheit, mit der sie sich kund gab, durch die Verschmähung aller Hinterlist, ja alles Erfolges, sobald Waffen und Vortheile des Kampfes nicht gleich waren. Dies waren die ursprünglichen Elemente des ritterlichen Wesens, welches indeß noch ungezähmt und roh blieb, bis die Religion der Liebe den Ritter lehrte, sich vor dem zu beugen, was der äußern Kraft am wenigsten zu widerstehen vermag. Gerechtigkeit, Milde, Schonung der Schwachen, Schutz der Unterdrückten, besonders der Frauen und Geistlichen gegen mächtige Dränger, wurden allgemein anerkannte Pflichten christlicher Krieger. Endlich der Kampf für Gott und seine Kirche, der Streit gegen die Ungläubigen, galten der begeisterten Zeit mit Recht für die würdigste Weihe, für die Verklärung der irdischen Tapferkeit. Darum wurden auch die Kreuzzüge eben so von dem Ritterthum getragen, als dieses in ihnen seine Vollendung und sein höchstes Ziel fand.

Wenn man, um die ersten Keime des Ritterthums zu entdecken, bis zu den Gefolgschaften der alten Germanen (Th. IV. S. 33.) hinaufsteigt, so findet man hier zugleich die Spuren der Verbindung der Ritter zu einer Gemeinschaft. Es ist eine besonders bei den Germanischen Völkern hervortretende Eigenthümlichkeit, daß ein gemeinsames Lebensgeschäft, ein gemeinsames Ziel der Bestrebungen die Menschen zu eng verbundenen Genossenschaften führt, ohne Rücksicht auf die ursprünglichen Bande der Familie, des Stammes, selbst des Vaterlandes. Im Mittelalter vorzüglich haben diese Verbindungen sehr merkwürdige und folgenreiche Erscheinungen veranlaßt; sie bestanden unter Kriegern, Mönchen, Gelehrten, Künstlern und Handwerkern, und da sie fast durch ganz Europa gingen, so fanden sich in allen Ländern wo nicht völlig gleiche, doch ähnliche Einrichtungen unter ihnen, und gegenseitiger Antheil an Fortschritten und Schicksalen. In diesen Genossenschaften fand Jeder die natürlichste Befriedigung des Bedürfnisses, sich in seinem Berufe von Anderen unterstützt zu sehen; im gemeinschaftlichen Handeln, in den steten lebendigen und persönlichen Berührungen gedieh Alles fröhlicher und besser. Die vollendete Tüchtigkeit eines Jeden zu seinem Geschäfte, seine Meisterschaft, wurde nur durch eine bestimmte Art von Erlernung und Bildung für möglich gehalten, die nach einer

gesetzlich vorgeschriebenen Abstufung geregelt war, und auch das Ritterthum folgte einer solchen.

Um Ritter zu werden, mußte man aus einem ritterbürtigen Geschlecht seyn, d. h. aus einem solchen, in welchem der Dienst zu Pferde und kriegerische Lebensart herkömmlich war (Th. IV. S. 305.). Auf den Kreuzzügen, wo sich solche Kämpfer aus allen Völkern Europa's zusammenfanden, wo diese Gefahren und Schlachten vorzugsweise bestanden, durch das Ziel des Krieges selbst, und durch das Vorbild der geistlichen Ritterorden, denen doch die große Mehrzahl der Ritterbürtigen durch ihre sonstigen Verhältnisse gezwungen, nicht beitreten konnte, bildete sich nun der Gedanke einer höheren Ordnung und Verbindung derer unter ihnen, welche nicht bloß ein adeliges Leben führen, sondern auch den Vorschriften der Religion und der Kirche, der Ehre und der Lehnstreue genügen, und das Waffenhandwerk kunstmäßig üben wollten. Dieses Alles von früher Jugend auf zu erlernen, sich der Aufnahme in die große Ritterverbindung fähig zu machen, ward der Knabe an eines fremden Ritters, gewöhnlich des Lehnsherrn Hof geschickt, wo er als Edelknabe oder Bube aufwarten und die ersten Reiterkünste lernen mußte. Wuchs er heran, so hieß er Knappe oder Junker und wurde nun Bereiter und Waffenträger seines Herrn, mußte diesen auf seinen Zügen begleiten, ihm das Streitroß nachführen, u. s. w. Außerdem übten sich die Junker besonders in der Führung der Lanze und des Schwertes. Die Aufnahme in den Ritterstand selbst war eine feierliche Ceremonie. Sie geschah öfter an großen Höfen, bei Festen in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Die Gebräuche waren nicht überall dieselben. Gewöhnlich fastete der Aufzunehmende Tages zuvor, und brachte die Nacht in der Kirche unter Andacht und Gebet zu. Am folgenden Morgen nahm er ein Bad. Aus diesem sollte er rein von Sünden und ohne Fehler heraussteigen und sich baden in Ehrbarkeit und Rittersitte. Das schöne Bett, worauf er sich alsdann niederlegte, sollte bedeuten, daß er durch ritterliches Kämpfen und Leben eine Stätte im Paradiese gewönne, die weißen und rothen Gewänder, welche ihm angelegt wurden, ermahnten ihn zur Reinheit des Wandels und zur Vergießung seines Blutes für Gott und die heilige Kirche, wogegen ihn die dunklen Schuhe an den Tod und das Hinabsinken des Körpers in die Erde erinnerten. Wie er durch die Sporen sein Pferd antrieb, so sollte ihn deren Anblick auch zur Befeuerung seines eigenen Eifers bewegen, Gott sein Leben lang

treu zu dienen. Dann that der Aufzunehmende mehrere Gelübde in Bezug auf die eigene Religiosität, den Schutz der Frauen und der Geistlichen und auf treuen und gerechten Lebenswandel. Zuletzt erhielt er von einem versuchten und berühmten Ritter, öfter von Königen und Fürsten, einen oder drei Schläge mit dem flachen Schwert auf den Nacken, wobei ins Besondere die Worte üblich waren: Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter. Ein Schmaus und andere Ergötzlichkeiten beschlossen meistens die Feier des Tages. Aermere begnügten sich mit weniger Ceremonie. Oft belohnte ein alter Held nach einer gewonnenen Schlacht unmittelbar auf der Wahlstatt eine Anzahl von Jünglingen, die sich tapfer gehalten hatten, mit dem Ritterschlage.

Zu den schärfsten Gegensätzen des Alterthums und der modernen Zeit gehört das Verhältniß der Männer zu den Frauen, welches allmählig auf eine Stufe gehoben wurde, von der auch die gebildetesten Griechen und Römer keine Ahnung hatten. Die Frau wurde jetzt nicht mehr wie eine Sklavin vom Manne besessen, sie sollte ihm nur dann zu Theil werden, wenn er ihre freie Gunst erlangt, wenn er, um sie werbend, sich ihr freiwillig unterworfen hatte. Der Trieb des Germanen im starken Contrast zu der sonstigen Selbständigkeit des Charakters, den eignen Willen und die eigene Persönlichkeit aufzugeben an einen andern Einzelnen, zu dem er sich durch innere Uebereinstimmung hingezogen fühlte, um sich selbst in diesem Verhältniß erhöht und gekräftigt, um in dieser Unterordnung seine Freiheit zu finden, hatte das Gefolgsleben und später das Lehnswesen erzeugt und sollte fortdauernd dessen Grundlage bilden, so häufig diese auch in der Wirklichkeit verletzt werden mochte. Noch höher stieg die Sehnsucht, einen solchen Anklang des eigenen Seyns und Lebens zu finden, im Verhältniß zum Weibe als der natürlich und geistig nothwendigen Hälfte des Mannes. Die Anlagen der Germanen zu solcher Hingebung und zum Festhalten dieser Empfindung wurden dann durch das Christenthum, dessen Mittelpunkt eben die höchste Liebe, die letzte Entäußerung des Eigenen ist, weiter gebildet und nachdem Rohheit und Barbarei abgestreift waren, zum Wesen der modernen Liebe entwickelt, welches bis zum Extrem von den Rittern erschöpft worden ist, und ihrem aus Tapferkeit und Frömmigkeit bestehenden Charakter das dritte Element hinzugefügt hat, die Courtoisie. Eine Dame der Gedanken und des Herzens durfte dem rechten Ritter nicht fehlen und jede Liebeswerbung erhielt durch die vollstän-

digste Ergebung in ihre Launen einen phantastischen Anstrich. Des Fräulein, das er sich erwählte, mußte lange streng gegen ihn seyn, mußte ihm Abenteuer auflegen, damit er ihre Liebe durch Tapferkeit verdienen konnte, und selbst wer von seiner Geliebten noch nicht einmal gekannt oder anerkannt war, sondern nur noch im Stillen für sie seufzte schlug sich doch für sie mit allen Läugnern ihrer Schönheit und Tugend freudig auf Tod und Leben. Wer aber die seinige laut nennen durfte, trug ihr Bildniß am Halse, führte beständig ein Zeichen ihrer Gunst, eine Leibbinde, einen Ring, oder eine Halskrause von ihrer Arbeit mit sich herum, und ließ sich von ihr ein Losungswort (parole) geben, das ihn in allen Gefahren begeisterte. Ging er zu öffentlichen Kampfspielen, so mußte sie ihm die Rüstung anlegen, ihm ein Andenken an sie mitgeben, und wenn es seyn konnte, auch bei dem Turnier selbst zugegen seyn. Doch wählte man auch nicht selten verheirathete Damen zu Gebieterinnen des Herzens, und von sinnlichem Begehren und Genuß blieben diese Verhältnisse ebenso wenig entfernt. Frankreich war der Hauptsitz des Ritterthums und dieser ausharrenden leidenschaftlichen Minne.

Einmal kam ein fremder Ritter nach Paris, dessen Arm und Fuß mit einer langen goldenen Kette geschlossen war. Er hatte seiner Geliebten gelobt, diese Fesseln fünf Jahre lang zu tragen, wenn er bis dahin nicht von einem tapfrern Ritter überwunden würde. Er ließ die Sache durch einen Herold bekannt machen, und lud alle Französische Ritter zum Kampfe mit sich ein. Viele stellten sich, unter anderen der starke Ritter Saintré, der von seiner Dame den Auftrag dazu erhalten hatte. Dieser überwand ihn in jeder Art des Kampfes zu Pferde und zu Fuß, und lösete ihm dann seine Kette ab. Von anderer Art war die Bedingung, unter welcher ein Französisches Fräulein einem Ritter Herz und Hand zu geben versprach. Er sollte ihr die Bildnisse von dreißig anderen Schönen bringen, deren Ritter er überwunden hätte. Auch er zog von einer Burg und einer Hofhaltung zur andern, forderte alle Ritter heraus, und setzte Bildniß gegen Bildniß ein. Binnen einem Jahre, sagt man, hatte er die verlangte Anzahl glücklich beisammen, und legte sie nebst den Namen der Schönen seiner Dame ehrerbietig zu Füßen.

Es gab endlich auch fahrende oder irrende Ritter, die auf Abenteuer umherzogen, nur um Ehre und Ruhm, auch wol um Beute zu gewinnen. Ihr Sinn und Streben findet sich treffend in den Worten eines altdeutschen Gedichts ausgesprochen, wo ein Ritter auf die Frage, was

das sey, Abenteuer suchen, antwortet: „Ich heiße ein Ritter, und bin des Sinnes, daß ich suchend ausreite, um einen Mann zu finden, der mit mir streitet, und der wie ich gewappnet sey. Schlägt er mich, so wird er gepriesen, besiege ich ihn aber, so hält man mich für einen Mann, und ich werde dadurch würdiger, als ich bisher war"*).

Ein Hauptmittel zur Abschließung des Ritterstandes und zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes waren die Turniere. Auch ihre Entstehung fällt ins elfte Jahrhundert, es ist aber zweifelhaft, ob damals auch schon die Sitte, einzeln gegen einander zu fechten, festgesetzt war, oder ob man zuerst nur in ganzen Schaaren focht, um so einen Krieg im Kleinen vorzustellen. Gewöhnlich veranstaltete man ein großes Turnier zur Ehre eines festlichen Tages, und machte es lange vorher bekannt. Da fanden sich denn aus der Ferne und Nähe eine Menge tapferer Ritter ein, prächtig geschmückt mit Sammet, Seide, Gold und feinem Pelzwerk, aber zum Kampfspiel hüllten sie sich vom Haupt bis zu den Füßen in Eisen. Auch ihre Pferde waren fast ganz mit glänzendem Eisenblech bedeckt. Nur Ritter von gutem Adel wurden zugelassen, und deshalb mußte sich jeder erst vorher bei den Kampfrichtern melden, und seine Turnierfähigkeit erweisen. Es gab eine Menge Turniergesetze, desgleichen viele Personen, die bestimmt waren, die Ordnung zu erhalten, z. B. Turniervögte, Herolde, Wappenkönige, Grieswärtel, welche die zu hart Streitenden auseinander brachten, und Prügelknechte, die das Volk in Ruhe hielten.

Der Platz, auf dem das Spiel vor sich gehen sollte, war mit Schranken umgeben. Auf Balconen und Gerüsten saßen die Damen und vornehmen Zuschauer, rings umher stand das Volk. Die Paare der Fechter, die schon vorher, entweder durchs Loos oder nach dem Range, oder nach den Herausforderungen gesondert wurden, ritten unter kriegerischer Musik in prächtigem Aufzuge in die Schranken ein. Ein Herold rief die einzelnen Paare nun namentlich auf, außer wenn etwa ein unbekannter Ritter mit geschlossenem Visiere, der aber seinen Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, ausdrücklich unbekannt zu bleiben wünschte.

Das erste war das Lanzenstechen. Mit eingelegter Lanze im rechten Arme rannten die beiden Ritter auf ihren scharf angespornten Pferden gegen einander an, und suchten sich gegenseitig vom Pferde

*) Büsching, Ritterzeit und Ritterwesen, Bd. II. S. 60.

zu stoßen. Saßen sie beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen auch Beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen ward einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, sammt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen. Dann focht man auch mit dem Schwerte, zu Fuß und zu Pferde. Hier konnten die Verwundungen nicht häufig seyn, weil die Kämpfer ganz mit Eisen bedeckt, die Schwerter nicht geschliffen und Stechen nicht erlaubt war. Auch ritt man häufig noch in ganzen Schaaren gegeneinander, und wenn die Ritter abgetreten waren, hielten die Knappen zur Uebung ein sogenanntes Gesellenstechen.

Die Ritter, welche in allen Arten des Kampfes den Sieg davon getragen, erhielten, nach dem Ausspruche der Richter, aus den Händen der vornehmsten und schönsten Damen, einen sogenannten Dank, etwa eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, eine gestickte Leibbinde, ein Schwert, einen Ring oder sonst ein kostbares Geschenk. Der Ritter, der damit geschmückt ward, hatte die Erlaubniß, der Dame, die sich so huldreich gegen ihn erwiesen, die Lippen zu küssen. Zuweilen gaben die Edelfrauen selbst die Geschenke aus ihrem Vermögen her. So brachten zu einem Turniere, welches die Rheinische Ritterschaft 1290 nach Worms ausgeschrieben hatte, vier Fürstinnen selbst die Preise oder den Dank mit. Den ersten, einen Kranz mit zwölf goldenen Ringen, dessen Werth zwölfhundert Gulden betrug, überreichte die Gräfin von Montferrat einem Herzoge von Böhmen; den zweiten, der auf vierhundert Gulden geschätzt ward, empfing Graf Ruprecht von Kärnthen aus den Händen einer Fürstin von Lothringen; der dritte und vierte ward zweien Rittern von Limpurg und Nußdorf durch die Gräfinnen von Kleve und von Bitsch zu Theil. Bei dem festlichen Mahle, welches gewöhnlich den Waffenübungen folgte, hatten die Sieger die Ehre, von den Damen entwaffnet und mit prächtigen Feierkleidern angethan zu werden, und neben den schönsten Frauen und Jungfrauen zu sitzen.

Nicht immer liefen diese Spiele so fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden. Im Jahre 1185 verlor Herzog Gottfried von Bretagne, der Sohn König Heinrich's II. von England (oben S. 123.), in einem Turnier zu Paris das Leben. Markgraf Johann von Brandenburg, ein Sohn Otto's III., blieb 1269 todt auf dem Platze. Eben so erhielt 1175 Konrad, Markgraf Dietrich's von Meißen Sohn, einen tödtlichen Lanzenstich. Zuweilen mischte sich persönlicher Groll in das Spiel, und dann verwandelte

sich Scherz in Ernst. So kamen im Jahre 1175 allein in Sachsen sechszehn Ritter in Turnieren um, und in einem einzigen Turniere zu Neuß in Niederlothringen blieben einmal zwei und vierzig Ritter und eben so viele Knappen. Bei einem Turniere zu Darmstadt, 1403, geriethen die Hessen und Franken so hart zusammen, daß sie trotz aller Bemühungen der Grieswärtel nicht aus einander gebracht werden konnten.

Auch bei diesen Turnieren offenbarten sich der phantastische Geist der Rittergalanterie und Prunksucht in allen ihren Ausschweifungen. Mancher Kämpe ließ sich von seiner Gebieterin, zum Zeichen seiner Sklaverei, an einem Kettlein in die Schranken führen. Jeder trug ein Pfand der Liebe von seiner Schönen als Amulet an sich, und bat sich, wenn es im hitzigen Kampfe verloren ging, ein neues aus. In einem Französischen Turniere mußten die anwesenden Damen ihre Paladine so oft durch neue Liebespfänder stärken, daß sie zuletzt fast ganz entblößt da saßen. Auf einem Turniere zu Beaucaire 1174 schenkte der Graf von Toulouse einem Ritter hunderttausend Goldstücke, welche dieser sogleich wieder an hundert andere Ritter austheilte. Bertrand Raibaux ließ das Feld, auf dem ein Turnier gehalten werden sollte, mit zwölf Paar Ochsen umpflügen, und dreitausend Silberstücke hineinsäen. Guillaume Gros de Martello ließ seine Tafel mit Gerichten besetzen, die bloß bei Wachskerzen und Fackeln gekocht worden waren, und ein Herr Ramnon de Venans glaubte sich dadurch zu verherrlichen, daß er dreißig prächtige Pferde vor den Augen der ganzen Versammlung verbrennen ließ.

Zum Schlusse verdienen hier noch die Wappen Erwähnung, die auf Veranlassung der Turniere und der Ritterzüge entstanden sind. Da die Ritter durch ihre alles verhüllende Rüstung ganz unkenntlich geworden waren, so diente irgend ein symbolisches Zeichen, auf den Schild gemalt, oder an den Helmbüschen angebracht, ihren Knappen und Freunden zum Unterscheidungsmerkmal. In den Wappen, welche seitdem in den adeligen Familien erblich geworden sind, hat sich die ritterliche Phantasie in ihrer Eigenheit gegen andere Zeitalter charakteristisch ausgesprochen. Sie enthalten nicht selten eine schöne und sinnreiche Hieroglyphik, in Bezug auf sprechende Namen, auf Eigenschaften der Länder, oder verewigen auch mit kurzen treffenden Zügen das Andenken irgend einer glorreichen That oder wundervollen Begebenheit*)

*) A. W. v. Schlegel im Deutschen Museum, Bd. II. S. 452.

38. Romanische Dichtkunst.

Alle von der Natur begabte Völker zeigen, so weit man ihre Geschichte verfolgen kann, eine große Liebe zur Poesie, und bilden sie um so eigenthümlicher aus, je weniger sie mit anderen Nationen in Berührung kommen. Schon im Tacitus finden sich deutliche Spuren von Heldengesängen der Germanen. Sie brachten diese Anlage mit in die Länder des Römischen Reiches, die sie eroberten, aber eine Reihe von Jahrhunderten verging, ehe die neuentstandenen Sprachen sich einer kunstmäßigen Gestaltung der Poesie fügten. Die erste, welche diese Ausbildung erreichte, war die Provenzalische. Die Provence machte einen Theil des Arelatischen Reiches aus, aber ihre Grafen, auch Grafen von Arles genannt, waren so gut wie unabhängig. Nach dem Aussterben derselben kam das Land an die Grafen von Barcelona (1112), und als diese 1137 den Thron von Aragonien (unten Absch. 42.) bestiegen, wurde es auf kurze Zeit mit diesem Reiche vereinigt, indeß durch jüngere Söhne oder Brüder abgesondert beherrscht, und Alfons, Alfons II. von Aragonien zweiter Sohn (reg. seit 1196), wurde der Ahnherr eines neuen Herrschergeschlechts *). Unter Provenzalen verstand man damals nicht nur die Bewohner der heutigen Landschaft Provence, sondern die des ganzen südlichen Frankreich's, welches sich vor dem nördlichen nicht nur durch größere Betriebsamkeit und feinere Sitten (o. S. 110.), sondern auch durch eine verschiedene, gebildete Sprache, die Provenzalische genannt, auszeichnete **). Diese Sprache war auch über das Aragonische Reich verbreitet, wo sie eben so wie im südlichen Frankreich, freilich mit merklichen Veränderungen, noch heut zu Tage im Munde des Volkes ist.

Der Hof der Grafen von Provence galt schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts für den gebildetsten und prachtvollsten in Europa. An ihm konnte man nur durch das Talent geistreicher und in eine zierliche Sprache gekleideter Unterhaltung gefallen. Die Ritter bereiteten sich zu jedem Besuch durch künstliche Verse vor, und Dichtkunst

*) Der Mannsstamm dieser Herrscher erlosch schon 1245 mit Raimund Berengar IV., dessen vierte, durch das Testament ihres Vaters zur Erbin eingesetzte Tochter Beatrix Karl von Anjou, dem nachmaligen Könige von Neapel, ihre Hand reichte und ihm die Provence zubrachte.

**) Da die Südfranzosen oc für oui sagten, theilte man die beiden Sprachstämme in Frankreich in langue d'oc (wovon der Name der Provinz) und langue d'oui.

und Musik wurden die Würze jeder gesellschaftlichen Unterhaltung. Der Adel vertauschte auf eine Weile Schwert und Lanze mit der Laute, und ergötzte die Damen abwechselnd mit kriegerischen und poetischen Wettkämpfen. Troubadours (Erfinder) war der eigentliche Name der Provenzalischen Dichter. Sie nannten ihre Kunst die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia), mit Bezug auf ihre kunstreichen Sylbenmaße, Rhythmen und mannichfaltige Art zu reimen *). Die meisten Troubadours verstanden sich auch zugleich auf die musikalische Begleitung ihrer Lieder. Bei wem dies nicht der Fall war, der pflegte einen Jongleur (joculator) mit sich zu führen. So hießen nämlich alle diejenigen, welche aus der Musik und Poesie ein Gewerbe machten. Nebenbei legten sich diese Leute gewöhnlich auch auf Seiltänzerei und andere Künste der Art. Die Gesänge der Troubadours gehörten fast alle der lyrischen Gattung an, und feierten Frauenliebe, Ritterthum und die Schönheiten der Natur. Doch wendeten sie sich auch tadelnd gegen die Gebrechen der Zeit und des damaligen Lebens, verfolgten mit bitterem Spott die Ueppigkeit der Geistlichen, ermahnten die Fürsten zu Recht und Billigkeit, und forderten die Lässigen zur Uebernahme des Kreuzes auf.

Wie die Provenzalen die Lyrik, so bildeten die Nordfranzosen die Gattung der größeren epischen Rittergedichte oder Romane aus, und zwar ursprünglich und bis auf Philipp August in Lateinischer Sprache, bis endlich unter diesem König auch die Französische diejenige Bildsamkeit erhielt, die sie zu poetischen Vorträgen geschickt machte. Hier wurde um die Zeit der Kreuzzüge die Geschichte Karl's des Großen ein vorzüglich behandelter Gegenstand. Nicht seine wahre, die, an romantischen Begebenheiten arm, dazu wenig Stoff gegeben hätte, sondern eine erdichtete, welche an die unglückliche Niederlage bei Roncesvalles (Thl. IV. S. 146.) anknüpfte. Dieser Krieg gegen die Saracenen wird hier nicht nur fabelhaft ausgesponnen und mit den wunderbarsten Abenteuern bereichert, sondern auch dem alten Kaiser, in der Absicht, den damaligen Pilgern ein hohes Vorbild aufzustellen, ein Kreuzzug nach dem Morgenlande zugeschrieben. Allmählig wurden alle Fürsten und Zaubereien des Orients in diese Geschichten gezogen, in welchen Karl übrigens, im völligen Gegensatz mit seinem geschichtlichen Charakter, müßig im Hintergrunde steht, und Alles sich um die Abenteuer

*) A. G. de Schlegel, observations sur la langue et la littérature provençales, p. 8.

seiner Helden dreht. Zu Grunde lagen Volkslieder und Sagen, welche früherhin von Geistlichen in Lateinischer Sprache zusammengestellt worden waren. Die berühmteste dieser Compositionen war eine Chronik, die man fälschlich einem Zeitgenossen Karl's des Großen, dem Erzbischofe Turpin von Rheims, zuschrieb. Sie erhielt im Anfange des zwölften Jahrhunderts allgemeines Ansehen. Ein anderer Sagenkreis war der vom Britischen König Artus und den zwölf Rittern seiner Tafelrunde. In dieser Dichtung suchte man besonders das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten; der geschichtliche Artus (gest. 537), ein christlicher König von Celtischem Stamm in Britannien, und dessen Kriege gegen die eindringenden heidnischen Sachsen wären nur ein sehr beschränkter Gegenstand gewesen *). Unmittelbar an diese Dichtungen schließen sich die mystischen, für das Mittelalter höchst bedeutsamen Gesänge vom heiligen Gral. Nach einer alten Ueberlieferung war bei der Einsetzung des Abendmahls eine diamantene Schaale gebraucht worden, in welcher späterhin Joseph von Arimathia auch das Blut des Herrn aufgefangen haben sollte, das am Kreuze seiner Seite entströmte. Darum hieß die Schüssel Sanguis regalis, welches in Sang royal, Sainct Gral überging. Dieses heilige Kleinod, welches nach Spanien, ja bis in den fernsten Orient nach Indien hin entrückt seyn sollte, zu finden, zogen die edelsten Ritter der Tafelrunde aus, weil mit dem Besitz desselben die höchsten himmlischen Segnungen verknüpft waren; während die übrigen dem heitern Lebens- und Liebesgenuß ergeben, ihre Kräfte in weltlicheren Kämpfen zeigten. Wenn auf die Weise das Christenthum mit seinen Geheimnissen in die Ritterdichtung eindrang, so nahm man andrer Seits auch die alten Griechischen Helden zu Hülfe, schmolz den Curtius und Virgil zu gereimten Ritterbüchern um, und schmückte den großen Alexander und die Trojanischen Helden mit allen Zierden christlicher Ritterschaft. Eine dritte, das wirkliche Leben und die unmittelbaren Umgebungen zum Stoff nehmende Richtung der Nordfranzösischen Epik bilden die Contes und Fabliaux. Sie sind in zahlloser Menge gedichtet worden und zeigen die bunteste Mannichfaltigkeit, bald in tragischer, bald in komischer Weise die Abenteuer und Begebnisse von Rittern, Bürgern oder Geistlichen darstellend.

Während die Provenzalische Poesie zugleich den Osten von Spa-

---

*) Fr. Schlegel Werke, Bd. I. S. 292.

nien und ganz Oberitalien umfaßte, war die Nordfranzösische auch über England verbreitet; die Dichter lebten oft zu gleicher Zeit in England und in Frankreich. Dort wurden sie Trouveres genannt. Mit der musikalischen Darstellung ihrer Produkte beschäftigten sich die Menetriers (ministeriales), welche aber eine edlere Haltung als die Jongleurs bewahrten, indem sie sich vom Possenreißen und Taschenspielereien fern hielten. Mit der Entwickelung der Poesie wuchs die Achtung und Begünstigung ihrer Pfleger und Vertreter. Ueberall an den Höfen der Könige und Fürsten wurde die Gabe des Gesanges hochgeehrt. Ludwig dem VII. und dem tapfern Richard Löwenherz mußten Dichter ins gelobte Land folgen, um die Muße der Helden im Lager durch ihre Lieder zu erheitern. Für einen neuen Gesang wurden den Dichtern aus den Händen der Frauen schöne Geschenke, ein Kleid, ein Waffenstück, ein Pferd, eine goldene Blume oder ein anderes Denkmal von Werth überreicht.

In Folge der Albigenserkriege sank die Provenzalische Dichtkunst*). Im vierzehnten Jahrhundert suchte man sie durch äußere Mittel wieder zu erwecken. Die Stadt Toulouse errichtete in dieser Absicht 1324 die sogenannte Académie des jeux floraux, in deren Sitzungen — die jährlich zweimal, am 1. und 3. Mai, gehalten wurden — dem besten Gedicht ein goldenes Veilchen als Preis zuerkannt ward. Diesem Beispiele folgte noch später der König von Aragonien Johann I. Er schickte 1388, wie in einer wichtigen Reichsangelegenheit, eine außerordentliche Gesandtschaft an den König Karl VI. von Frankreich, und erbat sich einige Dichter aus Toulouse, um in Barcelona ein ähnliches Institut anlegen zu können, wofür er ihnen die reichlichsten Belohnungen zusicherte. Sie kamen, und richteten nach seinen Wünschen ein Consistorio de la gaya ciencia ein, das sich monatlich ver-

*) Nach der gewöhnlichen Ansicht sind auch die berühmten Liebeshöfe (cours d'amour), welche um die Zeit der Kreuzzüge in der Provence erschienen, wo Damen Sitzungen hielten, um vorgetragene Lieder poetisch zu richten, die besten zu krönen und Fragen über Verhältnisse und Streitfälle der Liebe zu entscheiden, aus den dichterischen Spielen der Troubadours hervorgegangen. Aber neben solchen Entscheidungen und den Antworten, die sie auf spitzfindig ersonnene Liebesfragen ertheilten, ahndeten sie Vergehungen gegen die Gesetze der Minne mit sehr nachdrücklichen Strafen, und wachten mit strengem Ernst über Sitte und Anstand im Umgange beider Geschlechter. Es scheint daher, daß die Liebeshöfe auch einen ernstern Ursprung hatten, und daß zu einer Zeit, wo alle Verbindungen bestimmte Formen und Gesetze annahmen, auch die Damen Vereine schlossen für Recht und Sitte in ihren Verhältnissen. S. Ebert, im Hermes No. XII. S. 65 fg.

sammelte, eine poetische Bibliothek anlegte, und bestimmte Gesetze, Privilegien und Einkünfte erhielt. Solche Einrichtungen mußten aber erfolglos bleiben, da die Verhältnisse und der Geist, welche jene schöne Kunst hervorgerufen hatten, längst vorüber waren. Der Norden und Süden Frankreich's waren unterdeß vereinigt worden und hatten nunmehr einen gemeinsamen Mittelpunkt ihres geistigen Lebens am Hofe des Königs erhalten. Von diesem ist die weiter Entwickelung der Französischen Poesie ausgegangen.

---

89. Deutsche Dichtkunst der Schwäbischen Zeit.

Der Antheil, den das Deutsche Volk an jenem Frühling der Poesie nahm, welcher sich bei allen Völkern des Abendlandes durch die Rittersitten und Kreuzzüge gezeitigt entfaltete, fällt gleichfalls in das Zeitalter der Hohenstaufen. Daß der Minnegesang, der einen großen Theil dieser dichterischen Blüthe ausmacht, von den Provenzalen entlehnt sey, wie Viele annehmen, ist unerweislich. Es ist gar nicht nöthig, daß von ähnlichen Erscheinungen, die bei verschiedenen Völkern in demselben Zeitraume hervortreten, die eine der andern nachgebildet sey, wenn die Richtung, von der sie ausgehen, die ganze Zeit durchdringt. Damals aber beseelte Ein Geist das ganze christlich-germanische Europa, wie es ein Deutscher Dichter schön ausdrückt:

Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten Alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen,
Da war auch Eine Poesie erklungen
In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

Mit Kaiser Friedrich I. beginnt eine große, herrliche Blüthenzeit der Deutschen Poesie. Weil die Oberdeutsche oder Schwäbische Mundart damals die ausgebildeteste war und in den meisten Gedichten vorherrscht, nennt man diese Periode der Deutschen Poesie auch die Schwäbische. Heinrich von Veldeck, in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, ist einer der ältesten in dieser Dichterreihe, Konrad von Würzburg, in der zweiten Hälfte des dreizehnten, einer der letzten. Zwischen Beiden liegt ein großer Reichthum herrlicher lyrischer und epischer Gedichte.

Die lyrischen, bekannt unter dem Namen der Minnelieder, voll Anmuth in der Sprache und kunstreich im Versbau, besingen

vornehmlich die Liebe und den Frühling in den mannichfaltigsten Wendungen und Weisen; doch gibt es von den Dichtern dieser Lieder auch Gesänge religiösen, moralischen und politischen Inhalts, wie wir diese zweite Richtung auch bei den Provenzalen bemerkt haben. Die Deutschen zeigen aber in beiden Beziehungen eine größere Innigkeit des Gemüthes und weniger spielende Reflexionen als jene. In Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide und Gottfried von Strasburg erreicht die Schwäbische Poesie ihre höchste Ausbildung. Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen, welche die Geschichte sonst nur in ernsthafter Anstrengung, in kühnen Schlachten, in gewaltigen Thaten darstellt, treten selbst als Dichter auf, und erscheinen in diesem Kreise mild, zart und fast tändelnd. Wir haben Gedichte, die Kaiser Heinrich VI. und dem unglücklichen Konradin zugeschrieben werden; andere rühren von dem Könige Wenzel von Böhmen, dem Markgrafen Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, den Herzogen Heinrich von Breslau und Johann von Brabant u. a. her. Unter den Fürsten, welche sich als Beschützer und Beförderer der Dichtkunst zeigten, treten besonders der Landgraf Hermann von Thüringen und die Oesterreichischen Herzoge aus dem Babenbergischen Hause hervor. An ihren Höfen sammelten sich die liederreichen Sänger, und der poetische Wettstreit auf der Wartburg, ein zum Theil noch vorhandenes Werk, hat eine solche Zusammenkunft der berühmtesten Minnesänger zum Gegenstande. Die Poesie war damals ein allgemeines Bedürfniß des ritterlichen Lebens und von diesem ungetrennt.

Die epischen Gedichte beziehen sich hauptsächlich auf drei Sagen und Fabelkreise, nämlich auf die schon angeführten von Karl dem Großen und dem Könige Artus, und auf den von den alten Gothischen, Fränkischen und Burgundischen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung. Der erste ist am wenigsten behandelt. Mit größerer Liebe und in bedeutenderem Umfange bearbeiteten die Deutschen Meister die Arturischen Sagen. Die mystische Seite derselben, das Suchen und Finden des Grals, stellte Wolfram von Eschenbach in seinem großen Gedichte, Parcival, dar; der anderen, der Liebe und deren Genusse zugekehrten Richtung gab Gottfried von Strasburg in seinem Tristan ihre höchste Gestaltung. Beide arbeiteten nach Französischen Vorbildern, schufen aber nichts desto weniger ganz abweichende und neue, höchst vollendete Dichtungen, in denen sich der tiefste Inhalt des Gemüthes in angemessener und abgerundeter Form offenbart. Noch wich-

tiger und für die Auffassung des reinen Deutschen Volksthums noch merkwürdiger sind die Gesänge, welche den dritten Fabelkreis betreffen. Diese sind ihrem Stoff und ihrer Weise nach ganz Deutsch, und den Provenzalen und Franzosen kaum bekannt gewesen; zum Theil weisen sie nach dem Norden hin, und so weit sich ihr Gegenstand auf den kühnen Sigfried bezieht, ist er auch in den Skandinavischen Sprachen vielfach behandelt worden. Sigfried's Aufenthalt bei den Burgundischen Königen, seine Liebe zur Chriemhild, seinen Tod und seines Weibes Blutrache schildert das Deutsche Nibelungenlied. Die Bearbeitung, in welcher es uns überliefert ist, hat dieses Epos in den letzten Zeiten des zwölften, oder in den ersten des dreizehnten Jahrhunderts erhalten. Sprache, Versbau und innere Vollendung zeichnen es vor allen Gedichten dieser Zeit aus. Der Abrundung und Beziehung alles Einzelnen auf einen großen Mittelpunkt in diesem Werke, ist mit Recht eine besondere Bewunderung zu Theil geworden, und der wiederbelebte volksthümliche Geist der Deutschen erfrischt sich hier an seiner Vorzeit wie an einer reinen und ungetrübten Quelle. Der große Dichter, der ihm seine letzte Gestalt gab, dessen Namen wir nicht einmal kennen, indem er ganz von sich selbst schweigt, muß sich mit möglichster Treue an die ehrwürdige Sage angeschlossen haben, da er sich aller Einmischung aus späteren Zeiten enthalten hat, und selbst von den Kreuzzügen, die sonst stets in den Werken jener Zeit vorkommen, nichts erwähnt. Wenn Sigfried in unserer Dichtung als der jugendliche Held erscheint, dem rascher Kampf, glühende Liebe und ein jäher Tod bestimmt sind, so gruppirt sich ein anderer Kreis von Gedichten um den männlichen Helden Dietrich von Bern, dem eine historische Erinnerung an den Ostgothischen König Theoderich (Th. IV. S. 12.) zu Grunde liegt. Es werden uns hier Kämpfe Gothischer und Fränkischer Helden geschildert, aber nur in kürzeren und gegen die Nibelungen weit in den Hintergrund tretenden Darstellungen. Auch besitzen wir viele dieser Gesänge erst in späteren Umarbeitungen.

Außer den Gedichten, welche jenen drei großen Fabelkreisen angehören, gibt es noch eine Menge anderer historischen Inhalts, die entweder aus der spätern Geschichte entnommen sind, wie der Herzog Ernst von Heinrich von Veldeck, oder, nach der schon im vorigen Abschnitt erwähnten Art, Begebenheiten des Griechischen und Römischen Alterthums behandeln, wie zum Beispiel in dieser Weise die Aeneide von Heinrich von Veldeck, die Trojanischen Abenteuer von Konrad

von Würzburg bearbeitet sind. Aber der Stoff dieser letztern Gattung ist nicht aus den Römischen und Griechischen Dichtern selbst geschöpft, sondern späteren Bearbeitungen entlehnt, wo er zum Theil schon die Umbildung in den romantischen Geist und Sinn erhalten hatte, in welchem alle Sagen aus der antiken Welt in diesen Werken dargestellt erscheinen.

Diese schöne Zeit verlor ihre lebendige Frische nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und die reiche Mannichfaltigkeit ihrer Töne machte anderen Weisen Platz. Die Fürsten entzogen sich den Dichtern, und der Adel gab die Beschäftigung mit der Poesie auf. Dagegen rechneten es sich nun die wohlhabenden Bürger zur Ehre, die sinkende Kunst zu unterstützen. Blieb auch der Stoff zunächst noch derselbe, so war doch der diesen durchdringende Geist hier nicht wieder herzustellen: das ganze Leben hatte eine Wendung von großartigen Gegenständen auf kleinere Kreise genommen und gerade dies hatte den Untergang der Ritterdichtung erzeugt. Vornehmlich wandten die sogenannten Meistersänger, weil die Begeisterung des Inhalts fehlte, ihre Aufmerksamkeit auf die Form; aber ihr Ernst und Eifer verwandelte deren freie Beweglichkeit in trockene Gesetzmäßigkeit. Sie vereinigten sich dann nach der allgemeinen Tendenz der Zeit in Schulen und Corporationen und bald war an die Stelle ritterlicher und romantischer Anschauungen moralischer Ernst, und ein breites lehrhaftes Wesen getreten. Das heitere Spiel der Verskunst wurde unter ihren Händen eine steife handwerksmäßige Förmlichkeit. Aber zu derselben Zeit, als das Seichte, Langweilige und Hausbackene in den Schulen der Meistersänger immer mehr um sich griff, machte sich die Tiefe und Innigkeit des Deutschen Sinnes in frischen Naturlauten Raum. Hell und freudig erklangen aus den niederen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft in unzählbarer Menge die verschiedensten Volkslieder, und in gleicher Art, zu Nutz und Frommen Aller, wurden die älteren Gedichte des romantischen Sagenkreises zu Volksbüchern umgearbeitet.

---

40. Die Scholastiker.

Während unter fröhlichen Festen an den Höfen der Fürsten süße Gesänge von Liebe und Ritterthat in der lebendigen Landessprache ertönten, bildete sich, abgewendet von dem Leben und seinem Treiben, in

den dumpfen Zellen der Klöster in der genauesten Beziehung zur Hierarchie die tiefsinnige Scholastik.

Die ganze Richtung der Zeit wies die nach höherer Wissenschaft Strebenden fast einzig und allein auf Religion und Theologie hin, deren Grundlagen das Kirchenthum unabänderlich festgestellt hatte. Es blieb also dem speculativen Sinne nichts übrig, als der Versuch, die Ergebnisse seiner Forschung mit der Offenbarung, wie die Lehren derselben von der Kirche gefaßt und bestimmt wurden, in Einklang zu bringen, und auf diese Verbindung sein Gebäude zu errichten. Indem aber die Scholastik von unveränderlichen Sätzen ausging, und späterhin sich an das für unbestreitbar geachtete Ansehen des Aristoteles band, wurde sie eine Mischung von Glauben an feste, alle weitere Auflösung verbietende Bestandtheile, und von alles auseinanderlegender und nach allen Seiten wieder frei verknüpfender Reflexion, von Beharrlichkeit bei festen Ausgangspunkten und von den mannichfachsten Abweichungen in der Entwickelung derselben, welche Vielen, die den rechten Gesichtspunkt nicht gefunden haben, so wunderbar vorgekommen ist, daß sie, bei aller Anerkennung des redlichen Ernstes in der Untersuchung, des nie ermüdenden Scharfsinns bei der Erforschung, doch andrerseits sich kaum eines mitleidigen Lächelns enthalten konnten, wenn sie den Inhalt mancher Fragen betrachteten, an welche die Denker jener Zeit ihre ganze Kraft gesetzt haben.

Die Lateinische Sprache, deren sich die Scholastiker ausschließlich bedienten, war selbst in ihrer lebendigen Blüthe, zur Bezeichnung philosophischer Begriffe nicht sehr tauglich gewesen. Deshalb sah man sich genöthigt bis an ihre Wurzel zu greifen, und, zum größten Nutzen aller neulateinischen Sprachen, die dadurch einen Vorrath von Wörtern zur Bezeichnung abgezogener Begriffe erhalten haben, derselben neue Formen abzuzwingen, welche aber den Verehrern der klassischen Werke Rom's nur als Ausartungen und geschmacklose Barbarei erschienen sind. Solcher Maßstab mußte den Scholastikern fremd bleiben. Sie waren nur bemüht, die Sprachbezeichnung so zu vervielfältigen, wie es die sich überbietende Abstraction erforderte. Der Stil ging vollkommen zu Grunde in den bloß logischen Formen von Sätzen und Gegensätzen, Beweisen und Widerlegungen, die in langen Schlußreihen ausgesprochen wurden. Daher ist auch an keine lebendige Eigenthümlichkeit dieser Schriftsteller zu denken, sondern alle sehen sich in

der Darstellung gleich, und unterscheiden sich nur durch den höher getriebenen Grad der Spitzfindigkeit und der Abgezogenheit.

Es ist bei der Darstellung des Christenthums und seiner Ausbildung im Römischen Reiche bemerkt worden (Th. III. S. 321.), wie die Theologie von den Kirchenvätern auf philosophische Weise behandelt, und so eine Verbindung der Philosophie mit der Religion herbeigeführt wurde. Bald nach der Zeit Karl's des Großen philosophirte Johannes Scotus Erigena (Th. IV. S. 203.) in diesem Sinne. Er schrieb gegen den Abt des Klosters von Corvey, Paschasius Radbertus, der zuerst die Lehre aufgestellt hatte, daß Brot und Wein im Abendmahl unmittelbar durch die Consecration des Priesters in den Leib und das Blut Christi verwandelt würden. Dennoch wurde diese sinnliche Auffassung zur Lehre der Kirche erhoben. Denselben Streit nahmen nach den bösen und verwirrten Zeiten der Carolinger, als im elften Jahrhundert das geistige Leben sich wieder zu heben begann, zwei Männer von Neuem vor. Es waren Berengar (gest. 1088), Lehrer an der Stiftsschule seiner Vaterstadt Tours, und Lanfrancus aus Pavia, zuletzt Erzbischof von Canterbury (geb. 1005 gest. 1089. Th. IV. S. 335.). Mehrere Schriften wurden gewechselt, in denen Lanfrancus, welcher die Kirchenlehre vertheidigte, sich insbesondere dialektischer Gründe bediente, um seinen Gegner zu widerlegen. Berengar wurde zu wiederholtem Widerruf von Seiten der kirchlichen Gewalt gezwungen. Als der eigentliche Begründer der Richtung aber, Glaubenslehren auf dem Wege des Gedankens zu beweisen, ist erst des Lanfrancus Schüler und Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury, Anselmus von Aosta (gest. 1109. o. S. 116.) anzusehen. Er sagt in seiner Abhandlung von der Menschwerdung Gottes, es scheine ihm eine Nachlässigkeit zu seyn, wenn man im Glauben fest sey, nicht auch zu streben, das was wir glauben zu begreifen. Durch den Glauben muß der Christ zur Vernunft fortgehen, nicht aber von der Vernunft zum Glauben kommen. Noch weniger darf er, wenn er nicht erkennen kann, den Glauben verlassen, vielmehr muß er dann verehren, und bei der Lehre der Kirche bleiben.

Ein rascherer Aufschwung dieser Philosophie begann, als Johann Roscelin aus der Bretagne, Canonicus zu Compiegne (um 1100), mit der Lehre auftrat, daß die allgemeinen Begriffe keine Wirklichkeit hätten, und daß nur das Individuelle, nach dem scholastischen Ausdruck die Hācceitas, das Wahre sey. Dieser Behauptung stellte sich Wilhelm

von Champeaux, Archidiaconus und Lehrer der Rhetorik und Theologie an der Kathedralschule zu Paris, entgegen, und behauptete die Realität der Gattungsbegriffe. So entstanden die Schulen der Nominalisten und Realisten, die einander mit großer Heftigkeit bekämpften. Frankreich, und vorzüglich der nördliche Theil desselben, war der Sitz dieser wissenschaftlichen Bemühungen, indem hier eine Reihe scharfsinniger und durch dialektische Gewandtheit ausgezeichneter Männer hintereinander auftrat. Der berühmteste unter ihnen ist Peter Abälard.

Er war im Jahre 1079 in einem Flecken unweit Nantes geboren, und vereinigte mit der schönsten männlichen Gestalt einen eindringenden Verstand, unersättliche Wißbegierde und den empfindlichsten Ehrgeiz. Sein Vater war ein wackerer Ritter und Kriegsmann. Um sich ganz den Wissenschaften widmen zu können, opferte Peter die Rechte der Erstgeburt den jüngeren Brüdern auf. Das Studium der Logik unter Roscelin gewährte ihm am meisten Befriedigung, und bedeutende Fortschritte machten ihn bald so kühn, daß er den Wanderstab ergriff, um als fahrender Schüler berühmte Männer zu hören und dialektische Wettkämpfe zu suchen. So kam er auch nach Paris, hörte Wilhelm's von Champeaux Vorträge und wurde anfangs freundlich von ihm aufgenommen. Bald aber entzweiten sich beide Männer, da Abälard mit den Grundzügen einer neuen Ansicht hervortrat, welche sich gegen die Lehre der Nominalisten sowohl als die der Realisten wandte, die Einseitigkeit beider aufzeigte und bemüht war, die Identität des Einzelnen mit dem Allgemeinen, des Individuellen mit dem Gattungsbegriffe geltend zu machen. Abälard behauptete: das Allgemeine existire zwar, wohne aber jedem Individuum auf eine besondere endliche, nicht unendliche Weise bei, wogegen Wilhelm fest auf seiner Meinung beharrte, der Begriff sey wesentlich in allen Individuen, und diese seyen nicht wesentlich verschieden. Abälard siegte in mehreren Disputationen, und erhielt trotz seiner Jugend und kurzen Studienzeit einen ungemein großen Zulauf von Schülern, so daß er selbst erst zu Melun, dann zu Corbeil eine eigene Schule anlegen konnte, während Champeaux's Hörsäle leer standen.

Als er sich späterhin wieder in Paris aufhielt, wählte ihn ein alter Domherr, Fulbert, in dessen Hause er wohnte, zum Lehrer seiner achtzehnjährigen schönen Nichte, Heloise, eines Mädchens von den vortrefflichsten Anlagen des Geistes und Herzens. Abälard hatte nur kurze Zeit diesen Unterricht ertheilt, als die großen glänzen-

den Eigenschaften seines Geistes des Mädchens innigste Bewunderung und Verehrung erweckten. Sie sah in ihm den vollkommensten Mann, wie er in ihr das edelste weibliche Wesen verehrte. Er besang seine Heloise in Minneliedern, die noch lange nach diesen Geschichten in allen Gauen Frankreich's wiederhallten. Die Einsamkeit der Lehrstunden, die bald nur zum Vorwande verliebter Zusammenkünfte dienten, lockte verführerisch, und nach einiger Zeit fühlte Heloise die Folgen ihres Fehltritts. Abälard entführte sie, und brachte sie zu seiner Schwester, wo sie mit einem Knaben niederkam. Fulbert wüthete vor Zorn, indeß besänftigte ihn Abälard einiger Maßen, indem er Heloise insgeheim heirathete. Als er sie aber bald darauf in das Nonnenkloster zu Argenteuil brachte, um sie den Mißhandlungen des Oheims zu entziehen, hielt Fulbert dies für einen neuen Schimpf. Er sann auf schreckliche Rache, und ließ den unglücklichen Abälard in einer Nacht auf seinem Zimmer überfallen und entmannen. Ergriffen von Scham und tiefer Betrübniß ward Abälard Mönch und ging in das Kloster St. Denys in Paris. Die abgelegene Zelle, welche er hier bewohnte, konnte den zahllosen Schwarm von Schülern nicht fassen, die nach wie vor seinen Unterricht begehrten. Dies bereitete Abälard neue Leiden, indem der Neid erwachte und ihn mit aller Heftigkeit verfolgte. Er hatte um diese Zeit zum Behufe seiner Vorlesungen eine Einleitung in die Theologie geschrieben; diese griffen seine Feinde an, und behaupteten, sie enthalte ketzerische Lehren. Abälard wurde vor eine im Jahre 1121 zu Soissons gehaltene Synode gefordert, dort genöthigt, selbst sein Buch ins Feuer zu werfen, und zur Einsperrung verurtheilt. Man hatte ihm keine Vertheidigung gestattet, weil die Bischöfe seine Ueberlegenheit und Gewandtheit im Disputiren fürchteten. Aber der Unterdrückte fand bald desto mehr Freunde, und seine beschämten Gegner mußten ihm erlauben, wieder nach St. Denys zurückzukehren. Hier zog ihm jedoch seine Freimüthigkeit und der laute Tadel, mit welchem er das weltliche Treiben der Mönche verfolgte, neue Verfolgungen zu; endlich erhielt er die Erlaubniß, das Kloster zu verlassen. Nur von einem einzigen treuen Gefährten begleitet, eilte er den dunklen Wäldern von Champagne zu, um hier eine Ruhestätte aufzusuchen. Auf dieser Irrfahrt erinnerte er sich eines angenehmen, ehemals von ihm bemerkten Thales, durch welches ein kleiner Fluß rann, unweit Nogent an der Seine. Er fand es, blieb die erste Nacht mit seinem Begleiter unter einem Baume; am

Morgen machte er Anstalt, sich in der einsamen, wilden Gegend anzubauen. Er flocht sich eine Hütte von Baumästen, und führte in derselben einige Zeit ein Einsiedlerleben. Aber kaum hatten seine Schüler seinen neuen Aufenthalt ausgespäht, so wallfahrteten sie auch schon wie ehemals zu Hunderten zu ihm, und er mußte ihnen Vorlesungen unter den Bäumen halten. Sie richteten sich eine Menge Hütten in der Nähe der seinigen auf, schossen dann Geld zusammen, und baueten ihm ein größeres Gebäude, das er mit einem Griechischen Worte Paraklet, den Tröster, nannte.

Heloise lebte indeß als Aebtissin in dem Kloster Argenteuil. Als sie dieses nach einiger Zeit mit ihren Nonnen verlassen mußte, weil der Abt Süger von St. Denys (S. 112.) diese Frauenabtei, welche von seinem Kloster abhängig war, einzog, und deren Güter dem heiligen Dionysius einverleibte, eröffnete ihr ein Zufall den glücklichsten Zufluchtsort, den sie sich wünschen konnte. Die Mönche von St. Gildas in der Bretagne, einem Kloster in der Nähe von Abälard's Geburtsort, wählten Abälard zu ihrem Abte, und er nahm die Einladung an. An seiner Stelle zog nun Heloise in den verlassenen Paraklet als Aebtissin, und ihr unglücklicher Gatte übernahm selbst das Geschäft, sie feierlich einzuführen. Die Arme liebte ihn noch immer mit der zärtlichsten Treue, sie richtete ihn oft durch die rührendsten Briefe auf; alle Widerwärtigkeiten, die er erfuhr, verwundeten ihre innerste Seele; ihr ganzes Sinnen war nur auf seine Beruhigung gerichtet*).

*) Von der Inbrunst und Stärke ihrer Leidenschaft, welche das Verhältniß Abälard's und Heloisens zu einem besonders hervorstechenden Bilde romantischer Liebe und Hingebung gemacht haben, mögen nur folgende Stellen aus ihren Briefen nach St. Gildas Zeugniß geben. Die Ueberschrift des ersten lautet: Domino suo, imo patri; conjugi suo, imo fratri; ancilla sua imo filia; ipsius uxor, imo soror, Abaelardo Heloissa. Dann heißt es weiter unten: Nihil unquam, Deus scit, in te nisi te requisivi, te pure non tua concupiscens. Non matrimonii foedera, non dotes aliquas exspectavi, non denique meas voluptates aut voluntates, sed tuas sicut ipse nosti adimplere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum, aut si non indigneris, concubinae vel scorti, ut quo me pro te amplius humiliarem, ampliorem apud te consequerer gratiam et sic etiam excellentiae tuae gloriam minus laederem...... Deum testem invoco, si me Augustus universo praesidens mundo matrimonii honore dignaretur, totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo praesidendum, carius mihi et dignius videretur tua dici meretrix, quam illius imperatrix. Und in einem andern Briefe: In omni Deus scit vitae meae statu, te magis adhuc offendere quam Deum vereor: tibi placere amplius, quam ipsi appeto. Tua me ad religionis habitum jussio, non divina traxit dilectio. P. Abaelardi et Heloisae opp. ed. Par. p. 41, 45, 60.

Abälard hatte seinen Paraklet verlassen, weil die große Wirksamkeit, die er dort übte, seine Gegner von neuem erweckte. Zu diesen hatte sich jetzt ein Mann gesellt, den nicht kleinlicher Neid in Bewegung setzte, der aber eben darum Abälard furchtbarer wurde als die Uebrigen, der heilige Bernhard. Gegen das neu erwachte Studium der Philosophie und deren Verwendung für die Theologie hatte sich bereits eine andere Partei erhoben, welche diese philosophische Stütze ablehnte, weil sie von solchen Bestrebungen für die Grundlage des Glaubens eher Erschütterung als Befestigung erwartete. Wie damals Abälard das Licht jener philosophirenden Theologen war, so wurde der heilige Bernhard seiner ganzen Geistesrichtung gemäß das Haupt dieser zweiten Partei. Auf einer zahlreichen Synode zu Sens (1140) legte Bernhard Stellen aus Abälard's neuen Schriften der „christlichen Theologie" und der „Ethik" vor, die er für ketzerisch erklärte, und als Abälard schwieg, verdammte die Kirchenversammlung jene Sätze. Abälard appellirte an den Papst, aber Innocenz II., bei dem Bernhard, wie wir wissen, sehr viel galt, bestätigte den Ausspruch des Conciliums, und sprach den Bann über alle Anhänger jener Lehren aus. Glücklicherweise war schon Friede zwischen den Gegnern geschlossen, als dieses Urtheil des Papstes nach Frankreich kam. Der entkräftete Abälard war nämlich auf seiner Reise nach Rom nur bis Clugny gekommen, er wünschte, der Streitigkeiten und der Stürme seines unruhigen Lebens müde, eine Ruhestätte für seine letzten Tage, und diese verlieh ihm der Abt jenes Klosters Peter (S. 226.), ein menschenfreundlicher Mann, der die Wissenschaften schätzte, und Abälard's große Fähigkeiten und Kenntnisse zum Unterricht seiner Mönche zu benutzen gedachte. Durch diesen trefflichen Geistlichen wurde Abälard mit dem heiligen Bernhard versöhnt, vom Papste losgesprochen, und hatte endlich einen Ort gefunden, wo er die letzten Jahre seines Lebens, unter Andacht, ruhigem Studiren und dem Unterricht der übrigen Mönche zubringen konnte. Da er erkrankte, schickte ihn Peter nach dem Kloster St. Marcell bei Chalons, wo er von der reinern Luft noch Hülfe für ihn hoffte, aber er starb daselbst, den 21. April 1142. Seinem Wunsche gemäß ward er im Paraklet bestattet. Heloise überlebte ihn noch ein und zwanzig Jahre, allgemein verehrt und geliebt. Sie starb den 17. Mai 1163, und ward neben ihren Abälard in die Gruft gesenkt.

Der große Einfluß, welchen Abälard's geistreiche Ansichten auf die

unglaubliche Anzahl von Schülern, welche aus allen Ländern Europa's ihm zugeströmt waren, ausgeübt hatten, erhöhte und verbreitete den Eifer für philosophische Studien in hohem Grade. In seinen Werken hatte er zuerst auf eine umfassende Weise alle Punkte berührt, mit denen sich die Erkenntniß zunächst beschäftigen mußte. Ein neues Element, welches bald darauf von außen her hinzugebracht wurde, trug zur Feststellung der Methode und systematischen Behandlung, so wie zur Bereicherung und Vertiefung des Inhalts wesentlich bei. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts besuchten, in Folge der durch die Kreuzzüge hervorgerufenen Vertrautheit mit Morgenländischen Sitten und Leben, häufiger als es bisher geschehen war, Abendländer die Schulen der gelehrten Araber in Spanien, wo außer der Medicin und Chemie, insbesondere das Studium der Aristotelischen Philosophie blühte (Th. IV. S. 173). Von hier aus brachten sie die nähere Kenntniß und die Schriften jenes großen Denkers in Arabischer Sprache mit, von denen bisher nur eine, das Organon, in der mangelhaften Lateinischen Uebertragung des Boethius (Th. IV. S. 15.) bekannt gewesen war. Nach der Eroberung von Constantinopel durch die Lateiner wurden auch die Griechischen Originale des Aristoteles zugänglicher, und Kaiser Friedrich II. so wie Manfred sorgten andrer Seits eifrig für Uebersetzungen seiner Werke aus dem Arabischen. Die ersten Früchte dieser neuen Richtung zeigten sich in Albertus Magnus aus dem adeligen Geschlecht derer von Bollstädt (geb. zu Lauingen an der Donau um 1200 gest. 1280). Er trat in den Orden der Dominicaner, und lehrte zu Hildesheim und Regensburg, besonders aber in Köln und Paris. Im Jahre 1249 ward er der Schule zu Köln vorgesetzt, und sogar vom Könige Wilhelm mit einem Besuche beehrt. Das ihm vom Papst übertragene Bisthum zu Regensburg gab er nach zwei Jahren freiwillig wieder auf, um sich als Mönch in seiner Zelle zu Köln allein mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Die logischen und metaphysischen Bestimmungen des Aristoteles galten von nun an als ausgemachte Wahrheiten. Eben so fest standen die dogmatischen Bestimmungen der Kirche, und man suchte nun, indem die Kategorien: wie Substanz und Accidenz, Ursach und Wirkung, Materie und Form u. s. w. auf die Lehren vom Daseyn Gottes, von der Schöpfung, vom Sündenfall bezogen wurden, einen Beweis für dieselben zu gewinnen, durch dessen logische Richtigkeit auch die Vernunftmäßigkeit jener Glaubenssätze dargethan seyn sollte.

Des Albertus Ruhm überstrahlte noch sein großer Schüler und Ordensgenosse Thomas von Aquino. Er war ein Neapolitaner, aus einem edlen Geschlechte. Weder Gewalt noch Ueberredung von Seiten seiner Aeltern konnten ihn von den Studien abhalten. Nachdem er in Paris 1255 die Doctorwürde erhalten hatte, trat er fast in allen angesehenen Städten Italien's als Lehrer auf. Er versammelte eine Menge ausgezeichneter Schüler um sich, welche sich nach ihm Thomisten, ihn selbst aber den engelgleichen Lehrer (Doctor angelicus) nannten. Seine Auffassung der Dogmatik wurde zur Norm und Glaubensregel des Dominicanerordens erhoben, und eifrig gegen die Angriffe anderer Theologen vertheidigt. Etwas Aehnliches wie Thomas für seinen Orden, bewirkte dessen Gegner Johann Duns Scotus mit dem Beinamen Doctor subtilis für die Franziscaner. Er war aus Dunstan in Northumberland (geb. 1276 gest. 1308), und lehrte zu Oxford und zu Paris. Beide Männer waren Realisten, wichen aber dennoch in vielen Punkten von einander ab. Die Scotisten sagten von ihrem Lehrer: er habe die Mysterien des Glaubens so erkannt, daß er sie fast nicht geglaubt habe. Er hat in der That die scholastische Methode zu argumentiren auf ihren höchsten Gipfel gehoben, aber damit zugleich ihren Mangel, welcher über dem Scharfsinn und der Consequenz der äußeren und formellen logischen Entwickelung den Inhalt der Sache ganz hintansetzt und vernachlässigt, entschieden herausgestellt. Die schriftstellerische Fruchtbarkeit beider Männer war nicht gering. Die Werke des Erstern sind in achtzehn, die des zweiten in vierzehn Folianten gesammelt, ohne das was ungedruckt geblieben ist.

Die Bekanntschaft mit den naturhistorischen Schriften des Aristoteles brachte auch einige physikalische Kenntnisse und Untersuchungen in Gang. Schon Albert der Große beschäftigte sich neben der Scholastik vielfach mit solchen Studien, und die Kunststücke, in welchen er den erstaunten Zeitgenossen seine Einsichten zeigte, brachten ihn in den Verdacht der Zauberei. Weit mehr aber leistete der Engländer Roger Baco (geb. 1214, gest. 1294), ein Franziscanermönch. Nachdem er zu Paris den Doctorgrad erworben hatte, eröffnete er zu Oxford Vorlesungen. Bedeutende Erfindungen, wozu ihm Scharfsinn und freier Blick verhalfen, zogen ihm ebenfalls den Ruf eines Zauberers zu, den Ansichten jener Zeit gemäß, welche weder das Verhältniß Gottes noch das der menschlichen Vernunft zur Natur in ihrem wahren Lichte erkannte. Er wurde heftig verfolgt, woran freilich Neid eben so viel Schuld hatte

als Aberglauben, und endlich sogar in das Gefängniß geworfen, aus dem er erst nach vielen Jahren, kurz vor seinem Tode, befreit wurde Auch die Bekanntschaft mit den Arabern verbreitete mathematische, chemische und medicinische Kenntnisse, aber zu gleicher Zeit auch alchymistische und astrologische Verirrungen.

Im Gegensatz zu jener scharfen Ausbildung der Formen des Verstandes in der Scholastik entfaltete sich das Gefühl zu einem Mysticismus, der auf die stetige und unablässige Gemeinschaft des Menschen mit Gott drang. Beide Richtungen lagen in dem Wesen der christlichen Religion, die zunächst auf den Friedenszustand der Seele durch die ewige Versöhnung hinweisend, allerdings eher und allgemeiner mit der Tiefe der Empfindungen als mit der Schärfe des Begriffs aufgefaßt werden will. Wie die Scholastik durch den Aristoteles, so wurde die Mystik durch die Platonische Philosophie gefördert. Die ersten bestimmteren Spuren dieser Anschauungsweise, welche die Abgeschlossenheit des Mönchthums von außen her unterstützte, finden sich in Bernhard von Clairveaux, wie wir dies schon angedeutet haben (S. 42. 255.). In seiner Schrift de consideratione setzte er die verschiedenen Stufen auseinander, auf welchen sich die Seele immer reiner und heiliger zu dem Höchsten emporhebt. Als Wilhelm von Champeaux dem kecken Disputirgeiste Abälard's weichen mußte, wandte er sich von der dialektischen Beschäftigung ab, und stiftete in der Nähe von Paris die gottseliger Beschaulichkeit und praktischer Frömmigkeit geweihte Schule von St. Victor. Hier folgte ihm Hugo aus dem Geschlecht der Grafen von Blankenburg (geb. 1097 gest. 1141), bei einfacher, gottergebener Gesinnung, ein Mann von großen Kenntnissen und tiefem wissenschaftlichen Blick. Er ist der Begründer der speculativen Mystik. Drei Wege unterschied er, um sich in Gott zu versenken: den des Fleisches, der Vernunft und des Geistes. Sein Schüler Richard von St. Victor (gest. 1173) schloß sich dieser Lehre an, setzte aber sechs Stufen des Emporsteigens zu Gott. Auf der ersten ahnen wir durch die Sinneswahrnehmung die Weisheit und Macht des Schöpfers, auf der zweiten grübelt der Verstand über Grund und Zweck der Welt, auf der dritten erhebt sich die Vernunft mit Hülfe der Phantasie zu dem Uebersinnlichen, auf der vierten will die Vernunft durch eigene Kraft das Wesen des Ewigen ergreifen; aber das eifrige Bemühen bleibt vergebens bis ihr auf der fünften Stufe die Offenbarung entgegenstrahlt, und auf der sechsten vom göttlichen Lichte erhellt, unser Geist alle

Geheimnisse der Gottheit empfindet. In ähnlicher Weise lehrte Johann Bonaventura, genannt Doctor seraphicus (geb. 1221, gest. 1274), in seinem Itinerarium mentis in deum. Er stieg im Franziscanerorden bis zum General, dann auch zum Cardinal empor. Der Deutsche Sinn neigte vorzüglich zu dieser Richtung hin, und die Verehrer derselben nannten sich in der spätern Zeit die „Jünger der Brüderschaft der ewigen Weisheit.“ Einer der merkwürdigsten dieser Männer ist der Dominicanermönch Johann Tauler aus Strasburg oder Köln (geb. 1294, gest. 1361), der durch seine begeisterten Predigten seine Zeitgenossen und spätere Geschlechter erbauet hat. Von Gott und seiner Anschauung sagte er: Gott hat kein Bildniß seiner selbst, du mußt mit reinen Sinnen dich erschwingen, über dich selbst und alle Creatur in die verborgene stille Finsterniß, auf daß du kommst in eine Erkenntniß des unbekannten Gottes. Diese stille Finsterniß ist aber ein Licht, das keine erschaffene Verständniß zu erreichen vermag; in ihr wird der Geist geführt über sich selbst hinaus und all sein Verstehen. In ihr verliert der Geist sich selbst, daß er in den göttlichen Abgrund versunken nichts weiß, nichts schaut und nichts empfindet, als den lauteren Gott. Aber nur in der Darbung von zeitlichen Dingen wird der Mensch solcher Erhebung fähig, denn in der Krankheit leiblicher Kraft erstehet dem Menschen eine geistliche Lauterkeit, und in dieser ein klares Licht, und der heilige Geist macht das Licht brennend und zieht die Seele in alle Wahrheit.

---

41. Die Universitäten.

Das erneute wissenschaftliche Leben des Abendlandes fand in dieser Zeit seine Zusammenfassung, lebendige Wechselwirkung und kräftige Beförderung in den Universitäten. An Schulen hatte es, wie aus dem Laufe unserer Erzählung erhellt, nie ganz gefehlt, aber erst die Vermehrung der Unterrichtsgegenstände, die Erweiterung ihres Umfangs und ihres Inhalts, so wie die größere Anzahl der sich solcher Beschäftigung widmenden Männer, gab zum Emporkommen höherer wissenschaftlicher Anstalten Anlaß und Gelegenheit. Die ältesten hohen Schulen gingen nicht von Stiftungen der Fürsten oder Stadtobrigkeiten aus *), sondern

*) v. Savigny's treffliche Darstellung in der Geschichte des Röm. Rechts im Mittelalter, Bd. III. Cap. XXI.

bildeten sich von selbst, durch das Auftreten eines oder mehrerer berühmten Lehrer an einer ältern Schule. Dies lockte Lernbegierige in größerer Menge herbei, und aus solchen einmal geknüpften Verhältnissen gingen dann ganze Reihenfolgen von Lehrern hervor, die anderer Seits wiederum einen fortdauernden Zulauf von Schülern veranlaßten. Es war das Zeitalter der Corporationen, und nichts natürlicher, als daß auch die des Lehrens und Studirens wegen an einem Orte Versammelten eine Innung bildeten, wie Geistliche, Ritter und Handwerker, und besondere Gesetze und Verfassungsregeln erhielten. In jenen Jahrhunderten, wo Bücher noch wenig verbreitet und schwer zu erlangen waren, wo daher mündlicher Unterricht beinahe der einzig mögliche Weg war, zu umfassenden Kenntnissen zu gelangen, waren Einfluß und Wirksamkeit der Universitäten noch viel größer als heut zu Tage, und ihr Ruhm leuchtete um so höher und heller, je geringer ihre Anzahl war. Man studirte weit länger als jetzt, viele der Lernenden standen durch ihr reiferes Alter, ihren Rang, ihre Aemter und Würden in weit größerm Ansehn, als die Studenten unserer Tage.

Die drei Universitäten, welche am frühesten blühten, waren Salerno für Arzneikunde, Paris für Theologie und Philosophie, und Bologna für Rechtswissenschaft. Denn zuerst lehrte man an diesen Orten nur einzelne Wissenschaften oder einen bestimmten Kreis von Disciplinen, erst später kamen die übrigen Lehrgegenstände hinzu. Daher auch der Name Universitas nicht auf die Gesammtheit der Wissenschaften zu beziehen ist, sondern auf die Gemeinschaft der mit derselben Beschäftigten. Auch der in jenen Jahrhunderten gebräuchliche Ausdruck studium generale geht nur auf die ausgedehnte Bestimmung und Wirksamkeit der hohen Schulen. Salerno erhielt seine Verfassung durch König Roger II. von Sicilien, die beiden anderen genannten Universitäten aber sind für die allgemeine Culturgeschichte ungleich wichtiger, weil sie den zahlreichen späteren hohen Schulen als Vorbild gedient haben, welches bei Salerno nicht der Fall ist. Paris wurde das Muster für England und Deutschland, während sich fast alle übrige Universitäten in Frankreich so wie die Italienischen und Spanischen nach Bologna bildeten.

Der Anfang der Universität von Bologna kann so wenig als der der beiden übrigen mit Genauigkeit und nach der Jahreszahl bestimmt werden. Das Römische Recht war in Italien zu keiner Zeit völlig erloschen, es wurde in Gerichten angewendet, in Schriften bearbeitet

und mündlich gelehrt, aber die Kenntniß und Anwendung desselben waren dürftig, bis die Cultur, der Wohlstand, die Macht, die republicanische Gestaltung, zu welchen die Lombardischen Städte im zwölften Jahrhunderte emporwuchsen, auch ein ausgebildetes bürgerliches Recht erforderten, und daher ein gründlicheres, lebendigeres Studium der Römischen Jurisprudenz hervorriefen. Dieses fand zu Bologna seine Hauptstätte*). Der erste berühmte Lehrer, welcher der dortigen Rechtsschule ihren großen Schwung gab, war Irnerius (gest. um 1140); Kaiser Friedrich I. ertheilte ihr 1158 auf dem Roncalischen Reichstage die ersten Privilegien, durch welche die Schüler in besondern Schutz genommen, und ihnen ein eigener Gerichtsstand bewilligt wurde. Ueberhaupt begünstigte sie die weltliche und geistliche Obrigkeit hier so wie auf anderen Universitäten so viel als irgend möglich. Sie waren frei von bürgerlichen Lasten, und obschon sie dadurch, daß man sie zu den Geistlichen zählte, mancher härtern weltlichen Strafe entgingen, so drangen doch selbst die Päpste darauf, daß man auch die Kirchengesetze nicht sogleich streng gegen sie anwenden solle **). Zur Zeit des berühmten Rechtslehrers Azzo, der um das Jahr 1200 blühte, waren in Bologna zehntausend Studirende aus allen Ländern. Die Schüler waren es, die hier die eigentliche Corporation bildeten, und aus ihrer Mitte die Häupter der Genossenschaft wählten. Man wird diese Einrichtung weniger seltsam finden, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der damaligen Studirenden aus Männern bestand, welche Güter, Einkünfte und Würden besaßen, und nur aus Liebe zur Wissenschaft das ferne Bologna aufsuchten, daher große Begünstigungen erwarteten und verdienten. Noch ehe die übrigen Facultäten in Bologna auftraten und abge-

---

*) Neben dem Römischen Rechte wurde auch das canonische oder kirchliche ein vorzüglicher Lehrgegenstand der hohen Schulen. Der neu erwachte große Eifer für die Rechtswissenschaft regte den Benedictinermönch Gratian zur Bearbeitung eines Systems des geistlichen Rechts an, welches er um das Jahr 1160 in einer Sammlung von Kirchenschlüssen und päpstlichen Verfügungen aufstellte. Das Decret Gratian's (so wurde es genannt) erhielt außerordentlichen Beifall, und wurde als Rechtsquelle betrachtet. Da aber die Decretalen der Päpste sich seit dieser Zeit außerordentlich häuften, so entstanden wieder mehrere Sammlungen derselben, bis Gregor IX. durch den Dominicaner Raimund von Pennaforte eine neue in fünf Bücher getheilte verfertigen ließ, die er als die völlig authentische betrachtet wissen wollte. Daher sandte er sie 1231 den Universitäten Paris und Bologna zu, damit sie in den Vorlesungen erklärt würde, und befahl, daß in den Gerichten danach gesprochen werden sollte.

**) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. VI. S. 456.

sonderte Corporationen bildeten, theilten sich die dortigen Scholaren in zwei Hauptkörper oder Universitates nach dem Vaterlande, nämlich in Citramontaner und Ultramontaner. Jene bestanden wieder aus siebzehn Nationen, diese aus achtzehn. Der erste Beamte der Universität war der Rector. Um zu dieser Würde zu gelangen, mußte man Scholar seyn (doch kommen auch Professoren als Rectoren vor), unverheirathet, fünf und zwanzig Jahre alt, und wenigstens fünf Jahre auf eigne Kosten die Rechtswissenschaft studirt haben. Der Rector wurde jährlich neu gewählt, und sollte im Range, mit Ausnahme des Bischofs von Bologna, allen Bischöfen und Erzbischöfen vorangehen. Anfänglich bezeichnete man die Lehrer mit dem Namen Doctor, ohne darunter eine besondere Würde zu verstehen, erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts scheint der Name und die Würde eines Doctors besonders verliehen worden zu seyn. Die sich dazu meldenden Candidaten wurden geprüft, und wenn sie würdig erschienen, als neue Glieder in die Reihe der Doctoren einzutreten, so erhielten sie durch diese Aufnahme (Promotion) ein unbeschränktes Recht zu lehren, und an neuen Promotionen Theil zu nehmen.

Keine Universität hat ihren Ruhm so lange behauptet und einen solchen Einfluß auf Kirche und Staat geübt, als Paris. Im zwölften Jahrhundert fanden sich hier, wie schon oben (S. 252.) bemerkt ist, mehrere ausgezeichnete Lehrer der Theologie und Philosophie, unter welchen Petrus Lombardus (gest. 1164), ein Schüler Abälard's, einen hohen Platz einnimmt. Seine libri sententiarum enthalten die Hauptzüge eines Systems der Theologie, welches Jahrhunderte hindurch aller Bildung in derselben zum Grunde gelegt worden ist. Durch solche Männer erlangten die an den Klöstern zu Paris schon längst bestehenden Schulen immer größern Ruf und stärkeren Zulauf, und in den letzten Decennien dieses Jahrhunderts entstand zwischen den verschiedenen Lehrern eine Vereinigung, aus welcher die spätere Universität erwuchs. Im Jahre 1206 findet sich schon eine Lehrende und Lernende umfassende Eintheilung in vier Nationen: die Französische, zu welcher auch Spanier und Italiener gehörten; die Englische, welche außerdem noch Deutschland, Ungern, Polen und die nordischen Reiche begriff, und endlich die Normannische und Picardische, denen die Niederländer zugerechnet wurden. Eine bestimmtere Organisation und Statuten erhielt die Universität im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts. In dieser Verfassung zeigt sich ein merkwürdiger Gegensatz zu der von Bologna.

Denn hier wurde nun die Corporation nur aus den Lehrern zusammengesetzt, diese kamen in Besitz aller Gewalt, und von den Schülern, als bloß unterthänigen Mitgliedern des kleinen Staates, war dabei gar nicht die Rede. Ja so groß zeigte sich der Unterschied in der Disciplin der Scholaren, daß Ruthenstreiche, die dem Schuldigen in Gegenwart des Rectors auf den bloßen Rücken gegeben wurden, eine sehr gewöhnliche Strafe waren. Dennoch fehlte es weder hier noch auf anderen Universitäten an Unruhen, Händeln mit der Bürgerschaft und Auswanderungen der Studenten, und die Furcht vor solchen äußeren Nachtheilen bewirkte, daß Unruhestifter oft milder als billig bestraft wurden.

Zu den Universitäten, die in diesem Zeitraume noch entstanden, gehören in Italien: Padua, Neapel (oben S. 138.), Reggio, Rom, Treviso; in Frankreich: Montpellier, Orleans und Toulouse; in Spanien: Salamanca. In England sind Cambridge und Oxford sehr alten Ursprungs.

---

42. Spanien und Portugal.

Die christlichen Staaten der Pyrenäischen Halbinsel, Castilien und Leon, Navarra, Aragonien, Barcelona (Th. IV. S. 350.), bildeten eine für sich bestehende Welt, die in ihrem Innern genugsam beschäftigt, in wenige Berührungen mit den übrigen Staaten des westlichen Europa kam. Alle Kräfte waren fortwährend auf den hartnäckigen Kampf gegen die Araber gerichtet, die gegen die Christen immer mehr in Nachtheil traten, seitdem der Omijadenstaat in eine Menge kleiner Herrschaften zersplittert worden war. Unter den Fürsten dieser Staaten war der über das vereinigte Cordova und Sevilla regierende König der mächtigste, aber auch er hatte von den Castiliern, als diese 1085 Toledo erobert hatten, Alles zu fürchten, und obschon das christliche Spanien nicht minder getheilt, und oft in sich selbst zwieträchtig war, würde die Arabische Herrschaft in Spanien schneller ihr Ende erreicht haben, wenn sich der Mohammedanismus nicht aus Africa wieder erfrischt hätte.

Im Nordwesten dieses Erdtheils hauseten im elften Jahrhundert rohe Arabische Stämme, fast ohne alle Kenntniß von Religion. Zu diesen kam Abdallah Ben Yasim, predigte den Islam und erweckte Lust und Muth zu Krieg und Eroberung. Er nannte diese neuen Streiter

für den Islam Morabethen oder Almoraviden*), und ernannte den Abu Bekr zu ihrem Herrscher, der die begonnenen Eroberungen fortsetzte und 1070 Marocco gründete **). Abu Bekr's Nachfolger, Jusef Ben Taschen, ein tapferer und thätiger Fürst, der die Macht der Morabethen noch weiter ausgedehnt und höheres Ansehen erworben hatte, ward von dem Könige von Sevilla zu Hülfe gerufen. Er erschien, und schlug die Christen 1086 in einer großen Schlacht bei Zalacca, aber bald wurde er nach den Besitzungen, die er geschützt, selbst lüstern, und unterwarf sich durch Gewalt und Treulosigkeit das ganze Arabische Spanien. So bekamen die Feinde des christlichen Glaubens neue Stärke; doch die Christen verloren darum den Muth nicht. Die Könige von Aragonien drangen gerade damals aus ihren Gebirgen hervor, und Alfons I. erweiterte sein kleines Besitzthum durch Huesca (1096), Tudela und das besonders wichtige Saragossa (1118). Der König von Castilien und Leon, Alfons VI. (gest. 1109), wurde wie auch die übrigen christlichen Fürsten Spanien's von Französischen Rittern im Kampfe gegen die Mohammedaner unterstützt, bis dann der Kriegslust und Tapferkeit jenes Adels durch die Kreuzzüge eine andere Richtung geöffnet wurde. Durch Ansehen und vielfache Dienste war damals der ausgezeichnetste unter ihnen, Heinrich Graf von Hochburgund, vom Capetingischen Stamme. Diesem gab Alfons in dankbarer Erkenntlichkeit alle in den nördlichen Gegenden des heutigen Portugal's gemachte Eroberungen mit der Hand seiner natürlichen Tochter Therese, als ein von Castilien abhängiges Fürstenthum. Als endlich Alfons VII. (1109—1157), König von Leon und Castilien, dem die Könige von Aragonien und Navarra, die Grafen von Barcelona und Toulouse huldigten, sich auf einer feierlichen Versammlung zu Leon zum Kaiser von Spanien ausrufen ließ (1135), schien er dabei den Gedanken zu haben, alle christliche Gebiete der Halbinsel zu einem kräftigen Ganzen zu vereinigen. Aber dieses Kaiserthum war von kurzem Bestande. Schon bei Alfons' Lebzeiten begannen die Kämpfe der einzelnen Staaten unter einander von neuem: selbst sein Lehnsmann, der Graf Alfons von Portugal, Heinrich's Sohn und Nachfolger, machte sich unabhängig, nahm die Königswürde an,

*) „Morabethen d. i. die dem Dienste Gottes sich freiwillig widmenden confoederirten Männer, oder nach einer Ableitung von dem Arabischen Worte Rabita, die Klause, die eifrigen, von der Welt zurückgezogenen Bekenner des Islam.“ Aschbach, Geschichte Spanien's und Portugal's zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden Th. I. S. 67.

**) Conde, Gesch. der Mauren in Spanien, Deutsche Uebers. Bd. II. S. 73.

und vermehrte dadurch nur die Verwickelung der inneren Fehden; be seinem Tode aber (1157) theilte Alfons sogar das von ihm unmittel bar beherrschte Reich in zwei Theile: Leon, mit Asturien und Galicien, und Castilien, wozu Burgos, Biscaya und Toledo gehörten. Gegen das Ende dieser Regierung wurde der Grund zu dem geistlichen Ritterorden von St. Julian, späterhin von Alcantara genannt, gelegt, der zum Kriege gegen die Mauren bestimmt und nach dem Muster der Templer gebildet war. In der Folge entstanden im Castilischen Reiche noch zwei andere ähnliche Orden zu demselben Zwecke, der von Calatrava und der von St. Jago di Compostella.

Indeß ward, dem sich stets wiederholenden Entwickelungsgange der Arabischen Reiche gemäß, die Macht der Almoraviden eben so schnell zerstört, als sie entstanden war. Eine von frischem Fanatismus durchdrungene Secte, die Muahedim oder Almohaden, stürzte sie, und machte 1146 durch Eroberung von Marocco ihrem Reiche in Africa ein Ende. Um dieselbe Zeit gingen die Sieger nach Spanien hinüber, und begannen auch hier ihre Macht auszubreiten. Ihr Fürst Jakub Almanzor, dessen Trefflichkeit und Macht die Arabischen Geschichtschreiber nicht genug preisen können *), errang 1195 über die Castilier bei Alarcos einen großen Sieg, und doch konnte die drohende Gefahr die Christen nicht dahin bringen, von ihren Zwistigkeiten zu lassen. Größere Erfolge zu erringen kam 1210 Jakub's Nachfolger, Muhamed, mit einem Heere nach Spanien, welches mehr als fünfmal hunderttausend Streiter gezählt haben soll. Zum Glück hatten die christlichen Könige damals Friede geschlossen; das geistliche Haupt der Christenheit, der Papst Innocenz III., ermahnte dringend, diese Eintracht zu erhalten, und verstärkte die Kräfte der Spanier durch einen Kreuzzug, den er predigen ließ. So erfochten die vereinigten Könige von Castilien, Aragonien und Navarra, Alfons VIII., Peter II., Sancho VII., auf der Ebene von Tolosa jenseits der Sierra Morena, durch deren Pässe ein Schäfer ihnen einen sichern Weg gezeigt, einen der allerglänzendsten Siege (1212). Fast zweimal hunderttausend Araber blieben auf dem Schlachtfelde, und von der ganzen Masse kamen nur wenige nach Africa zurück. Die Arabischen Geschichtschreiber selbst sehen diese Schlacht als eine Hauptursache des Verfalls ihres Reiches in Spanien an**).

*) Conde Bd. II. S. 394.
**) Conde, Bd. II. S. 431.

Die nächste Folge derselben war, daß, da auch in Africa Erschütterungen folgten, die Herrschaft der Almohaden in Spanien sich auflösete. Zwar versuchte nun noch einmal ein kräftiger Mann, Aben Hud, ein Abkömmling der alten Könige von Saragossa, der sich zum Herrn von Sevilla, Granada und Murcia gemacht hatte, sich aller Mohammedanischen Staaten in Spanien zu bemächtigen und dadurch eine Kraft zu bilden, welche den immer gewaltigern Strom der christlichen Herrschaft in ein engeres Bett zurückzudrängen vermöchte; aber die Könige von Leon und Castilien erkannten seine Absicht, und ließen ihm nicht Zeit, sie auszuführen. Bei Merida gewann Alfons IX. von Leon einen Sieg über ihn (1230), der um so glänzender war, weil die Christen gegen eine sehr überlegene Macht mit einem kleinen Haufen gefochten hatten. Von dieser Zeit an wurde die Macht der Christen immer bedeutender. Ferdinand III., der Heilige, seit 1217 durch seine Mutter König von Castilien und 1230 beim Tode seines Vaters Alfons IX. auch von Leon, vereinigte beide Reiche aufs neue und stellte die Untheilbarkeit derselben und das Recht der Erstgeburt als Grundgesetze für alle folgende Zeiten fest. Castilien und das neben ihm mächtig emporstrebende Aragonien waren jetzt die beiden Hauptstaaten des christlichen Spanien's, Navarra dagegen, welches 1234 nach dem Tode König Sancho's VII. an den Gemahl seiner Tochter und Erbin Blanca, den Grafen Theobald IV. von Champagne, kam, hatte wenig Bedeutung und Macht. Ferdinand der Heilige wendete sich gegen das mächtige Cordova, an dessen Besitz, weil es immer die Hauptstadt der Arabischen Herrschaft gewesen war, bei den Mohammedanern der Glaube an die Fortdauer derselben haftete. Vergebens thaten die Einwohner den heftigsten Widerstand, Cordova mußte sich am 29. Juni 1236 den Christen ergeben, nachdem es fünfhundert und zwei und zwanzig Jahre in den Händen der Ungläubigen gewesen war. Die Bestürzung der Araber war außerordentlich, und bald nachher (1238) hatten sie auch den Verlust Aben Hud's zu bedauern*), den einer seiner Günstlinge verrätherisch ermorden ließ. Aben Alahmar, König von Granada, verzweifelte am Widerstande, begab sich in Ferdinand's Schutz, verpflichtete sich zu Zinszahlung und Heeresfolge, und überlieferte ihm die von den Christen hart bedrängte Stadt Jaen (1245). Ferdinand wandte nun seine Waffen gegen Sevilla. Sein Landheer rückte vor die Stadt,

*) In dieses Jahr setzt Conde (Bd. III. S. 22.) Aben Hud's Tod; nach Cardonne, Ferreras und Andern wurde er noch vor der Einnahme von Cordova getödtet.

seine Flotte besetzte den Ausfluß des Guadalquivir. Von beiden Seiten wurden die ungeheuersten Anstrengungen gemacht; nur erst der gänzliche Mangel an Lebensmitteln nöthigte die Belagerten nach einem sechszehnmonatlichen Widerstande zur Uebergabe (1248). Die Bewohner erhielten die gewöhnlich zugestandene Erlaubniß, mit ihren Habseligkeiten abzuziehen. Drei mal hunderttausend Mauren sollen Sevilla verlassen haben; sie gingen theils nach den noch übrigen Arabischen Gebieten, theils nach Africa. Zwei Jahre darauf unterwarf sich Ferdinand auch Xerez de la Frontera, Medina Sidonia, Cadiz und mehrere andere Plätze. Endlich wollte er durch einen Angriff auf Africa selbst den Quell aller frischen Kräfte des Feindes verstopfen, als ihn der Tod überraschte (1252).

Die Ausführung jenes Planes, die Araber in Africa selbst anzugreifen, überließ er seinem Sohne und Nachfolger Alfons X. Dieser Fürst, welcher den Beinamen des Weisen erhalten hat, liebte die Wissenschaften und beförderte sie durch große Freigebigkeit. Er erweiterte 1254 die Freiheiten der Universität zu Salamanca, und errichtete daselbst zwei neue Lehrstühle für die Naturlehre und einen für die Musik. Die Landessprache war bereits so weit ausgebildet, daß er 1260 verordnen konnte, alle öffentliche Urkunden in derselben zu verfassen und sie in den Gerichtshöfen anzuwenden. Auch eine allgemeine Chronik von Spanien ließ er schreiben, von welcher uns Bruchstücke erhalten sind. Auf seine Kosten wurden ferner astronomische Tafeln verfertigt, die den Sternkundigen noch jetzt unter dem Namen der Alfonsinischen bekannt sind. Er selbst beschäftigte sich mit Musik, Dichtkunst und Sternkunde, mit Sterndeutung und Alchymie, Zweigen jener mystischen Naturlehre, die seine Arabischen Nachbarn damals so sehr in Aufnahme gebracht hatten. Aber die praktische Weisheit, welche das Rechte im Leben aufzufinden und mit Sicherheit zu vollführen vermag, fehlte ihm. Seine Regierung war von einer Reihe innerer, zum Theil über seine Lebenszeit hinaus dauernder Unruhen erfüllt. Anfangs schien er den Gedanken zu dem Africanischen Kriege mit großer Lebendigkeit zu ergreifen. Der Papst gab ihm den vierten Theil des Kirchenzehnten, er selbst vermehrte seine Schätze durch Ausprägung geringhaltiger Münzen, und ließ auch in Sevilla Schiffe bauen. Aber bald vertauschte er diesen Plan mit einem andern, der den Verhältnissen seines Reiches auf keine Weise angemessen war. Er versuchte nämlich, wie wir schon aus der Deutschen Geschichte wissen, die Römische Kaiserkrone zu gewinnen,

stürzte aber, ohne seinen Zweck zu erreichen, Castilien in Verwirrung. Denn um dies Schattenbild zu erjagen, vergeudete er nicht nur alle seine Schätze, sondern drückte auch seine Unterthanen mit Auflagen. Um der großen Theurung, welche er selbst durch die Verfälschung der Münzen hervorgerufen hatte, abzuhelfen, setzte er einen bestimmten Preis für die Lebensmittel fest, bewirkte aber dadurch nur, daß bald nichts mehr zu Markte gebracht wurde. Dies vermehrte die Unzufriedenheit, und Empörungen kamen zum Ausbruch, an deren Spitze sich sogar des Königs Brüder stellten. Aber Alfons unterdrückte sie und ließ sich nicht abhalten, seinen träumerischen Plan zu verfolgen. Als Richard gestorben war, ging er 1274 nach Frankreich, um dort mit dem Papste persönlich zusammenzukommen. Unterdeß drohten seinem Reiche neue Gefahren. Es war zu jener Zeit in Africa die Dynastie der Meriniden gewaltig, durch welche die Macht der Almohaden heftig erschüttert, und schon dem Untergange nahe gebracht war. An den damals regierenden König aus diesem Geschlechte, Abu Jusef, wandte sich der König von Granada um Unterstützung. Abu Jusef kam mit einem großen Heere *), und die Christen wurden geschlagen. Don Sancho, Erzbischof von Toledo, Sohn des Königs von Aragonien, brachte in aller Eil Truppen zusammen, um diese Schmach zu rächen. Aber auch dies Heer ward besiegt, und Sancho selbst gefangen genommen. Bald erhob sich Streit zwischen den Spanischen und Africanischen Arabern, wer ihn behalten sollte, und schon wollten sie Kampf darüber erheben, als einer der vornehmsten Hauptleute sich dem Erzbischof näherte, und ihm mit einem Säbelhieb den Kopf spaltete, laut rufend: Allah verhüte, daß so viele tapfere Krieger um einen Hund sterben. Trotz dieser glücklichen Erfolge zwang Sancho, Alfons zweiter Sohn, den Abu Jusef bald darauf zum Rückzug nach Africa, wo dieser Marocco eroberte und dadurch der Herrschaft der Almohaden ein völliges Ende machte.

Als König Alfons von seiner Reise zurückkehrte, fand er seinen ältesten Sohn Ferdinand de la Cerda mit Hinterlassung zweier Söhne, Alfons und Ferdinand, gestorben. Dieser Todesfall wurde die Ursache langjähriger Verwirrungen für das Castilische Reich; denn Sancho forderte jetzt, daß ihm mit Uebergehung seiner beiden Neffen die Thronfolge versichert werde. Der König überließ die Entscheidung der Sache

*) Conde, Bd. III. S. 64.

einer Versammlung der Stände, deren Ausspruch zu Gunsten Sancho's ausfiel; aber die Wittwe des ältern Bruders, Blanca, eine Tochter Ludwig des Heiligen, floh zum Könige Peter III. von Aragonien, und auch der König von Frankreich, Philipp III., nahm sich der Rechte seiner Neffen an. Es war ihm um so wichtiger, dereinst verwandte Herrscher auf dem Thron Castilien's zu erblicken, weil er nur auf diese Weise einen ruhigen Besitz Navarra's erwartete, welches um diese Zeit mit Frankreich vereinigt wurde. Das Königshaus von Navarra war nämlich schon mit dem dritten Nachfolger Theobald's, Heinrich, im Jahre 1274 ausgestorben, und seine Tochter und Erbin Johanna war mit dem Sohne Philipp's III. verlobt. Indeß erhoben die Könige von Castilien und Aragonien ebenfalls Ansprüche auf die erledigte Krone, aber Philipp wußte sich schnell des Landes zu bemächtigen. Da Unterhandlungen wegen der Thronfolge in Castilien erfolglos blieben, griff der König von Frankreich auch dieses Reich an, aber ohne viel auszurichten. Unterdeß brachen im Schooße desselben bedenklichere Unruhen aus. König Alfons begann sich seinen Enkeln zuzuneigen. Um allen üblen Folgen, welche für ihn hieraus entspringen konnten, vorzubeugen, ließ Sancho seinen Vater auf einer Versammlung der Stände für unfähig zu fernerer Regierung erklären. Von Allen verlassen nahm Alfons seine Zuflucht zu dem mächtigen Könige Abu Jusef von Marocco. Papst Martin IV. sprach über den aufrührerischen Sohn den Bann aus und Abu Jusef führte 1282 ein Heer über die Meerenge, wogegen sich Sancho mit den Mauren von Granada verband. Kummer und Gram endeten mitten unter diesen Zerrüttungen Alfonsens Leben (1284).

Aragonien war seit dem zwölften Jahrhundert mit verdoppelter Macht wider die Mauren aufgetreten und mit großem Erfolge. Als Alfons I., König dieses Landes, genannt el Batallador, weil er in neun und zwanzig Schlachten gesiegt hatte, beim Versuche, Fraga zu erobern, eine Niederlage erlitt, und sein Leben verlor (1134), folgte ihm sein Bruder Ramiro, damals seit vierzig Jahren Geistlicher. Dem Herrschen und Kämpfen abgeneigt, legte dieser schon nach drei Jahren die Regierung nieder, und überließ sie dem Grafen Raimund IV. von Barcelona, der sich künftig mit seiner damals zweijährigen Tochter Petronella verheirathen sollte. So waren seit 1137 Aragonien und Barcelona (Catalonien) vereinigt. Graf Raimund (den Königstitel

wollte er nicht führen), einer der vollkommensten Fürsten und Ritter seiner Zeit, war das Schrecken der Mauren, die er aus vierzig Orten vertrieb. Er starb 1162 und es folgte ihm sein Sohn, König Alfons II. Dieser erhielt durch den Tod seines Oheims, der die Provence beherrscht hatte (s. o. S. 242), jene reichen und blühenden Landschaften und, durch das Testament des letzten Besitzers, auch die Grafschaft Roussillon. Gegen die Saracenen war er gewaltig, und für die Sicherheit in seinen Staaten wirkte er mit großem Eifer. Nach seinem Tode (1196) herrschte in Aragonien sein ältester Sohn Peter II., der zweite, wie der Vater Alfons genannt, erhielt die Provence, der dritte Roussillon. Peter gewann in Frankreich auch die Herrschaft Montpellier; er war es, der an dem großen Siege bei Tolosa einen entschiedenen Antheil hatte. Trotz dieser Verdienste um die Christenheit und streng ergebener Gesinnung für den heiligen Stuhl, die ihn vermocht hatte, seine Königskrone aus den Händen Innocenz III. zu empfangen (oben S. 95.), und sich wie seine Nachfolger den Statthaltern Christi zinsbar zu machen, wurde er durch seine Besitzungen im südlichen Frankreich in den Albigenserkrieg verwickelt, und fand hier, wie schon oben (S. 111) erzählt ist, ritterlich kämpfend in der Schlacht bei Müret seinen Tod (1213). Ihm folgte sein damals erst fünfjähriger Sohn Jakob (Jayme) I., der in der Aragonischen Geschichte den Beinamen des Eroberers führt. Nachdem er sich das Reich wider die Pläne herrschsüchtiger Verwandten mit einer für seine Jugend bewundernswerthen Klugheit und Thätigkeit gesichert hatte, begann er Krieg wider die Mauren, entriß ihnen zuerst die Balearischen Inseln, und griff dann (1232) das schöne Königreich Valencia an, dessen Besitz ihn vorzüglich reizte. Auch dieser Kampf hatte guten Fortgang, mehrere feste Plätze fielen, und nun beschloß Jakob die Belagerung der Hauptstadt. Sechzig Tausend Krieger führte er vor ihre Mauern und schwur, nicht eher in sein Reich zurückzukehren, bis sie erobert sey. Papst Gregor IX. ließ einen Kreuzzug predigen, und aus Frankreich und England strömten kriegslustige Haufen herbei, an diesem wichtigen Kampfe Theil zu nehmen. Valencia wurde eng eingeschlossen; als alle Außenwerke erobert waren, und drinnen die Lebensmittel fehlten, mußte die Stadt sich ergeben, unter der Bedingung, daß die Einwohner mit dem was sie tragen konnten, freien Abzug erhielten (1238). Die Stadt wurde meistens mit Cataloniern bevölkert, und dreihundert achtzig Ritter erhielten große Lehnsgüter in den Umgegen-

den. Funfzehn Jahre nachher war die Eroberung des ganzen Königreichs Valencia beendigt, und dem Aragonischen Reiche auf allen Seiten Sicherheit vor den Angriffen der Mauren verschafft. Aber nicht bloß als Eroberer glänzte König Jakob, auch als Gesetzgeber zeigte er sich trefflich. Das Gesetzbuch, welches er sammeln ließ, und nach manchen Erweiterungen und Verbesserungen bestätigte, enthält so milde Bestimmungen, wie sie bei keinem andern Volke jener Zeit sich finden*). Nur Theilungen des Reiches unter seine Söhne, die er schon bei seinem Leben anordnete, riefen Unzufriedenheit, Zwietracht, Aufstände und innere Kämpfe hervor, die sich damals um so schneller verbreiteten, da die Gesetze die Fehden nur beschränkt, nicht verboten hatten. Die Städte, welche unter den Räubereien, die ein solcher Zustand hervorrief und begünstigte, am meisten litten, schlossen daher Verbindungen, wie auch in anderen Staaten um diese Zeit, um selbst für Schutz und Unterdrückung der Fehdelustigen zu sorgen. Jakob starb 1276, und hinterließ den Ruhm, den früh gefaßten Vorsatz, sein Leben dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu widmen, aufs herrlichste erfüllt, in dreißig Schlachten, welche er geliefert, stets den Sieg behauptet, die eroberten Gebiete mit zahlreichen Kirchen geschmückt zu haben. Er war ein edler Fürst, und seine ritterlichen Tugenden glänzten selbst in jenem davon erfüllten Zeitalter. Seine Persönlichkeit entsprach ihnen vollkommen; er war einer der schönsten Männer seiner Zeit, von kraftvollem, edlem Wuchse. Sein ältester Sohn Peter III. erhielt Aragonien mit Catalonien und Valencia, der jüngere, Jakob, Majorca, Roussillon und Montpellier.

Der Portugiesische Staat hatte in dieser Zeit schnell seine ganze Ausdehnung gewonnen. Nachdem Heinrich als Schwiegersohn des Königs Alfons VI. von Castilien und Leon das Land zwischen dem Minho und dem Duero — von der Stadt Porto (Portus Cale) Portugal genannt — erhalten hatte, mit der Erlaubniß, Alles, was er von den Mauren gewinnen würde, dieser Grafschaft hinzuzufügen, war er unablässig thätig gegen die Ungläubigen, und lieferte ihnen siebzehn Schlachten. Aber sein Nachfolger Alfons I. (seit 1112), welcher den Beinamen des Eroberers führt, that für die Erweiterung des Landes noch mehr. Ein herrlicher Sieg über die Mauren bei Du-

*) Schmidt, Geschichte Aragonien's im Mittelalter, S. 159.

rique (1139), wo er mit kleiner Macht gegen eine vielfach überlegene zu streiten hatte, und der so groß und glänzend war, daß er nur durch die unmittelbare Mitwirkung Gottes selbst gewonnen zu seyn schien, wurde Veranlassung, daß er den königlichen Titel annahm, den ihm anfangs die Könige von Castilien streitig machten, Papst Alexander III. aber gegen einen jährlichen Zins bestätigte. Im Jahre 1143 hielt Alfons einen feierlichen Reichstag zu Lamego, auf welchem die Erbfolgeordnung bestimmt und mehrere den Adel und das peinliche Recht betreffende Gesetze gegeben wurden. Mit Hülfe Englischer und Deutscher Kreuzfahrer aus Westphalen und Niedersachsen wurde bald darauf (1147) Lissabon den Mauren entrissen. Alfons starb 1185. Sein Nachfolger Sancho I. erhielt von seiner Bemühung, das durch Krieg, Hungersnoth und Pest entvölkerte Land wieder mit Menschen zu besetzen, den Beinamen des Bevölkerers. Die folgenden Könige Alfons II. und Sancho II. wurden in Streitigkeiten mit der stolzen und reichen Geistlichkeit ihres Landes verwickelt, und Sancho durch Innocenz IV. auf derselben Kirchenversammlung zu Lyon, wo er den Kaiser Friedrich II. demüthigte, seines Thrones entsetzt (1245). Sancho starb unter vergeblichen Versuchen, sich desselben wieder zu bemächtigen. Daher standen auch die Kämpfe gegen die Mauren still, bis dessen Nachfolger, Alfons III., der Wiederhersteller (gest. 1279), durch Eroberung Algarbien's den Umfang des Reiches vollendete.

---

43. Die Skandinavischen Reiche.

Die Völker Skandinavien's gingen von ihrem frühern Zustande nur allmählig zu der Cultur und den Einrichtungen der südlicheren Länder über. In Schweden dauerte es noch einige Zeit, bis das Heidenthum vertilgt war, und blutige Streitigkeiten um den Thron verwirrten das Reich. Nachdem die Stenkilsche Dynastie erloschen war (1130), entstand Zwietracht zwischen den beiden Stämmen, in welche das Volk von uralten Zeiten her zerfiel, den Schweden und den Gothländern. Die Ersteren hielten sich an das Haus Swerker, die Letzteren an das Haus Bonde. Diese Geschlechter wechselten bald auf dem Throne, bald herrschten sie neben einander, bis sie sich in den fortdauernden Fehden aufrieben, und das Haus der Folkunger, dessen Ursprung sich in die Sagenzeit verliert, auf den Thron kam. Birger, der Jarl von

Schweden, welcher Titel die oberste Würde des Hofes und der Regierung bezeichnet, ein kräftiger Mann jenes Geschlechtes, hatte schon zur Zeit König Erich Erichson's (1229—1250), des letzten Herrschers aus dem Hause Bonde, die höchste Gewalt in Händen gehabt. Nach dem Tode Erichson's wurde Birger's unmündiger Sohn Waldemar auf den Thron gerufen, an dessen Stelle er das Reich mit Geschick und Einsicht verwaltete, und die Krone seinem Hause zu sichern suchte. So lange er lebte, hatte er Ruhe und Frieden aufrecht erhalten, aber nach seinem Hintritt (1266) fingen blutige Zwiste unter den Folkungern nach der vorigen Weise wieder an. Birger hatte Stockholm mit festen Mauern und hohen Thürmen umgeben, denn erst in dieser Zeit entstanden in Schweden Städte. Weder zunehmende Gewerbsthätigkeit und gesteigerte Bedürfnisse beförderten das städtische Leben, noch trieb Unsicherheit vor einem räuberischen Feinde zur Anlage von Burgen und ummauerten Plätzen. Auch hatte der Adel sich bisher in Schweden nicht wie in anderen Ländern zu einem vor den übrigen Freien begünstigten Stande gebildet; diese waren deshalb nicht gezwungen, sich in Städte zu flüchten, um ihre Unabhängigkeit zu sichern. Darum ging hier das Gedeihen der Städte nicht vom Volke, sondern von der Aufmunterung und der Vorsorge der Fürsten aus*). Nur die Stadt Wisby auf der Insel Gothland hatte schon früher Ansehen und ausgebreiteten Handel. Es war aber diese Stadt von Deutschen gegründet, mit denen sich die Eingebornen vereinigt hatten, und neben ihnen ließen sich dann, gelockt von der günstigen Lage für den Handel, Kaufleute aus allen Nationen nieder. Merkwürdig ist ein frühes Seerecht, welches hier entstand, und auch an anderen Orten angenommen wurde.

Die Unterwerfung und Bekehrung Finnland's wurde im zwölften Jahrhundert von den Schweden begonnen, und am Ende des dreizehnten war diese Eroberung vollendet. Die Finnen standen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur, und waren ohne alle eigentliche Staatsverbindung; es gab nur Freie und Sklaven, und für die Ersteren keine Obrigkeit; nur die Aeltesten hatten einiges Ansehen. Da ihnen die Schweden an Ordnung, Ausdauer und Art der Waffen weit überlegen waren, wurden sie ohne viele Mühe besiegt, und zur Annahme der Taufe gezwungen.

Fast noch wilder und unruhiger als in Schweden ging es in Nor-

*) Rühs, Geschichte Schweden's, Th. I. S. 183.

wegen her. Auch hier waren die Zerrüttungen größten Theils Folge des Mangels fester Erb- und Thronfolge. Es erhoben sich öfter Bastarde der Könige, die ein eben so gutes Recht an den Thron zu haben behaupteten, als die ehelichen Söhne, fanden Anhänger und erregten heftige Parteikämpfe. Erst Hakon V. (seit 1217) stellte die Ruhe wieder her, und sein Sohn Magnus VII. (1263—1280), der wegen seiner Sorgfalt für die Gesetzgebung den Beinamen Lagabätter (Gesetzverbesserer) erhielt, sicherte durch einen Vertrag mit der Geistlichkeit seinem Hause die Thronfolge. Unter Hakon V. unterwarf sich auch Island den Norwegischen Königen mit Vorbehalt der Regierung unter einem eigenen Jarl und seiner alten Gesetze.

Wichtiger, auch in Bezug auf Deutschland, ist die Geschichte von Dänemark während der Hohenstaufischen Zeit. Nach einer langen Reihe von Familienkriegen im Hause Swen Estritson's stellte Waldemar I. (1157—1182) nicht nur im Innern des Reiches die Ruhe einigermaßen her, sondern wendete sich auch erobernd gegen die Wendischen Seeräuber, welche in Meklenburg und Pommern ihren Sitz hatten. In Verbindung mit Heinrich dem Löwen zog er wider sie zu Felde und schlug sie; er eroberte Rügen (1168) und faßte in Pommern festen Fuß. Auch als Gesetzgeber machte sich Waldemar um sein Volk verdient. Hier stand ihm ein trefflicher Mann zur Seite, der Bischof Axel oder Absalon von Roeskild, nachmals Erzbischof von Lund, gleich ausgezeichnet als Staatsmann und als Beförderer der Wissenschaften. Auf Waldemar folgte sein Sohn Kanut VI., welcher seine Herrschaft in Meklenburg und Pommern noch weiter ausdehnte und dem Grafen Adolph III. von Holstein seine Länder entriß. Nach ihm bestieg den Thron sein Bruder Waldemar II. der Sieger (1203), dem gleich nach seinem Regierungsantritt zu Lübeck die Rügischen, Pommerschen und Meklenburgischen Fürsten als König der Slaven und Herrn von Nordalbingien (Holstein) feierlich huldigten. Ja Kaiser Friedrich II. trat ihm 1214 die Länder jenseits der Elbe und Eyder, die früher dem Deutschen Reiche unterthänig gewesen waren, völlig ab. Waldemar setzte seine Eroberungen noch weiter fort, und unterwarf sich Pomerellen und einen Theil der Preußischen, Livländischen und Esthländischen Küsten. Dies war der höchste Gipfel der Macht, welche Dänemark je erreichte, von dem es aber schnell herabgestürzt ward. Den Anstoß dazu gab ein Vasall Waldemar's, der Graf Heinrich von Schwerin, welcher, vom Könige beleidigt und eines großen Theils seiner Besitzungen beraubt, den

verwegenen Entschluß faßte, ihn gefangen zu nehmen, um ihm alsdann nach Willkür Bedingungen vorschreiben zu können. Die That gelang am 6. Mai 1223 in der Nacht, als Waldemar mit seinem Sohne auf der Insel Lyöe unweit Fünen, von der Jagd ermüdet, ohne Wache unter Zelten schlief. Heinrich führte seine Gefangenen zuerst nach dem Altmärkischen Schlosse Lenzen und später nach Dannenberg. Der Neid, welchen Waldemar's große Eroberungen erregt hatten, und das Streben der abhängigen Fürsten, das fremde Joch abzuschütteln, unterstützten ihn mächtig. Die Dänen ernannten zwar einen Reichsverweser, und wandten sich an Papst und Kaiser, ihrem Könige die Freiheit auszuwirken, aber lange vergeblich. Endlich kam die Auslösung zu Stande (1225). Die Bedingungen waren hart: Waldemar mußte dem Besitze Holstein's und sämmtlicher Slavischen Länder bis auf Rügen entsagen, 45,000 Mark Silber und andere Kostbarkeiten versprechen, auch einen Eid schwören, sich wegen seiner Gefangenschaft nicht rächen zu wollen. Er ließ sich zwar durch den Papst von seinem Schwure lösen und griff zu den Waffen, aber ohne glücklicheren Erfolg. In der Schlacht bei Bornhövede unweit Kiel (22. Juli 1227) standen die Grafen von Schwerin und Holstein, der Erzbischof von Bremen, der Herzog Albert von Sachsen und die Lübecker wider ihn, und schlugen ihn trotz seiner Uebermacht völlig. Damit endete die Herrschaft der Dänen im nördlichen Deutschland; Graf Adolf IV. behauptete Holstein; Hamburg und Lübeck bekamen vom Kaiser Friedrich so viele Vorrechte, daß sie der völligen Reichsfreiheit, die sie nachher erhielten, schon sehr nahe waren. Von Waldemar's Vergleiche mit den Schwertbrüdern, wodurch er einen Theil von Esthland erhielt, ist schon oben (S. 193.) die Rede gewesen. Nach so vielem Verluste suchte er sich wenigstens um das, was er zurückbehielt, durch ein neues Gesetzbuch verdient zu machen. Er starb 1241, nachdem er das Königreich seinem Sohne Erich IV., das Herzogthum Schleswig aber dessen Bruder Abel bestimmt hatte.

Diese Theilung verursachte innere Kriege, in denen das Land verwüstet wurde, und der Trotz der Barone Nahrung erhielt. Denn auch in Dänemark hob der Adel sein Haupt immer mehr empor, und der Staat schwankte zwischen der Erb- und der Wahlform. So wurde Abel, der seinen Bruder Erich ermordet hatte, 1250 von den Reichsständen zum König erwählt. Er ließ zwar seinem Sohne Waldemar die Nachfolge zusichern; als er aber bald darauf von den Friesischen

Marschbauern der Nordseeküste, die er mit den Waffen zur Erlegung neuer Auflagen zwingen wollte, erschlagen wurde, wählte man seinen Bruder Christoph I., den vierten Sohn Waldemar's des Siegers, der es sich sehr angelegen seyn ließ, die großen Reichslehen und die an nachgeborne Prinzen vergebenen Landschaften wieder mit der Krone zu vereinen, und mit vieler Kraft, aber auch mit Härte, sein Ansehn behauptete. Dies war um so nöthiger, je größer die Zügellosigkeit des Adels und überhaupt die Unsicherheit im Lande war. Ein Edelmann holte 1255 den Bischof von Schleswig aus dem Bette, um von ihm Geld zu erpressen; auch die Landleute plünderten die Priester und ermordeten sie wol gar. Doch war es die Geistlichkeit, die sich dem Verfahren des Königs entgegensetzte. Jakob Erlandson, Erzbischof von Lund, wollte des Königs Gewalt über die Geistlichen nicht anerkennen, vielmehr die seinige ungebührlich ausdehnen, und machte auf der Synode zu Wedel (1256) ein vom Papst Alexander IV. bestätigtes Gesetz bekannt, vermöge dessen das Interdict über das Reich ausgesprochen werden sollte, sobald ein Bischof angehalten, beschädigt oder beleidigt worden, falls dies auf Befehl des Königs geschehen sey, oder falls man auch nur Grund habe zu vermuthen, daß ein solches Gebot ergangen sey. Als der König sich diesen Anmaßungen widersetzte, erregte der Erzbischof einen Aufruhr, und trachtete danach, ihn vom Throne zu stoßen. Im Verfolge dieses Kampfes wurde Christoph von einem erzbischöflichen Chorherrn durch Gift aus dem Wege geräumt (1259). Unter seinem Sohne Erich V. dauerte der Streit fort, bis endlich ein Vergleich zu Stande kam. Auch dieser König verlor durch eine vom Marschall Stigo angestiftete Verschwörung sein Leben (1286).

Die Isländer wurden noch immer von einem fast instinctartigen Hange zum Reisen häufig in die südliche Welt getrieben. Es war eine Ehre, wenn Jemand weit gereis't war, und von fremden Sitten zu erzählen wußte. In einem alten Isländischen Buche heißt es: „Oede und ärmlich ist unser Leben, wenn wir hier auf den Bergen, in Gründen und in Wüsteneien bleiben, und nie zu Anderen, und Andere nie zu uns kommen." Und im Königsspiegel, einer andern Schrift, liest man: „Willst du vollkommen in Wissenschaft seyn, so lerne alle Sprachen, besonders aber Latein und Welsch, denn diese Sprachen gehen am weitesten." Eben daselbst wird ein Jüngling also redend eingeführt: „Da ich jetzt in meinen besten Jahren bin, so will ich als Kaufmann fremde Länder sehen, denn ich wage es nicht, mich eher an den Hof

zu begeben, bis ich vorher anderer Völker Sitten kennen gelernt habe." Der Isländer Björn that die Reise nach Rom dreimal, nahm seine Frau Olufa mit nach dem gelobten Lande, und führte ein sorgfältiges Tagebuch von seiner Reise, welches noch jetzt vorhanden ist. Viele dieser Isländer und andere Skandinavische Pilger nahmen Kriegsdienste im Süden, besonders in Constantinopel, und alle zeichneten sich durch Tapferkeit und Ruhmliebe aus. Aber wenige blieben im Auslande; die meisten kehrten reich an Ehre und Gütern nach Hause zurück, um dort ihre Tage zu beschließen *). Liebe zur Poesie hatten die Isländer von ihren Stammsitzen mitgebracht. Sie pflegten diese Kunst ganz besonders, und Isländische Skalden erscheinen als Hofdichter Nordischer Könige. Durch diese Gabe, diese Geistesrichtung gewinnt die ärmliche, gleichsam außer der historischen Welt gelegene Insel in der Geschichte der Poesie eine merkwürdige Bedeutung. Die alten Nordischen Sagen, die sich lange nur wie die alten Griechischen von Munde zu Munde fortgepflanzt hatten, wurden nun auch aufgeschrieben. Die beiden berühmten Sammlungen derselben, welche unter dem Namen der ältern und jüngern Edda oft genannt werden, beziehen sich vornehmlich auf Odin und die Götter. Aber auch zur Geschichtschreibung ist dieser Trieb, die Sagen fortzupflanzen, herangereift, und der Isländische Lagmann Snorro Sturleson (gest. 1241) hat ein treffliches Werk über die Nordische Geschichte hinterlassen. Etwas früher verfaßte der Däne Saxo Grammaticus in zierlichem Latein eine Geschichte seines Vaterlandes, in welcher aber die mythischen Sagen über die früheren Zeiten ganz wie beurkundete Geschichte behandelt sind.

---

44. Die Mongolen.

Aus jenen vom Anfang der Geschichte bis auf unsere Tage von rohen nomadischen Stämmen durchzogenen Hochebnen Asien's, südlich von Sibirien, nördlich und westlich von China, den ursprünglichen Wohnsitzen der Hunnen, brachen im dreizehnten Jahrhundert die ihnen verwandten Mongolischen Stämme hervor, und wälzten Verderben über die Länder Asien's und Europa's. Der Urheber dieses Weltsturmes

*) Reisen der Skandinavier, in Schlözers Allgem. Nord. Gesch. A. W. H. Th. XXXI. S. 541.

war ein zweiter Attila, der furchtbare Dschingischan. Sein früherer Name war Temudschin (geb. 1154); er war der Sohn des Mongolischen Stammhauptes Jessugei Baghatur, dessen Heerden im Osten des Baikalsee's weideten. Bei dem Tode seines Vaters war Temudschin noch ein Knabe; der größte Theil der Mongolen, die Jenem gehorcht hatten, fiel ab, und Temudschin mußte flüchtig werden. Er kam zu Ung-Chan Toli, dem Herrscher der Keraiten, eines Tatarischen Volkes, und schwang sich, als er heranwuchs, durch Tapferkeit und Entschlossenheit empor. Später entzweite er sich mit Ung-Chan, schlug ihn, unterwarf das Keraitische Land und wurde Herr vieler weit verbreiteten Horden. Da versammelte er die erblichen Häupter seiner Mongolischen Stämme, die Taydschi und ihre Verwandten, die Noyons, welche den Adel des Volkes bildeten, und die Kriegsobersten zu einem Kuriltai (Reichstag) um seine Fahne, von der vier schwarze Hengstschweife herabhingen, an den Quellen des Onon. In ihre Mitte trat der Schaman Gökdschu und erzählte, wie er eine himmlische Offenbarung gehabt, daß Temudschin von der Gottheit zum Herrn der Welt berufen sey, und daß man ihn Dschingis-Chan (den größten Chan) nennen solle (1206). Temudschin war bereit, diesem Rufe zu folgen, und wußte die Horden für die Ausführung seines Entschlusses zu begeistern. So brachen die wilden Schaaren hervor aus den Wüsten der Mongolei. Zuerst fiel der Dschingis-Chan über das nördliche China her. Seine Krieger erstürmten die große Mauer, welche sich an der Nordgrenze des Reichs vom gelben Meer bis in den Westen der Provinz Schensi zweihundert und funfzig Meilen lang erstreckt, unterwarfen nach mehreren Feldzügen (1211—1218) das Land und stürzten den dort herrschenden Stamm der Niutsche. Danach wendete Temudschin den Blick nach Westen. Wie es heißt, forderte der Chalif von Bagdad Abul Abbas Nasr el eddin seine Hülfe gegen Mohammed, Sultan der Chowaresmier (S. 142.), der vom Kaspischen Meere bis nach Indien herrschte. Die Hinrichtung einiger für Kundschafter gehaltener Mongolischer Abgeordneten gab die Veranlassung zum Kriege (1219), einem der verwüstendsten in der Menschengeschichte, in welchem die Chowaresmier völlig unterlagen. Viele der blühendsten Städte gingen in Rauch auf, die Einwohner wurden zu vielen Tausenden erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt, in Bochara, einem Hauptsitze Mohammedanischer Gelehrsamkeit, wurden die Büchersammlungen vernichtet, Dinge, die keiner der barbarischen Sieger je gesehen hatte.

Der große Chan ritt mit seinem Gefolge in die Hauptmoschee, trieb sein Pferd die Stufen der Kanzel hinan, und befahl, Futter herbeizuschaffen. Da warfen die Kriegsleute die Korane und heiligen Bücher aus den Kapseln, in welchen sie aufbewahrt wurden, unter die Hufe ihrer Rosse, und schütteten Hafer ein, öffneten ihre Weinschläuche und ließen die Mauern des Heiligthums von ihren wilden Nationalliedern erdröhnen. Zuletzt wurde Feuer in die Stadt geworfen. Erbarmen galt für Verbrechen. Als Tului, Dschingischan's Sohn, nicht alle Einwohner von Herat hatte umbringen lassen, sagte ihm sein Vater: „ich verbiete dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl gegen die Bewohner eines Landes milde zu seyn; Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemüthern." Dennoch leistete nach Mohammed's Tode (1221) sein Sohn Dschelaleddin Mankberni den tapfersten und gewandtesten Widerstand, bald an den Ufern des Indus, bald in den Bergen Iran's, bis er 1231 auf der Flucht erschlagen wurde. Da erst drangen die Mongolen bis an den Euphrat. Unterdeß war ihm sein Gegner schon vorangegangen. Als Dschingischan im Begriff war, sein furchtbares Schwert in den noch unbezwungenen Theil von China zu tragen, starb der Weltstürmer (1227). Seine Leiche wurde im Heimathlande zur Erde bestattet, auf einem Gipfel der Gebirgskette Burkhan Kaldun, den er einst auf der Jagd selbst zum Begräbnißplatze ersehen. Drei Flüsse entspringen auf diesem Berge: Tula, Kerulan und Onon. Auch Temudschin's Nachfolger ruhen hier.

Groß-Chan wurde an seiner Stelle sein Sohn Octai, unter welchem die Eroberungen fortgingen. Ein älterer Bruder Tschutschi, der noch vor dem Vater gestorben war, hatte während des Chowaresmischen Krieges die Länder nördlich vom Schwarzen Meer erobert, und die Russischen Fürsten besiegt, sein Sohn Batu vollendete ihre Unterwerfung. Darauf überschwemmten die zahllosen Schwärme Polen, welches eben so wenig im Stande war, Widerstand zu leisten. Als sie Polen verwüstet hatten, ging eine große Horde über die Oder, verbrannte Breslau, und zog zum Kampfe gegen Herzog Heinrich den Frommen von Niederschlesien. Diese berühmte Schlacht wurde am 9. April 1241 auf der Ebne von Wahlstatt bei Liegnitz geliefert. Die Tataren (so wurden die Mongolen im Abendlande meistens genannt), welche das christliche Heer an Zahl vielfach übertrafen, siegten. Herzog Heinrich starb den edlen Heldentod in der Vertheidigung des Vaterlandes, und nicht vergeblich, denn die Sieger hatten einen so großen

Verlust erlitten, daß sie keine Lust empfanden, ihren Weg in der Richtung nach Westen fortzusetzen. Vielmehr räumten sie Schlesien, Octai's Tod rief sie in die Heimath zurück, und Deutschland war von diesen Unholden befreit. Desto schlimmer erging es Ungern, wo andere Mongolische Schaaren eingebrochen waren. Die unglücklichen Einwohner, welche den Barbaren in die Hände fielen, wurden verstümmelt, gemartert, ermordet. Die Mongolischen Knaben erhielten von ihren Müttern Knittel, um die gefangenen Kinder zu erschlagen. Als der größte Theil des Landes in eine Einöde verwandelt, Hungersnoth mit ihrem ganzen schrecklichen Gefolge hereingebrochen war, zogen sich die Mongolen zurück. Aber es verging eine lange Zeit, ehe in Polen und Ungern der frühere Zustand und Anbau wieder hergestellt werden konnten. Eine außerordentliche Bestürzung ergriff Europa bei diesen Nachrichten, während Kaiser und Papst einander gegenseitig die Schuld zuschoben, daß nichts gegen diese Feinde der Christenheit geschah.

In Asien wuchs die ungeheure Mongolenherrschaft noch immer mehr. Hulaku, ein Enkel Dschingischan's, erstürmte 1258 Bagdad wobei nach der geringsten Angabe zweimal hunderttausend Menschen umkamen, unter ihnen Mostasem, der sechs und funfzigste und letzte in der Reihe der Chalifen. Sieben Tage lang plünderten die Mongolen. Wälle, Thürme und Thore wurden dem Boden gleich gemacht, und die seit einem halben Jahrtausend hier gesammelten Werke der Arabischen Literatur gingen in Flammen auf. Ein solches Ende nahm das Chalifat von Bagdad, welches einst vom Indus bis zum Atlantischen Meere den Völkern geboten, und die Cultur, welche die Arabische Herrschaft über den Orient verbreitet hatte, die durch die Kreuzzüge eine so starke Rückwirkung auf das christliche Abendland äußerte, wurde bis auf wenige Trümmer unter den Hufen der Mongolischen Rosse zu Grunde gerichtet. Unaufhaltsam drangen die Horden nun nach Westen vor, die Ejubidischen Sultane von Aleppo, Emesa, Damaskus, ganz Syrien wurde unterworfen. Erst die Mameluckischen Herrscher Aegypten's versuchten erfolgreichen Widerstand. Auch das südliche China und Tibet widerstanden den wilden Schwärmen nicht länger.

Das unermeßliche Reich hatte das Schicksal aller durch Nomadeneroberungen gestifteten. Es zerfiel schon nach einigen Menschenaltern in vier Chanate: von China, Iran, Dschagatai (Bucharei) und Kaptschack (nördlich vom Kaspischen Meere, zwischen der Wolga und dem Jaik).

---

45. Rußland.

Die Zerrüttung, in welche die Theilung Jaroslaw's I. (Th. IV. S. 345.) Rußland gestürzt hatte, dauerte mehrere Jahrhunderte. Ein Gesetz, welchem zufolge bei Erledigung des Thrones zu Kiew die Herrschaft nicht dem Sohne des verstorbenen Großfürsten, sondern dem Aeltesten der Familie zufallen sollte, rief jedesmal Unruhen hervor, wenn die Söhne Mittel fanden, dieser Anordnung zu widerstreben. Dazu kamen unaufhörliche blutige Fehden der Theilfürsten unter einander, deren Zahl zuletzt auf mehr als funfzig gestiegen war. Nach einiger Zeit (1157) entstand ein neues Großfürstenthum zu Wladimir, dem zu Kiew auch nicht mehr dem Namen nach unterwürfig, und weit mächtiger als dieses. Bald dieser bald jener Großfürst erneuerte die Ansprüche, Fürstenthümer beliebig zu verleihen und die Heeresfolge in ihnen auszuschreiben. Die Theilfürsten aber erkannten, ohne gezwungen zu seyn, nie eine gesetzmäßige Oberherrschaft an; nur der Eigennutz konnte ihnen, bald gegen Kiew, bald gegen Wladimir, scheinbaren Gehorsam ablocken. Eine treulose Staatskunst leitete fast immer die Schritte dieser Fürsten, oft bebten sie auch vor den abscheulichsten Mitteln nicht zurück, wenn sie nur zum Ziele führten. Argwöhnische Machträuber ließen, nach Byzantinischer Weise, ihre Nebenbuhler blenden, und stießen sie ins Kloster, oder jagten sie ins Elend. Und nicht bloß von inneren, auch von äußeren Feinden wurde Rußland zerfleischt, besonders von den Kumanen, einem Tatarischen Volke (Th. IV. S. 85.), welches im elften Jahrhundert von den Ufern des Jaik nach Europa zog. Wol wären die Russen im Stande gewesen, den Verheerungen dieser Barbarenhorden Grenzen zu setzen, wenn sie nicht ihre Kraft in frevelhaften Kämpfen unter einander vergeudet hätten.

Die Päpste bemühten sich vergeblich, Rußland für die Römische Kirche zu gewinnen; es blieb der Griechischen und ihren Formen mit großer Beharrlichkeit treu. Die Geistlichen genossen ein kaum minder hohes persönliches Ansehen als in den Abendländern, und übten in den Zeiten so großer Verwirrung und Rohheit zuweilen wohlthätigen Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Doch fehlte jene in sich feste und geordnete Verfassung, jene Einheit, und vor allem jener Geist der Lateinischen Kirche, welche einen dauernden und tiefer eingreifenden

Widerstand gegen die Barbarei und Wildheit der Fürsten und des Volkes allein hätten möglich machen können. Große Vorrechte besaßen die Bojaren, der Adel des Landes. Die Nächsten nach diesen waren die ihnen oft widerstrebenden Städtebewohner. Unter den Städten ragte vor allen das durch seinen Handel reiche und mächtige Nowgorod hervor. Von hier aus fuhren die Russischen Schiffe nach Wisby, Dänemark und Lübeck; die Deutschen unterhielten dort Factoreien. Im Gefühle dieser Macht erwarb Nowgorod das Recht, seine Stadthäupter (Possadniki) selbständig zu ernennen, und trotzte den Fürsten, fiel aber in diesem Widerstande oft unter die schlimme und blutgierige Tyrannei des Pöbels. Gemeindeverfassungen im eigentlichen Sinn bildeten sich sonst in Rußland nicht aus. Die Landleute lebten in Geringschätzung und Verachtung. Der Unfreien gab es zwei Classen, Erkaufte und Gedungene, welche sich nur auf eine bestimmte Frist in Dienstbarkeit begeben hatten, und eigentliche Leibeigene. Die unaufhörlichen Fehden der Fürsten, ihr gesetzloser, stürmischer Wechsel, hatten auch bei den Unterthanen einen anarchischen Sinn erzeugt; Scheu vor dem Herrscher, Gehorsam und Liebe schienen fast überall vertilgt.

Während Rußland so innerlich zerfallen war, erschienen die Mongolen in den Ländern nördlich vom Kaspischen und Schwarzen Meere, und stürzten sich auf die Kumanen. Die Russischen Fürsten beschlossen, diese ihre alten Feinde gegen jene weit gefährlichere Macht aus allen Kräften zu unterstützen, erlitten aber am Flusse Kalka eine so furchtbare Niederlage, daß nur der zehnte Theil des Heeres entrann (1224). Damals rief Dschingischan seine Schaaren bald wieder zurück, aber 1235 zogen neue Haufen unter der Anführung Batu's heran (vgl. S. 280.), eroberten Wladimir, Moskau und viele andere Städte, und legten sie, unter furchtbaren Freveln und Gräueln gegen die Einwohner, in Asche. Den Gefangenen banden die Wüthriche die Hände auf den Rucken, und schossen nach ihnen wie nach Zielscheiben. Der Großfürst von Wladimir, Georg, der von neuem Widerstand versuchte, verlor 1239 am Sit Schlacht und Leben. Zwei Jahre darauf traf Kiew das schreckliche Loos, von den wilden Feinden eingenommen zu werden. Kaum hundert Häuser entgingen ihrer Zerstörungswuth, und noch im funfzehnten Jahrhundert lag die ehemalige Hauptstadt Rußland's in Trümmern. Batu, genannt Saïn Chan, d. i. der gute Chan, hatte sein königliches Zelt zu Serai an der Ostseite der Wolga aufgeschlagen.

Hier mußte Jaroslaw II., Georg's Bruder und Nachfolger vor ihm in Demuth und Unterwürfigkeit erscheinen, dafür ließ er ihm unter seiner Oberhoheit die Herrschaft über Rußland. Aber selbst in diesen Zeiten des allgemeinen Unglücks ließen die Russischen Fürsten nicht von ihrem kläglichen Hader und brachten ihre Zwistigkeiten vor den Chan, als ob sie selbst die Herrschaft der Fremden recht wirksam machen und befestigen müßten. Berek, Batu's Nachfolger im Chanat von Kaptschack, der den Islam unter den ihm unterworfenen Mongolen als Staatsreligion einführte, setzte den Russen Mongolische Aufseher und Steuereinnehmer über zehn, hundert, tausend und zehntausend, die mit Härte und Uebermuth verfuhren, und zur Vollführung ihres Geschäfts Niemanden erlaubten, seinen Wohnort willkürlich zu verändern. Nowgorod, welches anfangs verschont geblieben war, hatte Jaroslaw II. seinem Sohn Alexander übergeben. Dieser erfocht an der Newa einen Sieg über die Schweden, welche die Bedrängniß Rußland's durch die Mongolen benutzend, hier gelandet waren (1240), von dem er den Beinamen Newski erhielt. Später folgte er seinem Vater auf den Thron der Großfürsten (1253), und führte die Herrschaft unter Mongolischer Aufsicht mit großer Einsicht und Weisheit zehn Jahre lang. Auch Nowgorod mußte die auferlegten Steuern zur Zeit seiner Regierung übernehmen. Dennoch hat ihn das dankbare Andenken des Volkes nach seinem Tode unter die Schutzheiligen Rußland's erhoben.

---

46. Ungern.

Koloman, der Neffe und Nachfolger Ladislaus des Heiligen (seit 1095), ein kriegerischer, kluger, kenntnißreicher, aber mißtrauischer und zur Grausamkeit geneigter Fürst, fügte den Erwerbungen seines Oheims in Kroatien (Th. IV. S. 348.) noch Dalmatien, dessen Küstenstriche und Städte die Venetianer (Th. IV. S. 251.) besaßen, und einen Theil von Bosnien hinzu. Im Innern war festere Begründung der königlichen Macht noch immer die Aufgabe der Herrscher. Sehr merkwürdig und auf eine für jene Zeit höchst unerwartete Einsicht deutend ist eine Verordnung Koloman's, welche lautet: „Ueber Hexen aber, die nicht sind, soll man nicht urtheilen.“ Unter seinem Sohne Stephan II.,

der 1141 als ein vierzehnjähriger Knabe den Thron bestieg, erneuerten die Venetianer zweimal den Krieg um Dalmatien, doch blieb der größte Theil des Landes den Ungern, die Venetianer behaupteten einige Seeplätze und die Inseln. Einem spätern Könige, Emerich (1196—1204), gelang es auch, Servien und einen Theil der Bulgarei seiner Herrschaft zu unterwerfen. Diesem Emerich folgte nach sehr kurzer Zwischenregierung eines Kindes sein Bruder Andreas II., dessen vergeblichen Kreuzzug wir schon kennen gelernt haben (oben S. 107.). Als er von diesem Zuge zurückkam, fand er in seinem Reiche große Verwirrung und Widerstand der Magnaten, und nach einigen Jahren (1222) mußte er sich zu einem Gesetze verstehen, welches die königliche Gewalt in wesentlichen Punkten beschränkte. Es wird die goldene Bulle genannt, und als die Grundlage der Freiheit Ungern's, als seine Magna Charta betrachtet. Periodisch abzuhaltende Ständeversammlungen werden darin zugesichert. Ein Edelmann solle nur auf dem ordentlichen Rechtswege gefangen gesetzt oder verurtheilt werden, Niemand der Besitzungen, die er einmal erhalten, je wieder beraubt werden können; Abgaben vom Grundeigenthum sollten nicht Statt finden, und bei jeder Verletzung dieser Bestimmungen sollte der Reichsversammlung das Recht zustehen, Gegenvorstellungen zu machen, ja nöthigen Falls Widerstand zu leisten. Auch der Bauern nimmt sich die goldene Bulle an durch Abstellung einiger vorzüglich schweren Bedrückungen. In kirchlichen Angelegenheiten übte Innocenz III. einen großen Einfluß auf Ungern, und war besonders bemüht, dem Sinken der Kirchenzucht entgegenzuarbeiten. Indeß stellte das neue Grundgesetz unter der kraftlosen Regierung Andreas II. die bürgerliche Ordnung keineswegs gänzlich her. Die Geldnoth des Königs war so groß, daß er seine Zuflucht zu gewaltsamen Mitteln nahm, Kirchengüter einzog, den Juden wichtige Aemter gab, und sie von Abgaben befreite. Gregor IX. ermahnte und warnte; endlich sprach der Erzbischof von Gran das Interdict über Ungern aus, welches nicht eher wieder aufgehoben ward, als bis der König geschworen hatte, jene Ungebühr abzustellen. Bald nachher (1235) starb Andreas, ein schwacher, wankelmüthiger Fürst, der die vielfachen Stürme seiner dreißigjährigen Regierung großen Theils selbst herbeigeführt hatte.

Unter der Regierung seines Sohnes Bela IV. (1235—1270) kamen die furchtbaren Mongolen über Ungern und alle Gräuel der

Verheerung in ihrem Gefolge. Batu führte sie selbst. Die Ungern wurden in mehreren Schlachten geschlagen, der König mußte auf vielen Umwegen durch die Karpathischen Gebirge nach Oesterreich flüchten, wo sein alter Feind, Herzog Friedrich der Streitbare, sein Unglück benutzte, und ihn aller seiner geretteten Schätze beraubte. Als die Mongolen das Reich wieder verlassen hatten, und Bela zurückkehrte (1243), fand er es in dem furchtbarsten, schaudervollsten Zustande. Das Feld nirgends bebaut, Hunger und Krankheiten herrschend, Tagereisen weit kein Mensch, die wilden Thiere so vermehrt, so kühn, daß Wölfe sich bei hellem Tage in bewohnte Orte wagten, Kinder den Müttern entrissen, sogar gerüstete Männer anfielen. Ein großes Glück war es, daß Bela Willen, Kraft und Einsicht besaß, die Heilung so schwerer Wunden mit Erfolg zu unternehmen, und das Reich, welches der völligen Auflösung nahe schien, zu retten. Er zog fremde Ansiedler, besonders Deutsche, in das verödete Land, hob die Städte durch Bestätigung der alten und Ertheilung neuer Freiheiten und das Gewerbe durch Befreiung von allen Zöllen im Innern des Landes, beförderte den Bergbau, und sicherte die Grenzen durch Bündnisse. So war er einer der preiswürdigsten, dem Lande hülfreichsten Könige, die je über Ungern geherrscht haben.

---

47. Das Byzantinisch-Lateinische Kaiserthum.
(1204—1261.)

Wir haben dieses Reich (oben S. 105.) bei seiner Entstehung und unter seinem ersten Kaiser Balduin verlassen. Die Schwierigkeiten, mit welchen die neue Herrschaft zu kämpfen hatte, waren nicht gering. Nicht nur drohten ihr alle äußere Feinde des Byzantinischen Reiches, sondern auch die Herrscher von Nicäa, welche auf Constantinopel als auf ein ihnen unrechtmäßig entrissenes Besitzthum hinübersahen. Die Theilung des Ganzen und die Eifersucht der einzelnen Besitzer gegen einander schwächte die Kraft des Reiches; die unterworfenen Griechen waren von Haß gegen ihre Lateinischen Herren, die sie als Ketzer und Tyrannen verabscheuten, erfüllt, und gehorchten nur von der Gewalt gezwungen. Sie verbanden sich sogar heimlich mit dem Könige des im Jahre 1186 neu gestifteten Bulgarischen Reiches, Johann,

welcher bald darauf mit Heeresmacht über die Grenze vordrang. Kaiser Balduin ging den Feinden mit geringen Streitkräften entgegen, und wurde am 15. April 1205 bei Adrianopel geschlagen und gefangen. Im folgenden Jahre starb er in der Gefangenschaft; nach einer andern Erzählung wurde er hingerichtet. Sein Bruder Heinrich folgte ihm in der Regierung, ein tapferer und weiser Fürst, der sich bemühte, das Vertrauen der Griechen zu gewinnen, ihnen Aemter und Würden ertheilte, und sie gegen die Unduldsamkeit des Lateinischen Klerus in Schutz nahm. Mit den Bulgaren und den Griechen von Nicäa schloß er Frieden.

Nach seinem Tode (1216) wählten die Barone seinen Schwager, den Grafen Peter von Courtenay, einen Enkel des Königs von Frankreich, Ludwig's VI. Dieser verkaufte sogleich den größten Theil seiner Besitzungen in Frankreich, warb Truppen und ging nach Rom, wo ihn Honorius III. krönte. Aus Italien brachten ihn Venetianische Schiffe nach Durazzo, welches er dem Griechischen Beherrscher von Epirus, Theodor, entreißen wollte. Dieser aber bemächtigte sich seiner mit List und warf ihn ins Gefängniß, aus dem er nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Man trug nun die Krone Peter's Sohne Robert an, der auch 1221 in Constantinopel ankam und in der Sophienkirche gekrönt wurde. Der Zustand des Reiches unter diesem schwachen und verzagten Regenten wurde immer trauriger. Johann Vatatzes, Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor Laskaris im Reiche von Nicäa, ein Fürst voll Kraft und Einsicht, nahm nicht nur den Lateinern Alles was sie in Asien besaßen, sondern ging auch nach Europa hinüber; von der andern Seite bemächtigte sich der Fürst Theodor von Epirus des Königreichs Thessalonich, und nahm den kaiserlichen Titel an, so daß den Lateinern fast nichts blieb als Constantinopel. Und während die Feinde im Lande ungestraft walteten, wurde Robert in seiner Hauptstadt auf das frechste beleidigt. Er heirathete ein Fräulein aus dem Hause Neuville in Artois, die früher mit einem Burgundischen Ritter versprochen gewesen, aber die Krone des zweiten Bewerbers blendete die Mutter. Der rachsüchtige Burgunder konnte seine Zurücksetzung nicht verschmerzen, und reizte eine Anzahl seiner Freunde unter den Französischen Rittern zu einer schändlichen Gewaltthat. Sie brachen Nachts in den Palast, bemächtigten sich der jungen Kaiserin und ihrer Mutter, ersäuften diese, und schnitten jener Nase und Lip-

pen ab. Robert hatte keine Macht, eine solche Verwegenheit zu strafen, sondern verließ im Uebermaß seines Schmerzes Constantinopel, begab sich nach Rom, und bat Gregor IX. um Beistand. Dieser unterstützte ihn mit Geldsummen, rieth ihm aber zugleich wieder nach Constantinopel zurückzukehren, damit er das Reich nicht ganz verliere. Auf dem Rückwege starb Robert vor Gram (1228).

Da sein Bruder Balduin noch minderjährig war, so übertrugen die Großen dem wegen seiner Tapferkeit hoch berühmten Titularkönige von Jerusalem, Johann von Brienne, dem Schwiegervater Kaiser Friedrich's II., die Herrschaft unter der Bedingung, daß Balduin ihm folgen sollte. Vatatzes und die Bulgaren belagerten Constantinopel mit aller Macht, aber der beinah achtzigjährige Held machte durch seine tapfere Vertheidigung alle ihre Anstrengungen zu Schanden. Nach seinem Tode (1237) wäre indeß das Reich verloren gewesen, wenn sich Vatatzes und die Bulgaren nicht entzweiet hätten. Vergeblich durchreis'te Balduin zu verschiedenen Malen das Abendland, um Hülfe zu erflehen. Die Truppen, die er durch Verkauf und Verpfändung seiner Erbgüter anwarb und mitbrachte, schmolzen schnell zusammen, er sah sich sogar genöthiget, mit den Seldschucken von Iconium und den heidnischen Kumanen Bündnisse zu schließen. Er war in der hülflosesten Lage. Die Einkünfte der Hauptstadt, welche er mit den Venetianern theilen mußte, reichten nicht zu den nöthigsten Bedürfnissen hin. Die Schätze der Kirche waren erschöpft, und bereits sämmtliche Reliquien verkauft; ja der Kaiser mußte endlich seinen einzigen Sohn, Philipp, dem Venetianischen Handelshause Capello für ein Darlehen als Unterpfand stellen. Die Bleidächer wurden von den Kirchen und Palästen genommen und zu Gelde gemacht. Aus Mangel an Holz riß man Häuser ein. Indeß erlebte Vatatzes den völligen Sturz der Lateinischen Herrschaft nicht. Er starb 1255; sein Sohn regierte nur wenige Jahre, und sein Enkel wurde durch Michael Paläologus gestürzt, der, wie Gibbon sagt, alle Tugenden und Laster des Stifters einer neuen Dynastie besaß. Es kostete ihm, als er Kaiser von Nicäa war, nicht viele Mühe, der Lateinischen Herrschaft den letzten Stoß zu geben; Constantinopel ward überrumpelt (25. Juli 1261), Balduin floh mit den vornehmsten abendländischen Familien, und Michael hielt triumphirend seinen Einzug. Aus Eifersucht und Neid gegen die Venetianer hatten die Genueser den Eroberern eifrigen Bei-

stand geleistet; dafür kam nun der Byzantinische Handel meist in ihre Hände, Galata ward ihnen ganz eingeräumt. Von den kleineren Herrschaften, welche die Lateiner gestiftet, blieben mehre unabhängig. Michael wollte mit dem Abendlande in gutem Vernehmen bleiben, und betrieb deswegen die Union der Griechischen und Lateinischen Kirche mit großem Eifer, erregte aber dadurch bei seinen Unterthanen Unzufriedenheit und unruhige Bewegungen. Als er starb (1282), stellte sein Sohn Andronikus II. den Griechischen Gottesdienst wieder her, ohne dadurch den fortwährenden kirchlichen Zwistigkeiten ein Ende machen zu können.

Mittlere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America (1273—1492).

1. Einleitung.

Mit dem Untergange des Hohenstaufischen Kaiserhauses und dem Ende der Kreuzzüge beginnt für Europa eine neue Zeit, die einen von der verflossenen sichtlich verschiedenen Charakter trägt. Die Ideen, welche das Geschlecht bisher in Bewezung setzten, erblassen und treten in den Hintergrund; das Großartige, Weitaussehende, Romantische, erfüllt die Gemüther nicht mehr, und treibt sie nicht mehr zu Thaten; die Zwecke, die verfolgt werden, liegen näher und ruhen auf einem sichrern Boden, sind aber auch von geringerer Natur, und kleinlichere Mittel sie zu erreichen werden in Bewegung gesetzt. Die glühende Begeisterung, welche das Kreuz zum Kampfe wider den Islam bis in das ferne Asien, bis in die Syrische Wüste getragen hatte, machte einer solchen Erschlaffung Platz, daß die Europäische Christenheit nicht einmal mehr zusammentrat, die Türken von ihrem eigenen Boden abzuwehren. Die Versuche der Kaiser, Deutschland und Italien zu einem Ganzen zu gestalten, werden immer ohnmächtiger, und enden mit einer Zersplitterung dieser Länder, von denen das erstere noch durch einen Namen zusammengehalten wird. Die Hierarchie hat den Bogen überspannt, und sieht ihn in ihren eigenen Händen brechen; die Päpste unterliegen und sitzen nicht mehr zu Gericht über Europa's Könige, aber nicht in Folge eines so großartigen Kampfes, als ihn die vorige Periode darbot, sondern indem die Fürsten die Macht der Krone in ihren Ländern consolidiren, auf bisher nicht in Anspruch genommene Gegenstände ausdehnen, und daher auch die Eingriffe der geistlichen Gewalt in das Innere ihrer Staaten nicht mehr gestatten. Der veränderte und weiter gebildete Geist der Völker, welcher einer Bevormundung durch die Kirche, wie sie bisher nothwendig gewesen

war, sich nicht mehr bedürftig glaubte, hinderte sie in diesen Bestrebungen nicht. Vielmehr gab sich die geistige Gährung, welche durch die Kreuzzüge hervorgerufen war und durch die Scholastik befördert wurde, auch ihrer Seits in mannichfachen reformatorischen Versuchen kund, bis sie endlich nach der Aufnahme und dem wieder belebten Studium antiker Kunst und Wissenschaft in der Umgestaltung nicht allein der Form und Verfassung, sondern auch der Lehre der Kirche einen Schlußpunkt erreichte. Die Feudalverfassung, die zu ihrer Blüthe den Sinn der früheren Zeiten erforderte, wird kraftlos, und wie die persönlichen Dienste geringer werden, erhält das Geld für die Fürsten eine viel größere Bedeutung. Ueberall macht der poetische Sinn einem verständigeren und reflectirendern Platz, aus dem sehr merkwürdige und folgenreiche Erfindungen hervorgehen, welche die Cultur steigern und das Leben in mannichfaltigere Richtungen treiben. Diese Erscheinungen sind es vornehmlich, welche uns in den einzelnen Begebenheiten der Hauptvölker Europa's während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts entgegentreten werden.

---

2. Deutschland unter Rudolf von Habsburg.
(1273—1291.)

Nach dem Tode des Papstes Clemens IV. (1268) hinderte die Eifersucht und Uneinigkeit der Cardinäle drei Jahre hindurch die Wiederbesetzung des Römischen Stuhles, bis endlich ihre Wahl auf Gregor X. fiel, einen besonnenen, einsichtsvollen Mann, der, um der drohenden Macht Karl's von Anjou ein Gegengewicht zu geben, die Wiederherstellung des Kaiserthums wünschte, und daher die Kurfürsten nach dem Tode Richard's von Cornwall dringend ermahnte, einen Römischen König zu erheben, sonst werde er für ein Oberhaupt des Reiches sorgen. So versammelten sich diese denn auf die Einladung des Erzbischofs von Mainz, Werner von Eppenstein, im September 1273 zu Frankfurt. Aber es hielt schwer, ihre Stimmen zu vereinigen. „Denn (schrieb der Bischof Bruno von Ollmütz an den Papst) geistliche sowol als weltliche Fürsten verlangen einen gütigen und einen weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollen sie nichts wissen, da doch Wissen und Wollen ohne Können nichts vermag, und nichts ersprießlicher zu seyn scheint, als die Macht eines Einzigen, wenn sie

auch zuweilen ausartet." Endlich ersah der Erzbischof Werner den Grafen Rudolf von Habsburg zum Nachfolger im Reich, als einen Mann, der zwar ansehnliche Landschaften in Helvetien und am Oberrhein besaß, aber keinesweges hinlängliche Macht, um den Fürsten furchtbar zu erscheinen. Er war allgemein bekannt wegen seines ritterlichen Muthes und seiner Tapferkeit, durch welche er seine Besitzthümer vergrößert und seinen Namen furchtbar gemacht hatte, und wegen seiner Frömmigkeit, wovon man sich Manches zu erzählen wußte. So war ihm einstmals bei schlechtem Wetter und auf noch schlechterem Wege ein Priester begegnet, der mit dem Sacramente in das nächste Dorf zu einem Kranken ging. Als Rudolf den Geistlichen sah, stieg er sogleich vom Pferde, beugte sich vor dem Hochwürdigsten, ließ jenen das Roß besteigen, und nahm es auch nachher nicht zurück. Auch der Erzbischof von Mainz war dem Grafen verpflichtet, weil er ihn früher auf der Reise nach Rom, um dort das Pallium zu empfangen, sicher über die Alpen geleitet hatte. Beim Abschiede hatte er ihm gesagt, er wünsche nur so lange zu leben, bis er diesen großen Dienst einigermaßen vergelten könne. So bestimmten ihn persönliche Dankbarkeit, Ueberzeugung von Rudolf's innerem Werthe und Erinnerung an die Dienste, welche jener früher den Hohenstaufen in Deutschland geleistet hatte, weshalb er sogar dem Bannstrahl Innocenz IV. verfallen war, eifrig für die Erhebung des Grafen von Habsburg zu sorgen, wobei ihn der Schwager desselben, Burggraf Friedrich von Nürnberg, nach Kräften unterstützte.

Rudolf war eben in einer Fehde mit Basel und dem dortigen Bischof begriffen, und lag mit seinem Kriegsvolk vor der Stadt, als er die Nachricht von seiner Erwählung erhielt. „Sitze nun fest, Herr Gott," rief der Bischof von Basel aus, als er die Kunde vernahm, „sonst wird dieser Rudolf noch deinen Platz einnehmen." Sofort versöhnte sich Rudolf mit seinen Widersachern und zog über Frankfurt nach Aachen, wo die Krönung unter lautem Jubel der Anwesenden erfolgte (31. October 1273). Nach derselben sollte die neue Belehnung der Fürsten vor sich gehen (Th. IV. S. 307.). Aber erst als man schon am Altare stand, zeigte es sich, daß kein Scepter bei der Hand war. Da ergriff Rudolf ein Cruzifix und sagte: „Dieses Kreuz, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wol die Stelle eines Scepters vertreten können," eine Geistesgegenwart, die allen Anwesenden wohlgefiel. Es ist — schrieb der Erzbischof von

Köln an Gregor X. — dieser König rechtgläubig, ein Verehrer der Kirche, ein Pfleger der Gerechtigkeit, voll kluger Rathschläge, von ausnehmender Frömmigkeit, durch eigene Kräfte mächtig und vielen Mächtigen verwandt, von Gott, wie wir fest glauben, geliebt, leutselig, rüstig und im Kriege glücklich." Die Bestätigung des Papstes aber, der eben damals im Begriff stand, zu Lyon eine Kirchenversammlung zu halten, war dem neuen Herrscher vor allem nöthig. Dorthin schickte er daher Gesandte, welche in seinem Namen schworen, daß er die von seinen Vorgängern Otto IV. und Friedrich II. gegen die Römische Kirche übernommenen Verpflichtungen treulich erfüllen, daß er weder selbst noch durch Andere die Güter der Römischen Kirche oder ihrer Vasallen angreifen, keine Würde im Kirchenstaat, am wenigsten in der Stadt Rom annehmen, auch den König Karl von Sicilien nicht befeinden, noch Diejenigen, welche diesem gegen Friedrich's II. Nachkommen beigestanden, verfolgen wolle. Dafür erkannte ihn Gregor als Römischen König an, und bewog, obwol erst nach vieler Mühe, endlich auch Alfons von Castilien, seinen Ansprüchen auf den Kaiserthron zu entsagen. Rudolf erneuerte auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Papste zu Lausanne (1275) alle jene Zusagen seiner Gesandten, und benannte noch ausdrücklich alle päpstliche Gebiete in Italien, die er der Kirche erhalten oder wiederschaffen wollte. Auch übernahm er die Verpflichtung zu einem Kreuzzuge. Es war dies ein Lieblingsplan Gregor's X., welcher, wie sehr auch der Eifer der Zeitgenossen für diese Unternehmungen erkaltet war, ihm so am Herzen lag, daß die Hoffnung der Ausführung durch einen neuen Römischen König nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihn für Rudolf's Anerkennung zu stimmen. Dieser wäre indeß durch alle jene Verpflichtungen in eine schwierige Lage und schlimme Abhängigkeit vom Römischen Stuhle gekommen, wenn Gregor nicht bald darauf gestorben wäre, und ein schneller Wechsel der Nachfolger der Bewerkstelligung seiner Entwürfe nicht große Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte. Selbstthätig in die Händel Italien's einzugreifen, hielt Rudolf für zwecklos und gefährlich, weshalb er auch nicht zur Kaiserkrönung nach Rom zog. Der bitteren Erfahrungen, die seine Vorfahren in jenem Lande gemacht, gedenkend, wandte er darauf die Worte des Fuchses in der Fabel von der Höhle des Löwen an: „er sehe wol Fußtapfen Derer, die glücklich hineingekommen, nicht aber Derer, die wohlbehalten wiedergekehrt." Auch bestätigte er dem Papste Nicolaus III. nach einigen

Jahren die Verzichtleistung auf alle von der Römischen Kirche in Anspruch genommene Gebiete nochmals, und löf'te die Städte derselben von dem Eide der Treue für das Reich.

Dadurch gewann er Muße und Kraft für Deutschland zu wirken, wo die Herstellung des fast gänzlich verschwundenen königlichen Ansehens seine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch nahm. Zunächst richtete er seine Aufmerksamkeit auf den König Ottokar von Böhmen, der sich weigerte ihn anzuerkennen. Dieser Fürst, welcher, wie oben (S. 183.) gesagt ist, während des Interregnums Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter seine Herrschaft gebracht und als der mächtigste Reichsfürst selbst nach der Deutschen Krone gestrebt hatte, konnte in seiner stolzen Seele den Gedanken nicht ertragen, einem armen Grafen, wie er sich spottend ausdrückte, Unterwürfigkeit schuldig zu seyn. Rudolf dagegen stellte des Böhmen Recht an die neu erworbenen Länder in Zweifel, und forderte ihre Zurückgabe als erledigtes Reichsgut. Ottokar und Herzog Heinrich von Baiern *), der sich ihm aus Feindschaft gegen seinen Bruder, den Pfalzgrafen Ludwig, angeschlossen hatte, erschienen weder auf Rudolf's erstem Reichstage zu Nürnberg, noch auf einem zweiten zu Würzburg, obgleich sie beide Male vorgeladen waren. Erst auf einer dritten Versammlung zu Augsburg erschien ein Abgeordneter des Königs von Böhmen, der Bischof von Seckau, um in einer Lateinischen Rede Rudolf's Wahl und Königthum mit herben Worten anzutasten. Rudolf gebot ihm Stillschweigen, weil er zu ihm und den Fürsten von Rechten des Reichs nur Deutsch zu reden habe, diese aber hätten fast Hand an den Redner gelegt, wenn der König es nicht verhindert hätte. Jetzt erfolgte der Spruch des Fürstengerichts, daß Ottokar und Herzog Heinrich aller ihrer Lehen vom Reiche verlustig wären, was Rudolf jedoch in Bezug auf den Erstern dahin milderte, daß er die Erblande seines Hauses behalten solle. Als der Böhme aber in seinem Trotze verharrte, beschloß Rudolf den Reichskrieg, zu dem sich freilich nur sehr wenige Fürsten einfanden; doch konnte er aus Schwäbischen und Elsassischen Rittern eine tapfere Kriegsschaar bilden. Auch an Geld

---

*) Ludwig I., der Nachfolger Otto's von Wittelsbach im Herzogthum Baiern, hatte vom Kaiser Friedrich II. die Pfalzgrafschaft am Rhein erhalten. Seine beiden Enkel Ludwig und Heinrich theilten 1255 die Länder so, daß der erstere die Rheinpfalz und Oberbaiern, der letztere Niederbaiern erhielt. Sie haderten besonders über die mit dem Herzogthum bisher verbunden gewesene Wahlstimme.

mangelte es. Als er den Rhein hinunterzog, fragte ihn der Herr von Klingen: „Herr, wer soll eueren Schatz bewahren?“ Rudolf antwortete: „ich habe keinen Schatz und kein Geld als diese fünf Schillinge, aber der Herr, der immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen.“ Der Erfolg hat sein Vertrauen gerechtfertigt. Zunächst stärkte er sich durch Bündnisse. Graf Meinhard von Tyrol und Görz sagte zu, in Kärnthen einzubrechen, und Rudolf's ältester Sohn Albrecht wurde mit dessen Tochter verlobt. König Ladislaus IV. von Ungern, dessen Bruder, dem Herzog Andreas von Slavonien, auch eine Tochter des Kaisers versprochen ward, zeigte sich ebenfalls zum Kriege gegen Ottokar bereit. Ja Herzog Heinrich von Niederbaiern söhnte sich mit seinem Bruder und dem Könige aus, und erhielt eine dritte Tochter des Letztern zur Gemahlin für seinen Sohn Otto. So rückte Rudolf ungehindert über Regensburg und Passau in Oesterreich ein, dessen Einwohner, der strengen Herrschaft Ottokar's überdrüssig, sich ohne Schwertstreich unterwarfen. Nur das feste Wien und Klosterneuburg mußten einige Wochen belagert werden. Da nun Rudolf an einer Brücke über die Donau arbeiten ließ, um sein Heer überzusetzen und sich dem befestigten Böhmischen Lager zu nähern, auch von anderen Seiten seine Bundesgenossen Fortschritte machten, fühlte Ottokar überall bedrängt und von seinem alten Kriegsglück verlassen, seines Gegners Ueberlegenheit so sehr, daß er sich zu einem Vergleich bequemte. Dieser ward am 21. November 1276 geschlossen. Der Hauptpunkt desselben war die Abtretung von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Eger und Portenau. Wechselheirathen sollten diesen Vergleich befestigen und zugleich mildern. Böhmen und Mähren empfing Ottokar, vor Rudolf knieend, in dem Lager desselben als Lehen vom Reiche.

Aber das schmerzliche Gefühl des gebeugten Stolzes, welches in seiner Seele zurückblieb, und in der Heimath durch die Vorwürfe seiner Gemahlin, einer Galicischen Fürstin, noch mehr gereizt ward, bewog ihn bald, den Kampf noch einmal zu versuchen. Die Reichsfürsten fanden sich zwar bei Rudolf in noch geringerer Zahl ein, als das erste Mal, aber zum Glück ließ Ottokar den günstigen Augenblick unbenutzt verstreichen, bis Rudolf durch Ungern, Kärnthner und Steiermärker verstärkt, ihm entgegenrücken konnte. Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien. Von beiden Seiten ward muthig gefochten, aber Ottokar erlag endlich der Tapferkeit

Rudolf's und der Verrätherei der Mähren in seinem Heere. Er fand auf dem Schlachtfelde seinen Tod durch die Rachbegierde Ungrischer oder Steiermärkischer Kriegsleute, obgleich Rudolf befohlen, ihn so viel als möglich zu schonen. Rudolf selbst war nicht minder in Gefahr gewesen. Er lag schon, von einem Böhmischen Ritter herabgeworfen, unter seinem Pferde, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor dem Zertreten durch die über ihn herstürmenden Reiterhaufen. Aber der Sieg war sein, und er verfolgte ihn mit Eifer. Er nahm Mähren und drang in Böhmen bis Kollin vor. Hier wurde mit dem Markgrafen von Brandenburg, Otto dem Langen, einem Neffen Ottokar's, der die Vormundschaft über den elfjährigen Sohn des erschlagenen Königs übernommen und neue Streitkräfte gesammelt hatte, ein Vergleich geschlossen. Der junge Wenzel behielt Böhmen; Mähren kam auf fünf Jahre an Rudolf zur Entschädigung für die Kriegskosten. Mit den Oesterreichischen Landen belehnte Rudolf, nachdem die Kurfürsten ihre Einwilligung gegeben hatten, seine Söhne Albrecht und Rudolf (1282). Das Herzogthum Kärnthen überließ er dem Grafen Meinhard von Tyrol. So brachte Rudolf, mit vielem Schweiß und Blut, wie Ludwig von Baiern in seiner Zustimmung (Willebrief) schrieb, eine ansehnliche Macht an das Habsburgische Haus. Da das Ansehen des Königthums in Deutschland so tief gesunken war, hielt er die Vergrößerung seines unmittelbaren Gebiets für das einzige Mittel, gegen die Macht der Fürsten nachdrücklich aufzutreten und für den besten Gewinn, den ihm die Krone verschaffen konnte; eine Staatskunst, nach welcher auch die folgenden Könige der Deutschen verfuhren.

Indeß suchte er auch manche in den verworrenen Zeiten nach Friedrich's II. Tode dem Reiche entrissene Güter, Rechte und Gefälle wiederzugewinnen. Schon auf dem Reichstage zu Nürnberg (1281) wurden alle seit jener Zeit in dieser Beziehung getroffene Verfügungen für ungültig erklärt, und viele Fürsten und Herren sollten herausgeben, was sie an sich gerissen hatten. Besonders schwierig war die Ausführung dieses Gebots in dem durch den Untergang der Hohenstaufen zertrümmerten Herzogthum Schwaben. Unter den Widerspenstigen trat hauptsächlich der Graf Eberhard von Würtemberg hervor, dessen Haus sich eben aus jenen Trümmern zu Macht und Glanz erhob. Es war ein wilder, fehdelustiger Kriegsmann, der den frechen Wahlspruch führte: Gottes Freund und

aller Welt Feind, und Rudolf sah sich genöthiget, gegen ihn und mehrere andere Schwäbische Herren wiederholt das Reichsaufgebot ergehen zu lassen. Das Herzogthum in Schwaben wurde indeß nicht wieder hergestellt; der mittlere Adel, viele Stifter, Klöster, Städte und Bauerschaften, sonst Vasallen und Dienstleute der Herzoge, kamen jetzt unmittelbar unter das Reich, und wurden unter Vögte gestellt. Noch größere Hindernisse fand Rudolf, als er die Grafen von Hochburgund, Mümpelgard und Savoyen, die sich gleiche Anmaßungen in Betreff vieler Reichsgüter zu Schulden kommen ließen, zum Gehorsam nöthigen wollte. Mehr als Ein Feldzug wurde theils durch ihn selbst und seine Söhne, theils durch seine beiden Schwäger, den Grafen von Hohenberg und den Burggrafen von Nürnberg, unternommen, ehe er seinen Zweck erreichte. Mitten unter diesen Kämpfen trat in den Rheinlanden ein Betrüger Namens Tile Kolup oder Holzschuh auf, der sich für Kaiser Friedrich II. ausgab, auch Glauben und Anhang fand. Endlich lieferten ihn die Bürger von Wetzlar aus, worauf ihn Rudolf zu Frankfurt verbrennen ließ.

Mit gleicher Thätigkeit und Kraft sorgte der König auch für die Handhabung der Gerechtigkeit und die Herstellung der Ordnung in den übrigen Landschaften; er durchzog das Reich von einem Ende bis zum andern, saß oft persönlich zu Gericht, und erlaubte einem Jeden Zutritt, „denn ich bin wahrhaftig nicht König geworden, sagte er, um mich vor den Menschen einzuschließen." Besonders suchte er für die öffentliche Sicherheit durch Landfriedensgebote zu wirken, kraft deren die Stände des Reiches oder auch nur einzelner Gegenden sich auf eine gewisse Anzahl Jahre der Gewaltthätigkeit und Selbsthülfe enthalten, und in ihren Streitigkeiten den Weg Rechtens einschlagen sollten. Doch blieb „aufrichtige Fehde", wie es heißt, wenn man vor Gericht keine Genugthuung gefunden zu haben glaubte, immer gestattet. Im Jahre 1281 mußten die Fränkischen zu Nürnberg, die Rheinischen zu Mainz, 1286 die Schwäbischen und Bairischen, und 1288 die Elsassischen Stände einen Landfrieden auf fünf Jahre beschwören. Diesen Anordnungen gab er durch strenge Bestrafung der Ruhestörer Nachdruck. Nach dem Burgundischen Krieg (1290) kam er nach Thüringen und ließ neun und zwanzig gefangene Raubritter in seiner Gegenwart zu Erfurt hinrichten. Ueber ein Jahr verweilte er hier, bis sämmtliche Fürsten und Herren das Landfriedensbündniß beeidigt hatten und alle Raubschlösser in diesen Gegenden, man zählte sechs und sechzig, gebrochen waren.

Gern hätte Rudolf das Reich, für das er so viel gethan, dem Herzoge Albrecht, dem einzigen noch lebenden seiner vier Söhne, hinterlassen. Allein die Fürsten, welche nicht gern ihr Wahlrecht beschränken und die damit verbundenen großen Vortheile einem Hause, das in kurzer Zeit so starke Schritte zur Macht und Hoheit gethan, aufopfern wollten, auch Albrecht's harten und unfreundlichen Sinn kannten, wichen seinen Anträgen aus, die er ihnen über die Ernennung desselben zum Nachfolger auf dem Reichstage zu Frankfurt machte. Mißvergnügt verließ Rudolf die Stadt und ging schon krank und schwach nach Straßburg. Als die schnellere Abnahme der Kräfte ihm die Annäherung des Todes verkündigte, rief er: „wohlan nach Speier!" Hier, an der Begräbnißstätte der Kaiser, wollte er sein Ende erwarten, aber er kam nur bis Germersheim, wo er in einem Alter von drei und siebzig Jahren den 15. Julius 1291 starb.

Rudolf hat den Ruhm der Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit, den er sich als Graf erworben, als Kaiser bewahrt und gemehrt. Er übte im Großen dasselbe, was er vorher in kleineren Kreisen zu thun gewohnt war. Seine Gestalt war sehr hoch und schlank, seine Sitten einfach; Speise und Trank genoß er mäßig. Er trug gewöhnlich ein schlichtes graues Wamms, das er sich wol im Felde selbst flickte. Wenn er sprach, gewann er durch biedere Zutraulichkeit; fröhlichen Reden und munteren Scherzen war er geneigt und den Weibern nicht abhold. Niemals ließ er es aber an Ernst und Ausdauer in seinen Unternehmungen fehlen. Als seinem Heere im Burgundischen Krieg einst die Zufuhr abgeschnitten war, zog er eine Rübe aus dem Felde und aß sie roh, worauf die Kriegsleute ohne Murren dem Beispiel des Kaisers folgten. Endlich, als nirgends mehr etwas zu finden war, ließ er die Feinde angreifen: Siegen wir, sprach er, so bekommen wir Lebensmittel genug, werden wir besiegt, so erhalten die Gefangenen wohl Essen und Trinken. Ebenso fest und treu hielt er Versprechungen und Zusagen, so daß noch lange das Sprichwort blieb, wenn jemand sein Wort brach: der hat Rudolf's Redlichkeit nicht. Diese ganz einfache Art und Weise des Auftretens, welche ihn zum Mann des Volks machte, so weit verschieden von dem Benehmen früherer Kaiser, würde schon allein vollständiges Zeugniß über die Umwandlung der Zeiten geben, wenn die Richtung seiner Thaten und seiner Staatskunst hierüber noch irgend einen Zweifel lassen könnte.

---

3. Adolf von Nassau.

(1292—1298.)

Obgleich Albrecht's Wahl zum Könige von Deutschland bei Lebenszeiten seines Vaters nicht hatte ins Werk gesetzt werden können, so hoffte er doch nach dem Tode desselben die Krone zu erlangen, und ließ zu dem Ende die Reichskleinode im Schlosse zu Trifels, wo sie verwahrt wurden, zurückhalten. Allein die Furcht vor der weiter schreitenden Macht des Hauses Habsburg schien durch die persönlichen Eigenschaften Albrecht's nur vermehrt zu werden, indem dieser mit mancherlei Gaben zum Herrschen auch die hochstrebendsten Entwürfe verband. Seine Nachbarn, die ihn fürchteten oder haßten, arbeiteten ihm auf alle Weise entgegen, vorzüglich sein Schwager, der König Wenceslaus von Böhmen. Ein bereitwilliges Werkzeug, seinen Plan zu durchkreuzen, fanden sie in dem damaligen Erzbischof von Mainz. Die Besitzer dieses Erzbisthums hatten schon seit längerer Zeit als die ersten Geistlichen und Erzkanzler (Th. IV. S. 307.) des Reichs einen bedeutenden Einfluß auf die Wahl des Königs ausgeübt, wie sich ein solcher auch bei Rudolf's Erwählung gezeigt hatte. Gerhard von Eppenstein, der jetzt diese Würde bekleidete, war klug und schlau genug, die günstigen Umstände zur Vergrößerung und Befestigung seines Ansehns zu benutzen, um es nicht allein bei der Wahl, sondern auch während der Regierung des neuen Königs geltend machen zu können. Indem er jeden der Wahlfürsten mit der Aussicht schreckte, einen ihm verhaßten oder feindlich gesinnten Bewerber zu unterstützen, überließen ihm endlich alle unter der Bedingung, daß dies nicht geschehe, ihre Stimmen. So ausgerüstet, beschloß er, einen Mann zu erheben, der gar keine Hoffnung auf die Krone hegen konnte, und daher den Anforderungen, die er an ihn zu machen gesonnen war, unzweifelhaft genügen werde.

Als nun die Kurfürsten in Frankfurt beisammen waren, und den Ausspruch Gerhard's erwarteten, ernannte er zu ihrem nicht geringen Staunen den Grafen Adolf von Nassau, seinen Verwandten, zum Könige. Um jedem Tadel zuvorzukommen, ließ der Erzbischof sogleich den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen, und dem neuen Könige die Huldigung leisten, damit auch aller Widerstand unrechtmäßig werde. Erfolglos hätte er in diesem Augenblicke überdies bleiben müssen, weil Gerhard reisiges Volk in die Stadt gezogen hatte. So erwählt, ging Adolf zur

Krönung nach Aachen. Seine persönlichen Eigenschaften machten ihn des Thrones nicht unwürdig. In den häufigen Fehden zwischen den Fürsten am Rheine hatte er, unter andern auch als Bundesgenosse des Erzbischofs von Köln, ritterlichen Muth und mannhafte Tüchtigkeit gezeigt. Als König ließ er es sich sogleich angelegen sein, nach Rudolf's Weise Ruhe und Frieden zu erhalten. Er zog den Rhein herauf nach Schwaben, um das Landfriedensgebot zu erneuern, und brachte die Widerspenstigen mit Gewalt zum Gehorsam. Auch Herzog Albrecht bezwang endlich seinen Unmuth so weit, daß er die Reichskleinode herausgab und die Belehnung zu Oppenheim empfing, doch erschien er dabei, um der Armuth des Königs zu spotten, mit der größten Pracht. Adolf fühlte auch ohne dies gar wohl, daß er, um Ansehn zu gewinnen, nach dem Beispiele seines Vorgängers, sich eine Hausmacht gründen müsse. Aussichten zu solcher Vermehrung seiner Kräfte schien ihm ein Zwist im Thüringischen Fürstenhause zu eröffnen. Landgraf Albrecht der Entartete, der von seinem Vater Heinrich dem Erlauchten (oben S. 184.) Thüringen erhalten hatte, lebte in Zwist mit seinen Söhnen, Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, auf die er den Widerwillen gegen ihre Mutter, die unglückliche Kaisertochter Margarethe (oben S. 169.), übertrug. Er hätte ihnen gern ihr ganzes Erbe entzogen, und es einem in zweiter Ehe erzeugten Lieblingssohne, Apitz, zugewandt. Als nun Albrecht's Neffe, Friedrich Tuta, der beim Tode des Großvaters Meißen und das Osterland erhalten hatte, 1291 kinderlos starb, kamen Friedrich und Diezmann dem Vater in der Besitznahme dieser Länder zuvor, und behielten auch in dem darüber entstehenden Krieg die Oberhand, wodurch Albrecht's Haß gegen sie so gesteigert ward, daß er nicht nur seine Rechte auf jene Erbschaft, sondern auch Thüringen unter der Bedingung lebenslänglichen Besitzes für sich selbst, zu verkaufen suchte, um es nur seinen Söhnen zu entziehen. König Adolf wurde mit ihm über zwölftausend Mark Silber einig, und benutzte bei der Abtragung dieses Kaufpreises die Gelder, welche ihm König Eduard I. von England, mit dem er ein Bündniß gegen Frankreich eingegangen war, zur Anwerbung von Kriegsvolk übersendet hatte. Adolf hatte seinerseits sehr gegründete Ursachen zum Kriege mit Frankreich; denn während die Könige der Deutschen sich nothdürftig auf dem Throne erhielten, und ihre Fürsten um die Ehre und Macht des Ganzen unbekümmert waren, entfremdeten die Herrscher jenes Landes dem Reiche auf der ganzen Westgrenze vom Mittelländischen bis zum Nord-

meer ein Stück nach dem andern. Schon Rudolf hatte deswegen Unterhandlungen gepflogen und an gewaltsame Abwehr gedacht, als der Tod ihn überraschte. Adolf zog zweimal an den Rhein, doch ohne etwas zu vollführen, weil die Fürsten dem Aufgebot keine Folge leisteten. Desto eifriger betrieb er die Eroberung der erkauften Provinzen, fand aber großen Widerstand, weil die Thüringischen Stände treu zu ihren Fürsten hielten. Trotzdem unterwarf er in zwei Feldzügen das Meißner Land (1294. 95.). Seine Söldner hauseten wüst und gewaltsam; ja er selbst ließ gegen sein Königswort sechzig der tapfersten Vertheidiger von Freiberg schmählich enthaupten. Zur Erhaltung des Eroberten mußte er indeß gegen Diezmann noch fortdauernd in den Waffen bleiben.

Während er aber auf diese Weise an seiner Befestigung auf dem Throne arbeitete, wurden von einer andern Seite her schon Anstalten getroffen, ihn von demselben gänzlich herabzustürzen. Albrecht von Oesterreich hatte seine Hoffnungen nicht aufgegeben; er hatte sich Adolf zum Trotz mit dem Könige von Frankreich verbunden, und seine alten Feinde zu gewinnen gewußt, besonders den König von Böhmen, ja sogar den Kurfürsten von Mainz, der aus dem Beschützer Adolf's jetzt dessen Gegner geworden war. Adolf hatte bei seiner Wahl äußerst lästige Bedingungen zu Gunsten des Erzbischofs eingehen müssen, die er nun, wo er auf eigene Macht und anderweitige Verbindungen mehr bauen zu können glaubte, größtentheils nicht erfüllte. Mehr noch kränkte den stolzen Geistlichen, daß der König, unbekümmert um seinen Rath, selbständig handelte. Im Gefühl seines Einflusses soll er geäußert haben: ich trage noch mehr Könige im Sacke. Also zeigte er sich bereit, die Hand zur Absetzung Adolf's zu bieten. Sein Ansehen und Albrecht's Versprechungen vermochten auch die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Böhmen, sich mit ihnen zu verbinden. Ihrem Vorhaben den Schein des Rechts zu geben, hielten sie in Mainz (1298) eine Versammlung, vor der sich der König über die gegen ihn laut gewordenen Klagen und Beschwerden rechtfertigen sollte, und da er auf dreimalige Ladung nicht erschien, entsetzten sie ihn und wählten den Herzog Albrecht. Die Fürsten erklärten, daß sie vor sechs Jahren Adolf von Nassau zum Römischen Könige erkoren, weil sie keinen Besseren gekannt, da er aber in kurzer Zeit den Rath der Weisen verachtet und der Leitung von Unerfahrnen sich anvertraut, vom Könige von England Sold genommen, und mehr als zwanzig Fehler begangen; so hätten sie ihn jetzt des Throns unwürdig befunden. Es war ein bisher uner-

hörter, durchaus widerrechtlicher Schritt, besonders da die Zustimmung der drei anderen Kurfürsten, von Trier, Köln und des Pfalzgrafen bei Rhein, fehlte. Auf Adolf's Seite blieben auch die meisten Städte. Die Entscheidung beruhte daher auf den Waffen, und diese herbeizuführen, war Albrecht schon vor dem Mainzer Spruche an der Spitze eines starken Heerhaufens aus seinen Erblanden nach dem Rhein gezogen. An der Elze stießen beide Gegner auf einander, doch blieben sie vierzehn Tage durch den Fluß getrennt einander ruhig gegenüber liegen, während Herzog Otto von Baiern dem Könige Adolf Hülfsvolk zuführte. Endlich wurde Albrecht durch Mangel an Zufuhr bewogen, abzuziehen und über den Rhein zu gehen, wo ihm die Nachricht von Adolf's Absetzung und seiner Wahl überbracht wurde. Er wollte am linken Ufer hinabrücken, um sich mit dem Erzbischof von Mainz zu vereinigen. Adolf eilte seinem Gegner nach; es drängte ihn, seine gerechte Sache dem Gottesurtheile einer Schlacht zu überlassen. Ohne daher noch, wie die Seinigen wünschten, die Ankunft einer ihm durch den Erzbischof von Trier zuzuführenden Verstärkung zu erwarten, traf er fast bloß mit der Ritterschaft, auf deren erprobte Tapferkeit und treffliche Bewaffnung er sein ganzes Vertrauen setzte, bei Gellheim unweit Worms auf die Oesterreicher, am 2. Junius 1298. Mit großer Erbitterung ward gestritten. Nach Albrecht's Anordnung stießen seine Kriegsleute unritterlicher Weise besonders nach den Pferden ihrer Gegner, und Adolf, der in voller Kriegspracht allen voran kämpfte, sah bald den größten Theil seiner Tapferen außer Gefecht. Er suchte im Schlachtgetümmel seinen Widersacher, aber vorsichtig hatte dieser Mehreren seine Feldzeichen gegeben. Einer nach dem Andern mußte die gefährliche Auszeichnung mit dem Leben bezahlen. Schon hatte Adolf seinen Helm verloren, schon war sein müdes Schlachtroß zusammengestürzt, und hart beschädigt hatte er ein anderes bestiegen, als er endlich den Herzog selbst erblickte. „Hier müßt ihr mir das Reich und euer Leben lassen!" rief er ihm entgegen. „Das steht in Gottes Hand," erwiederte Albrecht. Sie rannten wider einander und Adolf sank vom Pferde. Auf der Erde liegend ward der Schwerverwundete von anderer Hand vor Albrecht's Augen vollends getödtet. Sein Heer zerstreute sich, und der Sieg war für Albrecht entschieden. Aber Gerhard von Mainz, welcher mit dem Herzog in der Schlacht war, konnte sich des Mitleids nicht erwehren, als er den blutigen Leichnam des Königs erblickte, und gestand mit Thränen, daß hier ein tapferer Mann gefallen sey.

---

4. Albrecht I.

(1298—1308.)

Der Erzbischof von Mainz und die mit ihm verbündeten Kurfürsten hatten durch ein eigenmächtiges Urtheil den König Adolf vom Throne gestoßen, zum Theil weil er ihren eigennützigen Wünschen und Zwecken nicht hatte dienen wollen, von Haß verblendet aber statt seiner einen Mann erhoben, der durch äußere Lage sowol als durch geistige Eigenschaften ihnen weit gefährlicher war, als sein Vorgänger. Albrecht's ernster und strenger Sinn blickte aus seinem finstern, durch den Verlust eines Auges entstellten Angesicht bis zur Furchtbarkeit hervor; er war ein Fürst voll Kraft und Selbstbeherrschung, und seiner unersättlichen Herrsch- und Ländergier dienten eine große ererbte Macht und ein Reichthum, die ihn in den Stand setzten, stets wohlgerüstete Söldnerschaaren zu halten. Zwar hatten die Kurfürsten sich vor seiner Wahl viel von früheren Kaisern Erlangtes bestätigen, viel Neues versprechen lassen, und indem sie so für ihren Vortheil gesorgt, und weitere Schritte zur Erwerbung vollständiger Landeshoheit gethan, hofften sie auch, wenn Albrecht widerstreben würde, ihn auf demselben Wege wie Adolf beseitigen zu können.

Der König eilte indeß nach Frankfurt, um hier den Besitz der Krone, die er durch Waffengewalt gewonnen, durch eine nochmals vorgenommene einstimmige Wahl rechtskräftig zu machen. Darauf ward er zu Aachen gekrönt, und hielt zu Nürnberg seinen ersten überaus zahlreich besuchten Reichstag, auf welchem er einen allgemeinen Landfrieden bekannt machen ließ, für dessen Haltung er eifrig sorgte. Größere Schwierigkeit als bei den Deutschen Fürsten fand der neue Herrscher bei dem Papst Bonifacius VIII., welcher ihn, als den Verräther und Mörder seines Vorgängers, nicht anerkennen wollte. Dieser Widerspruch führte Albrecht zum Bündniß mit Philipp dem Schönen, der damals mit dem heiligen Stuhle in harten Zwist gerathen war. Auf einer Zusammenkunft, welche beide Könige zu Quatrevaux hielten (1299) nachdem schon vorher eine Verbindung zwischen Albrecht's ältestem Sohne Rudolf und Philipp's Tochter Blanca beschlossen war, wurden Verabredungen getroffen, welche die Wiederaufrichtung des Arelatischen Reiches für Rudolf und seine Ernennung zum Nachfolger des Vaters in Deutschland zum Ziele hatten. Allein die Absichten zu einer so bedeutenden Vergrößerung der Habsburgischen Macht scheiterten an der

wachsamen Eifersucht der Kurfürsten. Durch diesen mißlungenen Versuch nicht abgeschreckt und ohne Rücksicht auf den Haß, welchen er sich dadurch zuziehen mußte, verfolgte Albrecht rüstig das Streben nach Erweiterung seines Gebietes vermittelst des königlichen Ansehens. Mit Johann I. erlosch um diese Zeit die männliche Linie der Grafen von Holland. Albrecht versuchte ihre Besitzungen Holland, Seeland und Friesland, als eröffnete Reichslehen einzuziehen. Aber er mußte, obschon er mit Heeresmacht nach den Niederlanden aufbrach, auch von diesem Unternehmen abstehen, und den nächsten Verwandten weiblicher Seite, den Grafen von Hennegau Johann von Avesnes, mit jenen Landschaften belehnen.

Als Albrecht von diesem Zuge zurückkehrte, gerieth er in offenen Streit mit den Kurfürsten. Der König hatte nämlich, uneingedenk dessen, was er bestätigt und versprochen, bald nach seiner Thronbesteigung die Forderung ergehen lassen, dem Reiche alle ihm seit Friedrich's II. Zeiten entzogenen Güter und Rechte zurückzustellen, wobei hauptsächlich die Rheinzölle der drei geistlichen Fürsten und des Rheinischen Pfalzgrafen gemeint waren. Jetzt betrieb er die Sache eifriger, und entlockte absichtlich den Städten Klagen über die Bedrückungen, welche ihr Handel durch diese Abgaben erfuhr. Da vereinigten sich jene vier Kurfürsten mit dem Könige von Böhmen, welchem Albrecht ebenfalls frühere Verheißungen nicht erfüllt hatte, diesem das Schicksal Adolf's zu bereiten. Albrecht aber ging mit einem schnell zusammengebrachten ansehnlichen Heere und von den Rheinischen Städten aufs beste unterstützt seinen Feinden entgegen, eroberte zuerst die ganze Pfalz (1301), drang dann in die Länder der geistlichen Fürsten ein und zwang sie zum Gehorsam (1302). Durch diesen glücklich geführten Krieg brachte er das Ansehn der Krone, welches seit seines Vorgängers Erwählung aufs tiefste gefallen war, wieder einiger Maßen empor, und rettete die königliche Macht vor der Gefahr, ganz in den Händen der Kurfürsten zu zerrinnen*). Auch die Befreiung des Rheins von vielen schwer lastenden Zöllen konnte nur als eine Wohlthat für das Reich angesehen werden. War es Albrecht in diesen Dingen gelungen, so suchte jetzt auch sein bisheriger Widersacher, der Papst, welcher sich noch kurz vorher für die Kurfürsten erklärt, und den Zwist durch seinen Richterspruch hatte entscheiden wollen, Aussöhnung und gutes Verneh-

*) Menzel Geschichten der Deutschen, Buch VII. S. 67.

men; ja Bonifacius schenkte Albrecht in seiner Erbitterung und von Philipp dem Schönen immer stärker gedrängt, sogar das Königreich Frankreich, dessen er Philipp für unwürdig erklärt hatte; eine Gabe welche Albrecht, obgleich jetzt mit Frankreich gespannt, um so weniger annehmen wollte oder konnte, da der Geber selbst bald darauf der Macht jenes Herrschers unterlag.

So glücklich wußte Albrecht die Pläne der Kurfürsten zu seiner Entsetzung abzuwenden. Aber das Schwerere schien noch übrig, da ihr Bundesgenosse, der König von Böhmen, noch unbezwungen, ja in der Erweiterung seines Ansehns begriffen dastand. Wenceslaus IV., Ottokar's Sohn, schon durch sein Erbreich mächtig, war im Jahre 1300 von einer unzufriedenen Partei in Polen, welche ihren Herrscher Wladislav Lokietek vertrieben hatte, herbeigerufen, und zu Gnesen zum Könige dieses Landes gekrönt worden. Auch Ungern schien seinem Hause bestimmt. Dort nämlich war nach dem Tode des letzten Königs aus dem Arpadischen Stamme, Andreas III. (1301), eine Partei für den Neapolitanischen Prinzen Karl Robert, eine zweite für den Sohn des Böhmenkönigs. Albrecht, welcher der Vereinigung drei so bedeutender Kronen nicht ruhig zusehen konnte, trat in beiden Staaten auf die Seite der Gegner des Wenceslaus, und griff Böhmen in Verbindung mit Karl Robert an (1304), während Wladislav Lokietek mit Ungerischer Hülfe in Polen eindrang. Trotz dieser günstigen Umstände aber richtete Albrecht nichts aus. Nachdem er Kuttenberg lange vergeblich belagert hatte, mußte er, durch Mangel, eintretende Kälte und Krankheiten in seinem Heere gezwungen, das Land verlassen. Als er sich zu einem zweiten Zuge rüstete, starb der Böhmenkönig (1305). Sein Sohn, der siebzehnjährige Wenceslaus V., entsagte der Ungerischen Krone und versöhnte sich mit Albrecht, wurde aber schon ein Jahr darauf (1306) von einigen Böhmischen Großen verrätherisch zu Olmütz ermordet. Mit ihm erlosch der alte Böhmische Herrscherstamm, und Albrecht nahm das Land sofort als Reichslehen und kraft eines zwischen König Rudolf und Wenceslaus IV. geschlossenen Vertrags für seinen ältesten Sohn Rudolf, dem er es bestimmte, in Anspruch. Er fand zwar an dem Herzoge Heinrich von Kärnthen, der mit des letzten Königs Schwester vermählt war, einen Gegner; als er indeß an der Spitze eines starken Heeres anrückte, erklärten sich die Böhmischen Stände für Rudolf, welcher versprach, die Wittwe Wenceslaus IV zu heirathen. So schien Albrecht's Zweck erreicht. Rudolf hielt, von

seinem Vater begleitet, seinen Einzug in Prag (1306), allein sein baldiger Tod (3. Juli 1307) veränderte auf einmal die Lage der Dinge. Seine kurze aber drückende Regierung hatte die Gemüther der Oesterreichischen Herrschaft entfrembet, und die Stände wählten nunmehr den Herzog Heinrich von Kärnthen zum König. Albrecht brach alsbald von neuem in Böhmen ein, mußte sich jedoch wiederum unverrichteter Sache zurückziehen. Auch in Thüringen traf ihn Mißgeschick. Er behauptete, König Adolf habe diese Länder nicht sich, sondern dem Reiche erworben. Aber die Brüder Friedrich und Diezmann schlugen seine Schaaren in einem blutigen Treffen bei Lucka unweit Altenburg (1307). Indeß war Albrecht nicht der Mann, einmal gefaßte Entwürfe sobald aufzugeben, und fehl geschlagene Versuche trieben ihn nur dieselben leidenschaftlicher und hartnäckiger festzuhalten. Er ging nach Schwaben und Helvetien, dort neue Streitkräfte zur Bezwingung Böhmen's und Thüringen's aufzubieten.

Doch mitten unter diesen Zurüstungen traf ihn unerwarteter Tod von der Hand eines nahen Verwandten, den er durch seine unersättliche Ländergier wider sich aufgebracht hatte. Albrecht's Bruder Rudolf war früh (1289) mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes gestorben. Dieser, Johann genannt, war jetzt neunzehn Jahr alt geworden, aber der König zögerte noch immer, ihm seines Vaters Theil an dem Habsburgischen Erbgut heraus zu geben, und wollte ihn erst mit den in Thüringen noch zu machenden Eroberungen befriedigen. Der junge Herzog, unwillig und zornig, daß sein gerechtes, schon öfters gethanes Begehr immer abgewiesen ward, noch mehr gereizt, weil er Albrecht's dritten Sohn Leopold bei gleicher Jugend im Besitz von Ehre und Gütern sah, von Herrschsucht verblendet und bethört, und von bösen Rathgebern aufgehetzt, faßte den furchtbaren Gedanken, sich durch Mord seines Königs und Oheims Rache und Land zu verschaffen. Er verband sich mit einigen Habsburgischen Dienstleuten im Aargau: Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm, Rudolf von Wart und Konrad von Tegerfeld, die, durch Albrecht's strenge Herrschaft beeinträchtigt, von der Regierung eines jungen Fürsten bessere Tage erwarteten. Als nun Johann zu Baden dem Könige nochmals seine Bitte vortragen ließ, und wiederum nur Vertröstung auf die Zukunft erhielt, wurde die Ausführung des blutigen Vorhabens beschlossen. Albrecht war fröhlich und guter Dinge an diesem Tage (1. Mai 1308) wie selten. Nach der Tafel wollte er seiner Gemahlin, die von Rhein-

selben kam, entgegenreiten, und die Verschwornen schlossen sich ihm an. Als man bei Windisch über die Reuß setzte, wußten sie unter dem Vorwande, daß der Nachen so wenig als möglich beschwert werden müsse, den König von seiner übrigen Begleitung zu trennen, und nachdem sie mit ihm am jenseitigen Ufer angekommen waren, hielt Johann die Fähre noch einige Zeit auf, damit die Anderen nicht zu schnell nachkämen. Nun fiel Eschenbach dem Könige in den Zaum. „Zu Hülfe Vetter," rief Albrecht, aber dieser rannte ihm mit den Worten: „hier der Lohn des Unrechts," das Schwert in den Nacken, daß es durch die Brust herausdrang. Balm spaltete ihm den Kopf. Der König sank vom Pferde, und starb in den Armen eines gemeinen Weibes, welches dem Morde zugesehen. Die Angst des Verbrechens raubte aber den Thätern so alle Besinnung, daß sie gar keinen Versuch machten, es zu benutzen. Johann floh auf dem Rosse des Königs davon. In Mönchsgestalt entkam er nach Italien; Kaiser Heinrich VII. soll ihn in Pisa gesehen haben. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt, wahrscheinlich ist er in jener Stadt bei den Augustinern gestorben Ein Blinder, der zu Wien am Markte bettelte, gab sich nachmals für seinen Sohn aus. Eschenbach und Balm haben flüchtig und armselig geendet. Friedrich der Schöne, Albrecht's zweitgeborner Sohn, dem dieser die Regierung Oesterreich's übertragen hatte, eilte mit einem Heer in die vorderen Lande, weil er einen weiter greifenden Aufstand gegen die Herrschaft seines Hauses befürchtete. Er fand aber alles ruhig, nur seine Mutter Elisabeth und seine Schwester Agnes, die Wittwe des Königs Andreas III. von Ungern in voller Thätigkeit, eine fürchterliche Rache zu üben. Die Schlösser der Verschwornen wurden gebrochen, ihre Besitzungen verwüstet, ihre Anverwandten, Diener und Unterthanen umgebracht. Forwangen, die Burg des Herrn von Balm, ergab sich auf Gnade, aber Agnes ließ die drei und sechzig Reisige der Besatzung vor ihren Augen enthaupten. Noch Schlimmeres aber nicht ganz Verbürgtes wird erzählt. Als Walther von Eschenbach's festes Haus Maschwanden gestürmt und alles niedergehauen wurde, hörte Agnes dessen Kind im Kämmerlein wimmern. Sie wollte es erwürgen, aber die rohen Kriegsleute erweichte der Anblick, mit Mühe rissen sie es der Königin aus den Händen. Der Herr von Wart, der den Mord nur mit angesehen haben soll, wurde ergriffen und lebendig aufs Rad geflochten. In diesem Zustande athmete er noch drei lange Tage. Neben ihm hielt sein Eheweib mit übermenschlicher Anstrengung in

Gebet auf dem Hochgerichte aus, bis er verschieden war. Bald nachher sank auch sie ins Grab. Als Friedrich solchem Wüthen Einhalt thun wollte, sprach seine Mutter: „Du hast den blutigen Leichnam nicht erblickt. Barfuß und bettelnd wollte ich die Welt durchziehen, wenn ich Deinen Vater unter den Lebendigen wüßte.“ Man sieht hieraus wenigstens, daß Albrecht den Zeitgenossen nicht mit Unrecht für einen zärtlichen Gatten und Vater galt. Gegen tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder opferte die rasende Leidenschaft der beiden Frauen den Manen des Königs durch Henkers Hand. An der Stelle, wo er gefallen, baueten die Fürstinnen das Kloster Königsfelden, wo Agnes ihre übrigen Tage (sie starb erst 1364) unter Andachtsübungen zubrachte, und den Ruf großer Heiligkeit gewann.

---

5. Befreiung der Schweizerischen Waldstädte.

(1307. 1308.)

Das allgemeine Streben der Zeit, Reichsrechte und Freiheiten zu eigener Verwaltung und Unabhängigkeit durch Verwilligung oder Gewalt an sich zu bringen, welches seit der Herrschaft Friedrich's II. die Fürsten und Herren Deutschland's ergriffen hatte, dehnte sich jetzt von den Stadtgemeinden herab auch auf die Landleute aus, den gedrücktesten Stand der Gesellschaft. Sind auch diese Erscheinungen, welche endlich zur Losreißung vieler Provinzen und zur Verwandlung der Monarchie in die Republik einzelner Landesherren, Gemeinden und Ritterschaften unter einem gewählten Vorsteher führten, im Ganzen und Großen genommen als Zertrennung der Einheit und Zersplitterung der Kräfte eines ehemals mächtigen und gewaltigen Reiches zu beklagen, so beruht doch andrer Seits auf dieser selbständigen Durchbildung der kleineren politischen Kreise jene Mannichfaltigkeit und jener Reichthum des inneren und geistigen Lebens, welches die Deutsche Geschichte in den folgenden Jahrhunderten, trotz der großen Schwäche nach Außen, auf allen Seiten zeigt.

Das Helvetische Land, welches 1097 von Kaiser Heinrich IV. dem Herzoge Berthold von Zähringen verliehen worden (S. 31.), und unter der Verwaltung dieses Hauses zu schöner Blüthe gediehen war, kam bei dem Erlöschen desselben (1218) unter das Reich, und die noch übrig gebliebenen Hoheitsrechte wurden nun selbständig von den Landgrafen

verwaltet. Unter den weltlichen Herren waren die Grafen von Savoyen, und, in den nördlichen Gebieten, die von Habsburg die mächtigsten, welche zugleich die Landgrafschaft des Aargaues erblich besaßen. In dieser Eigenschaft sprachen sie selbst in jedweder Sache Recht über die freien Männer der Marken, und hatten den Blutbann über die zins- und dienstpflichtigen Leute, so weit deren Herrschaft nicht etwa selbst damit belehnt war; oder überließen dies Alles ihren Stellvertretern, den Vögten. Solche Beamte zur Ausübung der höheren Gerichtsbarkeit sendeten sie auch in die Thäler der Alpen nach Uri, Schwyz und Unterwalden, die sogenannten Waldstädte, welche zum Aargau gehörten. Die niedere Gerichtsbarkeit in diesen Gegenden theilten sie mit mehreren geistlichen Stiftern, Klöstern und Rittern, doch gewannen die Habsburger nach und nach einen großen Theil des Grund und Bodens. Wenige freie Wohner mit eigenem Land hatten sich erhalten, die meisten gingen zu Hofrecht vor die Amtleute, Meier und Vögte der Gutsherren, und so kam es, daß die Grafen zuweilen die Vogtei über Hof und Land, über Unfreie und Freie denselben Händen anvertrauten. Aber den Bauern erwuchs in der frischen Luft ihrer Höhen, im Kampfe mit den Beschwerden und Gefahren des Gebirges zusammt der schöneren und vollständigeren Ausbildung des Leibes, auch ein freieres und lebendigeres Gefühl des Daseyns. Gesteigert und erhöht wurde dieses Bewußtseyn, als Kaiser Friedrich II., um seine Partei in diesen Gegenden zu stärken, im Jahre 1240 die Waldstädte von der Landgrafschaft löste und zu Reichsvogteien erhob, weil der damalige Inhaber derselben, Graf Rudolf von Habsburg-Laufenburg, der Oheim des späteren Königs dieses Namens, welfisch gesinnt war. Zum Schutz dieser neuen Befreiung, welche der Landgraf nicht anerkennen wollte, schlossen die Waldstädte mit der gleichfalls den Hohenstaufen geneigten Stadt Zürich ein Bündniß. König Rudolf vermehrte die Erbgüter seines Hauses in Helvetien noch durch Kiburg, Lenzburg, Zofingen, Grüningen, Freiburg und Lucern, und das Streben dieser Herrscher zur Rundung und Abschließung ihrer Besitzthümer durch die Verbindung des höheren Gerichtsbannes mit dem niedern, des Landgerichts mit dem Hofgerichte, war ein natürlich gegebenes. Sogleich nach Rudolf's Tode erneueten die Waldstädte ihren alten Bund und wurden einig, keinen Landrichter aufzunehmen, der nicht Bauer und Einwohner der Waldstädte sey. Gegen die aber, welche Gewalt brauchen würden, wollten sie sich mit aller Macht und Anstrengung an Gut

und Leben in und außer den Thälern helfen und beistehen. König Adolf bestätigte ihnen die Reichsfreiheit, aber Albrecht übertrug dennoch den Amtleuten, die er zu Rotenburg und Lucern in seinem Eigenthum hatte, die Landvogtei. Diese trieben die auffätzigen Bauern durch Willkür und Gewalt noch weiter. Die Oesterreichischen Vögte wurden endlich verjagt, wie freie Männer traten die Schwyzer, Urner und Unterwaldner zu Landesgemeinden zusammen, nahmen auch eigene Leute in ihre Mitte, wählten Landammänner zu Vorstehern ihres Gerichts, rissen den Grund und Boden zu selbständigem Besitz an sich, und machten der Abhängigkeit und Dienstpflichtigkeit gegen ihre Herrschaften ein Ende. Die näheren Umstände dieser Befreiung werden von den Schweizerischen Geschichtschreibern mit mannichfachen Sagen durchflochten, in folgender Weise erzählt.

Albrecht ernannte Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg zu Vögten. Von Natur trotzig und herrisch, bestraften diese beiden Männer jeden Fehler streng, und reizten die Gemüther durch hochmüthige Verachtung. Als Geßler vor dem neuerbauten stattlichen Hause Werner Stauffacher's, eines wohlbegüterten und angesehenen Landmanns zu Schwyz vorbeiging, sagte er: „ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen, will auch nicht, daß ihr so frei lebet, als ob ihr selbst Herren wäret, ich werde mich unterstehen, es euch zu wehren." Es geschahen Thaten arger Willkür und Tyrannei, die zur Selbsthülfe aufreizten. Als Wolfenschieß, Vogt auf Rotzberg, zu dem schönen Weibe Konrad Baumgarten's ins Haus kam, ihr befahl, ihm ein Bad zu bereiten, und dann Ungebührliches von ihr begehrte, ward er von dem Manne, den er fern glaubte, im Bade mit der Axt erschlagen. Einem Bauer aus dem Melchthal in Unterwalden, Namens Heinrich, ließ Landenberg um einer geringen Ursach willen zwei schöne Ochsen vom Pfluge nehmen, und dazu sagen, die Bauern könnten den Pflug wol selber ziehen. Als nun bei dem Wortwechsel darüber Heinrich's Sohn Arnold dem Knechte des Vogts durch einen Schlag mit dem Stocke im Zorne den Finger zerbrach, und dann die Flucht ergriff, befahl der grausame Vogt dessen altem Vater die Augen auszustechen. Arnold hielt sich bei Walther Fürst von Attinghausen im Lande Uri verborgen; zu diesem kam auch Stauffacher, von seiner Frau, die voll Unruhe wegen Geßler's Aeußerungen über ihr Haus war, angespornt, sich mit seinen Freunden über das, was dem Lande Noth thue, zu berathen. Die Drei waren einig,

daß der Tod besser sey als ungerechtes Joch zu dulden. Nachdem sie hierauf ihre Vertrauten und Verwandten erforscht hatten, brachten sie aus verschiedenen Orten Freunde in das Rütli, eine Wiese in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstädtersee's, wo sie bei Nacht sich versammelten. Am Mittwoch vor Martinstag im November 1307 kamen sie, jeder von zehn Männern seines Landes begleitet, an diesen Ort. „Als diese drei und dreißig herzhaften Männer, sagt der berühmte Geschichtschreiber des Schweizervolks, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli bei einander waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oesterreich." Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher streckten die Hände gen Himmel und schwuren: daß in diesen Sachen Keiner nach eigenem Gutdünken etwas wagen, Keiner den Andern verlassen solle; sie wollten kein Blut vergießen, aber die Freiheit behaupten und den Enkeln aufbewahren. Die Dreißig hoben ebenfalls ihre Hände empor, und leisteten bei Gott und bei den Heiligen denselben Eid.

Unter diesen Verschwornen befand sich auch Wilhelm Tell, ein Urner, Walther Fürst's Eidam. Dieser versäumte, einem Hute, welchen Geßler auf dem Markte in Altorf als Zeichen der landesherrlichen Gewalt auf eine Stange hatte stecken lassen, die befohlene Ehrerbietung zu erweisen. Geßler, ohne auf Tell's Entschuldigung, daß es nur aus Versehen geschehen sey, zu achten, ließ dessen Kinder holen, und befahl ihm, einem derselben einen Apfel vom Haupte zu schießen; fehle er beim ersten Schuß, so müsse er sterben. Tell bat um Gottes Willen, ihn nicht zu einer so unnatürlichen That zu zwingen. Vergebens, der Vogt drohte, wenn er nicht gehorche, ihn und das Kind zu tödten. Da schoß Tell, und traf glücklich den Apfel ohne das Kind zu verletzen. Vorher hatte er noch einen andern Pfeil in seinen Koller gesteckt, und als Geßler ihn nun um die Ursach fragte, auch, was es immer seyn möge, sein Leben versicherte, erklärte Jener keck, daß er bei schlimmerm Glück den Sohn gerächt haben würde. Der Vogt befahl hierauf seinen Dienern, ihn zu greifen, getraute sich aber nicht, ihn im Lande Uri gefangen zu halten; er ließ ihn binden und in einen Kahn werfen, um ihn über den Waldstädter See aus dem Lande zu führen. Schon war man jenseits des Rütli gekommen, als plötzlich der furchtbare Sturm, den die Schweizer Föhn nennen, losbrach. Da ließ Geßler den Tell, der als kundiger Schiffer bekannt war, losbinden, damit er

das Ruder führen möchte. Jener thats, und fuhr am Felsenufer hin, nach Aremberg zu. Hier aber ersah er die Gelegenheit, ergriff sein Schießzeug und sprang aus dem Nachen auf einen platten Felsen, den er hinan kletterte, während das Fahrzeug vom Felsen in den See zurückprallte. Dann entfloh er durch das Land Schwyz: auch Geßler entkam dem Sturm und landete bei Küßnacht, aber um dem gefährlichern Feinde in die Hände zu fallen. Tell wartete seiner hier in einem Hohlweg, und streckte den Sichern mit einem Pfeil zu Boden.

Tell's That erhöhte den Muth der Bauern und sie versuchten es die Burgen zu gewinnen. Zu Unterwalden ließ sich ein Jüngling am ersten Tage des Jahres 1308 von seinem Mädchen auf dem Schlosse Rotzberg an einem Seile in ihre Kammer ziehen, und brachte zwanzig Freunde auf dieselbe Weise hinein, mit denen er sich des Burgamtmanns und seiner Knechte versicherte. Landenberg, der zu Sarnen wohnte, begegnete, als er an demselben Morgen in die Messe ging, zwanzig Männern von Unterwalden, die nach alter Sitte Kälber, Ziegen, Lämmer u. dgl. zum Neujahr brachten, und ließ sie mit ihren Geschenken in die Burg ziehen. Kaum waren sie aber im Thore, so zog jeder auf ein gegebenes Zeichen ein Eisen aus dem Busen und steckte es an einen spitzen Stock. Mit dieser Wehr und dreißig anderen Gesellen, die aus einem Hinterhalt herbeieilten, bemächtigten sie sich des Schlosses und seiner Bewohner. Nun tönten von Alp zu Alp die verabredeten Zeichen, und auch aus den übrigen Orten des Bundes wurden die Zwingherren vertrieben. Landenbergen, der auf der Flucht hinter Sarnen eingeholt ward, geschah nichts Leides, er wurde nur an die Grenze geführt, und mußte schwören, das Gebiet der Waldstädte nicht wieder zu betreten. Er eilte zum König Albrecht, von dem er Hülfe und Rache erwartete. Aber noch ehe dieser das Vorgefallene zu ahnden vermochte, ward er ermordet, und die Schweizer konnten sich ihres mit Mäßigung und ohne Frevelthat vollführten Unternehmens ruhig erfreuen.

---

6. Frankreich unter Philipp III. und Philipp IV. dem Schönen.

Auf Ludwig IX. folgte dessen dreißigjähriger Sohn Philipp III. Im Feldlager von Tunis empfing er die Huldigung (oben S. 211.), führte das Kreuzheer glücklich zurück, und bestattete den theuern Leichnam seines Vaters zu St. Denys. Wenn es dem neuen Könige auch an

weiter blickender Einsicht und an hervorragendem Geiste fehlte, so fand er die Regierung durch die Anstrengungen seines Vorgängers in solchem Grade geachtet und gesichert, daß es ihm nicht schwer wurde, dieselbe ohne Störung und Unruhen beinahe sechszehn Jahre lang fortzuführen. Als sein Oheim Alfons von Poitou noch auf der Rückreise von Africa ohne Erben starb (oben S. 201.), vereinigte er dessen Besitzungen Poitou und Toulouse mit der Krone. Der Besetzung Navarra's, so wie der Streitigkeiten mit dem Könige Alfons X. von Castilien ist schon bei der Geschichte jener Reiche gedacht worden. Nach der Sicilischen Vesper erklärte Philipp, seines Volkes Ehre und seines Oheims Unglück zu rächen, auch dem Eroberer Sicilien's, Peter von Aragonien, den Krieg. Papst Martin IV. unterstützte ihn mit Bannbullen, und verschenkte sogleich, nach der damaligen Weise der Päpste, das Königreich Aragonien an einen der jüngeren Söhne Philipp's III., mit der Bedingung jedoch, daß es nie mit der Französischen Krone vereinigt werden sollte. Es kam indeß nicht so weit. Zwar überstieg Philipp 1285 mit einem Heere die Pyrenäen, und eroberte mit vieler Mühe Gerona, allein Mangel und Krankheiten und der Verlust seiner Flotte, welche von den Aragoniern besiegt worden war, nöthigten ihn schon nach einigen Monaten zum Rückzug. Auf diesem erkrankte er selbst so schwer, daß er schon zu Perpignan am 5. October 1285 starb.

Sein Sohn Philipp IV., obgleich erst im neunzehnten Jahre seines Alters, übernahm mit der Krone das Streben früherer Träger derselben, die hemmenden Bande des Lehnswesens zu sprengen, den Thron unumschränkt und hoch über alle zu stellen und der Regierung durch königliche Gerichts- und Verwaltungsbeamte immer größere Gewalt zu verschaffen. In der Art und Weise, diese Entwürfe zu verfolgen, glich Philipp weniger seinem Großvater, als seinem Ahnen, dem zweiten Philipp. Aber wie des ersten edle Haltung und strenge Gerechtigkeit fern von ihm waren, so übertraf er den letzteren bei weitem an Herrschsucht und Habgier. Es lebte eine Gesinnung in ihm, die im Bewußtsein überlegener Klugheit vor keinem Mittel zur Erreichung seiner Zwecke erschrak, die kein Recht achtete, und die Macht der geltenden Meinungen nicht scheute. Nicht minder als gegen die Feudalität begann er gegen jene andre das Mittelalter beherrschende Macht, die Hierarchie, einen Kampf, als sie ihm hinderlich in den Weg trat, dessen Ergebniß für die Entwickelung des Französischen Reichs, ja der ganzen neueuropäischen Welt sehr bedeutend wurde.

Unter den Französischen Vasallen, die vor seinem Thron erschienen, den Huldigungseid zu leisten, war auch Eduard I., König von England. Er ward (Ostern 1286) mit großer Pracht zu Paris empfangen, schloß daselbst einen Vertrag mit dem neuen Könige, und ging zu Pfingsten nach Bordeaux, um einen Frieden zwischen Frankreich und Aragonien zu vermitteln, der indeß erst später zu Stande kam. Aber zwischen Frankreich und England selbst dauerte das freundliche Verhältniß nicht allzu lange. Ein zufällig entstandener Streit zwischen Englischen und Normannischen Seeleuten führte zu größeren Feindseligkeiten der Hafenstädte beider Nationen. Philipp forderte Ersatz und Bestrafung der Schuldigen, und erließ 1293 eine Vorladung an den König von England als seinen Lehnsmann, zur Verantwortung über die gegen ihn erhobenen Klagen. Eduard wünschte, diese ungelegenen Händel in Güte beizulegen, weil er in Schottland beschäftigt war (s. Abschn. 9.). Er schickte demnach seinen eigenen Bruder Edmund mit der ausgedehntesten Vollmacht nach Paris; und dieser schloß im Anfange des Jahres 1294 einen geheimen Vertrag ab, wonach dem Könige von Frankreich zur Wiederherstellung und Genugthuung seiner lehnsherrlichen Ehre sechs Plätze in der Gascogne übergeben werden sollten, so daß er in jede einen Bevollmächtigten senden möge, die Gewalt aber den Englischen Beamten bleibe; dagegen solle die Ladung Eduard's vor den Pairshof zurückgenommen werden. Philipp sprach sogar von einer Vermählung seiner Schwester Margaretha mit dem König von England, und Eduard ließ sich täuschen. Um einen Beweis des vollkommensten Vertrauens zu geben, befahl er die ganze Gascogne zu Händen des Königs von Frankreich zu stellen, nach feierlicher Zusicherung der Rückgabe. Aber vergebens wurde dieselbe erwartet, vielmehr ließ Philipp den König von England noch einmal vor sein Gericht rufen, und als er nicht erschien, ihn seiner Lehen verlustig erklären.

Im höchsten Zorne suchte Eduard seine Streitkräfte, die größtentheils gegen die Schotten nöthig waren, gegen Frankreich durch Bündnisse zu stärken. Allein während er den Deutschen König Adolf durch große Geldsummen zu einer Verbindung bewog, die ohne Folgen blieb (o. S. 301.), schloß Philipp mit dem Grafen Otto von Burgund einen höchst vortheilhaften Vertrag, vermittelst dessen der Letztere seine einzige Tochter einem Französischen Prinzen zu geben, und sein Land, bis dahin ein Deutsches Lehen, vom Reiche abzureißen und unter Französische Hoheit zu bringen versprach. Selbst diese Ungebühr konnte

Adolf nicht einmal hindern. Ebenso gering war die Hülfe, welche andre Bundesgenossen leisteten. Graf Veit II. von Flandern war gegen Philipp aufgebracht, weil sich derselbe früher in seine Zwistigkeiten mit den Bürgern von Gent zu Gunsten der letzteren eingemischt hatte, und als ihm nun Eduard die Vermählung des Prinzen von Wales (s. Absch. 9.) mit seiner Tochter Philippa versprach, erbot er sich insgeheim zum Kriege gegen Frankreich. König Philipp, von Allem unterrichtet, äußerte arglistig: es würde ihm leid thun, seine liebe Pathe Philippa nicht noch einmal vor ihrer Abreise nach England zu sehen, und verlockte dadurch wirklich den treuherzigen Grafen, ihm mit den Seinigen einen Besuch zu Corbeil zu machen. Sie wurden freundlich empfangen; aber als sie sich zur Heimkehr rüsteten, erklärte Philipp, Veit habe durch seine Verbindung mit dem Feinde des Reiches Leib und Gut verwirkt, und bleibe vorerst mit seiner Familie gefangen. Sie wurden nach Paris in den Thurm des Louvre gebracht.

Auch die Absicht Eduard's, selbst an der Spitze eines großen Heeres in Frankreich einzubrechen, wußte Philipp zu verhindern. Er schloß nämlich 1295 mit dem König Johann von Schottland ein Bündniß, bot ihm eine Französische Prinzessin für seinen Sohn an, und brachte es dahin, daß dieser dem Könige von England den Lehnseid aufkündigte, und die Länder desselben anzugreifen versprach (s. unten S. 337.). Selbst die wilden, kurz vorher erst von Eduard bezwungenen Bewohner von Wales reizte Philipp zur Empörung, und machte dem Könige von England dadurch so viel zu schaffen, daß er an eine Wiedereroberung der Gascogne gar nicht denken und den Verlust Guienne's, welches die Franzosen nach einem Siege über seine Truppen (1296) besetzten, nicht verhindern konnte.

---

7. Philipp IV. im Kampfe mit Bonifacius VIII.

Um dieselbe Zeit gerieth Philipp in Streit mit der Kirche, dessen Veranlassung durch den Englischen Krieg gegeben wurde. Es hatte damals (1294) den päpstlichen Stuhl Bonifacius VIII. bestiegen, ein kräftiger, stolzer Greis, der sich nichts Geringeres vorgesetzt hatte, als das Werk eines Gregor VII. und Innocenz III. zu vollenden, und das theokratische Princip, nach welchem die höchste weltliche, wie die höchste geistliche Macht in den Händen des Papstes sey, auf dem Gipfel der Herrschaft für immer zu befestigen. In der That schienen damals nur noch wenige

Schritte zur vollständigen Erreichung dieses Zieles nöthig. Die Rechtstheorie der Zeit erkannte den Papst als den obersten Stellvertreter der Gottheit sowol in Beziehung auf den Staat als auf die Kirche an; das Verhältniß der Kirche zu der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Gliedern war sicherer geordnet, die Herrschaft der Römischen Kirche über alle übrigen fester gewurzelt, die Mittel, die Völker zu besteuern und mit schweren Schatzungen zu belegen, waren zahlreicher und in bessern Gang gebracht als je. Das Kaiserthum, welches die Päpste so oft geschreckt und zu einem gefährlichen Kampfe um die Behauptung der Weltherrschaft gezwungen hatte, war umgestürzt, und die Deutschen Könige, die sich Nachfolger jener Kaiser nannten, zu unbedingter Willfährigkeit und ruhigem Gehorsam gebracht. Aber eben die Zerwürfniß Deutschland's und Italien's, welche diese Papstherrschaft begünstigte, täuschte Bonifacius über die Macht des Gegners, der jetzt gegen ihn auftrat. Indem er übersah, oder nicht achtete, wie ganz anders sich die Verhältnisse in Frankreich gestaltet hatten, und welche Mittel sich hier einem Herrscher darboten, der Klugheit und Festigkeit besaß, sie in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, unterlag er in diesem denkwürdigen Kampfe und bereitete dadurch der Hierarchie eine Reihe von Demüthigungen, die zwar ihren Sturz nicht herbeiführten, doch aber eine große Erschütterung und Herabspannung ihrer hohen Ansprüche zur Folge hatten.

Kraft des schönen von den herrschenden Ansichten anerkannten päpstlichen Berufs, zwischen Völkern und Fürsten Frieden zu stiften, ließ Bonifacius eine Aufforderung an die Könige von Frankreich und England ergehen, ihren Krieg zu endigen, und bot sich selbst zum Vermittler dar. Eduard, durch seine Händel mit Schottland gedrängt, war zu dem vorgeschlagenen Waffenstillstand erbötig; aber Philipp gab zur Antwort, ein König von Frankreich sey nicht gewohnt, in Staatshändeln Gesetze anzunehmen, sein Streit mit England sey keine Religionssache, und einem Papste ziemten höchstens Ermahnungen, nicht Befehle. Er war um so mehr gereizt, weil sich der Papst auch des Grafen von Flandern angenommen und verlangt hatte, daß Philipp sich über sein Verfahren gegen diesen Fürsten vor ihm rechtfertigen solle.

Bonifacius benutzte bald darauf eine andere Veranlassung, dem Könige seine Gewalt fühlbar zu machen. Da Philipp zu den Kriegskosten von den Kirchen seines Reichs eine schwere Beisteuer erpreßt hatte, so erschien die Bulle Clericis Laicos *), in welcher Jeder mit

*) Die päpstlichen Bullen werden nach ihren Anfangsworten bezeichnet.

dem Bann bedroht wurde, der den Geistlichen Abgaben und Leistungen ohne päpstliche Genehmigung auflegen würde (1296). Dagegen erließ Philipp eine Verordnung, welche Geld und Kostbarkeiten aus Frankreich in fremde Länder auszuführen oder zu verschicken untersagte, und auf jene Bulle ward eine kräftige Antwort gegeben. Die Könige, hieß es darin, hätten ihre Majestätsrechte geübt, ehe noch die Klerisei einen Theil des Staats ausgemacht habe. Die Freiheiten der Geistlichen dürften dem allgemeinen Wohl nie nachtheilig werden. Die Priester seien Glieder des Staats, wie die Laien, und müßten demnach auch dessen Lasten tragen helfen, um so mehr, da sie die größten Güter besäßen. Dürften sie Gaukler und Buhlerinnen unterhalten, so werde es ihnen auch wol anstehen, ihre Schätze zur allgemeinen Wohlfahrt herzugeben. Ihnen dies verbieten, hieße den Feinden beistehen. „Wir verehren, so schließt das Schreiben, Gott mit Glauben und Ehrfurcht, und schätzen die Kirche und ihre Diener, aber unvernünftige und unbillige Drohungen scheuen wir keineswegs, denn vor Gottes Gnade hoffen wir allezeit gerecht befunden zu werden. Hat sich nicht der König von England, unser Lehnsmann, geweigert, vor unserm Gericht zu erscheinen? Da sahen wir uns denn genöthigt, seine Lehnsländer einzuziehen. Welcher Fürst wird sich in diesem Fall nicht vertheidigen? Auch der König von Deutschland darf sich nicht über die Einziehung der Grafschaft Burgund beschweren, da er Uns, wie bekannt, auf eine übermüthige Art herausgefordert, und mit noch ärgerer Behandlung gedrohet hat.“ Sogar die Französische Geistlichkeit machte dem Papste Vorstellungen über die Gefahren, mit welchen die erlassene Bulle sie bedrohe, da die Fürsten und Barone, bei denen so viel Kirchengut zu Lehn ginge, über die Einschränkung des Rechts der Besteuerung nicht minder aufgebracht wären, als der König.

Inzwischen hatte das Gericht der Pairs von Frankreich den Grafen Veit unschuldig befunden, und Philipp hatte in seine Freilassung willigen müssen, doch so, daß Philippa als Geißel für die Treue ihres Vaters am Französischen Hofe zurückblieb. Kaum hatte dieser aber sein Gebiet betreten, als er das Bündniß mit England erneute, und den Krieg gegen Frankreich offen erklärte. Dafür brach Philipp 1297 mit 60,000 Mann in Flandern ein. Weit und breit wurde geplündert, und Lille nach tapferem Widerstande eingenommen, worauf Courtray, Douay und Brügge freiwillig die Thore öffneten. Der König von England war zwar nach Gent herüber gekommen, aber mit zu geringer Heeres-

macht, um nachdrückliche Hülfe leisten zu können, und König Adolf's Unterstützung, auf die gerechnet worden war, blieb ganz aus. Man schloß endlich, da sich der Winter näherte, einen Waffenstillstand, in welchem die Franzosen alle eingenommenen Städte behielten, und Philipp kam am Tage Allerheiligen sehr vergnügt wieder in Paris an.

Der Papst, der die Zurückhaltung seiner Einkünfte aus Frankreich schmerzlich empfand und außerdem gerade damals im Kirchenstaate selbst durch die Partei des feindlich gesinnten Hauses der Colonna bedrängt wurde, sah sich genöthigt, nachzugeben, und stellte über seine vorige Bulle eine so mildernde Erklärung aus, daß alles Anstößige daraus verschwand. Noch mehr, er vollzog die Heiligsprechung Ludwig's IX. auf die feierlichste Art, nachdem mehrere Personen bezeugt hatten, daß sie diesen König während seines Lebens drei und sechzig Wunder verrichten gesehen. Nach solchen Diensten hob denn Philipp der Schöne auch das Verbot der Geldausführung wieder auf, und nahm sogar des Papstes Friedensvermittelung an, jedoch nach vorgängiger ausdrücklicher Erklärung, daß er Bonifacius hiebei nur als einen Privatmann ansehe. Allein dessen Entscheidung, daß die Eroberungen sowol gegen Flandern als gegen England zurückgegeben werden sollten, erschien dem Könige von Frankreich wieder viel zu günstig für seine Feinde, so daß er sie mit Unwillen verwarf, und den Krieg im Jahre 1300 von Neuem eröffnete. Ganz Flandern wurde erobert, Graf Veit, von England verlassen, sah sich in der traurigsten Lage, und ergab sich endlich dem Bruder Philipp's, dem Grafen Karl von Valois, der das Französische Heer befehligte. Dieser rieth ihm, mit seinen beiden Söhnen selbst nach Frankreich zu eilen und des Königs Großmuth anzuflehen; sollte es ihm indeß nicht gelingen, innerhalb eines Jahres einen Frieden zu erhalten, so verspreche er sie alle drei unverletzt in ihr Flandrisches Gebiet zurückzubringen. Sie befolgten diesen Rath, und warfen sich zu Paris dem Könige zu Füßen. Philipp schwieg lange, endlich sagte er dem Grafen finster, das Leben wolle er ihm schenken, aber seines Bruders Zusage sey er nicht zu erfüllen verbunden, da derselbe kein Recht dazu gehabt habe. Veit wurde hierauf mit vierzig Flandrischen Herren gefänglich nach Compiegne geführt, die Söhne kamen nach anderen Festungen. Ihre Länder zog Philipp zur Krone, und ließ sie durch einen Statthalter verwalten.

Durch die Verwerfung seiner Vermittelung gekränkt, bereute Bonifacius die vorige Nachgiebigkeit und verlangte nunmehr mit dem

größten Ernste die Loslassung des Grafen von Flandern, als ein neuer Eingriff des Königs in die Kirchenverfassung die wieder eingetretene Spannung zum offenen Ausbruch brachte. Der Vicomte von Narbonne Amalrich II. leistete nämlich statt dem Erzbischof dieser Stadt, von dem sein Gerichtsbann und andere Besitzungen zu Lehen gingen, auf einmal der Krone Huldigung für diese Güter und Rechte. Der Erzbischof beklagte sich darüber bei dem Könige, beschloß jedoch endlich, als alles vergeblich blieb, mit dem Vicomte ein Abkommen zu treffen. Allein der Papst versagte seine Genehmigung, lud den untreuen Lehnsmann vor seinen Richterstuhl, und forderte den König dringend auf, den Beeinträchtigungen der Kirche ein Ziel zu setzen. Statt einzulenken, ging Philipp noch weiter. Bonifacius hatte den Bischof von Pamiers zu seinem Legaten in Frankreich ernannt. Als dieser sich frei und offen gegen das Verfahren des Königs erklärte, befahl Philipp ihn zu greifen und gefangen zu halten. Schwer gereizt, erließ der Papst eine Reihe von Ermahnungsschreiben, worin er das ganze bisherige Leben des Königs einer strengen Rüge unterwarf, und ankündigte, daß er eine völlige Umgestaltung seines Hofes und seines Staates für nöthig halte; zu diesem Zwecke werde er eine Versammlung in Rom halten, und berufe dazu die Französische Geistlichkeit und die Doctoren der Universitäten von Paris und Toulouse. Das Stärkste, was diese Schriften enthielten, war zusammengefaßt in einem kürzeren Briefe, der also lautet: „Bonifacius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, entbietet Philipp, dem Könige der Franzosen, seinen Gruß. Fürchte Gott und beobachte seine Gebote! Wisse, daß du uns in geistlichen und weltlichen Dingen unterworfen bist. Dir gebührt nicht die Ertheilung der Beneficien und Präbenden und wenn du während einer Vacanz den Schutz der Kirchen übernehmen darfst, so geschieht dies nur deswegen, damit du die Einkünfte derselben den Nachfolgern aufbewahren sollst. Und wenn du einige Beneficien vergeben hast, so erklären wir hiemit diese Vergebung für null und nichtig, und widerrufen Alles, was in dergleichen Dingen geschehen ist. Wer anders glaubt, den erklären wir für einen Ketzer. Gegeben im Lateran, am 5. December im siebenten Jahre unseres Pontificats" (1301).

Philipp's Räthe entwarfen folgende Antwort, die indeß nicht abgesandt wurde: „Philipp, von Gottes Gnaden, König der Franzosen, dem vermeintlichen Papste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruß. Deine große Aberwitzigkeit wisse (Sciat tua magna fatuitas), daß

wir in zeitlichen Dingen Niemanden unterworfen sind, daß die Vergebung der erledigten Pfründen, so wie die Einkünfte derselben, nach dem königlichen Recht Uns zugehören, daß die von Uns gethanen und noch zu thuenden Vergabungen ihre Kraft haben, und daß wir ihre Besitzer gegen Jedermann standhaft beschützen werden. Wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig. Gegeben zu Paris ꝛc."*).

Das wichtigste unter jenen Schreiben des Papstes, worin des Königs Herrscherweise, seine despotischen Eingriffe in die Rechte des Staats und der Kirche schonungslos angegriffen wurden, bekannt unter dem Namen Ausculta fili, ließ Philipp öffentlich zu Paris vor allem Volke ins Feuer werfen, und diese That unter Trompetenschall der ganzen Stadt verkündigen (11. Febr. 1302). Sodann beschied er auf den 10. April desselben Jahres eine Reichsversammlung nach der Hauptstadt, zu der nicht bloß Adel und Geistlichkeit, sondern auch, was zum ersten Male geschah, Abgeordnete der Städte einberufen wurden, um das durch den Druck der Regierung aufgebrachte Volk zu gewinnen. In der Kirche von Notre Dame hielt der Kanzler Peter Flotte im Namen des Königs einen Vortrag, in welchem alle Anmaßungen des Papstes aufgezählt wurden, und forderte von jedem Stande eine bestimmte Antwort, ob man verlange, daß die uralte Freiheit der Französischen Könige dem Papste aufgeopfert werden solle, oder ob man nicht vielmehr die Mißbräuche des heiligen Stuhles und der Klerisei durch den weisen Nachdruck der weltlichen Macht beschränkt sehen möchte. „Ich erkläre hiemit, so schloß die Rede, daß ich bereit bin, mein ganzes Vermögen, ja meine Person und meine Kinder, wenn es nöthig wäre, dem allgemeinen Besten aufzuopfern." Diese wohlberechnete Berufung auf die Nation und besonders die kluge Herbeiziehung der Städte zu einem Kampfe, der die Aufbietung aller Kräfte erforderte, thaten ihre volle Wirkung. Ohne zu bedenken, daß der Papst sie gegen die fortschreitende Herrschergewalt der Krone am nachdrücklichsten beschützen könne, erklärten die Barone und die Abgeordneten der Städte nach gemeinsamer Berathung, daß sie eher ihr Leben lassen, als die Freiheit ihres Königs von dem Papste oder irgend jemand An-

*) Da die kleinere Bulle des Papstes nichts enthält als einen Auszug der größern Schreiben, so ist ihre Aechtheit bezweifelt worden. Vielleicht rührt ihre Abfassung sogar von Philipp selbst her, der Bedenken tragen mochte, den strengen und in den meisten Punkten nicht ungerechten Tadel seiner Regierung dem ganzen Volke mitzutheilen, und so nur die Hauptgegenstände des Streites herausheben wollte.

derm beschränken lassen wollten. Dagegen suchten die Prälaten Ausflüchte, und baten um Bedenkzeit, ja um Erlaubniß nach Rom reisen zu dürfen. Als aber fernerer Aufschub verweigert, und ihnen erklärt wurde, man werde Jeden als einen Feind des Staats ansehen, der nicht der Meinung der beiden weltlichen Stände beitrete, versprachen auch sie dem Könige zur Bewahrung seiner Person und der Rechte des Reiches mit schuldigem Rath und Hülfe beizustehen, und sandten abermals an den Papst die dringendsten Bitten, durch ein heilsames Mittel die Eintracht zwischen dem heiligen Stuhle und dem Könige wiederherzustellen, damit der Gallicanischen Kirche Friede und Ruhe erhalten werden möchten.

Allein Bonifacius konnte sich nicht entschließen, in einem Streite nachzugeben, aus welchem seine großen Vorgänger immer so siegreich hervorgegangen waren. Er schickte die heftigsten Bullen nach Frankreich, tadelte die Diener Philipp's in harten Ausdrücken, behauptete seine Herrschaft über die ganze Welt*), forderte die Französische Geistlichkeit auf, die Drohungen der Fürsten zu verachten, und zeigte dem Könige Bann und Absetzung, wenn er in seinem Ungehorsam beharrte. Auf der Kirchenversammlung, die er am 30. Oct. 1302 zu Rom eröffnete, und bei der sich doch in der That mehr als vierzig Französische Geistliche einfanden, wurden seine Aussprüche bestätigt.

Philipp, der in diesem gefährlichen Streite mit der besonnensten Schlauheit verfuhr, ließ die in Rom befindlichen Prälaten ihrer Pfründen verlustig erklären, und am 12. März 1303 trat Wilhelm von Nogaret, der sich durch Gewandtheit und Talent von einem Professor der Rechte zu Montpellier bis in den königlichen Rath emporgeschwungen hatte, in Gegenwart des Königs vor mehreren zusammenberufenen Baronen und Prälaten im Louvre als Ankläger des Papstes auf. Er brachte eine Menge Anklagen vor, aus denen er die Folge zog, daß Bonifacius nicht als rechtmäßiger Papst zu achten, sondern vielmehr der König zu bitten sey, eine allgemeine Kirchenversammlung zu veranstalten, die jenen absetze, und der Kirche ein neues, würdigeres Haupt gebe. Dazu sey der König verbunden, weil er durch seinen Eid gelobt habe, die Kirche zu schützen. Nach diesem Schritte mußte Philipp auf Alles gefaßt seyn. Um die Ergebenheit seiner geistlichen

*) Dies geschah in der besonders durch ihre Schlußworte berühmten Bulle Unam sanctam. Der letzte Satz lautet: „Wir verkünden und erklären, daß der Glaube, jede menschliche Creatur sey dem Römischen Papste unterwürfig, zur Seligkeit nothwendig ist."

und weltlichen Unterthanen zu befestigen, wurde eine Verordnung publicirt, welche allen Kirchen und Klöstern die Freiheiten, die sie zu den Zeiten des heiligen Ludwig inne gehabt, bestätigte; jede seitdem eingeführte Unbill und Beschwerde abzustellen versprach, und endlich Allen eine strenge, rasche und unparteiische Rechtspflege zusicherte.

Am 13. April erfolgte die lange zurückgehaltene Bannbulle des Papstes, die in ganz Frankreich, sogar zu Paris bekannt gemacht ward. Andere Schreiben geboten den Geistlichen, unverzüglich nach Rom zu kommen. Aber Philipp befahl, Alle, welche Abschriften der Bulle verbreiteten, ins Gefängniß zu werfen, und die Einladung der Stände zu einer neuen Versammlung gegen die päpstlichen Anmaßungen selbst an das Haus des Legaten zu Tours anzuschlagen, worauf dieser das Reich verließ. Bonifacius schenkte die Französische Krone dem Deutschen Könige Albrecht, der indeß besonnen genug war, sich nicht darauf einzulassen, und mit Eduard I. schloß Philipp, um vor jedem Angriff von Außen sicher zu seyn, einen Frieden, in welchem dieser Guienne zurückerhielt.

Inzwischen versammelten sich die Stände zum andern Male (13. Junius 1303.) im Louvre. Hier las der Ritter Wilhelm von Plasian neun und zwanzig Artikel vor, welche die wunderlichsten Beschuldigungen gegen den Papst enthielten. Die Berufung an einen neuen Papst und an eine allgemeine Kirchenversammlung ward feierlich beschlossen, und Abgeordnete wurden in die Provinzen geschickt, um die schriftliche Zustimmung aller geistlichen und weltlichen Stände zu erhalten. Ueberzeugung, Furcht und die Macht des Beispiels bewirkten, daß dem König binnen zwei Monaten über siebenhundert Erklärungen für den Beitritt zu einer solchen Appellation von Prälaten und geistlichen Corporationen, Baronen, Herren und Stadtgemeinden eingesandt wurden.

Bonifacius hielt dagegen ein Consistorium mit den Cardinälen zu Anagni, seiner Vaterstadt und damaligen Residenz, in welchem er sich gegen die zu Paris erhobenen Anklagen würdig vertheidigte. Er machte diese Rechtfertigung bekannt und fügte hinzu, daß er gegen den König, wofern er nicht Genugthuung leiste, weiter verfahren werde. Schon war eine zweite Bulle abgefaßt, durch welche die Unterthanen Philipp's ihres Eides entbunden, die mit ihm geschlossenen Verträge als nichtig zerrissen, und Alle, die dem ehemaligen Könige noch ferner irgend welchen Gehorsam leisteten, mit dem Bann bedroht wurden. Diese Acte sollte am 8. September 1303 veröffentlicht werden, als am Tage vorher den heiligen Vater ein unerhörtes Schicksal traf. Wilhelm von Ro-

garet war nämlich schon im März ganz heimlich mit großen Geldsummen und noch größeren Anweisungen auf das Handlungshaus Peruzzi in Florenz nach Italien gegangen, und hatte im Stillen einen Gewaltstreich vorbereitet, durch welchen der Papst zum Nachgeben gezwungen werden sollte. Ganz heimlich wurden Truppen geworben und auf einigen Burgen in der Nähe von Anagni untergebracht. Selbst in der Stadt hatte man eine Partei gegen den Papst gewonnen. Als Alles reif war, brachen Wilhelm von Nogaret und Sciarra da Colonna an der Spitze von 300 Reitern und zahlreichen Fußgängern am Morgen des 7. September in die Stadt. Sie führten die Feldzeichen von Frankreich. Ohne Widerstand und unter lautem Geschrei: „Es sterbe der Papst Bonifacius! es lebe der König von Frankreich!" wurde der päpstliche Palast besetzt. Alle Cardinäle entflohen, der Schatz fiel in die Hände der Plünderer. Bonifacius, der sich bis zum letzten Augenblick mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und Würde benahm, erwartete die wilde Rotte auf dem päpstlichen Stuhle, angethan mit den Zeichen seiner Würde, und setzte den Drohungen und Schimpfreden Nogaret's die größte Festigkeit entgegen. Drei Tage wurde er in enger Haft gehalten; bis sich plötzlich die Bürgerschaft der Stadt, wahrscheinlich durch Uebermuth und Frevel der fremden Kriegsleute gereizt, oder voll Zorn über die heillose Schmach des Hauptes der Christenheit, zu seiner Befreiung erhob und seine Dränger verjagte. Er eilte nach Rom, ohne daß ihn der glänzende Empfang über die erlittene Kränkung trösten konnte, mit der Absicht, ein Concilium zu versammeln, um an seinen Feinden Vergeltung zu üben. Aber der heftige Zorn und die wilde Leidenschaft, welche jener Vorfall in ihm entzündet hatte, zerrütteten sein Inneres so stark, daß er in Raserei fiel, und schon am 11. October 1303, in seinem achtzigsten Jahre, starb.

---

8. Philipp IV. und seine Söhne.

Obgleich Philipp's Entwurf, den Papst Bonifacius gefangen nach Frankreich zu führen mißlungen war, so hatte ihm doch der Tod das Weitere erspart und ihn von seinem gefährlichsten Gegner befreit. Benedict XI., der jetzt den päpstlichen Stuhl bestieg, sprach den König von Frankreich sogleich vom Bann los, und als auch ihn nach kurzer Herrschaft ein frühes Ende ereilte, stellten sich die Aussichten für

Philipp noch günstiger. Das Collegium der Cardinäle spaltete sich, indem man theils einen dem Könige von Frankreich geneigten, theils einen streng kirchlich gesinnten Mann erheben wollte. Neun Monate hindurch konnten sich die Wähler nicht vereinigen, bis der Führer der Französischen Partei, der Cardinal du Prat, endlich den Gegnern vorschlug, drei Candidaten zu ernennen, aus denen dann die Französischen Cardinäle allein binnen vierzig Tagen einen Papst wählen wollten. Die Italiener ahneten keine List, sondern nahmen den Vorschlag an und ersahen sich drei Erzbischöfe, welche als Feinde Philipp's bekannt waren, unter ihnen den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand von Got, der überdies seine Stellung Bonifacius VIII. zu danken hatte. Du Prat eilte seinen König davon zu benachrichtigen. Dieser veranstaltete sogleich eine geheime Zusammenkunft mit dem Erzbischof, und stellte ihm vor, daß es in seiner Macht stände, ihn auf den heiligen Stuhl emporsteigen zu lassen, wenn er die Bedingungen einginge, welche er ihm vorlegen würde. Bertrand's Ehrgeiz erklärte sich um diesen Preis zu Allem bereit, und beschwor die Forderungen Philipp's auf die Hostie. Sie betrafen die völlige Zurücknahme aller von Bonifacius gegen den König und das Reich erlassenen Decrete, die Verbannung des Andenkens des Papstes Bonifacius und die Bewilligung des Zehnten aller Französischer Kirchen auf fünf Jahre. Auf dieselbe feierliche Weise gelobte Bertrand im Voraus auch noch ein anderes Verlangen des Königs zu bewilligen, was dieser zu seiner Zeit aussprechen werde. Am fünf und dreißigsten Tage der festgesetzten Frist erhielt du Prat vom Könige Antwort, daß der Erzbischof von Bordeaux gewählt werden könne. Es geschah. Bertrand nahm den Namen Clemens V. an, berief sogleich die Cardinäle zu seiner Krönung nach Lyon, und nachdem er sich abwechselnd in dieser Stadt, in Poitiers und in Bordeaux aufgehalten hatte, verlegte er endlich seinen Sitz förmlich nach Avignon. Sich in Rom der Gegenpartei, deren Erwartungen er so sehr getäuscht hatte, in die Hände zu geben, wagte er nicht, auch mochte er fühlen, daß es ihm dort, von feindlich gesinnten Männern und der Macht unendlich erhabener Erinnerungen des heiligen Stuhles umgeben, sehr schwer, ja unmöglich werden müsse die versprochenen Bedingungen zu halten. Andrerseits drang Philipp aus eben diesem Grunde, um sich die Erfüllung jener Zugeständnisse zu sichern, auf eine Residenz in der Nähe Frankreichs, und es ist sehr wahrscheinlich daß dieß der Inhalt der erwähnten geheimen Forderung

war. Obgleich Avignon nicht unmittelbar in dem Gebiete des Königs von Frankreich lag, sondern zur Grafschaft Provence und dem Arelatischen Reiche gehörte, so geriethen doch die Päpste jetzt in eine entschiedene Abhängigkeit von dem übermächtigen Einflusse des Französischen Hofes, und erkannten eine solche durch die Fortdauer ihres Aufenthalts in jener Stadt stillschweigend an. Eine freie Stellung war für das Papstthum nur in eigenem Gebiete, bei gesicherter weltlicher Herrschaft möglich; das hatten alle jene großen Nachfolger Petri auf das deutlichste erkannt und erstrebt; um Einwirkungen von außen zu entgehen, hatte man Jahrhunderte lang gegen die Deutsche Macht in Italien angekämpft, hatte man die Hohenstaufen vernichtet. Und jetzt brachte der Ehrgeiz eines Mannes, der selbst die dreifache Krone trug, dieses große Unglück über die leitende Macht der Kirche, und die Schwäche seiner Nachfolger vermochte lange nicht, die durch Gewandtheit und List geknüpften Bande zu sprengen. Alle diese Umstände, so wie gleich das Nachgeben und die Verzeihung Benedict XI. zeigen uns deutlich, daß der alte Geist des Papstthums aus seinen Vertretern entwichen war, und einzig noch in Bonifacius gelebt hatte. Aber nicht minder wie in den Häuptern, war das, was dem heiligen Stuhle Festigkeit und Sicherheit gegeben hatte, im Sinn und Gemüthe der Völker aus den früheren Fugen gelöst, sonst würde Philipp bei den Baronen und Herren, so wie bei der Geistlichkeit seines Landes starre Widersetzlichkeit statt Zustimmung und Unterstützung gefunden haben. Die ernste und würdevolle Hoheit des heiligen Stuhles verwandelte sich zu Avignon in eine heitere Geselligkeit und festliche Gelage, in Prachtliebe und Gefallen an äußerem Schmuck des Lebens, wozu große Geldsummen nöthig wurden, welche wiederum die Anforderungen der Päpste an die Kirche immer höher steigerten. Man hat den schlimmen Zeitraum in der Geschichte des Papstthums, welcher jetzt beginnt, in Betracht der unfreien Lage, die Babylonische Gefangenschaft desselben genannt.

Clemens V. empfand seine Abhängigkeit von Französischen Interessen gleich von vornherein, als Philipp darauf bestand, daß das Andenken des Papstes Bonifacius durch eine förmliche Verurtheilung desselben und durch Verbrennung seiner Gebeine beschimpft werden solle. Er mußte alle Mittel aufbieten, der Zudringlichkeit des Königs zu entgehen, und rettete sich und den päpstlichen Stuhl nur dadurch, daß er die alte kirchliche Bestimmung festhielt, nach welcher ein sol-

ches gerichtliches Verfahren gegen das Oberhaupt nur von einer Kirchenversammlung ausgehen könne. Diese ward dann zu Vienne gehalten (1311. 1312) und eine Untersuchung gegen Bonifacius angestellt, welche mit der Freisprechung des Angeklagten endigte.

Indessen mußte doch der Papst auf derselben Kirchenversammlung durch die Verdammung der Tempelherren dem Geldbedürfniß, der Gewaltthätigkeit und Herrschsucht des Königs als Werkzeug dienen. Wie die großen liegenden Güter dieses Ordens in Frankreich, und seine aufgehäuften Schätze, die Habgier Philipp's reizten, so kränkte ihn auch die vollständige Unabhängigkeit der Mitglieder desselben von seiner königlichen Gewalt. Der Orden erkannte fast unter keinem Verhältniß die Herrschaftsrechte der Staaten an, in denen er sich aufhielt, ja selbst seine Verbindung mit dem heiligen Stuhl war lose. Der Großmeister nannte sich von Gottes Gnaden, mit welchem Ausdrucke man Unabhängigkeit und Selbständigkeit bezeichnete; die Wahl desselben war nicht einmal der Bestätigung des Papstes unterworfen; kein Fürst oder Bischof konnte über ihn ein Urtheil sprechen. Er war im Besitz des Absolutionsrechts für die Ordensleute, wodurch dann auch die Geistlichkeit des Ordens fast in gar keiner Verbindung mit dem übrigen Clerus stand, sondern ihm allein unterworfen war. Philipp begann, sobald Clemens in Lyon geweiht worden war, das gewaltsamste Verfahren wider die Templer. Auf seine Veranlassung geschah es, daß der Papst im Jahre 1306 den Großmeister Jakob von Molay aufforderte, von Cypern, wohin der Sitz des Ordens nach dem Verluste von Palästina verlegt worden war, nach Frankreich zu kommen, um sich dort mit dem Könige über einen Kreuzzug, den dieser unternehmen wolle, zu berathen. Molay folgte arglos der Einladung, und erschien mit sechszig Rittern und großen Geldsummen, die er dann im Hause der Templer zu Paris niederlegte. Bald darauf sandte Philipp durch das ganze Königreich an die Seneschalls und Baillis der Provinzen geheime Befehle, alle Ritter an einem Tage gefänglich einzuziehen. Ihre Personen sollten dem Urtheil der Kirche überlassen, ihre Güter aber mit Beschlag belegt werden. Sogleich eröffneten auch die Inquisitionstribunale ihr gerichtliches Verfahren. Die Anklagen, die man gegen die Ritter erhob, waren zum Theil wunderlicher Art. Man beschuldigte sie, daß sie in ihren nächtlichen Versammlungen ein Götzenbild, Baffomet genannt, anbeteten, daß sie untereinander die unnatürlichsten Laster begehen dürften daß sie Kinder opferten, daß

jeder neu aufzunehmende dem Großmeister den Nabel, den Hintern und andere Theile seines Körpers küssen, daß sie Christum verleugnen und auf das Kreuz speien müßten u. s. w. Die meisten neueren Forscher hegen die Ueberzeugung, daß der Orden freilich nicht von Erschlaffung und mannichfachem Sittenverfall freizusprechen, jene Anklagen aber entweder als reine Erfindungen oder als Mißverständnisse des geheimen Sinnes gewisser Gebräuche zu betrachten seyen. Die Art, wie die Dominicaner auf Betrieb des Königs bei der Inquisition verfuhren, um das Eingeständniß der Angeklagten zu den vorher schon entworfenen Beschuldigungen, durch furchtbare Körperqualen zu erpressen, scheint diese Ansicht zu bestätigen. Vergebens suchte Clemens Einhalt zu thun, vielmehr zwang ihn Philipp am 12. August 1308 eine allgemeine Untersuchung in allen Ländern gegen den Orden der Tempelherren vor den geistlichen Gerichten anzuordnen, und auf den ersten October 1311 ein allgemeines Concilium zu berufen, um das Endurtheil in ihrer Sache zu fällen; und erst nachdem der Papst noch eine Bulle erlassen hatte, in welcher über jeden der Bann ausgesprochen wurde, der den Templern Rath, Hülfe oder Gunst erweisen würde, erlaubte ihm der König zur Prüfung der Untersuchung Commissarien nach Paris zu schicken. Diese luden nun zunächst alle Brüder, welche ihren Orden vertheidigen wollten, feierlich vor, allein die königlichen Beamten, welche die Aufsicht über die gefangenen Templer führten, theilten diesen weder die Citation mit, noch entließen sie dieselben ihrer Haft. An dem bestimmten Tage erschien niemand, nur zufällig erfuhren die Commissarien, daß der Prevot von Paris sieben Personen, welche zur Vertheidigung des Ordens dorthin gekommen seyen, habe greifen und foltern lassen, worauf sie denn erklärt hätten, niemals solche Absicht gehabt zu haben. Danach ließen die päpstlichen Abgeordneten die zu Paris befindlichen Templer vorführen, gegen welche der Großinquisitor von Frankreich, der Dominicaner Wilhelm, das Verfahren persönlich geleitet hatte. Ponsard von Gisi, Prior des Ordens, erklärte: die Geständnisse der dem Orden zur Last gelegten Verbrechen seyen durch Drohungen und Todesfurcht, oder durch furchtbare Martern erpreßt worden, durch welche allein zu Paris sechs und dreißig Ritter umgekommen seyen, er selbst habe Stunden lang in einer Grube gestanden, die Hände auf dem Rücken so fest zusammengeschnürt, daß das Blut aus den Nägeln gedrungen sey. Zum Voraus versichere er Alles einzugestehen, wenn er noch einmal auf diese Weise gefoltert

werde, auch sey ihm unmöglich noch ferner solche Qualen zu ertragen, wie er sie bisher in seiner zweijährigen Haft habe ausstehen müssen *). Aehnlich sprachen sich die übrigen Angeklagten aus, und von hundert acht und dreißig zu Paris gefangenen Tempelherren, widerriefen ein und achtzig die ihnen abgezwungenen Aussagen. Auch die aus den Provinzen eingesandten Geständnisse zeigten eine merkwürdige und sehr verdächtige Uebereinstimmung. Als dem Großmeister die Erklärungen, welche er abgelegt haben sollte, vorgelesen wurden, gerieth er in großes Erstaunen, versicherte aber seine Bereitwilligkeit, die Unschuld des Ordens, durch unwiderlegliche Zeugnisse nicht nur der Mitglieder desselben, sondern aller Fürsten, Barone und Prälaten öffentlich darzulegen. Zugleich bat er um Zeit und Unterstützung zur Herbeischaffung dieser Urkunden. Nach einer Unterredung mit dem Ritter von Plasian, der wie Nogaret auch in dieser Verfolgung der Tempelherren eine große Thätigkeit zeigte, stand er jedoch von seinem Verlangen ab, und forderte zunächst vor den Papst geführt zu werden. Inzwischen mußte Philipp endlich dem Andringen der Commissarien nachgeben, und erlaubte die Stellung aller Ritter zu Paris, welche dorthin geführt zu werden verlangten, unter strenger Bewachung. Alle Angekommene erklärten sich, 546 an der Zahl, zur Vertheidigung des Ordens bereit. Schon hatten mehrere ihre Gründe schriftlich eingegeben, das Verhör vor weniger parteiischen Richtern hatte begonnen, als der König, dem diese Wendung der Sache Besorgnisse einflößte, durch einen empörenden Gewaltstreich Alles in den lähmendsten Schrecken versetzte. Philipp von Marigny, den der Papst auf Befehl des Königs zum Erzbischof von Sens ernannt hatte, berief die Geistlichen seiner Diöcese zu einem Concilium nach Paris. Vier und funfzig Tempelherren, welche widerrufen hatten, wurden vor dasselbe geführt, als rückfällige Ketzer zum Tode verurtheilt und am 12. Mai 1310 vor den Thoren der Stadt verbrannt. Sie bewahrten sämmtlich Kraft und Heldenmuth genug, um bis zum letzten Augenblicke ihre Unschuld laut zu betheuern. Nach diesem Vorfall erklärten mehrere Ritter, sie würden Alles zugeben, selbst wenn man ihnen sagte, daß sie den Erlöser gemordet hätten. Philipp aber glaubte sich doch noch nicht sicher genug und verordnete, daß nur diejenigen von den päpstlichen Inquisitoren vernommen werden dürften, die er bezeichnen würde.

*) Schmidt Geschichte von Frankreich. Th. I. S. 698.

Am 2. April 1312, nachdem der König ins Geheim erklärt hatte, von seiner frühern Forderung in Betreff der Verdammung Bonifacius VIII. abstehen zu wollen, falls der Papst die Tempelherren aufopfere, sprach Clemens V. in Gegenwart des Königs und in feierlicher Sitzung des zu Vienne versammelten Conciliums durch eine apostolische Anordnung, nicht durch ein entscheidendes Urtheil, welches nach dem bisherigen Ergebniß der Untersuchungen nicht gefällt werden könne, die Aufhebung des Ordens aus. Das Schicksal der Ritter wurde den Provinzialconcilien überlassen. Die Güter sollten den Johannitern zufallen, welche dieselben in Frankreich jedoch erst dem Könige für ungeheure Summen abkaufen mußten. Der Großmeister wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt; als er aber gegen das ganze widerrechtliche und verwerfliche Verfahren protestirte, gab Philipp dem Prevot von Paris, dem seine Bewahrung anvertraut war, Befehl, ihn verbrennen zu lassen. Er litt den Feuertod mit solcher Standhaftigkeit, daß alle Zuschauer von Staunen und hoher Bewunderung durchdrungen wurden (1314).

In anderen Ländern waren die Verfolgungen minder gewaltthätig. In Aragonien thaten die Templer von ihren festen Burgen aus einen langen und heftigen Widerstand; in Deutschland trat der Comthur von Grumbach, Wildgraf Hugo, auf dem Concilium der Erzdiöcese von Mainz, von zwanzig gewaffneten Rittern begleitet mit solcher Entschlossenheit auf, daß die ganze Versammlung in Schrecken gerieth und das Schicksal der Ritter sehr milde bestimmte. Im Allgemeinen wurden hier wie in England ihre Güter dem Orden von St. Johann übergeben, ohne die Personen weiter zu beschädigen. In Portugal wurde aus den dortigen Templern eine neue Verbindung, der Christ-Orden, gebildet, und mit den Besitzungen des aufgelös'ten Ordens ausgestattet. Philipp eignete sich dagegen, außer den liegenden Gründen auch alle Schuldforderungen zu, welche die Tempelherren ausstehen hatten, und behielt zwei Drittel ihres beweglichen Vermögens.

Die Nothwendigkeit, Geld für seine auswärtigen Unternehmungen und im Innern für die Besoldung der von ihm zahlreich vermehrten Beamten, in Händen zu haben, war für Philipp ein bedeutender Beweggrund bei dieser frevelhaften Vernichtung des hochberühmten Ordens gewesen. Für die Verwaltung von Hoheitsrechten Geld zu erhalten, war bis um diese Zeit etwas ganz unbekanntes geblieben, da solche Thätigkeit früher immer nur vermöge eines

an gewissen Grundbesitz geknüpften Privilegiums geübt wurde. Neue Bedürfnisse forderten auch neue Arten der Befriedigung, und bald sah sich das Französische Volk von den schwersten Auflagen niedergedrückt. Noch üblere Folgen begleiteten ein anderes Finanzmittel, welches Philipp's Habgier erfand, die leichtere Ausprägung der Münzen. Zugleich benutzte der König diese Fälschung, um den größeren Baronen das Münzrecht zu entreißen. Denn nachdem die Verwirrungen*), die durch seine schlechten Münzen und durch die der mächtigen Barone, die ihm treulich darin nachfolgten, entstanden waren, den höchsten Grad erreicht hatten, ließ er plötzlich neues, vollwichtiges Geld schlagen, und wandte nun den Haß des bis zur Verzweiflung getriebenen Volkes auf die falschmünzenden Großen. So erschien er denn als ein Retter, indem er von nun an, unter dem Vorwande zu verhüten, daß die Barone nicht ferner derartige Münzen prägten, ihnen das Münzrecht theils ganz entriß, theils wenigstens unter seine nähere Aufsicht brachte, so daß es allmählig ein ausschließliches Recht der Krone werden konnte. Um auch die obere Gerichtsbarkeit über das ganze Reich allmählig in seine Hände zu bringen, fuhr er, nach Ludwig's IX. Vorgange, fort, Appellationen von den Gerichten der Barone an die seinigen zu begünstigen, und führte zur Beförderung und Erleichterung der vor denselben Recht suchenden eine durchgreifende Aenderung des Gerichtswesens ein. Das Parlament, bisher noch der Lehnshof des Königs, wurde zu einem höchsten Gerichte in neuerem Sinne umgewandelt. Die Pairs erschienen fast gar nicht mehr in den Sitzungen und Philipp bestimmte daher, daß es aus dreizehn geistlichen und dreizehn weltlichen Räthen bestehen solle. Zu Rouen wurde für die Normandie, zu Troyes für die Champagne und die angrenzenden Landschaften, zu Toulouse für die Länder der Langued'oc ein Appellationshof (scacarium échiquier) eingerichtet, deren jeder aus zehn Richtern zusammengesetzt wurde. Das Studium der Rechtswissenschaft, welches schon seit längerer Zeit in Frankreich eifrig betrieben worden war, erhielt durch diese Einrichtungen einen verdoppelten Aufschwung.

Wie glücklich Philipp auch bei allen seinen Unternehmungen war

*) Anfangs war der Livre wirklich ein Pfund Silber von 12 Unzen, aus welchem man 20 Sous (Solidi) prägte; unter Philipp dem Schönen aber war es dahin gekommen, daß eine Mark Silber (von 8 Unzen) 8 Livres 10 Sous galt. S. Mably observations sur l'histoire de France. T. III. p. 171.

wie hoch er seine Gewalt mit raschen Schritten emporgehoben hatte, so wurde ihm dennoch eine sehr bedeutende Erwerbung von einer Seite her entrissen, von welcher er es vielleicht am wenigsten erwartet hatte. In Flandern wurden nämlich die Einwohner fast unmittelbar nach der Einführung der Französischen Herrschaft unruhig. Zuerst empörten sich die unteren Klassen der Bürger von Brügge wegen des schweren Druckes der Abgaben, zogen aber nach einem Gefecht mit dem Französischen Statthalter, unter der Anführung eines Webers Namens Peter König, eines Mannes von sechzig Jahren, der arm, klein, häßlich, auf einem Auge blind, aber voll Kühnheit und feuriger Beredsamkeit war, aus der Stadt, die nun von zahlreichen Französischen Truppen besetzt, ihrer Freiheiten beraubt, mit neuen Abgaben beschwert, und durch Erbauung einer Burg mit einem noch härtern Drucke bedroht ward. Der Haß gegen die Franzosen wuchs, und die Söhne zweiter Ehe des gefangenen Grafen, Johann und Veit von Namur, welche frei geblieben waren, benutzten diese Stimmung. Sie versprachen dem Weber König Beistand, wenn er für die Befreiung des Vaterlandes wirken wolle. König stellte sich hierauf an die Spitze sämmtlicher Unzufriedenen, und überraschte am 25. Mai 1302 Brügge; zugleich ergriffen die Bürger in der Stadt wider die Franzosen die Waffen. Damit keiner entkomme, wurden alle Thore und Zugänge besetzt, und wer die Worte: „Schilt en Vriend" nicht aussprechen konnte, ward niedergemacht, ein Schicksal, welches mehr als dreitausend Franzosen erfuhren.

Philipp war außer sich. Ein Heer von zehntausend Reitern und vierzigtausend Söldnern zu Fuß sollte diese Schmach rächen, aber es erlitt nur eine noch größere. Bei Courtray kam es am 11. Julius zu einem entscheidenden Treffen mit den Flanderern, deren von den jungen Grafen angeführtes Heer nur aus Bauern und Bürgern bestand, welche aber Haß und Rachsucht mit Muth erfüllten. Vor der Schlacht ertheilte Veit von Namur dem Peter König mit noch einigen andern Volksführern den Ritterschlag, und alle Krieger wurden durch Vorzeigung der Monstranz im Vertrauen zu Gott gestärkt. Der Connetable von Frankreich rieth dem Grafen von Artois, der das Französische Heer führte, sich in keinen förmlichen Kampf einzulassen, sondern den Feind durch fortgesetzte kleine Anfälle in Athem zu erhalten, welches die Flanderer, die gern äßen und tränken, bald ermüden würde. Aber der Graf verwarf seinen Vorschlag als feige und besch

den Angriff. Dieser ward so hitzig und mit solcher Verachtung des Feindes unternommen, daß man nicht einmal eines tiefen und breiten Grabens vor der Stellung der Flanderer gewahrte. Die vorderen Ritter stürzten, und kamen in den schweren Rüstungen um, während die Kampflust der folgenden Haufen blindlings vorwärts drängte; andere wurden beim Versuche hinaufzuklimmen, mit den Gutentags (so nannten die Flanderer mit bäurischem Witze ihre langen mit Eisen beschlagenen Spieße) niedergestochen. Die Verwirrung ward dadurch allgemein, und es erfolgte eine gänzliche Niederlage der Franzosen, die ihnen zwanzigtausend Mann kostete, worunter sich fast eintausend und neunhundert Ritter, die Blüthe des Französischen Adels, befanden. Dieser Sieg beseelte die Flanderer mit festem Vertrauen auf ihre Kraft, und alle folgende Versuche Philipp's zu ihrer Unterjochung scheiterten, obgleich er sich zu diesem Zwecke noch mit dem Grafen von Holland, Johann von Avesnes, (o. S. 305.) verbunden hatte. Eine zweite große Schlacht bei Mons en Puelle (1304), bei der Philipp selbst zugegen war, blieb unentschieden, und die Flamänder zeigten sich überall in so trefflicher Verfassung und Rüstung, daß Philipp sich endlich zum Nachgeben entschließen mußte. Er ging im folgenden Jahre (1305) einen Frieden ein, welchem zufolge er den ältesten Sohn des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen Veit, Robert, mit Flandern belehnte, allen anderen Flandrischen Herren die Freiheit gab, und dem Lande seine alten Vorrechte und Freiheiten einräumte. Acht Jahre nachher brachen über den Besitz einiger Städte, die sich der König in diesem Frieden vorbehalten hatte, neue Händel und Feindseligkeiten aus, deren Ende Philipp nicht erlebte. Er starb am 29. November 1314, und hinterließ das Reich seinem ältesten Sohne Ludwig in einer dumpfen Gährung. Denn der Druck der Abgaben und die willkürliche Gewalt, mit welcher Herkommen und Rechte von ihm vernichtet worden waren, hatten die Gemüther so empört, daß in Champagne, in der Picardie, in Artois und Burgund Alles einem Aufstande nahe war, und besonders der Adel in Verbindungen trat, um sich Abhülfe seiner Beschwerden zu verschaffen.

Ludwig X., der in der Geschichte den Zunamen Hutin, der Zänker führt, bestieg mithin den Thron unter den schlechtesten Aussichten. Er bot Alles auf, die Unzufriedenen zu beruhigen, und es gelang ihm auch den Ausbruch des drohenden Sturmes theils durch Versprechungen, theils durch wirkliche Zugeständnisse zu verhindern. Vor Allem

diente zur Beruhigung der Gemüther der Prozeß, welcher gegen den Oberaufseher der Finanzen, Enguerrand de Marigny, eröffnet wurde, den man als den Urheber alles Uebels ansah, während er doch nur ein Werkzeug Philipp's des Schönen gewesen war. Das Verfahren schloß mit der Hinrichtung dieses Mannes. Zum Kriege gegen Flandern war Geld nöthig; Ludwig erließ daher eine merkwürdige Verordnung, durch welche den leibeigenen Bauern in den Kronlanden verstattet wurde, sich loszukaufen. Dennoch blieb sein Feldzug im Jahre 1315 ohne Erfolg und ehe neue Rüstungen zu Stande kamen, starb er am 5. Jun. 1316. Im November folgte ihm nach einem Leben von wenigen Tagen, sein nachgeborner Sohn Johann. Ludwig hinterließ außerdem noch eine minderjährige Tochter Johanna, deren Ansprüche aber, wie spätere Schriftsteller vorgeben, mit Berufung auf die Bestimmungen des Salischen Volksrechtes (Th. IV. S. 38.), bestritten wurden*). Es folgte daher nun Ludwig's Bruder, Philipp V., der Lange, der den Flandrischen Krieg durch einen Frieden endete, in welchem die Städte Douay, Orchies und Ryssel, bei Frankreich blieben.

Um die königliche Gewalt im Innern zu befestigen, fuhr Philipp auf dem Wege seines Vaters fort; er nahm die Waffen der Bürger in den Städten unter seine Aufsicht, untersagte die Fehden und setzte in allen Kreisen neben den Baillis, welche bis jetzt dem Gerichts-, Steuer- und Kriegswesen zugleich vorgestanden hatten, besondere Hauptleute ein, welche das allgemeine Aufgebot befehligen und zugleich den Adel im Zaum halten sollten. Ebenso wurden für die Erhebung der Abgaben neue Beamte unter dem Namen der Receveurs geschaffen. Obgleich Philipp schon 1322 starb, und sein Bruder und Nachfolger Karl IV. ebenfalls nicht lange herrschte (bis 1328), so wurde doch, trotz des schnellen Wechsels, in den Grundsätzen der Regierung nichts verändert, und die Entwickelung der königlichen Macht ging ungehindert ihren Gang.

---

*) Die Stelle im Salischen Gesetz lautet: de terra vero salica in mulierem nulla portio transit, sed hoc virilis sexus acquirit. Aber selbst zugegeben, daß diese Berufung gemacht wurde, so konnte sie darum keine Kraft haben, weil im Salischen Gesetz nur Allodialbesitz gemeint ist, die Krone Frankreich's aber seit den Capetingern auf Lehnsbesitz gegründet war. Ihre Länder waren eingezogene Lehen, und überall folgten damals ohne Widerspruch Töchter in den Beneficien. Die Ausschließung Johanna's war rechtlich nicht zu deduciren.

9. England unter Eduard I.
(1273—1307.)

Eduard, Heinrich's III. Sohn, war auf der Rückreise aus dem heiligen Land (oben S. 220.) in Sicilien, als er den Tod seines Vaters erfuhr. Erst am 29. August 1274, nachdem er sich fast noch ein ganzes Jahr in Guienne aufgehalten, ward er in der Westminsterkirche von dem Erzbischof von Canterbury gekrönt, aber seine verzögerte Rückkehr scheint keine nachtheiligen Folgen für die Ruhe des Reichs gehabt zu haben. Eduard's kriegerischer Geist suchte und fand zuerst Raum und Beschäftigung in dem Angriffe auf die Waliser, deren Fürst Lewellyn die Lehnshuldigung verweigerte, da die Abhängigkeit seiner Herrschaft von England unter den unruhigen Regierungen Johann's und Heinrich's III. sehr lose geworden war. Der König von England drang vorsichtig in die Gebirgsschluchten, vermied es, die bekannte Tapferkeit der Waliser auf die Probe zu stellen, und zwang sie durch Einschließung und Hunger, seine Bedingungen anzunehmen (1277). Nach fünf Jahren machten sie einen Versuch, ihre Freiheit wiederzugewinnen, der aber durch sein Mißlingen vielmehr den gänzlichen Untergang derselben herbeiführte. Lewellyn selbst fand in dem von neuem begonnenen Kampfe von Feindes Hand den Tod, und sein Bruder David wurde auf Befehl des Siegers durch den Strang hingerichtet (1283). Damit endete aller fernere Widerstand. Das Land ward in Grafschaften und Hundreden getheilt, nach Englischer Weise verwaltet, und Eduard traf Einrichtungen, um das rohe Volk von seinem räuberischen Leben zu entwöhnen, und mildere Sitten einzuführen. Da die Gemahlin Eduard's ihm zu Caernarvon im Gebiete der Waliser einen Sohn gebar, ernannte der König diesen zum Fürsten von Wales, welcher Titel für die Thronerben England's bis auf den heutigen Tag üblich geblieben ist.

Die zweite kriegerische Unternehmung Eduard's war die Unterwerfung von Schottland. Die Veranlassung dazu gab der unerwartete Tod des dortigen Königs Alexander III. (1286), mit welchem die männliche Linie des alten Herrscherhauses erlosch. Mit Bewilligung der Stände hatte der Verstorbene Margarethe, die Tochter seiner an den König Erich von Norwegen vermählten Tochter, zur Erbin des Thrones ernannt. Eduard faßte den Plan, durch Vermählung seines ältesten Sohnes mit dieser Fürstin (die zugleich auch seiner Schwester Enkelin war) die Vereinigung England's und Schottland's zu bewerkstelligen.

Die Schotten ließen sich geneigt finden, aber auf der Reise von Norwegen her starb die junge Fürstin zum Unglück für das Land, welches sie hatte beherrschen sollen. Denn es traten jetzt nicht weniger als dreizehn Thronbewerber auf, von denen indeß Johann Baliol und Robert Bruce durch Verwandtschaft mit dem früheren Königsstamme die nächsten Ansprüche hatten. Um den Ausbruch eines Bürgerkrieges zu vermeiden, wandten sich die Schottischen Stände an den König von England, und forderten ihn auf, einen schiedsrichterlichen Spruch zu thun. Eduard nahm den Antrag an, wollte aber diese günstige Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne die von den Englischen Königen schon oft in Anspruch genommene Lehnsherrlichkeit über das Nachbarreich fester zu begründen. Nachdem er daher eine Reichsversammlung nach Norham zusammenberufen hatte (1291), verlangte er zuvörderst von den Schotten die Anerkennung seiner lehnsherrlichen Rechte, und die Hülfslosigkeit des in seinem Innern gespaltenen Reichs, so wie die Furcht vor der in der Nähe befindlichen bewaffneten Macht Eduard's erlaubten keinen Widerspruch. Sämmtliche Thronbewerber schwuren zum Voraus, die Krone von ihm zu Lehn zu nehmen, und damit er im Stande sey, sein Urtheil zu vollstrecken, wurden ihm auch die königlichen Schlösser überliefert, und sämmtliche Vasallen der Krone leisteten ihm als Oberlehnsherrn die Huldigung. Nun erst ward die Untersuchung vorgenommen. Eine Commission von vier und zwanzig Engländern und achtzig Schotten prüfte die Ansprüche der Bewerber und entschied endlich für Baliol, welcher Ausspruch von Eduard bestätigt ward. Der ernannte König ward nach herkömmlicher Weise auf dem berühmten Steine zu Scone gekrönt, und zu New-Castle leistete er Eduard die Huldigung.

Aber die Schotten, welche sich, nur durch den Drang der Umstände genöthigt, gefügt hatten, betrachteten das neue Verhältniß zu England mit dem größten Unwillen, und auch Baliol fühlte die Wirkungen dieser Abhängigkeit bald auf empfindliche Weise. In einem Streite zweier mächtigen Häuser, worin er ein Urtheil gefällt, berief sich die unterliegende Partei von seinem Gericht auf das des Königs von England, und Baliol mußte persönlich vor seinem Lehnsherrn Rede stehen. König und Volk hegten daher jetzt gleiche Wünsche, dies verhaßte Band zu zerreißen, und der zwischen Frankreich und England ausgebrochene, oben schon erwähnte Krieg schien ihnen eine günstige Gelegenheit dazu zu bieten. Der gemeinsame Vortheil Philipp's und der Schotten führte

schnell ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihnen herbei, und Baliol sandte dem Englischen Könige eine schriftliche Aufkündigung seines Lehnseides. Aber dieser war schon auf die erste Nachricht von dem Abschluß jenes Vertrages mit allen Streitkräften, die er gegen Frankreich zusammengebracht, gegen Schottland aufgebrochen, hatte bereits die Grenzen überschritten (1296) und Berwick erobert, dessen Bewohner er die ganze Schwere seines Zorns empfinden ließ. Bei Dunbar erfolgte eine blutige Schlacht, in welcher das Schottische Heer völlig besiegt ward. Der König Baliol mußte sich und das Reich in die Hände Eduard's überliefern, und ward als Gefangener nach London gesendet, wo man ihn indeß mit großer Milde behandelte; das Land kam unter die Verwaltung des Englischen Grafen Warenne, des Siegers von Dunbar, und als ein Zeichen, daß die Unabhängigkeit Schottland's nun völlig vernichtet sey, nahm Eduard den Krönungsstein zu Scone mit fort.

Die großen Kosten, welche dieser doppelte Krieg, wider Frankreich und Schottland, verursachte, nöthigte den König, vom Parlament häufig Geldbewilligungen zu fordern. Darum berief er auch, nach dem vom Grafen von Leicester unter der vorigen Regierung gegebenen Beispiel, Abgeordnete der Grafschaften und Städte zu diesen Reichsversammlungen, welches von seiner Regierung an eine feststehende Einrichtung ward. Aber obschon Manches bewilligt wurde, so reichte es doch für Eduard's Bedürfnisse nicht hin. Er nahm daher zu Erpressungen seine Zuflucht, legte zuerst eigenmächtig eine höhere Abgabe auf Wolle und Häute, damals die beiden wichtigsten Handelsartikel in England, ließ dann sogar alle Vorräthe von diesen Producten mit Beschlag belegen, und zwang den Kaufleuten den Werth derselben unter dem Namen eines Darlehns ab. Aehnliche Unbill erfuhren die Grundbesitzer. Jede Grafschaft sollte eine gewisse Anzahl Schlachtvieh und zweitausend Quarter Weizen liefern, um die Armee, welche im Jahr 1297 nach Guienne und Flandern gehen sollte, mit Mundvorräthen zu versehen Die Geistlichen, welche den immer erneuerten Forderungen nicht mehr genügen wollten, und sich auf den Schutz und die Verordnungen des Papstes Bonifacius VIII. beriefen, beraubte er alles Beistandes der Gesetze. Er befahl den königlichen Richtern, ihnen gegen Niemand Recht zu gewähren, und zog ihre Lehen und sonstigen Besitzthümer ein, bis sie sich endlich zur Bezahlung der geforderten Summen verstanden. Aber im Stillen wurden Berathungen angestellt und Verabredungen

mit dem Adel getroffen, solchen Bedrückungen ein Ziel zu setzen. Als der König noch in demselben Jahre den Connetable und den Marschall des Reiches, die Grafen von Hereford und Norfolk, bei der Eröffnung des Feldzuges mit der Führung des Heerhaufens nach Guienne beauftragte, weigerten sich beide den Befehl zu übernehmen, unter dem Vorwande, daß ihr Amt sie nur verpflichte, die Person des Königs zu begleiten. Eduard rief in leidenschaftlicher Heftigkeit dem Marschall zu: „Bei Gott, Graf, ihr müßt gehen oder hängen!" — „Bei Gott, erwiederte Norfolk, ich werde weder gehen noch hängen," und zog, von dreißig Baronen und funfzehnhundert Rittern begleitet, fort. An diesem Zeichen erkannte Eduard, daß er zu weit gegangen sey. Er befahl die Eintreibung der Lieferungen einzustellen, der Geistlichkeit ihre Güter zurückzugeben, und suchte die Gemüther durch das Versprechen einer neuen feierlichen Bestätigung des großen Freiheitsbriefes vollends zu beruhigen. Hierauf segelte er nach Flandern, aber noch in seiner Abwesenheit wurde sein Sohn, den er als Regenten zurückgelassen, durch die Grafen von Norfolk und Hereford genöthigt, nicht nur jene Bestätigung zu vollziehen, sondern auch den höchst wichtigen Zusatz beizufügen, daß die Krone in Zukunft niemals eine Schatzung und Steuer erheben könne, ohne Einwilligung der Geistlichkeit, Barone, Ritter und Bürger des Königreichs (1297). Der beiden letzten Stände war in dem großen Freiheitsbriefe nicht gedacht. Hierdurch erhielt die Gesammtheit der Freien der Nation das kräftigste Mittel, der Verschwendung der Könige Schranken zu setzen und ihren Despotismus zu brechen. Eduard fügte sich, und unterschrieb in Flandern, wiewol mit Widerwillen und Zaudern, die Urkunde der neuen Bewilligung.

Noch ehe diese Versöhnung zu Stande gekommen war, hatten die Schotten, gereizt durch die in England herrschende Gährung, einen neuen Versuch zu ihrer Befreiung gemacht, und der Haß gegen die Unterdrücker hatte aus ihrer Mitte einen freigesinnten, kühnen Helden erweckt. William Wallace war ein kräftiger Mann, von einem alten aber verarmten Geschlechte. Er hatte im Zorn einen Englischen Beamten erschlagen, und war in die Wälder geflohen, wo gleichgesinnte Männer sich um ihn versammelten, mit denen er kühne Streifzüge gegen die Engländer vollführte. Sein Ruf verbreitete sich über das ganze Land, und bald sah er sich von zahlreichen Schaaren umgeben. Das Englische Heer, welches auf den Befehl des abwesenden Königs zur Dämpfung des Aufstandes anrückte, wurde von ihm am Flusse Forth

völlig geschlagen. Begierig nach Rache, schloß Eduard 1298 einen Waffenstillstand mit Philipp (s. o.), und verlangte, daß die Schotten von diesem ihrem Schicksal und seinem Zorne überlassen wurden. Dann führte er ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer nach Schottland, und griff das feindliche Heer am 22. Julius 1298 bei Falkirk an. Der Neid des Adels hatte Wallace den Oberbefehl nicht gegönnt; er nahm zwar an dem Treffen Theil, aber an der Spitze eines abgesonderten Haufens. Diese Zwietracht der Schottischen Führer und das Uebergewicht der Englischen Reiterei entschieden den Tag zum Vortheil Eduard's, der siegreich bis Perth vordrang, aber, durch Mangel und Beschwerden gezwungen, bald wieder nach der Heimath zurückkehrte. Die Schotten behaupteten sich in den nördlichen Bergen, und begannen von dort her die Engländer mit Erfolg zu bekämpfen, ja nach einem Siege bei Edinburg (1303) gelang es ihnen, sie ganz zu verdrängen. Wollte Eduard seine Ansprüche nicht aufgeben, so mußte er die Eroberung von neuem versuchen. Sein Zorn stieg mit der Hartnäckigkeit des Widerstandes. An der Spitze einer furchtbaren Macht durchzog er das ganze Land bis an das Hochgebirge, ohne daß ihm die Patrioten zu begegnen wagten. Nunmehr glaubte er die Unterwerfung Schottland's vollendet zu haben, denn auch der einzige Mann, welchen er vielleicht noch zu fürchten hatte, Wallace, ward ihm durch einen ehemaligen Waffengefährten, der den Tapferen verrieth, in die Hände geliefert. In Ketten wurde er nach London geführt, und dort mit ungerechter Strenge im Tower hingerichtet; aber seine Thaten leben noch bis auf den heutigen Tag in der Liebe und dem Andenken seines Volks.

Der schmähliche Tod des gefeierten Helden regte in den Schotten Zorn und Unwillen in noch höherm Grade auf, und trotz des schlimmen Ausgangs aller bisherigen Versuche fand sich ein neuer Führer, der einen nochmaligen Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes wagte. Dieser war Robert Bruce, Enkel des oben genannten Thronbewerbers. Seine Aufgabe wurde äußerst schwierig, da er nicht bloß mit den Engländern, sondern auch mit einer großen Gegenpartei unter seinen eigenen Landsleuten zu streiten hatte. Johann Comyn, der nächste Erbe Baliol's, der indeß gestorben war, durch seine Bemühungen für die Befreiung Schottland's hoch angesehen, leitete seit acht Jahren die Angelegenheiten als Reichsverweser; die Bruces hatten dagegen bisher aus Eifersucht gegen Baliol und sein Haus wenig für die Patrioten gethan. Es traf sich, daß Comyn und Bruce zu gleicher

Zeit nach Dumfries kamen. Sie hielten eine Unterredung im Chor der Minoritenkirche; das Gespräch erhitzte sich, und Bruce stieß dem Reichsverweser den Dolch in die Brust. Nach dieser That rief Bruce die Schotten unter seine Fahnen, und ward in Scone fast ohne Widerspruch zum Könige gekrönt (1306). Aber das ganze Geschlecht des Ermordeten, das reichste und mächtigste im Lande, verband sich bald darauf mit den Engländern zu seiner Vernichtung, und geschlagen mußte der neue König in die Haiden und Wälder des Hochlandes flüchten. Indeß rückte auch der zornmüthige Eduard heran, der diesmal ein schreckendes Beispiel geben wollte. Mit einem großen Heere sollte Schottland von einem Ende bis zum andern durchzogen und so niedergetreten werden, daß es sich nicht wieder aufrichten könnte. Aber noch ehe er die Grenze überschritten hatte, ereilte ihn der Tod am 7. Julius 1307 in der Nähe von Carlisle im neun und sechzigsten Jahre seines Alters und dem fünf und dreißigsten seiner Regierung.

---

10. Eduard II.

(1307—1327.)

Sterbend hatte Eduard befohlen, den Kampf gegen die Schotten fortzusetzen, und seine Gebeine, den Feinden zum Schrecken, dem Heere voraufzutragen. Aber sein Sohn und Nachfolger Eduard II., auf den sehr wenig von des Vaters großer Persönlichkeit übergegangen war, achtete diesen Befehl nicht, sondern kehrte, bald nachdem er über die Schottische Grenze gegangen war, wieder zurück, und gab dadurch dem aus seinen Schlupfwinkeln hervortretenden Bruce Gelegenheit, sich die Krone und seinem Volke die Erhaltung der Selbständigkeit noch für Jahrhunderte zu erkämpfen. Bruce eröffnete seine neue Laufbahn mit einem glänzenden Siege über die Comynsche Partei, dem noch andere Vortheile über die Anhänger England's und die Vertreibung Englischer Besatzungen aus den festen Schlössern folgten, während Eduard II., ein lässiger, den Vergnügungen ergebener Fürst ohne Kraft und Selbständigkeit, im Kampfe mit seinen Baronen Mühe hatte, sich selbst auf dem Englischen Throne zu behaupten.

Diese Opposition wurde, wie unter Heinrich III., durch des Königs Hingebung an unwürdige Günstlinge herbeigeführt. Der erste derselben, welcher Eduard ganz beherrschte, war Peter Gaveston, ein Gas-

cogner. Schon Eduard I. hatte ihn als einen Verführer seines Sohnes verbannt, und es diesem auf dem Todbette zur Pflicht gemacht, ihn nicht zurückzurufen. Aber uneingedenk dieser väterlichen Ermahnung, ließ ihn Eduard sogleich wieder an den Hof kommen, schenkte ihm das höchste Vertrauen, und ernannte ihn zum Grafen von Cornwallis, ja als er nach Frankreich ging, um sich mit der Prinzessin Isabelle, einer Tochter Philipp's des Schönen, mit der er schon durch seinen Vater verlobt war, zu vermählen, machte er ihn selbst zu seinem Stellvertreter in England. Gaveston ward bald der Gegenstand des Hasses der mächtigen Barone, da er sie durch kindischen Uebermuth und verschwenderische Pracht beleidigte, und den königlichen Schatz plünderte. Als Eduard aus Frankreich zurückgekehrt war, forderten sie die Entlassung und Entfernung des Günstlings. Beunruhigt durch ihren dringenden Ton gab Eduard zwar nach, daß er England verlasse; erhob ihn aber dafür zum Statthalter von Irland, und nachdem er Einige der angesehensten Barone gewonnen hatte, rief er ihn wieder nach England und in seine Nähe zurück. Da nun Gaveston, so wie er seinen vorigen Einfluß erlangt hatte, sich auch seiner frühern Lebensweise überließ, und auf dem früheren Wege weiter fortschritt, traten die Barone abermals zusammen, und setzten es durch, daß Gaveston zu ewiger Verbannung verurtheilt ward, mit der Drohung, daß wenn er sich wieder in England treffen ließe, er als ein Feind des Königs und des Volks behandelt werden sollte. Aber damit nicht zufrieden, gingen sie diesmal noch weiter, und das Parlament des Jahres 1311 nöthigte Eduard zu einer Reihe von Anordnungen, welche die königliche Gewalt sehr tief herabsetzten. Alle großen Aemter sollten hinfort nur mit Zuziehung der Barone im Parlamente vergeben werden, keine Verschenkung von Land sollte ohne ihre Zustimmung gültig seyn, und nur, nachdem sie eingewilligt, dürfe der König das Heer versammeln oder einen Krieg beginnen. Aber sobald das Parlament aufgelös't war, eilte Eduard sich dieser unwürdigen Fesseln zu entledigen. Er begab sich nach den nördlichen Gegenden England's, und rief seinen Günstling, der indeß in Frankreich gewesen war, wieder zu sich. Sofort bildeten aber auch die Barone, den Grafen Thomas von Lancaster, einen Enkel König Heinrich's III. an ihrer Spitze, eine neue Verbindung, an der auch der Erzbischof von Canterbury Theil nahm. Mit bewaffneter Macht eilten die Großen nach York zum Könige, der vor ihnen zurückwich, und mit seinem Liebling bis nach dem festen Scarborough flüchtete.

Gaveston ward in demselben belagert, und da ein langer Widerstand unmöglich war, mußte er sich ergeben. Er wurde den Händen des Grafen von Pembroke anvertraut, der für seine Sicherheit stehen sollte, bis der König sich mit den Baronen verglichen haben würde; allein nach kurzer Zeit bemächtigten sich — und wahrscheinlich nicht ohne Vorwissen Pembroke's — die Grafen von Lancaster, Warwick, Hereford und andere der Verbündeten seiner Person, und ließen ihm durch Henkershand das Haupt abschlagen (1312). Der König war zwiefach erbittert, sowol über den Tod seines Lieblings, als über die gesetzlose Art desselben. Er drohte den Großen Rache, sammelte eine bewaffnete Macht, und rief in dieser kriegerischen Haltung ein Parlament zusammen. Die Barone erschienen, aber nicht minder gerüstet als der König, der Graf von Lancaster allein führte tausend Ritter und funfzehnhundert Fußknechte herbei. Im Vertrauen auf diese Kräfte verlangten sie völlige Lossprechung von aller Verantwortlichkeit wegen Gaveston's Tod, und überdies Bestätigung ihrer gemachten Verordnungen. Der König sah sich genöthigt nachzugeben; Gaveston's Mord blieb ungeahndet, doch wurden auch diejenigen Beschlüsse der Barone vergessen, welche der Krone allzu nachtheilig waren.

Da nach dieser Aussöhnung Eduard's mit den Baronen die innere Ruhe wieder hergestellt schien, so wurde jetzt ein Zug nach Schottland unternommen. Von Allem, was die Engländer dort besessen hatten, waren nur noch Berwick und Stirling in ihren Händen, aber das letztere als das wichtigere und feste, hielt Bruce schon eng eingeschlossen. Eduard traf große Vorkehrungen, diesen Platz zu retten; Niederländer, Gascogner, Irländer, Walliser verstärkten sein Heer, dessen Zahl die Schottischen Geschichtschreiber, wol übertrieben, auf hunderttausend Mann angeben. Bruce zählte nicht mehr als dreißigtausend Krieger, aber alles Leute, die durch die bisherigen Kämpfe geübt, und entschlossen waren, die wiedererrungene Freiheit auf das äußerste zu vertheidigen. Er erwartete die Feinde bei Bannockburn, in der Nähe von Stirling. Dort erlitten die Engländer am 24. Junius 1314 eine gänzliche Niederlage. Der König selbst entging nur mit Mühe den Händen des tapfern Douglas, welcher ihm eifrig nachsetzte; und die Zuversicht der Schotten wuchs durch diesen Sieg in dem Maße, daß sie sogar einen Aufstand der Irländer wider England unterstützten. Dieser mißlang zwar, aber Schottland selbst war nun ganz von Feinden gesäubert und hatte seine Selbständigkeit befestigt. Bruce wurde auf einer allgemei-

nen Versammlung der Geistlichkeit und des Adels noch einmal als König anerkannt, wehrte mit leichter Mühe die noch einige Mal wiederholten und mehr auf Raub und Rache als auf eigentliche Eroberungen berechneten Einfälle der Engländer ab, und behauptete den durch die Kraft der Waffen erworbenen Thron bis an seinen Tod (1329) sicherer als Eduard II. seine ererbte Krone.

Der unglückliche Erfolg des Krieges in Schottland, die darauf erfolgte Empörung in Irland, zu welcher noch aufrührerische Bewegungen in Wales kamen, endlich die Streifzüge, durch welche Bruce Nordengland verheeren ließ, gaben der dem Throne feindlichen Partei der Barone Veranlassung, wieder hervorzutreten und die alten, die königliche Macht so stark beschränkenden Verordnungen von Neuem geltend zu machen. Die Schwäche, mit welcher sich Eduard nach Gaveston's Tode einem neuen Lieblinge, Hugo Spenser (oder Despenser), hingab, und demselben die Verwaltung des Reiches überließ, reizte sie noch mehr zum Widerstande. Es wiederholten sich nun die alten Auftritte. Die verbündeten Barone verlangten mit den Waffen in der Hand von dem Könige die Entfernung oder Gefangensetzung Spenser's, mit der Drohung, daß sie ihm sonst den Gehorsam aufkündigen und sich aus eigener Macht an dem übermüthigen und eigennützigen Günstling Recht verschaffen würden. Sie zogen dann nach London, legten dem versammelten Parlamente eine Anklage gegen Spenser und dessen Vater vor, und setzten es durch, daß diese zu immerwährender Verbannung verurtheilt wurden (1321).

Aber bald veränderte sich die Lage der Dinge, und Eduard fand, noch ehe zwei Monate vergangen waren, Gelegenheit sich an seinen Feinden zu rächen. Die Königin Isabelle wollte auf einer Reise nach Canterbury in dem königlichen Schlosse Ledes übernachten, aber Lord Badlesmere, dem die Obhut desselben anvertraut war, stand mit den Baronen im geheimen Einverständnisse, und weigerte sich der Königin die Thore zu öffnen. Es entstand ein Streit, bei welchem mehrere Diener Isabellen's getödtet wurden. Sie klagte laut über Beschimpfung, und das Volk von London empfand diese mit seiner Herrscherin. So sah sich der König in den Stand gesetzt, an der Spitze einiger Kriegsleute und großer Schaaren von bewaffneten Bürgern der Hauptstadt, Genugthuung zu erzwingen. Er nahm das Schloß ein, obgleich die Barone zur Hülfe heranzogen. Diese rasche That gab seiner Partei neues Leben, von allen Seiten strömten Anhänger herbei, und die

diente zur Beruhigung der Gemüther der Prozeß, welcher gegen den Oberaufseher der Finanzen, Enguerrand de Marigny, eröffnet wurde, den man als den Urheber alles Uebels ansah, während er doch nur ein Werkzeug Philipp's des Schönen gewesen war. Das Verfahren schloß mit der Hinrichtung dieses Mannes. Zum Kriege gegen Flandern war Geld nöthig; Ludwig erließ daher eine merkwürdige Verordnung, durch welche den leibeigenen Bauern in den Kronlanden verstattet wurde, sich loszukaufen. Dennoch blieb sein Feldzug im Jahre 1315 ohne Erfolg und ehe neue Rüstungen zu Stande kamen, starb er am 5. Jun. 1316. Im November folgte ihm nach einem Leben von wenigen Tagen, sein nachgeborner Sohn Johann. Ludwig hinterließ außerdem noch eine minderjährige Tochter Johanna, deren Ansprüche aber, wie spätere Schriftsteller vorgeben, mit Berufung auf die Bestimmungen des Salischen Volksrechtes (Th. IV. S. 38.), bestritten wurden*). Es folgte daher nun Ludwig's Bruder, Philipp V., der Lange, der den Flandrischen Krieg durch einen Frieden endete, in welchem die Städte Douay, Orchies und Ryssel, bei Frankreich blieben.

Um die königliche Gewalt im Innern zu befestigen, fuhr Philipp auf dem Wege seines Vaters fort; er nahm die Waffen der Bürger in den Städten unter seine Aufsicht, untersagte die Fehden und setzte in allen Kreisen neben den Baillis, welche bis jetzt dem Gerichts-, Steuer- und Kriegswesen zugleich vorgestanden hatten, besondere Hauptleute ein, welche das allgemeine Aufgebot befehligen und zugleich den Adel im Zaum halten sollten. Ebenso wurden für die Erhebung der Abgaben neue Beamte unter dem Namen der Receveurs geschaffen. Obgleich Philipp schon 1322 starb, und sein Bruder und Nachfolger Karl IV. ebenfalls nicht lange herrschte (bis 1328), so wurde doch, trotz des schnellen Wechsels, in den Grundsätzen der Regierung nichts verändert, und die Entwickelung der königlichen Macht ging ungehindert ihren Gang.

*) Die Stelle im Salischen Gesetz lautet: de terra vero salica in mulierem nulla portio transit, sed hoc virilis sexus acquirit. Aber selbst zugegeben, daß diese Berufung gemacht wurde, so konnte sie darum keine Kraft haben, weil im Salischen Gesetz nur Allodialbesitz gemeint ist, die Krone Frankreich's aber seit den Capetingern auf Lehnsbesitz gegründet war. Ihre Länder waren eingezogene Lehen, und überall folgten damals ohne Widerspruch Töchter in den Beneficien. Die Ausschließung Johanna's war rechtlich nicht zu deduciren.

9. England unter Eduard I.

(1273—1307.)

Eduard, Heinrich's III. Sohn, war auf der Rückreise aus dem heiligen Land (oben S. 220.) in Sicilien, als er den Tod seines Vaters erfuhr. Erst am 29. August 1274, nachdem er sich fast noch ein ganzes Jahr in Guienne aufgehalten, ward er in der Westminsterkirche von dem Erzbischof von Canterbury gekrönt, aber seine verzögerte Rückkehr scheint keine nachtheiligen Folgen für die Ruhe des Reichs gehabt zu haben. Eduard's kriegerischer Geist suchte und fand zuerst Raum und Beschäftigung in dem Angriffe auf die Waliser, deren Fürst Lewellyn die Lehnshuldigung verweigerte, da die Abhängigkeit seiner Herrschaft von England unter den unruhigen Regierungen Johann's und Heinrich's III. sehr lose geworden war. Der König von England drang vorsichtig in die Gebirgsschluchten, vermied es, die bekannte Tapferkeit der Waliser auf die Probe zu stellen, und zwang sie durch Einschließung und Hunger, seine Bedingungen anzunehmen (1277). Nach fünf Jahren machten sie einen Versuch, ihre Freiheit wiederzugewinnen, der aber durch sein Mißlingen vielmehr den gänzlichen Untergang derselben herbeiführte. Lewellyn selbst fand in dem von neuem begonnenen Kampfe von Feindes Hand den Tod, und sein Bruder David wurde auf Befehl des Siegers durch den Strang hingerichtet (1283). Damit endete aller fernere Widerstand. Das Land ward in Grafschaften und Hundreden getheilt, nach Englischer Weise verwaltet, und Eduard traf Einrichtungen, um das rohe Volk von seinem räuberischen Leben zu entwöhnen, und mildere Sitten einzuführen. Da die Gemahlin Eduard's ihm zu Caernarvon im Gebiete der Waliser einen Sohn gebar, ernannte der König diesen zum Fürsten von Wales, welcher Titel für die Thronerben England's bis auf den heutigen Tag üblich geblieben ist.

Die zweite kriegerische Unternehmung Eduard's war die Unterwerfung von Schottland. Die Veranlassung dazu gab der unerwartete Tod des dortigen Königs Alexander III. (1286), mit welchem die männliche Linie des alten Herrscherhauses erlosch. Mit Bewilligung der Stände hatte der Verstorbene Margarethe, die Tochter seiner an den König Erich von Norwegen vermählten Tochter, zur Erbin des Thrones ernannt. Eduard faßte den Plan, durch Vermählung seines ältesten Sohnes mit dieser Fürstin (die zugleich auch seiner Schwester Enkelin war) die Vereinigung England's und Schottland's zu bewerkstelligen.

Die Schotten ließen sich geneigt finden, aber auf der Reise von Norwegen her starb die junge Fürstin zum Unglück für das Land, welches sie hatte beherrschen sollen. Denn es traten jetzt nicht weniger als dreizehn Thronbewerber auf, von denen indeß Johann Baliol und Robert Bruce durch Verwandtschaft mit dem früheren Königsstamme die nächsten Ansprüche hatten. Um den Ausbruch eines Bürgerkrieges zu vermeiden, wandten sich die Schottischen Stände an den König von England, und forderten ihn auf, einen schiedsrichterlichen Spruch zu thun. Eduard nahm den Antrag an, wollte aber diese günstige Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne die von den Englischen Königen schon oft in Anspruch genommene Lehnsherrlichkeit über das Nachbarreich fester zu begründen. Nachdem er daher eine Reichsversammlung nach Norham zusammenberufen hatte (1291), verlangte er zuvörderst von den Schotten die Anerkennung seiner lehnsherrlichen Rechte, und die Hülfslosigkeit des in seinem Innern gespaltenen Reichs, so wie die Furcht vor der in der Nähe befindlichen bewaffneten Macht Eduard's erlaubten keinen Widerspruch. Sämmtliche Thronbewerber schwuren zum Voraus, die Krone von ihm zu Lehn zu nehmen, und damit er im Stande sey, sein Urtheil zu vollstrecken, wurden ihm auch die königlichen Schlösser überliefert, und sämmtliche Vasallen der Krone leisteten ihm als Oberlehnsherrn die Huldigung. Nun erst ward die Untersuchung vorgenommen. Eine Commission von vier und zwanzig Engländern und achtzig Schotten prüfte die Ansprüche der Bewerber und entschied endlich für Baliol, welcher Ausspruch von Eduard bestätigt ward. Der ernannte König ward nach herkömmlicher Weise auf dem berühmten Steine zu Scone gekrönt, und zu New-Castle leistete er Eduard die Huldigung.

Aber die Schotten, welche sich, nur durch den Drang der Umstände genöthigt, gefügt hatten, betrachteten das neue Verhältniß zu England mit dem größten Unwillen, und auch Baliol fühlte die Wirkungen dieser Abhängigkeit bald auf empfindliche Weise. In einem Streite zweier mächtigen Häuser, worin er ein Urtheil gefällt, berief sich die unterliegende Partei von seinem Gericht auf das des Königs von England, und Baliol mußte persönlich vor seinem Lehnsherrn Rede stehen. König und Volk hegten daher jetzt gleiche Wünsche, dies verhaßte Band zu zerreißen, und der zwischen Frankreich und England ausgebrochene, oben schon erwähnte Krieg schien ihnen eine günstige Gelegenheit dazu zu bieten. Der gemeinsame Vortheil Philipp's und der Schotten führte

schnell ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihnen herbei, und Baliol sandte dem Englischen Könige eine schriftliche Aufkündigung seines Lehnseides. Aber dieser war schon auf die erste Nachricht von dem Abschluß jenes Vertrages mit allen Streitkräften, die er gegen Frankreich zusammengebracht, gegen Schottland aufgebrochen, hatte bereits die Grenzen überschritten (1296) und Berwick erobert, dessen Bewohner er die ganze Schwere seines Zorns empfinden ließ. Bei Dunbar erfolgte eine blutige Schlacht, in welcher das Schottische Heer völlig besiegt ward. Der König Baliol mußte sich und das Reich in die Hände Eduard's überliefern, und ward als Gefangener nach London gesendet, wo man ihn indeß mit großer Milde behandelte; das Land kam unter die Verwaltung des Englischen Grafen Warenne, des Siegers von Dunbar, und als ein Zeichen, daß die Unabhängigkeit Schottland's nun völlig vernichtet sey, nahm Eduard den Krönungsstein zu Scone mit fort.

Die großen Kosten, welche dieser doppelte Krieg, wider Frankreich und Schottland, verursachte, nöthigte den König, vom Parlament häufig Geldbewilligungen zu fordern. Darum berief er auch, nach dem vom Grafen von Leicester unter der vorigen Regierung gegebenen Beispiel, Abgeordnete der Grafschaften und Städte zu diesen Reichsversammlungen, welches von seiner Regierung an eine feststehende Einrichtung ward. Aber obschon Manches bewilligt wurde, so reichte es doch für Eduard's Bedürfnisse nicht hin. Er nahm daher zu Erpressungen seine Zuflucht, legte zuerst eigenmächtig eine höhere Abgabe auf Wolle und Häute, damals die beiden wichtigsten Handelsartikel in England, ließ dann sogar alle Vorräthe von diesen Producten mit Beschlag belegen, und zwang den Kaufleuten den Werth derselben unter dem Namen eines Darlehns ab. Aehnliche Unbill erfuhren die Grundbesitzer. Jede Grafschaft sollte eine gewisse Anzahl Schlachtvieh und zweitausend Quarter Weizen liefern, um die Armee, welche im Jahr 1297 nach Guienne und Flandern gehen sollte, mit Mundvorräthen zu versehen Die Geistlichen, welche den immer erneuerten Forderungen nicht mehr genügen wollten, und sich auf den Schutz und die Verordnungen des Papstes Bonifacius VIII. beriefen, beraubte er alles Beistandes der Gesetze. Er befahl den königlichen Richtern, ihnen gegen Niemand Recht zu gewähren, und zog ihre Lehen und sonstigen Besitzthümer ein, bis sie sich endlich zur Bezahlung der geforderten Summen verstanden. Aber im Stillen wurden Berathungen angestellt und Verabredungen

er auch diesmal hart gezüchtigt wurde. Weit bedenklicher war die Macht der Fürsten von Oesterreich, Friedrich und Leopold, in denen Heinrich furchtbare Nebenbuhler des Throns sah. Er hatte schon den Schweizerischen Waldstädten als Gegnern Oesterreichs die errungene Freiheit bestätigt, und als Friedrich die Belehnung für seine Länder nachsuchte, machte er große Schwierigkeiten. Endlich nachdem beide Brüder ihre eigenen Ansprüche auf Böhmen aufzugeben, und den König bei der Eroberung dieses Landes zu unterstützen versprochen hatten, empfingen die Herzoge ihre Lehen aus der Hand des Königs. Heinrich von Kärnthen (oben S. 307.) hatte sich nämlich nicht im ruhigen Besitz Böhmens behaupten können. Seine Maßregeln beleidigten die Mächtigen, seine Schwäche reizte sie zum Widerstande. Die Prinzessin Elisabeth, eine jüngere Schwester des Königs Wenceslaus, welche Heinrich, als sie sich weigerte, sich mit einem seiner Anhänger zu vermählen, hatte gefangen setzen lassen, war aus ihrem Gewahrsam befreit, und von den Gegnern Heinrichs von Kärnthen nach Speier geführt worden, um dem erst vierzehnjährigen Sohne des Deutschen Königs, Johann, ihre Hand und die Böhmische Krone zu bieten. Heinrich hatte den Antrag angenommen, und das Fürstengericht erklärte nun den Herzog von Kärnthen des Thrones für verlustig, weil er sich nicht um die Belehnung gekümmert habe, obgleich das Reich drei Jahre in seinen Händen gewesen wäre.

Die Vertreibung des Gegners, und die Besitznahme des Reichs überließ Heinrich seinem Sohne, oder vielmehr dem Erzbischof von Mainz, den er ihm als Führer und Rathgeber zugesellte. Ihn selbst zog heftiges Verlangen nach Italien, um hier die alten Kaiserrechte wieder geltend zu machen. Sein lebendiger Geist suchte nach einem Schauplatze reicherer Thätigkeit, als ihm Deutschland darbot; seine ausgezeichnete Tapferkeit, seine Persönlichkeit, welche die Liebe der Menschen gewann und ihnen Ehrfurcht einflößte, versprachen dem Unternehmen einen glücklichen Ausgang, und Italiener verschiedener Parteien, die ihn dringend dazu aufforderten, stellten einen solchen als unzweifelhaft vor. Die Bedenklichkeiten, welche die Deutschen Fürsten erhoben, berücksichtigte Heinrich nicht. Hätte Gott gewollt, daß er ein Privatmann werden sollte, sprach er in ihrer Versammlung, so würde er in engen Verhältnissen geblieben seyn. Jetzt sey er zu höheren Dingen bestimmt; sie sollten ihm, der als Krieger und Heerführer vorangehen wolle, folgen, die Herrschaft der Welt zu er-

kämpfen. Da seine begeisterte Rede aber ohne große Wirkung auf die Fürsten blieb, umarmte er mit ritterlicher Zärtlichkeit seine Gattin und sprach: diese wird mich unter allen Gefahren begleiten! So geschah es denn auch; von den Deutschen Herren aber fanden sich nur Wenige ein. Lausanne war der Sammelplatz, weil man wegen Heinrich's von Kärnthen nicht über Tyrol gehen konnte. Noch vor dem Ende des October 1310 langte der König auf Italienischem Boden an. Dort, und zunächst in Oberitalien, hatte sich, seit unsere Erzählung dieses Land beim Untergange der Hohenstaufen verlassen, die Lage der Dinge sehr geändert. Die Freiheit, welche die Lombarden gegen die Deutschen mit der größten Hartnäckigkeit behauptet, hatten sie an sich selbst verloren. Schon zu den Zeiten Friedrich's II. war zu dem Kampfe zwischen päpstlich und kaiserlich Gesinnten im Schooße der italienischen Städte noch ein anderer nicht minder heftiger gekommen, zwischen den alten Geschlechtern, aus denen die Stadtgemeinde erwachsen war, und dem geringeren Volke, welches keinen Antheil an der Regierung und Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten hatte (vergl. oben S. 185.). Meist gelang es den Handwerkern in ihren Vereinigungen und Zünften zu irgend einer Gewalt in der Stadt zu kommen, welche ihnen aber dennoch fortdauernd durch Angriffe der Gegenpartei streitig gemacht wurde. Sobald der Kampf mit den äußeren Feinden aufgehört hatte, war der innere zwischen den Städten sowol als zwischen den Parteien in deren Mitte um so heftiger geworden, und das endliche Ergebniß desselben war fast überall gleich; aus den Trümmern der freien Verfassung wuchs die tyrannische Gewalt einzelner Geschlechter hervor. So war in Mailand, dessen Geschick auf das des ganzen Oberitaliens noch immer den meisten Einfluß hatte, Kampf, nicht um die Freiheit, sondern um die Herrschaft, zwischen den zwei Geschlechtern der Visconti und della Torre, von welchen das letztere damals die Oberhand behalten hatte. Noch lebte, wie gänzlich sich die Verhältnisse auch umgestaltet hatten, der alte, dem Parteihaß dienende Name der Guelfen und Gibellinen, und die grimmige Feindschaft zwischen beiden. Zu den Ersteren, welche, wie in früheren Zeiten, in den Deutschen Königen ihre schlimmsten Widersacher erblickten, gehörte in Toscana vor allen Florenz. Darum stand diese jetzt bedeutend hervortretende Stadt auch in enger Verbindung mit dem Könige Robert von Neapel, dem Enkel Karl's von Anjou (seit 1309) der dem Sicilischen Friedrich (oben S. 172.) ge-

genüber, und durch seine ganze Stellung so wie durch sein Verhältniß zum Französischen Hofe, sich an die Päpste hielt. Heinrich wollte aber nicht als das Haupt einer Partei in Italien erscheinen, sondern als Vermittler und Herrscher zwischen beide treten und keine begünstigen.

Anfangs schien Alles vortrefflich zu gehen, und das kaiserliche Ansehn wieder in seinem alten Glanze hervorzutreten. Die Städte und ihre Herren zeigten bereitwilligen Gehorsam; selbst Guido della Torre, dessen Gegner Matteo Visconti im Gefolge Heinrich's war, wagte, als der König auf Mailand losging, keinen Widerstand, so daß dieser sich am 6. Januar 1311 mit der eisernen Krone zum Könige der Lombardei krönen lassen konnte. Allein sehr bald entstanden wegen der Geldforderungen, welche Heinrich machte, Unruhen, die von den Deutschen Truppen unter Strömen von Blut gedämpft werden mußten. Guido della Torre wurde vertrieben, und Matteo Visconti zum Vicarius in Mailand ernannt. Zugleich waren aber auch nach dem Vorgange Mailand's in anderen Städten der Lombardei, in Cremona, Crema, Lodi, Brescia, Mantua, Padua, Bergamo Empörungen ausgebrochen, und es erforderte Zeit und Kräfte, dieselben wieder zu unterwerfen, doch öffneten die meisten bald ihre Thore; nur Brescia leistete einen längern und hartnäckigen Widerstand, den es aber, wie die übrigen, mit Ausnahme Cremona's, welches härter behandelt worden war, durch hohe Summen von Strafgeldern büßen mußte.

Durch diesen Kampf hatten die Florentiner einen großen Vortheil erreicht; Heinrich hatte den besten Theil seines Heeres eingebüßt, und war in Oberitalien aufgehalten worden, während sie Zeit gewonnen hatten, sich zu rüsten. Auch Robert, wie sehr ihn Heinrich zu schonen und zu gewinnen suchte, verlor diese Zeit nicht. Er trat jetzt offen gegen ihn auf, indem er seinen Bruder Johann mit einem Heere nach Rom sandte. Der König hatte indeß Oberitalien verlassen und war nach Genua gezogen, welches, von ewigen inneren Parteiungen zerfleischt, damals gerade Gibellinen an der Spitze hatte und ihn deshalb mit Freuden aufnahm, bis er auch hier durch seine Geldnoth die Gesinnung verändert sah. Da die Florentiner ihm die weiteren Wege zu Lande verlegt hatten, mußte er sich nach dem entschieden und mit großem Eifer Gibellinisch gesinnten Pisa zu Schiffe begeben. Hier stießen Verstärkungen aus Deutschland und von den Gibellinen Toscana's zu ihm, so daß er nun endlich an der Spitze von dreizehn

hundert Rittern den Weg nach Rom antreten konnte. Diese Stadt war zwischen der Partei der Deutsch gesinnten Colonna und der ihrer Gegner, der Orsini, getheilt. Nur unter Kampf und Blutvergießen hielt Heinrich seinen Einzug; die Straßen waren mit hundert und funfzig Erschlagenen von seinem eben nicht zahlreichen Heere bedeckt. Da der Vatican und die Peterskirche, in welcher die Krönung vor sich gehen sollte, den Gegnern nicht entrissen werden konnten, so mußte diese Feierlichkeit durch die päpstlichen Legaten im Lateran geschehen (29. Juni 1312). Bei dem festlichen Schmause des neuen Kaisers in S. Sabina wurden die Gäste von den Geschossen und den Schmähungen der Feinde vom Aventinischen Berge her belästigt.

Heinrich fand es unter solchen Umständen zu bedenklich, in der Stadt zu bleiben, da der Widerstand nicht aufhörte und außerdem die gewöhnlichen Krankheiten einrissen, und begab sich nach Toscana, wo er erst Florenz zu bezwingen, und dann von hier aus, wie von einem Mittelpunkte, Italien und Deutschland zu beherrschen hoffte. Florenz aber, von Siena, Lucca, Perugia, Bologna, Ferrara unterstützt, machte bedeutende Anstalten, sich dem Kaiser, den es den Feind des menschlichen Geschlechts nannte, entgegenzusetzen, und Heinrich's geringe Streitkräfte, die durch den Abzug der wenigen Deutschen Fürsten, die ihn noch bis zu seiner Krönung begleitet hatten, vermindert waren, machten einen kräftigen Widerstand von Seiten der Guelfen nicht schwer. Zwar verheerte der Kaiser das schöne Land, dessen Verwüstung ihn selbst schmerzte, schlug die Truppen der Florentiner, und näherte sich ihrer Stadt, um sie zu belagern; doch von allen Seiten von Feinden umgeben, die ihm die Zufuhr abschnitten, und durch wiederholte Anfälle ermüdet, mußte er sich nach dem treuen Pisa zurückziehen. Die Guelfen in Toscana frohlockten, auch nahm ihre Zahl und ihre Stärke in der Lombardei zu, wo nur Visconti in Mailand und Can della Scala in Verona die Partei des Kaisers aufrecht hielten. Vor allen aber war Robert geschäftig, dem die Florentiner auf fünf Jahre die Herrschaft über ihre Stadt übertrugen, um der Hoheit des Kaisers zu entgehen. Nach allen Seiten hin regte er neue Feinde auf, oder verhieß den alten Hülfe und Unterstützung.

Unter diesen Umständen hing die Entscheidung über das Schicksal Italiens ganz von dem Ausgange eines Kampfes zwischen Robert und Heinrich ab, und zu diesem bereitete sich der letztere nun auch in Pisa vor. Es erging zunächst eine strenge Achtserklärung sowol gegen Flo-

renz, als gegen Robert. Jenes ward aller seiner Freiheiten beraubt, dieser als ein Sohn des Frevels und Verraths (d. h. als Abkömmling Karl's von Anjou), der sich von dem Fette des Römischen Reichs nähre, mit Enthauptung bedrohet, wenn er in des Kaisers Hände fallen würde. Schon vorher hatte Heinrich mit Friedrich von Sicilien, den er zum Reichsadmiral ernannte, einen Bund geschlossen, kraft dessen derselbe, mit eigenen sowol als mit Genuesischen und Pisanischen Schiffen, Neapel vom Meere her angreifen sollte, während es der Kaiser zu Lande thun würde. Robert dagegen, der festen Anhänglichkeit seiner Barone eben nicht sicher, forderte den Papst, der diese Bewegungen selbst nicht ohne innere Unruhe ansah, zur Hülfe auf, und da Philipp der Schöne von Frankreich diesen im Weigerungsfalle mit dem Schicksale Bonifacius VIII. bedrohete, befahl Clemens V. in einer Bulle dem Kaiser, sich Neapels zu enthalten, das ein Lehn der Kirche sey, und das er, wie er sich ausdrückte, mit besonderer Vorliebe in der Mitte seines apostolischen Herzens trage.

Doch Heinrich kümmerte sich nicht darum. Mit einem durch keine Unfälle zu erschütternden Muthe unterhandelte er ins Geheim mit den Calabresen und Apuliern, und brach gegen Neapel auf. Schon war er bis über Siena gekommen, als er den 24. August 1313 zu Buonconvento starb. Es verbreitete sich unter den Deutschen das Gerücht, er habe durch seinen Beichtiger, den Dominicaner Bernardin, oder einen andern Mönch jenes Ordens, der ihm den Spülkelch gereicht, beim Genusse des Abendmahles Gift erhalten, weil er gleich nachdem er den Leib des Herrn empfangen, in oder neben der Kirche jenes Ortes, vom Tode ereilt worden war. Doch hatten ihn große Schmerzen schon seit mehreren Tagen gepeinigt. Weitere Beweise jener Erzählung sind nicht vorhanden, und da sich solche Beschuldigungen bei Todesfällen, die einer Partei sehr gelegen kommen, nur zu leicht aus bloßen Vermuthungen bilden, verdient sie auch wenig Glauben, obschon die Zeugnisse, welche sich der Orden nachher von des Kaisers Sohne und Enkel ausstellen ließ, allerdings nicht hinreichen würden, seine Unschuld zu erhärten *).

Verlassen und zitternd standen die Gibellinen da. Die Pisaner

---

*) Nach den gründlichen Untersuchungen, welche Barthold angestellt hat, scheint es erwiesen, daß Heinrich eines natürlichen Todes gestorben ist. S. Römerzug Heinrich's von Lützelburg Bd. II. Beilage I.

vor allen fürchteten die Rache der frohlockenden Gegner, an deren Spitze das unbezwungene Florenz trat. Sie ersuchten Friedrich von Sicilien um Schutz, und boten ihm die Herrschaft an, aber dieser, selbst eines kriegerischen Anfalls von dem Könige von Neapel gewärtig, da er der Ankunft des Kaisers vertrauend, die Küsten Apuliens mit seiner Flotte verheert hatte, wies ihre Erbietungen zurück. Hierauf erwählten sie den Uguccio Fagiola, einen von jenen unternehmenden Männern, an welchen Italien damals so reich war, zu ihrem Oberhaupte. Dieser kühne und tapfere Führer wagte es, das zahlreiche, von den Guelfen zusammengebrachte Heer, das durch Robert's Truppen verstärkt war, anzugreifen, und errang bei Montecatini (29. August 1316) einen glänzenden Sieg, welcher die Pisaner von einem, wie es anfangs schien, unvermeidlichen Untergang rettete. Ihr Befreier unterlag zwar bald dem Neide und einem Volksaufstande, aber König Robert vermittelte jetzt doch (1317) einen Frieden zwischen ihnen und den Florentinern, weil sein Ehrgeiz nach der Herrschaft über ganz Italien strebte. Sein Einfluß war nicht nur in Rom und Florenz, sondern auch in manchen anderen Städten und Gebieten herrschend, und Clemens V. hatte ihn, gleich nach Heinrich's Tode, nach einem Rechte, welches die Päpste sich anmaßten, zum Reichsstatthalter ernannt. Und als der, nach dem Absterben Clemens V. (1314) unter heftigem Zwiespalt der Cardinäle zwei Jahre erledigte Päpstliche Stuhl endlich wieder durch einen Franzosen, Johann XXII., besetzt wurde, der früher Kanzler König Robert's gewesen, fand dieser ein noch gefügigeres Werkzeug für seine Pläne. Doch hatte er an einigen Gibellinischen Häuptern mächtige Gegner. Es waren dies in der Lombardei Matteo Visconti, der sich nicht nur im Besitz von Mailand erhielt, sondern auch sein Gebiet durch Como, Pavia, Bergamo, Piacenza, Alessandria und Tortona erweiterte, und Can della Scala, der Große genannt, zu Verona, der auch Vicenza, Feltre und das reiche Padua eroberte; in Toscana aber, Castruccio Castracani, der sich nach dem Sturze des Uguccio Fagiola in Lucca erhoben hatte, und dann seine Herrschaft auch über Pistoja ausdehnte. Diese drei Männer traten dem Könige Robert kräftig und siegreich gegenüber, und der unaufhörlich wüthende Kampf zwischen Guelfen und Gibellinen war der Entscheidung noch eben so fern, als in der Zeit, wo Kaiser Heinrich VII. den Italienischen Boden betrat.

12. Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich.
(1314—1326.)

Auch Deutschland zerfiel nach dem Tode dieses Kaisers in heftige Zwietracht. Da Herzog Friedrich der Schöne von Oesterreich, von einer mächtigen Partei und besonders durch die Thätigkeit seines einsichtigen und tapfern Bruders Leopold unterstützt, mit großem Eifer nach der Krone strebte, setzte sich ihm der junge König Johann von Böhmen, Heinrich VII. Sohn, der die Eroberung dieses Landes glücklich vollendet hatte, und nun von einem Oesterreichischen Kaiser Alles befürchten zu müssen glaubte, mit großer Anstrengung entgegen. Von beiden Seiten bemühte man sich, die Kurfürsten zu gewinnen. Da noch keine Bestimmung es feststellte, von wem in jedem kurfürstlichen Hause das Wahlrecht geübt werden sollte, da in Sachsen die Lauenburgische und Wittenbergische Linie zugleich darauf Anspruch machten, auch Heinrich von Kärnthen die Böhmische Wahlstimme noch führen wollte, so war dadurch den Umtrieben der Parteien ein großer Spielraum eröffnet.

Die Luxemburger schienen in ihren Bemühungen den meisten Erfolg zu haben. Außer der Stimme Johann's selbst, hatten sie die von Mainz und Trier, die des Markgrafen Waldemar und die, freilich bestrittene, der Herzoge von Sachsen-Lauenburg. Indeß war man in Verlegenheit, wer den Thron besteigen solle, da der König von Böhmen erst siebzehn Jahr zählte. Endlich wandte sich der Erzbischof Peter von Mainz an den Herzog Ludwig von Oberbaiern. Nach einigem Zögern ließ er sich willig finden, obgleich er durch eigene Macht dem Oesterreichischen Hause keinesweges gewachsen war*), auch schon Friedrich dem Schönen, seinem nahen Verwandten, das Wort gegeben hatte, nicht wider ihn zu stimmen. Sein heiteres, frohes und liebliches Wesen versprach ihm Freunde zu gewinnen und seine kriegerische Tapferkeit, die er schon 1313 gegen die Oesterreichischen Fürsten selbst in einem Treffen bei Gamelsdorf (dem damals Versöhnung folgte) bewährt hatte, konnte den Mangel größerer Mittel ersetzen.

*) Das Baierische Haus zerfiel nicht bloß, wie oben schon bemerkt, in die Linien von Oberbaiern und Niederbaiern, sondern die Oberbaierische, zu der Ludwig gehörte, war wieder getheilt, so daß derselbe nur einen kleinen Theil von Oberbaiern, sein Bruder Rudolf aber den übrigen Theil und die Pfalz besaß.

Beide Gegner erschienen vor Frankfurt. Am 19. October 1314 wählte die Oesterreichische Partei mit vier Stimmen, Köln, Pfalz Sachsen-Wittenberg und Kärnthen, Friedrich von Oesterreich; und am folgenden Morgen erhoben die auf der andern Seite des Rheins gelagerten Fürsten mit fünf Stimmen, Ludwig von Baiern. Ganz Deutschland theilte sich zwischen den beiden Enkeln Rudolf's von Habsburg (Ludwig war es durch seine Mutter Mathilde). Als eine günstige Vorbedeutung für den Letzteren konnte es gelten, daß die beiden Städte, Frankfurt, wo seine Wahl beendet, und Aachen, wo seine Krönung vollzogen ward, ihm die Thore öffneten, so daß der Erzbischof von Köln, der indeß hierzu wiederum allein berechtigt war, seinen König zu Bonn krönen mußte *). Die meisten Städte am Mittel- und Niederrhein erklärten sich für Ludwig. Auch die Schweizerischen Waldstädte erkannten ihn, als den Gegner Oesterreichs, mit Freude an und wir werden weiter unten sehen, mit welchem Erfolg sie die Oesterreichischen Waffen beschäftigen und die Schärfe derselben abstumpften. Dagegen waren die oberländischen Herren größten Theils für Oesterreich, unter ihnen ragte der Graf Eberhard von Würtemberg hervor, der nach Heinrich's VII. Tode schnell wieder gewann, was ihm die Acht jenes Königs entrissen hatte, und so wurde vornehmlich das südwestliche Deutschland der Schauplatz des Kampfes.

Acht Jahre lang dauerte der Krieg ohne andern Erfolg, als die Verwüstung jener Gegenden. Endlich beschlossen (1322) die Oesterreichischen Brüder alle Kräfte aufzubieten und zu gleicher Zeit in Baiern einzudringen, Leopold von Schwaben und Friedrich von Oesterreich aus. Jedes ihrer beiden Heere war stärker als Ludwig's gesammte Macht, dem jetzt unfehlbarer Untergang zu drohen schien. Friedrich kam zuerst herauf, und wollte, kühn und ritterlich gesinnt, den Kampf nicht bis zu Leopold's Ankunft verschieben, sondern führte sein Herr am 28. September 1322 bei Ampfingen unweit Mühldorf zur Schlacht. Gegen den Rath der Seinigen schmückte er sich mit kaiserlicher Pracht, und stürmte in vergoldeter Rüstung, den blinkenden Reichsadler auf dem Helme voran in das Gefecht, wogegen Ludwig, in einen unscheinbaren blauen Waffenrock gehüllt, die Leitung seiner Schaaren dem alten kriegserfahrenen Ritter Seifried Schweppermann aus Franken überließ.

*) Ludwig empfing die Krone aus den Händen des Erzbischofs von Mainz. So wurde, sagte Albrecht von Straßburg, der eine (Ludwig) nicht von der rechten Person und der andere (Friedrich) nicht an dem rechten Orte gekrönt.

Durch die treffliche Anordnung dieses Führers, besonders durch seinen klugen Anschlag, die Oesterreicher nach zehnstündigem ermattenden Gefecht durch den Burggrafen von Nürnberg mit sechshundert Rittern im Rücken angreifen zu lassen, gewann Ludwig einen glänzenden Sieg*). Friedrich selbst, nebst seinem Bruder Heinrich und vierzehnhundert des Oesterreichischen Adels, wurden gefangen.

Ludwig ließ seinen überwundenen Gegner in das feste Schloß Trausnitz bringen, und schien nun in sicherm Besitze des Thrones zu seyn. Er ergriff die nächste Gelegenheit, die Erwerbung der Krone nach dem Beispiele seiner Vorgänger für die Vergrößerung seines Hauses zu benutzen, indem er die damals erledigte Mark Brandenburg**) als ein eröffnetes Reichslehen einzog und seinem Sohne Ludwig gab. Allein wenn auch Friedrich bezwungen war, so war doch seine Partei nicht vernichtet. Leopold, die eigentliche Seele derselben, wirkte fort noch mehr als ehemals gespornt und erbittert durch das peinigende Gefühl, daß er zum Theil an dem Unglück seines Bruders schuld sey. Er knüpfte eine Verbindung mit Karl IV. von Frankreich und dem Papste Johannes XXII. an, welche Beide in engem Bunde das Kaiserthum den Deutschen zu entreißen, und an die aufstrebende Macht Frankreichs zu bringen suchten. Als sich Ludwig nach seinem Siege der von einem päpstlichen Heere gedrängten Visconti in Mailand (der Söhne des 1322 gestorbenen Matteo Visconti) annahm, und ihnen achthundert Ritter zu Hülfe sendete (1323), brachte er den Haß des Papstes zum offenen Ausbruch. Dieser befahl ihm, die Regierung, welche er sich unrechtmäßig anmaße, niederzulegen, bis seine Wahl und Würdigkeit vom apostolischen Stuhle geprüft seyn werde; alles, was er bisher als Römischer König gethan, müsse er widerrufen; auch solle sich niemand unterfangen ihm in Sachen des Reiches zu gehorsamen. Wie dieses Verfah-

*) Als nach der Schlacht in der ganz verwüsteten Gegend wenige Eier das einzige Abendbrot waren, das man den Anführern reichen konnte, vertheilte sie Ludwig mit den Worten: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei."

**) Der thätige und kräftige Markgraf Waldemar, welcher den Brandenburgischen Staat durch glückliche Kämpfe erweitert und zu großem Ansehen gebracht hatte, war 1319 gestorben, und schon im folgenden Jahre sein einziger Erbe, Heinrich der Jüngere, der letzte Sprößling des ruhmwürdigen Ascanischen Hauses Brandenburgischer Linie. Dadurch fiel die Mark in einen traurigen Zustand von Herrenlosigkeit und Unordnung. Alle Nachbarn griffen zu, und rissen an sich, was sie konnten. Der neue Baierische Beherrscher hatte daher große Mühe, sein Recht geltend zu machen.

ren ohne Anklage, Untersuchung und Vertheidigung Alles was sich frühere Päpste erlaubt hatten in der Sache übertraf, so ging es auch in der unangemessenen Form darüber hinaus, indem der Papst seine Maßnahmen nicht etwa durch Bischöfe oder Legaten dem Könige eröffnete, sondern seinen Entschluß nur an die Kirchthüren zu Avignon heften ließ. Als Ludwig gegen solche Anmaßungen Einspruch that, schritt der Papst weiter vor, und sprach den Bann über ihn aus. Frankreich reizte ihn zu allen diesen kecken Schritten, und Leopold unterstützte ihn mit aller Macht.

Mit vereinten Kräften arbeiteten alle drei an Ludwig's Verderben. Der Papst bewog den König von Polen Wladislaus Lokietek, einen Einfall in Brandenburg zu machen, der auch 1324 unter den schrecklichsten Verwüstungen seiner wilden, aus Polen, Russen und heidnischen Litthauern bestehenden Schaaren erfolgte. Leopold setzte seine Verheerungen in Baiern und Schwaben fort, und hielt mit dem Erzbischofe von Köln, so wie mit Mathias von Mainz, dem Nachfolger Peter's, schon zu Rense eine Berathung, um Karl IV. von Frankreich auf den Deutschen Thron zu setzen. Selbst den König Johann von Böhmen und den Kurfürsten von Trier hatte der Papst gewonnen. Diese Gefahr wurde indeß hauptsächlich durch den Widerspruch des wackern Grafen Berthold von Buckeck, eines Bruders des Erzbischofs von Mainz, vom Reiche abgewendet, indem er den Fürsten die schlimmen Folgen eindringlich vorstellte, die es haben würde, sich einen solchen an erbliche Gewalt gewöhnten Fürsten zum Herrscher zu setzen. Als darauf in Bar sur Aube die Wahl Karl's IV. vollzogen werden sollte, erschien niemand als Leopold. Gegen den Papst wurde Ludwig's Sache von mehreren gelehrten Männern in scharfsinnigen Schriften verfochten. Unerwartete Bundesgenossen fand der Letztere an den Franziskanern, die uns bisher auf dem Gebiete des Staates nur als treue Werkzeuge des heiligen Stuhles, und als heftige Gegner der Hohenstaufischen Herrscher bekannt geworden sind. Sie führten einen Streit über das Gelübde der Armuth mit den Dominicanern, welche in freierer Haltung erklärten, daß der Mensch auf Alles, was er täglich brauche, auch ein Eigenthumsrecht habe. Der Papst sprach sich für die letzteren aus; dafür traten die Franziskaner auf die Seite des Kaisers, und gaben dem Oberhaupte der Kirche ketzerische Gesinnungen Schuld. Auch der Bannfluch hatte in Deutschland geringen Erfolg, und nur wenige Geistliche gehorchten dem darauf folgenden Interdicte.

Ludwig's Lage war indeß doch zu gefährlich, als daß er nicht an Aussöhnung mit den Oesterreichischen Fürsten hätte denken sollen. Unvermuthet ritt der König in den Fasten 1325 nach Trausnitz, in dessen trauriger Einsamkeit Friedrich nun schon dreißig gramvolle Monden verlebt hatte. Gegen die Entsagung der Krone und das Versprechen der Herausgabe sämmtlicher Reichsgüter des Oesterreichischen Hauses, ward er seiner Haft entlassen; könnten indeß die Bedingungen nicht erfüllt werden, so müsse er sich zu Johannistag wieder einstellen. Beide nahmen darauf zur Bekräftigung ihres Vertrages das heilige Abendmahl. Aber Leopold sowol als der Papst erhoben sich mit aller Macht gegen diesen Vergleich. Der erstere war nicht zur Rückgabe der Schwäbischen und Elsassischen Besitzungen zu bewegen, sondern setzte den Krieg gegen Ludwig fort. Demungeachtet sehen wir die beiden Könige bald darauf in enger Freundschaft mit einander zu München leben, und wie in den Tagen ihrer Jugend an einem Tische essen und in einem Bette schlafen. Ja sie schlossen am 5. September 1325 zu München einen neuen Vertrag, vermöge dessen sie die Regierung im Reiche förmlich mit einander theilen wollten *). Aber die Kurfürsten versagten dieser Uebereinkunft ihre Genehmigung, und Herzog Leopold, den Ludwig durch dieselbe am meisten hatte gewinnen wollen, starb schon am 20. Februar des folgenden Jahres zu Straßburg, verzehrt von der leidenschaftlichen Heftigkeit, die sein Leben erfüllt hatte.

---

15. Ludwig's Römerzug.

(1327—1330.)

Dieser unerwartete Todesfall brachte bei Ludwig die gegen Friedrich **) eingegangene Verpflichtung schnell in Vergessenheit, und da er nun

*) Nach der gewöhnlichen Darstellung stellte sich Friedrich, als er außer Stande war, den Trausnitzer Vertrag zu erfüllen, freiwillig wieder als Gefangener, und Ludwig wurde dadurch so gerührt, daß er ihn mit der beschriebenen äußersten Vertraulichkeit behandelte, ja das Reich mit ihm zu theilen vorhatte. Menzel aber (Geschichten der Deutschen, Bd. VII. S. 177.) hat gezeigt, daß Friedrich sich nicht als Gefangener, sondern frei nach München begab, und daß Ludwig durch seine Bedrängniß zu dem Münchner Vertrage bestimmt wurde.

**) Friedrich führte den Namen eines Römischen Königs weiter fort, behielt aber keinen Einfluß auf die Leitung der Geschäfte.

keinen Feind mehr in Deutschland zu bekämpfen hatte, so beschloß er seiner Partei auch in Italien das Uebergewicht zu verschaffen. Die Gibellinen, damals wieder von den päpstlichen Truppen und dem Herzoge Karl von Calabrien, König Robert's Sohn, heftig bedrängt, bewillkommneten Ludwig, als er im Anfange des Jahres 1327 mit nur hundert Deutschen Rittern zu Trident erschien, freudig und ehrerbietig. In Mailand empfing er die eiserne Krone; beleidigte aber hier schon die Gibellinische Partei, indem er den Galeazzo Visconti (Matteo's Sohn), welcher mit einer versprochenen Geldzahlung zögerte, und heimlichen Einverständnisses mit dem Papste beschuldigt ward, mit seinem Sohn und zwei Brüdern in ein hartes Gefängniß werfen ließ, aus dem sie erst nach Abtragung eines großen Lösegeldes befreit wurden.

Desto eifriger suchte sich Ludwig den heldenmüthigen Castruccio zu verbinden, von dessen Unterstützung er den glücklichen Ausgang seines Zuges erwartete. Er ernannte ihn gegen eine Summe von funfzigtausend Goldgulden zum Reichsfürsten und Herzog von Lucca, Pistoja und Volterra, zum größten Schrecken für Pisa, das von einem solchen Nachbar Alles für seine Freiheit fürchtete, und dieses Mal erst durch Gewalt gezwungen den Deutschen die Thore öffnete. Castruccio begleitete dafür den König mit seiner ganzen Macht nach Rom. Aufgebracht über die Päpste, die durch ihre Residenz in Avignon den sonst in Rom zusammenfließenden Strom der kirchlichen Einkünfte dorthin geleitet hatten, waren die Römer kurz vorher, als sie von Johann auf ihre wiederholte Bitte um seine Rückkehr abschlägige Antwort erhalten, von Sciarra Colonna geführt, aufgestanden, und hatten die Päpstlichen und Neapolitanisch Gesinnten aus der Stadt vertrieben. Sie empfingen Ludwig mit offenen Armen, und als dieser in einer großen Versammlung auf dem Capitol den stolzen Erinnerungen des Volkes schmeichelte, ertönte von allen Seiten jubelnder Beifall. Die Krönung ward am 17. Januar 1328 von zwei Bischöfen und Sciarra Colonna mit aller Feierlichkeit vollzogen. Die Stimmung der Römer begünstigte Ludwig's Pläne gegen den Papst. Nachdem die Bürger durch Reden und Predigten der Franziskaner vorbereitet worden, saß der Kaiser öffentlich zu Gericht vor der Peterskirche. Die Anklage der Simonie und Ketzerei gegen Johann von Cahors, der sich fälschlich Papst nenne, wurde erhoben, und da sich kein Vertheidiger fand, wurde das Urtheil der Absetzung über ihn ausgesprochen. Am Himmelfahrtstage wurde das Volk zur Wahl eines neuen Ober-

hauptes der Kirche versammelt und bestätigte durch dreimaligen Zuruf den vorgeschlagenen Franziskanermönch Peter von Corvara, einen frommen und gelehrten Mann, der sich Nicolaus V. nannte. Er verlieh durch seinen Segen und seine Bestätigung der Krönung und kaiserlichen Würde Ludwig's, was ihr noch zu fehlen schien; doch war seine Erhebung und das ganze Verfahren gegen Johann XXII. nicht viel begründeter und rechtsgültiger, als die frühere Verurtheilung Ludwig's zu Avignon.

So leicht und glücklich als Ludwig hatte selten ein Deutscher Kaiser seine Absichten in Italien erreicht. Schon rüstete er zum Zuge gegen Neapel, als der Stand der Dinge sich plötzlich veränderte. Zuerst verließ ihn Castruccio, um Pistoja, welches die Truppen des Herzogs von Calabrien während seiner Abwesenheit überfallen und genommen hatten, wiederzuerobern. Mit ihm begann dem Kaiser Alles zu fehlen, und als er nun den Römern eine Schatzung von dreißigtausend Goldgulden abforderte, äußerte sich ihr Mißvergnügen, welches zuerst durch Uebermuth und Gewaltthaten der schlecht bezahlten Deutschen Krieger erregt worden war, immer lauter. Ludwig mußte alle weiteren Pläne gegen Neapel aufgeben, und in Begleitung seines Papstes Rom verlassen. Hinter ihnen erscholl der Ruf: nieder mit den Ketzern und Gebannten, es lebe die heilige Kirche!

Als Ludwig in Toscana anlangte, wo er durch Castruccio's Unterstützung Florenz zu überwältigen hoffte, fand er hier durch dieses Helden unerwarteten Tod, der durch heftige Anstrengung bei der Belagerung Pistoja's herbeigeführt war, Alles in Verwirrung, und wenn er sich auch noch längere Zeit in Pisa aufhielt, so war doch alle Kraft für fernere Unternehmungen gebrochen. Florenz und Neapel frohlockten, und der triumphirende Papst Johann verfolgte den Kaiser, der sich nach der Lombardei begab, mit seinen Bannstrahlen. Hier erwartete diesen auch keine günstigere Aufnahme, und der unlängst von ihm in Mailand eingesetzte Azzo Visconti (Galeazzo's Sohn) verschloß ihm sogar die Thore der Stadt. Durch solche ungünstige Umstände gezwungen, mußte sich Ludwig endlich zur Rückkehr nach Deutschland bequemen (1330), während Johann XXII. einen vollkommnen Sieg in Italien errang. Die Römer bewarben sich wieder um seine Gunst, obschon im Innern der Stadt die Fehde der Orsini und Colonna fortdauerte; der von Ludwig verlassene Gegenpapst flehte um Vergebung, und erschien vor ihm voll Reue und De-

muth. Azzo Visconti erkannte die Hoheit und suchte den Schutz der Kirche; der Päpstliche Legat Bertrand du Poiet eroberte viele Städte, endlich der mächtigste Gibelline, Can della Scala, ein durch Tapferkeit und glänzende Freigebigkeit gegen Gelehrte und Künstler gleich ausgezeichneter Herrscher, starb 1329, als sein Glück noch immer im Steigen war.

---

16. Ludwig's fernere Regierung.

(1330—1347.)

Als Ludwig nach Deutschland zurückgekehrt war, gelang es ihm das Oesterreichische Haus, dessen damaliges Haupt Albrecht der Weise, Friedrich's des Schönen Bruder, war, völlig mit sich auszusöhnen. Nicht so leicht war eine Vergleichung mit dem Oberhaupte der Kirche. König Johann von Böhmen suchte zwar damals den Frieden zwischen beiden zu vermitteln; aber voll ritterlicher Abenteuerlichkeit und unruhiger, oft zweckloser Beweglichkeit, verwirrte er durch den Wechsel seiner Gesinnungen, wozu seine enge Verbindung mit Frankreich stets neuen Stoff gab *), die Verhältnisse nur immer mehr. Nach allen Seiten hin suchte er Erweiterungen und Erwerbungen, lockte die Schlesischen Herzoge unter seine Oberherrlichkeit, und strebte nach der Krone von Polen. Des Herzogs von Kärnthen, seines alten Gegners, Feindschaft beschwichtigte er, und brachte eine Verlobung von dessen einziger Tochter mit seinem Sohne Johann Heinrich zu Stande, wodurch er seinem Hause die Aussicht auf den Erwerb der Kärnthischen Länder eröffnete. Als er damals dieser Angelegenheiten wegen in Tyrol war, warf er sich plötzlich in den Strudel der Italienischen Verhältnisse, wo alle Schwankungen, welche das Eingreifen Ludwig's hervorgerufen hatte, noch lebhaft fortdauerten.

Brescia, von den Visconti und den Neffen und Nachfolgern Cans, Mastino und Alberto della Scala, gedrängt, rief ihn zu Hülfe. Er erschien und leistete sie. Diese erste That zieht die Aufmerksamkeit

---

*) Sein ältester Sohn Wenceslaus wurde am Französischen Hofe erzogen, wo er seinen, den Französischen Ohren zu rauhen, Namen in Karl verwandelte. Er heirathete die Tochter König Philipp's VI., und seine Schwester ward mit dem Französischen Thronerben Johann verbunden. Johann selbst verheirathete sich zum zweiten Male ebenfalls mit einer Französischen Fürstin, einer Tochter des Herzogs von Bourbon.

des ganzen obern und mittlern Italiens auf ihn; er erklärt im Sinne seines ruhmwürdigen Vaters, dessen Andenken hier noch nicht erloschen war, als Stifter des Friedens gekommen zu seyn. Da glauben Alle, des langen wirren Parteikampfes auf einen Augenblick müde, den Anker gefunden zu haben, an welchem das sturmbewegte Schiff Italiens endlich festgehalten werden könne. Die meisten Städte, Cremona, Pavia, Vercelli, Novara, Reggio, Modena u. s. w. geben sich in seinen Schutz; aus den Appenninen her streckt das seit Castruccio's Fall mannichfach bedrängte Lucca seine Arme nach ihm aus, selbst die Visconti erkennen ihn als ihren Schutzherrn. Denn Guelfen und Gibellinen betrachten ihn als den ihrigen, da er hier seine Freundschaft mit dem Kaiser, dort mit dem Papste als Zauberwort gebraucht. Wie ein Zauberwerk steht auch seine neue, dem Anscheine nach furchtbare, Macht vor den erstaunten Augen. Aber nun regten sich Papst und Kaiser, und erwecken durch ihren laut verkündeten Widerspruch Italien aus seinem Traume.

Johann sah sich bald von allen Seiten feindlich bedrängt. Ludwig brachte in Deutschland eine Verbindung gegen ihn zu Stande, der auch Oesterreich und der König Karl Robert von Ungern beitrat. Und zum Erstaunen Aller, welche nur den Eigensinn und die Starrheit erglüheter Leidenschaften von den Italienischen Staaten erwarteten, vereinten sich hier Gibellinische und Guelfische Häupter, Mastino della Scala mit dem Könige Robert von Neapel, die Visconti in Mailand und die Gonzaga in Mantua mit den Florentinern, da sie sich alle durch Johann's glänzend emporsteigende Macht gleichmäßig bedroht sahen, zu seinem Sturze. Johann überließ die Italienischen Angelegenheiten seinem erst funfzehnjährigen Sohne Karl, und eilte zunächst nach Deutschland, um den Kaiser, der ihn vor einer Reichsversammlung angeklagt, zu überzeugen, daß seine Bestrebungen in Italien nur das Beste des Reichs bezweckt hätten. Er wußte Ludwig auch wieder so zu gewinnen, daß er ihm das Reichsvicariat in Italien übertrug, und seine Vermittlung mit dem Papste aufs neue annahm. Nachdem er eine Zeitlang in Böhmen verweilt, um einen Angriff der Ungern und Oesterreicher abzuwehren, eilte er nach Avignon zu Johann XXII., bei dem er nichts ausrichten wollte und konnte, und endlich mit achthundert Reitern, die er in Frankreich geworben, nach Italien, um seine überall angegriffene Herrschaft zu retten. Nach einigen fruchtlosen Verwüstungen und Brandschatzungen im Mailän-

bischen erkannte er aber die Schwierigkeit seines Vorhabens und die Stärke der verbündeten Gegner, und verließ das Land (1333), wo er eine eben so kurze als glänzende Rolle gespielt hatte, um in der fortwährenden Spannung zwischen Papst und Kaiser neuen Stoff für seine launenhafte und eigennützige Thätigkeit zu suchen

In Verbindung mit dem Könige von Frankreich gelang es ihm, da der Papst darauf bestand, daß Ludwig, bevor seine Lossprechung vom Banne erfolgen könne, die Krone niederlegen müsse, den Kaiser zur Eingehung dieser Bedingung zu bewegen. Angeblich sollte es nur zum Schein geschehen, aber in der That bezweckte das Oberhaupt der Kirche wol für sich und Frankreich bedeutende Vortheile, welches Ludwig zuletzt gewahrte und sich aus der Schlinge zog. Da Johann XXII. bald darauf (1334) starb, so hoffte der Kaiser auf einem würdigern und weniger gefährlichen Wege endlich die Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle zu Stande zu bringen, die er auch des Volkes wegen eifrig wünschen mußte, welches sich durch die Störung des Gottesdienstes und den Zwiespalt der Priester in seinem Gewissen beunruhigt sah.

Der neue Papst, Benedict XII., stand in dem Rufe eines frommen und friedlichen Mannes, der aber leider nicht Umsicht und Erfahrung genug besaß, um den Ränken des Französischen Hofes eine feste Haltung gegenüberzustellen. Schon war er entschlossen, dem Kaiser endlich die Aussöhnung mit der Kirche zuzugestehen, als Philipp VI. von Frankreich ihn durch Drohungen aller Art und durch Beschlagnahme der Güter der Französischen Kardinäle nöthigte, dieses Vorhaben aufzugeben*).

Er war von dem Böhmischen Könige dabei unterstützt worden, denn die Häuser Luxemburg und Baiern standen jetzt in offener Feindschaft gegeneinander, und Johann hatte geschworen, Ludwig's völligen Untergang herbeizuführen. Grund zu dieser Erbitterung hatte allerdings der Kaiser gegeben, indem er gehofft hatte, auf Kosten eines zweideutigen Freundes sichre Anhänger zu gewinnen. Als nämlich um diese Zeit (1335) der Herzog von Kärnthen gestorben war, und Johann, der damals gerade an einer im Turnier empfangenen Wunde

---

*) Albrecht von Straßburg erzählt, Benedict XII. habe später den kaiserlichen Gesandten heimlich und unter Thränen entdeckt, wie der König von Frankreich ihm gedroht habe, daß er, noch ganz anders als Bonifacius VIII., behandelt werden solle, falls er den Baier absolvire.

zu Paris krank lag, seine Schwiegertochter und seinen zweiten Sohn Johann Heinrich im Besitz des Erbes zu sehen erwartete, trat der Kaiser dazwischen, erklärte es für ein eröffnetes Reichslehen, das nicht in weiblicher Linie vererbt werden könne, und gab es den Herzogen von Oesterreich Albrecht und Otto, wobei er sich selbst einen Theil von Tyrol vorbehielt. Deswegen hatte Johann nun nicht allein bei dem Papste gegen Ludwig gewirkt, sondern er begann auch in Verbindung mit den Königen von Polen *) und Ungern Krieg wider ihn und Oesterreich. Im Fortgange dessen zerfielen zwar die Oesterreichischen Herzoge mit dem Kaiser wegen der Abtretung einiger Burgen, welche dieser als Ersatz für die Kriegskosten verlangte; aber Johann richtete dennoch nichts Entscheidendes aus, und war zufrieden, in einem einseitigen Frieden, welchen er mit den Oesterreichern schloß (1336), wenigstens Tyrol für seinen Sohn und dessen Gemahlin zu retten, indem er auf Kärnthen verzichtete.

Nach neuen vergeblichen Unterhandlungen mit dem Papste und den demüthigsten Anerbietungen von Seiten des Kaisers versammelte Ludwig 1338 einen großen Reichstag zu Frankfurt, beschwerte sich über die vom heiligen Stuhle ihm angethane Schmach und berichtete seine Bemühungen zur Herstellung des Friedens. Andere Mittel zu einer solchen als die bisher von ihm gethanen Schritte seien ihm unbekannt, deshalb begehre er hierüber der Stände Rath und standhafte Erklärung. Nach dem Ausspruch einer von der Versammlung niedergesetzten Commission von Rechtsgelehrten und Prälaten, erklärten die Fürsten, Herren und Städte einmüthig: der Kaiser habe gegen den Papst Alles erschöpft und gethan was irgend hätte verlangt werden können, er möge das Interdict aufheben, und jeder Geistliche, der sich widersetzen würde, solle als Ruhestörer behandelt werden. Außerdem schlossen die Kurfürsten einen Verein zu Rense, in welchem sie erklärten, die Unabhängigkeit der kaiserlichen Würde und des kurfürstlichen Wahlrechts gegen jede Einmischung behaupten zu wollen; worauf dann eine Reichssatzung publicirt wurde, in der ausgesprochen ward, daß die kaiserliche Gewalt allein von Gott komme, und der Erwählte sofort und durch die Wahl

*) Kasimir der Große, der seit 1333 in Polen regierte, erlangte für dieses Bündniß Johann's Verzichtleistung auf die Polnische Krone, erkannte aber die Böhmische Lehnshoheit über die Schlesischen Fürstenthümer an. Der König von Ungern, Karl Robert, Schwager Kasimir's, war mit Polen auf das engste verbunden, und bezweckte wahrscheinlich schon damals die Nachfolge seines Sohnes Ludwig auf dem Polnischen Thron.

allein für den wahren König und Römischen Kaiser zu halten sey. Gegen Frankreich bot sich Ludwig ein anderer nicht minder bedeutender Bundesgenosse an. Es brach nämlich damals der in der Folge zu erzählende Krieg zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich aus, und der Erstere schloß mit dem Kaiser, seinem Schwager, ein Bündniß wider ihren gemeinschaftlichen Feind.

Allein Ludwig warf bald diese doppelte Waffe als zu schwer und lästig von sich. Seine versprochene Theilnahme an dem Englischen Kriege war unbedeutend, ja nach zwei Jahren verließ er Eduard und schloß ein Bündniß mit Frankreich, indem er durch Philipp's Vorstellungen bethört, eher von dessen vorgeblichem Eifer, als von den Beschlüssen des Reichs, seine Aussöhnung mit der Kirche erwartete. Als aber Philipp seinen Zweck, Ludwig von England abzuziehen, erreicht hatte, geschah von seiner Seite beim Papste nichts oder vielleicht das Entgegengesetzte, und der schmählich betrogene Kaiser trug von seiner schwankenden Gesinnung keine anderen Früchte als das allgemeine Mißfallen Deutschland's davon.

Leider vermehrte er dasselbe durch einen Schritt, den sein Streben nach Ländererwerb herbeiführte. Schon die Vereinigung Niederbaiern's, als dessen Herzog 1341 starb, mit seinen Landen hatte, obgleich dieselbe nicht widerrechtlich zu nennen war, Neid erweckt, aber die Art, wie er dem Luxemburgischen Hause Tyrol entriß, gab gerechten Grund zu großem Unwillen. Die Erbin dieses Landes, Margarethe Maultasche, des Böhmischen Prinzen Johann Heinrich, ihres Gemahls, überdrüssig, wünschte von ihm geschieden zu seyn, und der Kaiser bot ihr sogleich die Hand, um die ihm wohlgelegene Grafschaft an sein Haus zu bringen. Er trennte gegen alles Herkommen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit ihre Ehe, und vermählte sie mit seinem Sohne Ludwig von Brandenburg (1342). So fand Papst Clemens VI., der an des 1342 gestorbenen Benedict Stelle getreten war, in diesem allerdings unerhörten Verfahren einen willkommnen Grund für den Haß, mit welchem er, als Freund und Schützling des Königs von Frankreich, der ihn erhoben hatte, als treuer Anhänger des Luxemburgischen Hauses*) und als stolzer Verfechter der Päpstlichen Hoheit, den Kaiser verfolgte. Die neue Gesandtschaft, welche ihm dieser schickte, um die Lossprechung

*) Er war der Lehrer des Böhmischen Prinzen Karl gewesen. Ludwigen nannte er statt **Bavarus** nur **Barbarus**.

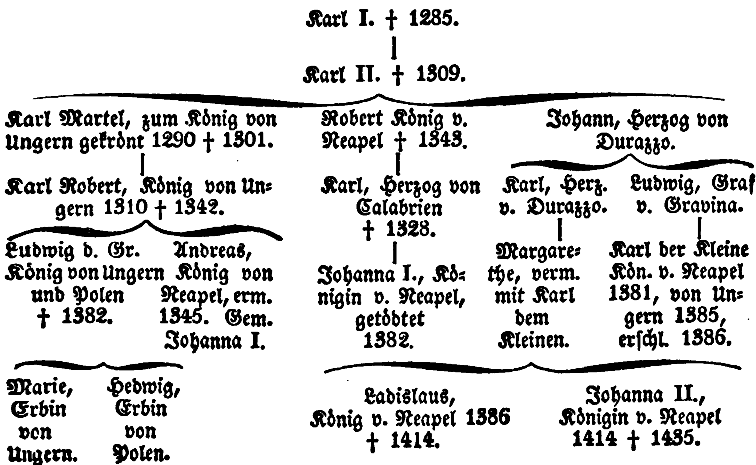
vom Banne zu erbitten, ward verächtlich zurückgewiesen; vielmehr erließ Clemens 1343 eine Bulle, worin er die alten Vorwürfe, vermehrt durch neue über die blutschänderische Ehe der Margarethe, welche im dritten Grade mit Ludwig von Brandenburg verwandt war, gegen den Kaiser wiederholte, und ihn als den ärgsten Frevler an Gott und Kirche nach Avignon vorforderte.

Wie entschlossen und keck Ludwig sich hierauf auch anfangs äußerte, so mahnte ihn doch die große Sehnsucht des ganzen Deutschen Volks nach dem Ende dieser Spaltung zur Nachgiebigkeit. Er schickte nochmals Abgeordnete mit unbedingter Vollmacht an den Papst und den König von Frankreich, die in seinem Namen jede Bedingung unterschreiben sollten. Der Papst wollte aber nicht den Frieden, sondern den Sturz des Kaisers. Nachdem dieser die zuerst vorgelegten, unglaublich harten und höchst demüthigenden Forderungen wider Erwarten zu erfüllen beschworen hatte, trat Clemens mit neuen hervor, welche nicht bloß die Person des Kaisers betrafen, sondern auch die Rechte und Ehre des Reiches antasteten. Ludwig, der nun wol sah, daß er wiederum nur getäuscht und überlistet werden solle, benutzte dies, um die Reichsstände noch einmal für sich zu gewinnen. Es gelang ihm. Die Fürsten kamen überein, daß er ferner seine Lossprechung nicht suchen sollte, machten ihm sogar heftige Vorwürfe, daß er sich schon so weit erniedrigt, und eine Botschaft des Reiches ging nach Avignon um gegen das Verfahren des Papstes feierlich zu protestiren.

Auf diese Weise schien sich Alles wieder besser für Ludwig zu gestalten. Frankreich konnte nicht nachdrücklicher auftreten, weil der durch einen Waffenstillstand unterbrochene Krieg mit England 1345 wieder ausbrach, und dem Hause des Kaisers fiel um diese Zeit eine Erbschaft zu, welche dessen Mittel bedeutend zu erhöhen versprach. Graf Wilhelm IV., von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, ein Enkel Johann's von Avesnes (oben S. 305.), blieb 1345 im Kampfe mit den Friesen, ohne Kinder zu hinterlassen. Ludwig war der nächste Verwandte, da Wilhelm's älteste Schwester Margarethe ihm vermählt war. Indeß machten die jüngeren Schwestern gleichfalls Ansprüche, und so ergriff denn der Kaiser den Ausweg, jene Länder für heimgefallene Mannlehen zu erklären, obgleich das Haus von Avesnes selbst durch weibliche Nachfolge in Besitz gekommen war, und belehnte dann seinen zweiten Sohn Wilhelm und seine Gemahlin mit diesen Provinzen. Endlich schien auch in Italien eine für den Kaiser günstige

Wendung der Dinge einzutreten. Der achtzigjährige Robert, dieser unermüdliche Verfechter der Guelfischen Partei, war 1343 gestorben, und seine Erbin war seine Enkelin Johanna, die er mit seines Neffen, des Königs von Ungern, Karl Robert, zweitem Sohne Andreas vermählt hatte. Aber an dem in Wollust versunkenen und dem Spiele aller Leidenschaften offenen Hofe dieser siebzehnjährigen Fürstin erhob sich zwischen den durch Sitte und Denkweise so scharf getrennten Ungern und Neapolitanern über den Einfluß, den Andreas auf die Regierung haben sollte, ein großer und heftiger Zwist. Andreas glaubte, durch seine Abkunft von dem ältesten Sohne Karl's II. ein näheres Recht an Neapel zu haben, als seine Gemahlin *), und erwartete nur eine Päpstliche Bulle, um ganz selbständig als König aufzutreten. In dieser Besorgniß verschworen sich die Großen der Gegenpartei, denen Andreas rohes Wesen verhaßt, so wie seine Strenge furchtbar war, und erdrosselten ihn am 20. August 1345 in der Nähe von Aversa. Die ausschweifende Johanna, die sich längst mit ihm verfeindet hatte, that nichts diese That zu bestrafen, ja einige klagten sie selbst der Mitwissenschaft an. Dagegen beschloß der Bruder des Ermordeten, der hochherzige König Ludwig von Ungern, das vergossene Blut zu rächen, und forderte den Kaiser auf, an seinem Zuge nach Italien

*) Zur Erläuterung dieser und der späteren verwickelten Verhältnisse in der Neapolitanischen Königsfamilie dient folgende Stammtafel:



Theil zu nehmen. Diese drohende Gefahr abzuwenden, versuchte der Papst einen großen und entscheidenden Schritt zum Sturze Ludwig's, und das Luxemburgische Haus bot dazu willig die Hand. Zu den Kurstimmen des Erzbischofs von Trier und des Königs Johann wurden zwei andere, die von Köln und Sachsen, erkauft, die von Mainz gewaltthätiger herbeigeschafft, indem der Papst einen treuen Anhänger Ludwig's absetzte, und ein ergebeneres Werkzeug an seine Stelle brachte. Diese fünf Kurfürsten traten zu Rense zusammen, und wählten, da das Reich als erledigt anzusehen sey, den Böhmisch-Luxemburgischen Prinzen Karl zum König (11. Juli 1346).

Allein die Stimme dieser fünf Kurfürsten war nicht die Meinung des ganzen Deutschlands; ein Theil desselben, vor allem die Städte, hingen dem Kaiser Ludwig mit unerschütterlicher Treue an, und verschmäheten den neugewählten Pfaffenkönig, wie man ihn zum Spott nannte. Frankfurt und Aachen, innerhalb deren Mauern allein die Wahl und Krönung vollzogen werden konnten, verschlossen ihm ihre Thore, und gleichsam als hätte damit das ganze Land ihm den Eingang geweigert, verließ er kaum vier Wochen nach seiner Erhöhung das Reich, und führte nebst seinem damals beider Augen*) beraubten Vater Johann einen Söldnerhaufen Deutscher Krieger dem Könige von Frankreich gegen die Engländer zu Hülfe. Aber auch hier begünstigte ihn das Glück nicht. In der unglücklichen Schlacht bei Crecy (1346) verlor König Johann das Leben, und sein Sohn alle Aussicht auf Unterstützung. Er kehrte nach Böhmen zurück, und beschloß, einen Angriff auf den Kaiser zu gleicher Zeit von diesem Lande und von Italien aus zu versuchen. Da ihm der Weg durch Oesterreich und Baiern versperrt war, schlich er sich, als Kaufmann verkleidet, mit wenigen Begleitern nach Trident, wo er einiges Kriegsvolk sammelte. Als aber ein Böhmisches Heer, welches in Niederbaiern einbrechen sollte, von dem herzueilenden Markgrafen von Brandenburg geschlagen und zurückgetrieben worden war, mußte er Tyrol nach wenigen Monaten wieder verlassen. Da streckte eine höhere Macht, der alle menschliche Größe sich beugt, seinen Gegner zu Boden. Fröhlich und heiter saß Kaiser Ludwig zu München beim Mahle, als er plötzlich ein Unwohlseyn empfand. In der Hoffnung, daß Bewegung ihm

*) Ein Auge hatte Johann schon 1328 im Kriege gegen die Litthauer verloren, das zweite nahm ihm eine Krankheit und die Ungeschicklichkeit der Aerzte.

helfen werde, setzte er sich zu Pferde, und eilte einen Bären aufzusuchen, dessen Spuren die Jäger entdeckt hatten. Aber in dem Augenblicke, wo er das Thier erblickte, sank er vom Pferde, und unter den Worten: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder, oft hab' ich gefehlt, nie aber Dich im Herzen und Glauben geleugnet!" verschied er im drei und sechzigsten Jahre (11. October 1347).

---

15. Befestigung und Wachsthum der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

(1315—1358.)

Das Oesterreichische Haus war zur Zeit des Aufstandes der Schweizer in so viele weitaussehende Unternehmungen verwickelt, daß eine kräftige Gegenwirkung hier nicht sogleich statt finden konnte. Unterdeß hatte Heinrich VII. den Waldstädten die Reichsfreiheit bestätigt, und als die Schweizer durch die Erhebung Friedrich's des Schönen die Zurücknahme dieses Privilegiums befürchten mußten, so ergriffen sie eifrig die Partei Ludwig's von Baiern. Da beschloß Herzog Leopold durch ihre Bestrafung und Unterwerfung nicht bloß die Ehre und die Rechte seines Hauses wiederherzustellen, sondern auch allen Anhängern Ludwig's ein warnendes und abschreckendes Beispiel zu geben. Er versammelte ein Heer, bei dem sich die übrigen, durch die Befreiung der Waldstädte an Gütern und Rechten gekränkten Herren, vereinigt mit der Blüthe der Oberländischen Ritterschaft, einfanden, und drohte die Bauern mit seinem Fuße zu zertreten. Die Seinigen führten Stricke bei sich, mit denen man sie selbst hinzurichten oder wegzuführen, und die Heerden, ihren einzigen Reichthum, fortzuschleppen gedachte. Als die Waldstädte dies vernahmen, wandten sie sich mit Gebet und Fasten an Gott um Hülfe, vernachlässigten aber dabei menschliche Klugheit nicht. Auf den Rath eines erfahrnen Greises, des alten Reding, versammelten sie ihre Hauptstärke in dem engen Passe bei Morgarten, wo sie den Hauptangriff des Herzogs selbst vermutheten, denn von drei Seiten droheten ihnen die Feinde.

Nur dreizehnhundert Mann zählte ihre Heerschaar, und Hellebarden waren die einzige Waffe, mit der sie das zahlreiche, ritterliche Heer zu bestehen gedachten. Allein sie verließen sich auf die natürliche Beschaffenheit ihres Landes, die dem Feinde, wie sie richtig voraussahen, seine Menge und seine stolze Reiterei unnütz machte; und ihres

Muthes war diese kleine Zahl so sicher, daß sie funfzig Verbannte, welche auf die Nachricht von der Gefahr des Vaterlandes herbeieilten, um sich an sie anzuschließen, nicht innerhalb ihrer Grenzen aufnehmen wollten. Es mußten Jene außer der Landmark bleiben, beschlossen aber dort für die Rettung des Vaterlandes ihr Leben zu wagen. Kaum waren die Ritter am Morgen des 15. November 1315 in das Engthal bei Morgarten eingerückt, als die Funfzig durch Herabrollen schwerer Steine die erste Verwirrung unter sie brachten, die sich bald dem nachdrängenden Fußvolke mittheilte. Sobald die Dreizehnhundert diese Unordnung sahen, stürzten sie von den Bergen herab auf ihre, wie in ein Netz eingeschlossenen Feinde. Mit Keulen und Hellebarden schmetterten und stachen sie die gepanzerten Ritter nieder; viele derselben wurden von den erschreckten Pferden in den nahen Egerisee gerissen, das Fußvolk zum Theil im Gedränge zertreten. In anderthalb Stunden hatten die Eidgenossen einen glänzenden Sieg erfochten. Herzog Leopold selbst hatte sich mit Hülfe eines landeskundigen Mannes nach Winterthur gerettet, voll Schmerz und Scham, einen so schimpflichen Verlust erlitten zu haben. Allein mit wichtigern Sorgen beschäftigt, konnte er nicht an Rache denken, sondern mußte einen Waffenstillstand mit den verhaßten Gegnern eingehen. Diese erneuerten gleich nach der Schlacht ihren Bund, und es konnte nicht fehlen, daß sie nach einem solchen Beweis ihrer Stärke und Ausdauer allen Bedrängten in der Nähe als die sicherste Stütze und Zuflucht erschienen. Auch sie selbst wurden geneigt, zur eigenen Verstärkung über ihre Grenzen zu schreiten, so daß sie endlich, wie die Schneelavinen ihrer Gletscher im Fortsturz anschwellend, zu einer Größe erwuchsen, unter welcher aller Besitz des Hauses Oesterreich und die Herrschaft des Adels in Helvetien begraben ward.

Lucern schloß sich zunächst an sie an. An demselben See gelegen und denselben Bergen nahe, litt dieser Kanton, so lange er noch unter Oesterreich stand, durch die Spannung zwischen seinen Herren und den Waldstädten am meisten. Der Handelsverkehr mit Italien war unterbrochen, die Messen wurden leer, die Bürger mußten unaufhörlich unter den Waffen seyn, um ihr Gebiet zu vertheidigen. Ueberdies mutheten die Gebieter der Stadt neue Lasten zu. So erschien denn eine Verbindung mit den Eidgenossen den Lucernern höchst lockend. Sie erbaten und erhielten von diesen ohne des Herzogs Zustimmung zuerst zwanzigjährigen Waffenstillstand. Ueber diese Eigenmächtigkeit erbittert,

machte der Adel einen Versuch, die Stadt mit Waffengewalt zu überraschen, aber das Mißlingen desselben beschleunigte nur den Abfall der Bürger, und nachdem sich nun die meisten Anhänger des Hauses Oesterreich zurückgezogen hatten, gingen sie ein förmliches Bündniß mit den Waldstädten ein (1332). Albrecht, nach dem Tode seiner Brüder Leopold und Friedrich das Haupt des Oesterreichischen Hauses, bewies sich auch bei dieser Gelegenheit als der Weise*), für den er galt. Durch anderweitige Kriege erschöpft, und der Schlacht bei Morgarten eingedenk, begnügte er sich, einen Landfrieden aufzurichten, ohne die Lucerner weiter zu bekriegen. Man verglich sich nur durch Schiedsrichter über die Rechte, welche dem Hause Habsburg in, nicht mehr über Lucern bleiben sollten.

Noch wichtiger als der Gewinn dieser Stadt wurde die Aufnahme Zürichs und Berns in den Bund. Der Zutritt der ersteren, durch Handel wohlhabenden und bevölkerten Stadt, ward durch vorhergehende Veränderungen in ihrem Innern herbeigeführt. Der Rath derselben bestand aus zwölf Rittern und vier und zwanzig Bürgern, Alle aus den alten, schöffenbar freien Geschlechtern, aus welchen die Gemeinde ursprünglich bestanden hatte, und diese verwalteten, in drei Rotten abgetheilt, jede vier Monate lang, die Regierung. Mit den Herzogen von Oesterreich, dem vornehmsten Landadel und vielen Rheinischen Städten stand das starke und glückliche Gemeinwesen im Bunde. Allmählig aber begann sich eine große Unzufriedenheit der unteren Volksklassen gegen die ausschließliche und erbliche Herrschaft jener Geschlechter zu zeigen. Diese Stimmung benutzte Rudolf Brun, reich und selbst im Rathe, und wußte die Unruhigen so zu leiten, daß er zum Besitz einer unerhörten Gewalt gelangte. In einer öffentlichen und allgemeinen Versammlung der Gemeine (1335) ward die bisherige Weise der Verwaltung verändert und Rudolf Brun mit der Anordnung einer neuen beauftragt, welche eine Theilnahme des Volkes und der Zünfte an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten herstellen sollte. Dieser zufolge ward Brun selbst als Bürgermeister auf Lebenslang Oberhaupt der Stadt, mit einem Rathe aus Rittern, Bürgern und Handwerkern. Alle Ritter und ohne Handwerk leben-

*) Er führt auch den Beinamen des Lahmen. Seit seinem zwei und dreißigsten Jahre war er an Händen und Füßen völlig gelähmt, so daß er stets in einem Sessel getragen werden mußte. Sein Geist war aber um desto thätiger und alle benachbarten Fürsten suchten Rath und Vermittelung ihrer Streitigkeiten bei ihm.

den Bürger wurden in eine Constabel oder Kriegs=Gesellschaft vereinigt, so daß nunmehr die alten Familien keinen größeren Einfluß auf die Regierung des Gemeinwesens ausüben konnten, als die Krämer und Handwerker. Aus den übrigen Bürgern wurden dreizehn Zünfte gebildet, an deren Spitze Zunftmeister standen, die im Rathe saßen. Die Wahl des Raths geschah aber unter dem Einflusse Brun's, der, um über die Constabel zu herrschen, die Zünfte begünstigte. Kaiser Ludwig bestätigte diese Einrichtungen.

Die Gewaltthätigkeit mit welcher Brun diese Verfassung theils begründet hatte, theils behauptete, regte mannichfaltige Feinde gegen ihn auf. Vor allen dürsteten die vormals herrschenden Geschlechter, die bei der Umwälzung verdrängt worden waren, nach Rache. Sie beschlossen endlich durch Waffengewalt ihren Feind zu stürzen, und die alte Verfassung wieder herzustellen. Zu dem Ende verbanden sie sich mit dem Grafen Johann von Habsburg zu Rappersweil und anderen mächtigen Edlen, die der neuen Regierung gleichfalls abhold waren (1350). Schon war die Zahl der Verschwornen in der Stadt auf siebenhundert gestiegen und die Nacht bestimmt, in welcher die Hülfe von draußen heranziehen und Brun mit allen seinen Anhängern den Tod finden sollte, als der Anschlag unmittelbar vor der Ausführung durch einen Zufall verrathen, durch Brun's rasche Thätigkeit vereitelt, und die Theilnehmer, so viele davon in seinen Händen waren, mit Härte bestraft wurden. Rappersweil, dessen Herr sein Gefangener geworden, ward von dem Bürgermeister eingenommen, und nicht lange darauf, da man es nicht behaupten zu können glaubte, von den Zürchern zerstört. Ueberzeugt, daß er durch alles dieses den Zorn Oesterreichs erweckte, und daß ein baldiger Krieg zu erwarten sey, wandte sich Brun 1351 an die Waldstädte um Bund und Hülfe*). Zürch war diesen als Markt und Vormauer zu wichtig, als daß sie trotz der bedenklichen Umstände hätten anstehen sollen, dies Verlangen zu erfüllen, und als Herzog Albrecht mit allen seinen Dienstmannen und vielen Fürsten und Herren der vorderen Lande anrückte, um Zürch zu strafen, zog ungesäumt eine Schaar der Waldstädte der neuverbun-

*) „Durch diese That Brun's, sagt der berühmte Geschichtschreiber der Schweiz, wurden viele Städte und Landschaften nun seit fünftehalb hundert Jahren bei der Freiheit gesichert, und ohne sie hätte die Schweizerische Eidgenossenschaft (so gros und heilig sie durch sich selbst, so stark sie war durch den Muth ihrer Vertheidiger) im Laufe der Zeiten durch List oder Gewalt untergehen müssen."

denen Stadt zu Hülfe. Der Angriff ward durch Unterhandlungen verzögert, weil der Herzog zu langem Kriege noch nicht gerüstet war, aber seine Aufgebote führten den Bedroheten, statt ihnen Gefahr zu bringen, neue Verbündete zu.

Der Herzog mahnte nämlich auch die Glarner zum Kriege. Diese, durch das Beispiel der Waldstädte aufgeregt und ermuthigt, weigerten sich, unter dem Vorgeben, sie seien zur Heeresfolge nicht verpflichtet. Albrecht beschloß, deshalb, und weil man von hier aus auch zugleich mit Vortheil in die Waldstädte eindringen konnte, ihre Thäler zu besetzen. Sobald dieses bekannt wurde, vereinigten sich Schwyz, Uri, Unterwalden und Zürch, drangen mitten im November nach Glarus vor, und nahmen das Land ein, ohne Anstrengung, weil die Glarner sie bereitwillig empfingen. Der vertriebene Oesterreichische Landvogt Walther von Stadion wollte zwar mit einer bewaffneten Schaar das Land wiedergewinnen, aber auf dem Rütifeld unweit Näfels ward er mit den Seinigen niedergehauen und Glarus förmlich in die Eidgenossenschaft aufgenommen (1352). Eben dieses geschah mit Zug, als die Eidgenossen diesen in Oesterreichs Händen ihnen gefährlichen Ort in ihre Gewalt bringen wollten, und Albrecht auf die dringende Bitte der Zuger um Hülfe nur erwiederte: ich werde bald Alles wieder erobern, denn er glaubte, wenn er Zürch überwunden haben würde, den ganzen Bund leicht zu sprengen. Er vertraute seinem zahlreichen Heere, welches inzwischen durch Unterstützung und Zuzug vieler Fürsten und Herren, selbst des Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, auf vier und dreißigtausend Streiter angewachsen war. Dennoch konnte diese überlegene, aber uneinige Menge gegen die Eintracht und Beharrlichkeit der Schweizer nichts ausrichten. Auch trat bald Mangel an Lebensmitteln ein. Daher nahm der Herzog gern den Frieden an, welchen der Kurfürst von Brandenburg zu Lucern vermittelte. Er behielt demselben zufolge, was er in Lucern, Schwyz und Unterwalden an Rechten und Einkünften besaß, mit Ausnahme der Hoheitsrechte: Zug und Glarus versprachen ihm, den schuldigen Gehorsam zu leisten, und die Eidgenossen gelobten, ferner keine Bündnisse mit Oesterreichischen Städten und Ländern einzugehen. Dagegen wurden sie bald darauf durch den Beitritt der Berner verstärkt, denen die Waldstädte schon dreizehn Jahre vor diesem Frieden Kriegshülfe geleistet hatten. Bern war nämlich ebenfalls ein Gegenstand des Hasses für die fürstlichen und Adels-Geschlechter der benachbarten Gebiete, und

im Jahre 1338 hatten diese einen großen Bund zur Zerstörung der Stadt geschlossen. Kaiser Ludwig selbst, den Bern unter dem Vorwande des Päpstlichen Bannes anzuerkennen sich geweigert, schien ihre Erniedrigung zu wünschen, und Herzog Albrecht hoffte sie sich zuzueignen*).

In dieser Noth, der starken Macht ihrer Feinde bloßgestellt, riefen die Berner die Waldstädte an, und erhielten eine Hülfe von neunhundert Streitern. Zu ihrem Feldhauptmann wählten sie einen trefflichen Mann, den Ritter Rudolf von Erlach. Er war Bürger zu Bern, aber auch zugleich Dienstmann des Grafen von Nidau, der an der Rüstung gegen die Stadt großen Antheil nahm. Um nun seiner Vaterlandsliebe Raum geben zu können, ohne seinem Lehnsherrn treulos zu werden, bat er den Grafen selbst um die Erlaubniß, der Stadt dienen zu dürfen. Ein Mann mehr oder minder, meinte dieser, verschlage ihm nichts. „Nun wohl, erwiederte Erlach, als einen Mann will ich mich zeigen." Und er hielt Wort. Bei Laupen kam es am 21. Julius 1339 zur Schlacht. Als das Gefecht begann, flohen Einige im Heere der Berner, und erregten dadurch unter den Uebrigen Ungewißheit und Bestürzung. Erlach aber rief mit freudiger Miene: „Freunde, wir siegen, die Furchtsamen sind von uns!" und sofort, das Banner der Stadt in der Hand, drang er mit den Jünglingen, die den Kern seines Heeres ausmachten, in das feindliche Fußvolk ein, welches dem kräftigen Andrange nicht lange widerstand. Bald war mit Hülfe der Waldstädter ein vollständiger Sieg errungen. Die Freundschaft, welche damals geknüpft ward, führte 1353 einen Bund zwischen Bern und den drei Waldstädten herbei. So war die Eidgenossenschaft der acht alten Orte, wie man sie nachmals nannte, vollendet, welche hundert acht und zwanzig Jahre hindurch keine anderen gemeinschaftlichen Bundesglieder aufnahmen. Nur die drei Waldstädte, der Eckstein des Ganzen, hatten mit den übrigen fünf Orten feste Bündnisse, diese keine unmittelbaren unter sich, aber der gemeinsame Freiheitsgeist hielt Alle zusammen. Es stand die Eidgenossenschaft jetzt in der schönsten Blüthe der Eintracht und inneren Stärke, deren

*) „Wenn Bern damals untergegangen wäre, so würde das ganze Land von Bern, von Freiburg, von Solothurn und anderen Städten in ganz anderen Zustand gekommen seyn; kaum war eine Zeit größerer Gefahr oder von so wichtigen Folgen für die Städte und Länder des Bundes der Schweizerischen Eidgenossen." Johann v. Müller

sie auch in vollem Maße bedurfte, so lange ein kraftvoller Adel und die furchtbare Macht von Habsburg unermüdlich auf ihre Zerstörung sannen.

Der letzte Friede, den Albrecht geschlossen, dauerte nur kurze Zeit. Der Herzog verlangte, daß Glarus und Zug ihren Bund mit den Waldstädten aufheben sollten, und da sie sich dessen weigerten, klagte er sie bei dem Deutschen Könige Karl IV. an. Dieser versuchte anfangs eine gütliche Vermittelung, da aber die Eidgenossen sich seinem schiedsrichterlichen Spruche nur unter der Bedingung unterwerfen wollten, daß ihre Bündnisse vorbehalten würden, so gerieth Karl über diese Einwendung mit Recht in Zorn, und erklärte, weil Reichsglieder sich ohne das Reichshaupt gar nicht verbinden dürften, ihre Einung für ungültig. Doch die Eidgenossen blieben unerschüttert bei ihrem Beschlusse, daher 1354 ein Reichskrieg gegen sie zu Stande kam, der aber, wie die meisten ähnlichen Unternehmungen des gesammten Reichs, mit großem Glanz und Gepränge angefangen, kraftlos geführt wurde, und von selbst aufhörte. Albrecht wollte zwar noch nicht ablassen, er warb funfzehnhundert Ungerische Reiter, und vertheilte sie auf seinen Besitzungen, um durch diese die Eidgenossen von verschiedenen Seiten beunruhigen zu lassen. Aber die räuberischen Ungern thaten seinen eigenen Unterthanen noch größern Schaden, so daß diese dringend verlangten, er solle Frieden machen, sonst würden sie sich ohne ihn mit den Eidgenossen vertragen. Dadurch wurde Albrecht endlich genöthigt nachzugeben, und unter des Kaisers Vermittelung Friedensunterhandlungen zu pflegen. Aber auch jetzt noch suchte er sich durch unbestimmte Ausdrücke im Friedebriefe möglichst viel Rechte und Ansprüche zu bewahren, und Zürch, von Brun, der heimlich gewonnen war, geleitet, bot die Hand dazu. Aber Schwyz vereitelte diese Bemühungen, und es ward endlich durch die Vermittelung des Freiherrn von Thorberg ein nachmals meist immer auf drei Jahre erneuerter Waffenstillstand geschlossen (1356). Albrecht war freilich ungehalten über diesen Ausgang der Dinge; doch drückte ihn außer den Gichtschmerzen nun auch Alterschwäche darnieder. Er starb schon zwei Jahre nach diesen Vorfällen im sechzigsten Jahre (1358). Aber der Haß, den er gegen die Eidgenossen gehegt, überlebte ihn; die Spannung zwischen dem durch Oesterreich vertretenen und geleiteten Adel auf der einen und den Bürgern und Landleuten auf der andern Seite dauerte fort, und führte nach einiger Zeit zu einem neuen Ausbruch des Kampfes.

---

16. Deutschland unter Karl dem Vierten.
(1347—1378).

Der Zwiespalt und Kampf der Parteien im Deutschen Reiche wurde durch den Tod des Kaisers Ludwig nicht sogleich geendigt; Haß und Furcht hafteten noch in den Gemüthern. Die Städte, die als treue Anhänger Ludwig's dem Gegenkönige Karl und der Kirche getrotzt, fürchteten für ihre Freiheiten und Rechte; das Haus des verstorbenen Herrschers war besorgt um die Vortheile, welche es unter der Regierung desselben erworben hatte. Beide mußte der neue König gewinnen und beruhigen, wenn er den Thron behaupten wollte. Karl lösete diese Aufgabe in seiner Weise. Er war ein Fürst im Sinne der neuern Zeit. Das Mittelalter wollte großartige Ideen, die aber der Wirklichkeit ferne lagen, Empfindung und Phantasie, er kannte nur Nützliches, Berechnung und Verstand. Als Kind mit seiner Mutter von dem Argwohn Johann's, weil die Böhmen den Sohn lieber sahen, im Kerker gehalten, dann deshalb weggeführt und am Französischen Hofe erzogen, und mit der Art des päpstlichen durch eigene Anschauung bekannt, endlich schon als sechzehnjähriger Knabe von seinem Vater mitten unter die Italienischen Ränke gestellt, hatte sich in ihm weniger jene ritterliche, kampflustige und abenteuerliche Sinnesart seines Großvaters Heinrich und seines Vaters entwickelt, als vielmehr eine große Besonnenheit und kluge Gewandheit, Menschen und Verhältnisse zu seinem Vortheile zu behandeln. So bestand er denn auch jenen Kampf weniger mit den Waffen, als durch geschickte Leitung der Unterhandlungen. Die Städte gewann er zuerst durch die außerordentlichsten Versprechungen, und da der Graf Eberhard von Würtemberg sich schon vor Ludwig's Tode für ihn erklärt hatte, so konnte er nun auf ganz Schwaben zählen. Ebenso gelang es ihm durch eine Verlobung seiner Tochter mit Herzog Albrecht's minderjährigem Sohn Rudolf, die Macht Oesterreichs auf seine Seite zu stellen.

Indeß waren seine Hauptfeinde, die Baierschen Fürsten, aus allen Kräften bemüht, einen Gegenkönig zu erheben. Sie fielen zuerst auf Eduard III., von England, der durch seine Macht, seine persönliche Tüchtigkeit und sein feindliches Verhältniß zu Frankreich am geeignetsten dazu schien, und am 7. Januar 1348 ward er auf einer Versammlung zu Oberlahnstein, unter dem Vorsitze des vom Papste abgesetzten Erzbischofs von Mainz (oben S. 368.), von diesem und

den Botschaftern von der Pfalz, von Brandenburg und von Sachsen-Lauenburg zum Römischen Könige gewählt. Allein Eduard, der des Schicksals König Richard's von Cornwallis eingedenk seyn mochte, und erkannte, wie schwankend der auf die Leidenschaft einer Partei gegründete Thron seyn müsse, nahm Anstand. Karl ermangelte nicht ihn in diesen Zweifeln, die das Parlament theilte, zu bestärken; er schickte den jungen Grafen von Jülich, Eduard's Neffen, zu ihm, und so schlug der König von England, überdies noch mit dem Kriege gegen Frankreich beschäftigt, wirklich die angetragene Krone aus. Dadurch von einer bedeutenden Sorge frei, konnte Karl sich ungehinderter gegen das Baiersche Haus selbst wenden, das eben, zur glücklichsten Stunde für ihn, in einen gefährlichen Kampf mit einem Trugbilde verwickelt war, dem nur vielfältiger Haß Leben verliehen hatte. Es trat nämlich ein Mann auf, welcher behauptete, jener seit 1319 todt geglaubte Markgraf Waldemar von Brandenburg (oben S. 356.) sey nicht gestorben, sondern ein Anderer statt seiner zum Schein begraben; er selbst sey es, der jetzt aus dem gelobten Lande zurückkehre, wohin er von Gewissensunruhe getrieben, eine Pilgerfahrt gemacht habe. Er komme nun, sein Land, das fremden und für das Wohl desselben wenig besorgten Herren zu Theil geworden sey, aus der Schmach und dem Druck zu retten. Höchst wahrscheinlich hatten die Fürsten von Anhalt und Sachsen, welche wegen ihrer Stammverwandschaft mit dem Ascanischen Hause vergebliche Ansprüche auf Brandenburg gemacht hatten, und die Vereitelung dieser Hoffnung noch immer nicht verschmerzen konnten, diesem Manne seine Rolle eingeübt. Einer Sage nach war er Knecht am Hofe Waldemars und in der Folge zu Hundeluft unweit Zerbst Müller gewesen, und hieß Jacob Rehbock. Am Hofe des Erzbischofs von Magdeburg trat er zuerst auf, und von hier aus suchte er die gegen die Baierische Herrschaft schon längst aufgeregten Gemüther durch Versprechungen zu gewinnen. Der Erfolg war glänzend. Viele Geistliche, Ritter und Städte erklärten sich für ihn. Als er endlich selbst im Lande erschien (Aug. 1348), ward er überall mit Jubel empfangen. Bald hatte der Kurfürst Ludwig in den Marken nur noch die Städte Spandau, Briezen (daher Treuenbriezen) und Frankfurt, und einen kleinen Theil des Adels auf seiner Seite, und der vorgebliche Waldemar ging mit einem, durch Mecklenburger und Sachsen verstärkten Heere auf Frankfurt los, wo Ludwig sich selbst befand, um den Eingang zur Neumark zu vertheidigen.

Unter diesen Umständen eilte Karl, den seinen Absichten so willkommenen Feind des Wittelsbachischen Hauses zu unterstützen. Er kam selbst in das Lager desselben bei Heinrichsdorf, auf dem Wege nach Frankfurt, und nachdem er die Zeugnisse der gegenwärtigen geistlichen und weltlichen Fürsten von der Aechtheit desselben angehört, ertheilte er ihm die feierliche Belehnung mit Brandenburg. Aber Ludwig widerstand in Frankfurt tapfer dem feindlichen Heere, nöthigte es zum Rückzuge, und rettete dadurch nicht allein die Neumark, sondern eroberte auch einen Theil des verlorenen wieder.

Sobald er dadurch Raum gewonnen hatte, erneuerte er, und zwar jetzt mit um so größerer Erbitterung, seine früheren Versuche, Karl vom Throne zu stoßen. Er wandte sich zuerst an den Markgrafen Friedrich von Meißen, seinen Schwager. Aber dieser, der kränklich und schwach war, schlug das Anerbieten aus, und zog den sichern Gewinn von zehntausend Mark, welche Karl ihm bot, dem unsichern Glanze der Krone vor. Endlich fiel Ludwig auf den Grafen Günther von Schwarzburg, der bei seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser in Krieg und Frieden vielfach gebraucht und ein jedem kühnen Unternehmen geneigter, in Kriegshändeln vielfach erprobter Mann war. Dieser nahm die Krone an, unter der Bedingung, daß die Kurfürsten erklärten: Karl sey einstimmig oder doch von der Mehrzahl verworfen, ihn aber wollten sie ohne Bestechung erwählen und berufen. Nachdem er hierüber die bündigsten Versicherungen erhalten, wurde er von den dem Baierischen Hause ergebenen Fürsten am 30. Januar 1349 zu Frankfurt zum Könige gewählt, und erhielt von dem Pfalzgrafen Rudolf bei Rhein noch überdies die heiligsten Versicherungen, daß sie ihm Beistand leisten und sich ohne seine Einwilligung weder mit Karl noch mit dem Papste vertragen wollten. Sein Kriegsruhm, seine Schätze, die Früchte vieler glücklichen Kämpfe, und die Gunst seiner Anhänger versammelten bald zahlreiche Genossen früherer Thaten, und andere kriegslustige Schaaren um ihn, und unerschrocken rückte er in das Feld zur Behauptung seiner Krone. So wenig fürchtete er, seinem Mitbewerber auf diesem Wege zu begegnen, daß, als Karl Cassel bei Mainz zum Sammelplatz seiner Schaaren bestimmte, er an demselben Orte ein Turnier anordnete. Aber sein Gegner kämpfte gegen ihn mit anderen Waffen, als er zu handhaben verstand. Er untergrub den Boden, auf dem Günther fest zu stehen glaubte, nämlich die Treue seiner Partei. Zuerst gewann Karl den Pfalzgrafen Rudolf, dessen

Tochter er seine Hand bot. Dadurch eröffnete er sich den Weg zur weitern Aussöhnung mit dem ganzen Baierischen Hause, so daß Günther bald von Allen verlassen allein da stand. Zwar wich dieser, erbittert über solche Künste und Treulosigkeiten, auch jetzt noch nicht, sondern vertraute kühn seiner geprüften Tapferkeit, aber der starken Seele wurde nun auch der eigene Körper ungehorsam. Er erkrankte plötzlich, und obgleich dies zu einer Zeit geschah, wo eine fürchterliche Pest *) ganz Europa durchzog und fast die halbe Bevölkerung von Deutschland wegraffte, so wurde es doch den giftmischenden Künsten **) seiner Feinde zugeschrieben. So mußte sich Günther mit Karl zu Eltvil vertragen, und überließ ihm gegen eine Summe von zwanzigtausend Mark Silbers seine Ansprüche auf die Krone, deren Glanz seinen Tod noch verherrlichte; denn als er bald darauf am 14. Junius 1349 zu Frankfurt starb, ward ihm ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, wobei zwanzig Reichsgrafen seine Bahre trugen und Karl selbst mit vielen anwesenden Fürsten folgte. Danach wurden die noch obwaltenden Streitpunkte völlig ausgeglichen. Karl entsagte allen Ansprüchen auf Tyrol, Kärnthen und Görz, wogegen Ludwig die ehemals zu Brandenburg gehörige Oberlausitz an Böhmen überließ. Auf dem Reichstage zu Nürnberg sollte eine neue Untersuchung über Waldemar angestellt werden, zu dessen Aufopferung sich Karl jetzt sehr gern bereit zeigte. Ohne einmal dessen Ankunft abzuwarten, belehnet er Ludwig von Baiern mit den Marken, und verhieß, ihn mit

---

*) Die Erscheinungen dieser großen Pest und ihre Wirkungen auf die Gemüther in Italien hat Boccaccio in der Einleitung zu seinem Decamerone vortrefflich beschrieben. In Deutschland bewirkte sie theils ein heftiges Aufflammen des Hasses gegen die Juden, deren in Oesterreich, Franken und in den Rheinländern Viele erschlagen wurden, theils einen Hang zu blutiger Selbstzerfleischung. Unter den kirchlichen Bußen standen die Geißelungen in sehr hohem Ansehen, und bei großen Unglücksfällen hielt man Geißelprocessionen für das beste Mittel, den Zorn Gottes abzuwenden. Im Frühlinge des Jahres 1349 bildeten sich aber förmliche Geißlergesellschaften in Oberdeutschland und verbreiteten sich über das ganze Reich, so wie über die benachbarten Länder. Sie trieben ihre Bußübungen nach einer festen Regel unter der Leitung ihrer eignen Meister (magistri) ohne Mitwirkung des Klerus, und hielten die kirchlichen Heilmittel für schwächer; wie sie sich überhaupt in einer gewissen Opposition zur Kirche befanden. Clemens VI. verbot durch eine Bulle die Umgänge, drängte aber dadurch die Geißelbuße nur in die Verborgenheit zurück.

**) Man beschuldigte einen berühmten Frankfurtischen Arzt, Freidank, daß er ihm das Gift in einem Heiltranke gereicht habe. Das Gerücht setzte also doch selbst voraus, daß Günther schon krank war

dem Papste auszusöhnen, zu dessen Verdrusse Karl, auf ausdrückliches Verlangen der Wittelsbacher, noch einmal förmlich gewählt und gekrönt worden war. Die Brandenburgischen Städte aber zeigten eine so feste Anhänglichkeit an den Mann, welcher ihnen das Glück der Ascanischen Zeiten zurückzubringen verheißen hatte, daß gegen sie die Waffen ergriffen werden mußten. Nur nach langen und harten Kämpfen wurden sie allmählig wieder unterworfen. Noch vor Beendigung dieser Unruhen gab Ludwig die Herrschaft über so widersetzliche Unterthanen (1351) seinen jüngeren Brüdern Ludwig dem Römer (so genannt, weil er in Rom geboren war) und Otto, und übernahm dafür Oberbaiern, welches ihm wegen der Grafschaft Tyrol bequemer gelegen war. Der vorgebliche Waldemar verließ erst 1355 Brandenburg und begab sich nach Dessau, wo ihn die Anhaltischen Fürsten bis an seinen Tod als ächten Markgrafen behandelten.

Karl wollte nun zu der Deutschen Krone auch den Glanz der kaiserlichen fügen, und beschloß deshalb seinen Römerzug anzutreten. Wie er aber überall, seiner ganzen Gemüths- und Denkungsart nach, jener an die Stelle der großartigen Bestrebungen der Hohenstaufen getretenen, Alles kalt berechnenden Staatskunst huldigte, die Kleines durch kleine Mittel zu erlangen suchte, so strebte er auch hier nach keinem andern, als dem allernächsten Zwecke. Mit einer geringen Schaar brach er 1354 auf. In Oberitalien hatte sich unterdeß die Herrschaft der Visconti durch kluge Benutzung der Umstände und durch größere Mäßigung, als bei den übrigen Dynasten der Italienischen Städte damals gewöhnlich war, immer weiter ausgebreitet, und alle durch diese Fortschritte Bedrohten waren in ein Bündniß zusammengetreten. Es kam zum Kriege; beide Parteien suchten den König zu gewinnen. Die Visconti boten ihm 200,000 Goldgulden und dafür bestrebte sich Karl dann aus allen Kräften, nicht die Gegner anzugreifen, sondern einen Frieden zu vermitteln; doch konnte er die Verbündeten nur zu einem Waffenstillstand bewegen. Darnach hielt er am 4. Jan. 1355 seinen Einzug in Mailand und wurde in der Kirche des heiligen Ambrosius gekrönt. Mit Florenz unterhandelte er so glücklich, daß sich die Bürger zur Zahlung von 100,000 Goldgulden anheischig machten, wenn er weder die Stadt selbst noch einen andern Florentinischen Ort betreten wollte. Am ersten Ostertage des Jahres 1355 empfing Karl IV die kaiserliche Krone zu Rom, unter wenig ehrenvollen Formen, wie ein Geschenk des Papstes, dem zu Gefallen

er die Römer abwies, welche ihm die Herrschaft antrugen. Noch am Abend desselben Tages verließ er die Stadt, weil er, unter vielen anderen Versprechungen, die er dem heiligen Stuhle gethan als er durch dessen Einfluß gewählt wurde, auch gelobt hatte, nicht länger als einen Tag in Rom zu bleiben, und sich desselben in keiner Weise zu bemächtigen. Karl verschmähte es nach gefährlicherm Ruhme in Italien zu streben und kehrte, nachdem er also durch seinen Römerzug auch noch das Schattenbild kaiserlicher Hoheit über Italien vernichtet, nach Deutschland zurück, um sich hier ein Verdienst zu erwerben, wie es die Zeit und die Umstände möglich machten.

Auf zwei Versammlungen, zu Nürnberg (Januar 1356) und zu Metz (December 1356) brachte er ein Reichsgrundgesetz zu Stande, dessen Hauptzweck war, dem Streit und Zwiespalt entgegen zu wirken, welche schon seit langer Zeit fast jede Königswahl zu einer Quelle von Unruhen für Deutschland gemacht hatten. Es wurde daher in dieser berühmten Urkunde, welche unter dem Namen der goldenen Bulle bekannt ist, nicht allein die ganze äußere Feierlichkeit der Wahl festgesetzt, sondern vor allem die Personen der dazu Berechtigten bezeichnet und ihre Verhältnisse, deren Unbestimmtheit bisher vielfache Zwistigkeiten erzeugt hatte, gesetzlich geordnet. So war die Führung der Kurstimme immer streitig gewesen, theils zwischen den verschiedenen Zweigen kurfürstlicher Häuser, wie zwischen Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg, theils zwischen den verschiedenen Gliedern einer Familie, wie damals in der Pfälzischen zwischen Ruprecht dem ältern und dem jüngern; oder sie hing von willkürlichen Verträgen ab, wie im Brandenburgischen Hause sich Ludwig der Aeltere die Kurstimme vorbehalten hatte, als er seinen Brüdern das Land überließ, oder wie im Baierischen, wo Kaiser Ludwig eine Abwechselung in der Stimmführung zwischen Pfalz und Baiern festgesetzt hatte. Es wurde jetzt bestimmt, daß die Kurstimme nur an dem unzertrennlichen Kurlande nach dem Erstgeburtsrecht haften sollte, die streitige Sächsische an Wittenberg, und die Baierische an der Pfalz. Der Bestätigung des gewählten Königs durch den Papst geschieht keine Erwähnung. Die Kurfürsten, „die sieben Leuchter, wie es im Eingange heißt, welche das heilige Römische Reich in Einheit des heiligen Geistes erleuchten sollen," wurden vor den anderen Fürsten ganz besonders hervorgehoben und ihre Vorrechte gesetzlich bestimmt. Von ihrer Einigkeit und ihrem Einflusse erwartete Karl den ruhigen und gesetzlichen Bestand des

übrigen kaiserlichen Rechte in Ruhe erhalten werden können, erheben sich die Erblande des Luxemburgischen Hauses, unter ihnen vor allen Böhmen, zu vorher nicht gekannter Blüthe und Bildung. Karl's erste Sorge war die Herstellung des inneren Friedens. Er selbst brach die Burgen, von denen aus das Land und die Straßen durch Räubereien unsicher gemacht wurden. Unermüdlich saß er zu Gericht vor den Thoren der Schlösser und auf den Märkten der Städte von früh bis Sonnenuntergang, und ein neues Gesetzbuch sollte den Böhmen den Segen einer ähnlichen Gerechtigkeitspflege und das Ende der Gewaltthätigkeiten auch für die Zukunft erhalten. In dem Schooße dieser Sicherheit sollten Handel und Verkehr empor blühen, wozu er die zweckmäßigsten und umfassendsten Anordnungen traf. Die Kirche bedachte er reichlich, sowol mit erkauften Reliquien als durch fromme Schenkungen und Stiftungen, deren Zeit in den übrigen Reichslanden fast schon vorüber war. Selbst gelehrt und wissenschaftlich gebildet, gründete er zu Prag die erste Universität Deutschland's (1348), „damit die Böhmen nicht mehr genöthigt würden, ihren unabläßigen Heißhunger nach den Früchten der Wissenschaft durch Betteln bei den Ausländern zu stillen." Umgeben von Künstlern, die er aus fernen Landen herbeiruft, schmückt er seine Länder mit herrlichen Kirchen, Palästen und Brücken, legt neue Dörfer und Städte an, und besetzt sie mit Ansiedlern. Flüsse werden schiffbar gemacht, der Ackerbau wird verbessert, Reben aus Burgund werden bei Melnik gepflanzt und gepflegt, und um kostbare Zeuge zu weben, erscheinen selbst Mohamedaner aus dem fernen Morgenlande in Prag.

So trat Böhmen, bis jetzt von den Deutschen als roh und barbarisch verachtet, durch Karl's Bemühungen mit in die Reihe der übrigen Länder des Reiches, und die Bildung, welche unter seinen Händen hier emporblühte, hat nach einem halben Jahrhundert die merkwürdigsten Früchte getragen. Kurz vor seinem Ende, als er von dem Prager Schlosse herab auf die durch den Anbau der Neustadt von ihm vergrößerte und verschönerte Stadt blickte, sagte er mit Thränen im Auge: „ich fürchte, daß meine Söhne die Böhmen um der Deutschen willen hassen werden; wüßte ich welcher, er sollte von meiner Hand den Tod empfangen." Er starb am 20. Nov. 1378. Die Regierung seines ältesten Sohnes Wenceslaus, der dieses Königreich nebst Schlesien erhielt (die Mark Brandenburg kam an den zweiten, Siegmund, die Lausitz an den dritten, Johann) war in jeder

Hinsicht verderblich und störend, und eben so wenig für die Böhmen ersprießlich, als für die Deutschen, die ihn noch bei Karl's Lebzeiten auf dessen Wunsch als Nachfolger anerkannt hatten.

---

17. Italien bis auf den Tod Karl's IV.

Nachdem die Macht Johann's von Böhmen wie ein Meteor kurze Zeit in Italien geglänzt hatte und dann in nichts zusammengesunken war, erregte der kühne Ehrgeiz des Mastino della Scala, der seinem Oheim Can im Jahre 1328 gefolgt war, und nun in seinem Streben nach Vergrößerung auch der bisherigen Bundesgenossen nicht schonte, allgemeine Besorgniß. Die Florentiner, denen er Lucca, welches ihnen nach Johann's Abzuge zu Theil geworden war, entrissen hatte, und in deren Gefahr alle Guelfen die ihrige sahen, Venedig, welches er durch willkührliche Zölle auf dem Po beeinträchtigte, und selbst die vorzüglichsten Gibellinischen Häupter, wie Azzo Visconti und Ludwig Gonzaga, der Herr von Mantua, verbanden sich 1337 gegen ihn, und zwangen ihn, alle seine Eroberungen wieder fahren zu lassen; doch blieb er im Besitz von Verona, Vicenza und Parma. Aber nun erhob sich in Azzo Visconti ein nicht weniger gefährlicher Gegner der unabhängigen Staaten Italien's. Er starb zwar schon 1339, aber sein Oheim und Nachfolger Lucchino Visconti erbte mit seiner Macht auch seine Absichten. In den Krieg, welchen Florenz damals mit Pisa über den Besitz von Lucca, welches Mastino della Scala den Florentinern überlassen, die Pisaner aber besetzt hatten, führte, mischte er sich und half den Pisanern zu dieser Stadt, in der Hoffnung, sie späterhin selbst zu gewinnen. Noch ausgedehntere Entwürfe verfolgte nach Lucchino's Tode (1349) sein Bruder Johann, der zugleich Erzbischof von Mailand war. Mit dem Schwerte in der einen und dem Bischofsstabe in der andern Hand, erwiederte er dem päpstlichen Gesandten, der ihn aufforderte, das eine oder das andere fahren zu lassen, stolz und kühn, er wolle mit dem Einen das Andere vertheidigen. Mit beiden schien er auch allen Mächten Italien's überlegen zu seyn, und strebte nach nicht Geringerem als nach der Herrschaft über die ganze Halbinsel, wobei die Umstände ihn im hohen Grade zu begünstigen schienen.

Neapel war seit dem Tode Robert's und der Ermordung des

Andreas (oben S. 367), von der Höhe gestürzt, von welcher herab der erste und zweite Karl und Robert das Schicksal des ganzen Italiens geleitet oder bestimmt hatten. Der König von Ungern, Ludwig, war als Rächer seines ermordeten Bruders 1348 in Italien eingerückt und ohne irgendwo Widerstand zu finden, an den Grenzen Neapel's erschienen, wo die Königin Johanna durch ihre Verheirathung mit Ludwig von Tarent, den man für einen Mitschuldigen an dem Morde des Andreas hielt, das Volk noch weit mehr gegen sich aufgebracht hatte. Da sich Niemand regte, um für sie gegen den furchtbar drohenden Feind die Waffen zu ergreifen, schiffte sie sich mit ihren Freunden und Schätzen nach der ihr gehörigen Provence ein, und Ludwig ward ohne Schwertschlag Herr des Königreichs.

Aber sobald er nach Ungern zurückgekehrt war, verlangte der Wankelmuth der Neapolitaner wieder nach der geflüchteten Herrscherin. Von den Wünschen des Volks unterrichtet, kehrte sie noch in demselben Jahre in ihre Hauptstadt zurück, und suchte mit Hülfe Deutscher Soldtruppen den Ungern die von ihnen besetzten Theile des Reichs zu entreißen. Das ganze Land erlag unter der Habgier, Gewaltthätigkeit und Mordsucht der beiderseitigen fremden Söldnerhaufen, die, wenig geneigt sich zu bekriegen, darin einverstanden waren, das ganze Land auszuplündern. Im Jahre 1352 kam zwar ein Friede zwischen Johanna und Ludwig zu Stande, unter des Papstes Vermittlung, der nach angestelltem förmlichem richterlichem Verfahren die Königin für unschuldig an dem Morde des Andreas erklärt hatte. Ludwig räumte Neapel, und verschmähte dreimal hunderttausend Goldgulden, welche der Papst ihm als Schadenersatz zuerkannt hatte, weil er Gerechtigkeit, nicht Gewinn gesucht. Aber Neapel's Kräfte waren erschöpft. Das Land ward durch den Ungehorsam der mächtigen Barone und die Räubereien der Söldnerrotten, die ihr Wesen fortwährend trieben, verwirrt, und die Regierung richtete, was ihr an Kraft und freier Selbstthätigkeit übrig blieb, auf Sicilien, das, gleichfalls auf's tiefste zerrüttet und erschöpft, eine leichte Beute zu werden schien. Die Angelegenheiten des übrigen Italiens verlor die Königin darüber ganz aus den Augen.

Von dieser Seite durfte daher Johann Visconti keine Hindernisse für das Wachsthum seiner Macht fürchten. Er hatte sie eben wieder durch die Erwerbung des durch innere Parteiungen zerrissenen Bologna erweitert, ohne Scheu vor dem Papste, den er durch Geldsum-

men zu beschwichtigen wußte. Mastino della Scala, dessen Geist er noch zu scheuen gehabt hätte, starb plötzlich (1351), und seine drei Söhne erbten seine Herrschaft, aber nicht seine Kraft. Die sämmtlichen kleinen Gibellinischen Häupter hatte Visconti durch die Versicherung an sich geknüpft, daß es jetzt an der Zeit sey, den Guelfischen Namen zu vernichten, ja es gelang ihm, sich Genua zu unterwerfen. Denn diese Stadt, von ihrer steten Feindin und Nebenbuhlerin, Venedig, damals in einem mit großer Erbitterung geführten Krieg auf's äußerste bedrängt, von einer schweren Niederlage auf dem Meere erschöpft, im Innern durch den Parteikampf des Adels und des Volks zerfleischt, und von Hunger bedroht, sah aus dieser vielfachen Noth keinen andern Ausweg, als den, sich in den Schutz des mächtigen Herrschers von Mailand zu begeben (1353). Der Erzbischof nahm förmlich Besitz von Genua; den Venetianern, welche ihm darüber den Krieg ankündigten, und mehreren Lombardischen Häuptern, welche sich an sie anschlossen, um eine Macht, die Alles zu verschlingen drohte, zu unterdrücken, widerstand er glücklich. Obschon die Verbündeten durch Anwerbung der wüthenden Söldnerrotte de Fra Moriale *) ihre Macht auf dreißigtausend Mann gebracht hatten, konnten sie doch nichts Bedeutendes ausrichten. Vielmehr stand Visconti den Fürsten und Republiken, besonders den Florentinern, noch eben so furchtbar wie vorher gegenüber, und sann auf neue Vergrößerungs-Pläne, als sein plötzlicher Tod (1354) Alles veränderte.

Die nächste Folge desselben war ein Friede mit Venedig, welches jetzt gleichfalls der Ruhe bedurfte; aber die Lombardischen Häupter glaubten ihre Absichten gegen die drei Neffen des verstorbenen Erzbischofs, Matteo II., Bernabo und Galeazzo II. Visconti, jetzt um so besser durchsetzen zu können, und griffen sie von allen Seiten an. Besonders thätig war der Markgraf von Montferrat, Johann II., der ihnen Asti, Novara, Chieri, Chierasco nahm. Das wichtige Bologn

*) Solche Söldnerhaufen waren damals in Frankreich und Italien zahlreich vorhanden. Sie wurden von den kriegenden Parteien in Sold genommen, raubten und plünderten furchtbar, und setzten im Frieden, wenn sie entlassen waren, dieses Leben, zum großen Jammer der unglücklichen Landeseinwohner fort. Der oben erwähnte Haufe des Moriale bestand zum Theil aus Deutschen und andern Fremden, zum Theil aus Italienern, und bildete einen förmlichen beweglichen Staat im Kleinen. Moriale aber herrschte mit großer Macht und Strenge; er hatte einen Rath neben sich, und mancherlei Beamte, z. B. einen besondern Schatzmeister. Es dienten Männer vom besten Deutschen Adel unter ihm.

ward ihnen durch die Treulosigkeit ihres eigenen Statthalters, Johann's von Oleggio, entrissen: Pavia vertheidigte unter der Leitung des für sein Vaterland begeisterten und begeisternden Augustinermönchs Jacob Bussolari seine Freiheit gegen sie; Genua kündigte ihnen den Gehorsam auf, und machte sich wieder unabhängig. Auch die Gonzagas und die della Scalas waren im Bunde gegen die Visconti, der bald noch bedeutendere Kräfte durch den Beitritt des Cardinallegaten Egidio d'Albornoz erhielt, eines Mannes von großer Einsicht und kühner Entschlossenheit. Diesen hatte Innocenz VI., der Nachfolger des 1352 gestorbenen Clemens VI., nach Italien gesandt, um den Kirchenstaat wieder zu gewinnen, in den sich nach der Entfernung der Päpste aus Rom eine Anzahl kleiner Herrscher, die Malatesta in Rimini, die Polenta in Ravenna, die Manfredi in Faenza, die Ordelaffi in Forli und A. m. getheilt hatten. Die Meisten derselben hatte Albornoz schon entweder ganz verjagt, oder dem päpstlichen Stuhle zinspflichtig gemacht*) und trat nun dem Bunde um so eher bei, weil die Visconti die Vertriebenen schützten und selbst nach diesen Besitzungen strebten. Doch wußten Galeazzo und Bernabo (Matteo war gestorben) der furchtbar drohenden Gefahr durch schlaue Unterhandlungskünste zu entgehen. Es gelang ihnen, den vielköpfigen Bund aufzulösen, indem sie sich mit Einzelnen vertrugen, und das Verlorne zum Theil wieder zu gewinnen. Aber sofort arbeiteten sie von Neuem an ihren früheren Vergrößerungsplänen, und da sie besonders nach dem Wiedergewinne Bologna's begierig trachteten, reizten sie Urban V., den Nachfolger des 1362 gestorbenen Innocenz VI., gegen sich auf. Da Bernabo schon früher die an ihn geschickten päpstlichen Gesandten auf das ärgste mißhandelt hatte und von der Geistlichkeit die ansehnlichsten Summen erpreßte, bannte ihn Urban, und ließ in Deutschland

*) Den meisten Widerstand that ihm Francesco degli Ordelaffi, ein wilder, grausamer Tyrann. Seit 30 Jahren lebte er im Banne. Sieben Priester, die nicht gegen das Interdict handeln wollten, ließ er lebendig schinden. Seine Gemahlin Marzia, aus dem Hause der Ubaldini, glich ihm wenigstens an Kühnheit und Kraft. Sie vertheidigte mit Hartnäckigkeit Cesena von den Mauern herab gegen den päpstlichen Legaten. Als dieser ihren Vater hineinschickte, ihr ehrenvolle Bedingungen anzutragen, wies sie denselben zurück und sagte ihm, als er sie einem Manne gegeben, habe er ihr befohlen, nur diesem zu gehorchen. Nur erst als die Mauern durch Minen untergraben waren, und ein Thurm des letzten Stadttheils, in welchem sie sich noch hielt, einstürzte, mußte sie sich ergeben, weil ihre Söldner erklärten, nicht länger fechten zu wollen. Sie machte für Alle freien Abzug zur Bedingung, nur für sich selbst nicht.

und Italien das Kreuz gegen ihn predigten; der Cardinal Albornoz brachte einen neuen Bund der Lombardischen Herren gegen die Visconti zu Stande. Aber diese, obschon im Kampfe nicht glücklich, ermüdeten die Gegner, und 1364 ward Friede geschlossen. Nicht lange, so begann das alte Spiel wieder, und die Verbündeten sahen sich von neuem genöthiget zusammenzutreten (1368), diesmal außer dem Papste auch durch die Königin von Neapel und den Kaiser verstärkt. Urban verließ sogar deshalb, trotz aller Vorstellungen seiner Französischen Cardinäle und des Königs von Frankreich, das mit allen Reizen eines friedlichen Genusses lockende Avignon; Karl IV. führte eine Schaar Böhmischer, Polnischer und Deutscher Krieger herbei (1368). Aber obschon die große Söldnerrotte unter Bernabo's Sohne Ambrogio beim Eindringen in Neapel geschlagen und fast gänzlich aufgerieben wurde, spotteten die beiden Brüder doch auch diesmal ihrer Feinde, und nach einem kurzen Kriege bot der Kaiser die Hand zum Frieden, in welchem er dem Bernabo das Reichsvicariat in Mailand und seinen anderen Städten von Neuem bestätigte, und ihn in alle Rechte und Vorzüge, deren er wegen seines Krieges mit der Kirche beraubt war, wieder einsetzte. Auch der Papst verließ bald darauf (1370) Italien, und ging nach Avignon zurück, wo er noch in demselben Jahre starb. Die unersättliche Herrschbegierde der Visconti, welche aus jeder bestandenen Gefahr stets kühner und weiter um sich greifend hervorging, rief nachher noch mehrere Verbindungen gegen sie hervor, die aber eben so wenig ihre Zwecke erreichten, als die früheren. Immer höher stieg die Macht des Viscontischen Hauses, und da sich die ersten Fürstengeschlechter Europa's mit ihm verschwägerten, so glaubte es auf diese Verbindungen auch immer kühnere Pläne des Ehrgeizes bauen zu dürfen.

Die Staatsgewalt, welche die Viscontis in Mailand, so wie andere Häuptlinge in anderen Städten übten, war die Willkürherrschaft empor gestiegener Führer von Parteien. Nachdem der Blutbann und die obere Gerichtsbarkeit, welche ursprünglich in den Händen der Grafen gewesen war, an die Vögte der Bischöfe und von diesen an die Gemeinderäthe übergegangen war, hatte Kaiser Friedrich I. den Italienischen Städten in den Podesta obere Richter und Leiter der politischen Angelegenheiten zu geben versucht (o. S. 62.). Diese Würde ward späterhin als ersprießlich für das gemeine Wesen beibehalten, aber in der Art, daß sie immer nur einem Fremden, der

in der Stadt keine Parteigenossen hatte, übertragen war, und außerdem so beschränkt, daß dem Podesta nur die richterliche und polizeiliche Thätigkeit, keineswegs aber eine politische Macht blieb. In den Kämpfen der Zünfte und des Adels, der Guelfen und Gibellinen im Innern der Städte sank das Ansehen der Podesta vollkommen herab, und die factische Gewalt kam an die, durch Tapferkeit, Einsicht oder bedeutende Verbindungen ausgezeichneten Parteiführer. Die Dauer der Kämpfe machte für die siegende Faction auch gewöhnlich die fernere Einheit der politischen Leitung, namentlich wo das Volk gesiegt hatte, wünschenswerth und nöthig, und so wurden die glücklichen Häupter der Zünfte oder des Adels, der Gibellinen oder der Guelfen, unter dem Titel von Signoren, auch zu Oberhäuptern der Städte gewählt, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, mit zugemessener Besoldung, beschränkt durch ihnen zur Seite stehende republicanische Behörden und städtische Räthe, welche, je nachdem die eine oder die andere Partei gesiegt hatte, aus den angesehenen Geschlechtern, oder aus den Verordneten der Zünfte und Quartiere der Bürger zusammengesetzt waren. Bedeutende Fortschritte zur Unabhängigkeit machten die Signoren zuerst durch den Umstand, daß die Bürger es vorzogen, die Kämpfe außerhalb ihrer Ringmauern durch Söldner zu führen, statt selbst in's Feld zu ziehen; die Herren erhielten nun das Kommando jener Truppen, und weil die Besoldung durch ihre Hände ging, größern Einfluß auf das Steuerwesen der Städte, und damit Gelegenheit zu eigener Bereicherung. Ihre Stellung als Beamte der Republiken aber kam besonders dadurch in Vergessenheit, daß nach dem Beispiele Johann's von Böhmen, der Signore einer Stadt auch von Anderen an die Spitze gestellt wurde, wenn man, ermüdet vom Kampfe der Parteien, glaubte, jener würde fähig seyn, den Uebermuth der Factionen zu brechen und die Ruhe in der Stadt herzustellen. So wurden die Signoren mehrerer Städte von jeder einzelnen unabhängig; versuchte eine Gemeinde sich wieder selbständig zu machen, so konnte man sie mit dem Beistand und den Kräften der übrigen leicht unterwerfen. Mit dieser vereinigten Macht gelang es denn auch diesen Herrschern, Erwerbungen selbständig für sich, nicht für eine der ihnen unterworfenen Städte zu machen; und aus den Beiträgen Aller zur Besoldung der Kriegshaufen bildete sich leicht ein bedeutender Schatz des Oberhauptes. Das waren die Grundlagen, auf welchen sich die tyrannische Gewalt der Signoren erhob; die republi-

kanischen Behörden blieben bestehen, man beschränkte aber ihre Wirkungskreise und griff ein, so oft man es für gut fand *).

In dieser gesicherten Stellung glaubten Galeazzo und Bernabo Visconti der Mäßigung früherer Vorsteher ihres Hauses nicht mehr zu bedürfen und verfuhren im Inneren ihrer Städte in einer Weise, welche mit dem Abscheu aller Zeiten gebrandmarkt ist. Das Gefühl der Unsicherheit reizte zu grausamer Vergeltung jedes ängstlich zugebrachten Augenblicks, so wie zu zügellosem Genuß jeder ruhigen Stunde und die Langeweile bewies sich erfinderisch in Abwechselung von Qualen und Torturen der Unterthanen. Galeazzo war ein Freund der Wissenschaften, und fand großen Geschmack an Bauwerken, deren er mehrere durch Umfang, Pracht und Großartigkeit ausgezeichnete aufführen ließ; aber die unmenschliche Härte, mit der er den erschöpften Unterthanen die dazu erforderlichen Summen auspreßte, vernichten das Verdienst dieser Unternehmungen. Um Geld für seine unaufhörlichen Krieg- und Herrschaftspläne zu bekommen, verkaufte er alle Aemter, und zwang die Inhaber oft, die Kaufsumme jährlich von Neuem zu erlegen, so daß die Beamten sich nur durch ungeheure Bedrückungen bezahlt machen konnten. Von der Geistlichkeit wurden so viele Steuern erhoben, daß sie zuletzt ganz außer Stande war, noch irgend etwas zu zahlen, und der Erzbischof von Mailand von seinen reichen Einkünften fast nichts übrig behielt. Gefangene Rebellen ließ Galeazzo zwanzig Tage lang auf das Entsetzlichste und Gräuelvollste foltern, und dazwischen immer einen Tag inne halten, damit die Unglücklichen nur die ganze Reihe der Martern erduldeten. Bernabo war kriegskundiger als Galeazzo, aber wenn die Bedrückungen bei Jenem doch einen wesentlichen Zweck hatten, so übte er die Tyrannei nur aus Laune und Eigensinn. Seine Jagdgesetze waren so unmenschlich, daß diejenigen, welche ein wildes Schwein getödtet hatten, geblendet und dann gehenkt wurden. Zu der Jagd dieser Thiere hielt er fünftausend Hunde, für die er in Mailand ein großes Gebäude erbaute. Da er aber fand, daß sie hier nicht mit der gehörigen Sorgfalt verpflegt werden könnten, vertheilte er eine starke Anzahl derselben, besonders an begüterte Landwirthe. Zwei Mal im Monat mußten sie dieselben bei einer eigenen Behörde, dem Hundeamt, vorführen, und wenn sie zu mager oder zu fett befunden wurden, traf den Ernährer schwere

*) Leo, Geschichte von Italien, Th. 3. S. 313.

Strafe. In so schmählichen Banden ließ sich ein Volk halten, welches einst aus ungemessener Freiheitsliebe den mächtigsten Kaisern widerstanden hatte.

In demselben Jahre, in welchem Galeazzo starb, und seinen Theil an der Herrschaft seinem Sohne Johann Galeazzo hinterließ (1378), starb auch Urban's V. Nachfolger, Gregor XI., in Rom, wohin er sich begeben hatte, um die Städte des Kirchenstaats, deren größter Theil sich gegen die päpstliche Regierung empört hatte, wieder zum Gehorsam zu bringen. Die Römer, höchst mißvergnügt und aufgebracht über den Verlust an Ehre und Geld, welchen die Abwesenheit der Päpste ihnen verursachte, beschlossen diesen Todesfall zu benutzen, um sich einen Römischen oder wenigstens Italienischen Papst zu erzwingen. Geschreckt und geängstigt durch die drohende Volksbewegung, mußten die Cardinäle, die meist Französischer Abkunft waren, dem Drange nachgeben, und der Erzbischof von Bari ward unter dem Namen Urban VI. zum Papst gewählt. Allein an der Strenge und Härte dieses Mannes nahm die Mehrzahl der Cardinäle in Kurzem Anstoß. Sie sehnten sich nach dem heitern Avignon zurück, und erhoben, ermuntert von dem Könige von Frankreich, Karl V., und des Schutzes der Königin Johanna von Neapel versichert, zu Fondi, gegen Urban, den Cardinal Robert von Genf, der sich Clemens VII. nannte, auf den heiligen Stuhl. Dieser begab sich im folgenden Jahre nach Avignon, und so entstand das große Schisma der Abendländischen Kirche, welches in einem früher nie dagewesenen Umfange die ganze Kirche und alle zu ihr gehörigen Fürsten und Völker in zwei große Parteien zerriß und die verderblichsten Folgen herbeiführte.

Karl Friedrich Becker's
Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.
(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Sechster Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Karl Friedrich Becker's
Geschichte des Mittelalters.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Max Wolfgang Duncker.

Dritter Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Inhalt des sechsten Bandes.

Mittlere Geschichte. Vierter Zeitraum.
Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America.
(1273—1492.) (Fortsetzung.)

Mittlere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America. (1273—1492.)

(Fortsetzung.)

18. Cola di Rienzi.

Mitten unter den Kämpfen und blutigen Verwirrungen Italien's steht vereinzelt eine seltsame Begebenheit, hervorgegangen theils aus der Geneigtheit der Menschen, an die Wahrheit und Dauer jedes Traumes zu glauben, der ihnen ein ruhiges irdisches Glück verheißt, theils aus jener schwärmerischen, auch das Volk durchdringenden Sehnsucht der Römer nach ihrer großen Vergangenheit, welche jetzt durch das eben neu erwachende Studium der alten Litteratur aus dem magischen Dunkel, welches sie bedeckt hatte, allmählig heller hervorzutreten begann. Um die Zeit, wo der Besitz der Kaiserkrone zwischen Karl von Böhmen und Ludwig von Baiern noch schwankte, trat in Rom ein Mann auf mit dem Vorhaben, den verschwundenen Glanz dieser Stadt aus der Gruft des Alterthums herauf zu beschwören. Er hieß Cola di Rienzi (eigentlich Niccolo di Lorenzo), und war in dem niedrigsten Stande geboren, seine Mutter war eine Wäscherin. Aber zwischen den Trümmern der untergegangenen Römischen Herrlichkeit wurde sein empfänglicher Sinn früh mit großen Erinnerungen erfüllt; aus den Schriften des Livius, Cäsar, Seneca und Cicero trat ihm der Geist jener Zeit entgegen, und gab seiner Begeisterung zugleich Sprache und Ausdruck. Er gewann hierdurch so viel Ansehn und Bedeutung, daß, als die Stadt Rom 1342 eine Botschaft an Clemens VI. nach Avignon schickte, um ihn zur Rückkehr einzuladen, er zu einem dieser Gesandten und, obgleich der berühmte Petrarca sich unter ihnen befand, zum Wortführer erwählt ward. Er richtete seinen Auftrag mit so vielem Geschick aus, daß der Papst ihn reichlich beschenkte, und mit der Würde eines päpstlichen Notarius bekleidet nach Rom zurücksandte. Dieser Platz verschaffte ihm Gelegenheit, seinen Unmuth über das Verderbniß

des Volks, und besonders über die Gesetzlosigkeit und die Gewaltthätigkeit, mit welchen der mächtige, kriegerische Adel Rom und das Gebiet der Stadt erfüllte, lauter auszusprechen. Er beschloß, diesen Feind durch die aufgeregte Kraft der Menge zu bändigen, und einen bessern Zustand zurückzuführen. Zuerst deutete er seine Wünsche und Hoffnungen durch ein Gemälde, welches er auf dem Capitol aufstellte, bildlich an. Hier zeigte sich auf dem von Stürmen bewegten Meere ein dem Versinken schon nahes Schiff ohne Segel und Ruder, auf dessen Verdeck eine Frau mit zerrissenem Gewande und aufgelös'ten Haaren, die Arme gen Himmel gebreitet, gleichsam Rettung erflehend kniete, mit der Umschrift: „Das ist Rom." Andere schon zertrümmerte Fahrzeuge, durch die Namen Babylon, Jerusalem, Karthago bezeichnet, schwammen umher. Auf einer Insel zur Linken saß Italien, in der Gestalt eines Schaam erfüllten Weibes, und auf einer andern die vier Tugenden der Alten, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Weisheit und Tapferkeit; gegenüber der christliche Glaube, ausrufend: „Wo ist, wenn Rom vergeht, wol meine Heimath!" Unter den Bildern von wilden und räuberischen Thieren waren die mächtigen Adligen dargestellt. Zunächst, am Pfingstfeste 1347, rief Cola seine Freunde zu sich, beklagte in einer feurigen Rede Rom's Schicksal, dem seine beiden Augen, der Papst und der Kaiser, entrissen seyen, und zeigte darauf eine alte eherne Tafel mit dem Senatsschluß vor, durch welchen das Römische Volk dem Kaiser Vespasian die verschiedenen Titel seiner Herrschaft übertrug. Rauschender Beifall bekundete, daß seine Hoffnungen und Ermahnungen in den Gemüthern der Zuhörer Anklang fanden.

Als Cola seine Entwürfe auf diese Weise vorbereitet sah, benutzte er die zufällige Abwesenheit Stephan Colonna's, des damals mächtigsten Parteiführers und andrer Dynasten, zog am Himmelfahrtstage auf das Capitol, und redete mit begeisterter Wärme von den Stufen herab zu den zahlreich versammelten Volkshaufen. Nachdem er den Mangel aller Zucht, Ordnung, Sicherheit und Ruhe innerhalb und außerhalb der Mauern dargestellt hatte, schlug er eine Reihe von Gesetzen vor, welche die schleunigste und gründlichste Abhülfe dieser Uebel verhießen. Es sollte in der Stadt eine bewaffnete Macht, für jedes der dreizehn Quartiere Rom's 25 Reiter und 100 Mann zu Fuß, zur Handhabung der Ordnung eingerichtet, die Zufuhr vom Meere her durch Wachtschiffe gesichert, Kornvorräthe aufgehäuft, dem Adel das Recht, Burgen und Thürme in der Stadt zu haben, genommen, und den

Richtern die schnelle und sichere Bestrafung der Verbrecher zur Pflicht gemacht werden. Unter lautem Jubelruf stimmte ihm das Volk bei, welches sich durch den bestehenden Zustand längst schwer gedrückt fühlte, und ertheilte ihm alle Gewalt, welche zur Ausführung seiner Absichten nöthig schien. Auf die Nachricht von diesen Vorfällen eilte Stephan Colonna nach Rom, allein Cola befahl ihm sogleich schriftlich, die Stadt wieder zu räumen. Colonna zerriß das Schreiben. Da ertönte die Sturmglocke vom Capitol, die Bürger eilten zu ihren Fahnen und Geschwadern, und jener konnte nur mit Mühe ihrem Zorn entgehen. Dies Schicksal des angesehensten Adligen in Rom erschreckte die andern. Alle Barone verließen die Stadt ohne Widerstand, und verpflichteten sich durch einen Schwur, auch in der Campagna für Ruhe zu sorgen, die Sicherheit der Wege zu erhalten, Räuber nicht zu schützen und Rom's Zufuhr nicht zu stören. So konnte sich Cola rühmen, mit großer Leichtigkeit erreicht zu haben, was weder den Päpsten noch den Kaisern hatte gelingen wollen, den Römischen Adel zu bändigen, und innerhalb wie außerhalb der Stadt Frieden und Ruhe herzustellen. Es fragte sich nur, ob diese neue Ordnung der Dinge Bestand haben würde. Das freudetrunkene Volk ehrte seinen Vertreter durch den Titel eines Tribuns und Befreiers. Allen Mächten Italien's, dem Papste, dem damaligen Kaiser Ludwig und anderen auswärtigen Fürsten machte Cola seine Erfolge durch Briefe bekannt, in welchen er sich nannte: „Nicolaus, der Strenge und Gnädige, des Friedens und der Gerechtigkeit Tribun, und der Römischen Republik berühmter Befreier." Die Italiener forderte er auf, Gesandte zu einer großen Versammlung zu schicken, um einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten. Ohne Waffen, bloß mit einem silbernen Stäbchen in der Hand, reis'ten die Boten, welche diese Briefe trugen, ungehindert.

Fast überall fand das durch seine Neuheit Staunen erregende Unternehmen Beifall und Lob. Von den Gemeinden Toscana's erhielt Cola glückwünschende, hochtönende Briefe und ehrenvolle Gesandtschaften. Luchino Visconti versprach ihm seine Freundschaft, und ertheilte ihm Rathschläge über die Grundsätze der Regierung und über die Mittel, den Adel zu züchtigen. Die Königin Johanna von Neapel behandelte ihn mit großer Auszeichnung, der Ungerische König Ludwig forderte ihn auf, den Mord seines Bruders an den Thätern zu rächen, selbst der Kaiser Ludwig soll eine heimliche Botschaft an ihn haben abgehen lassen, um seine Händel mit der Kirche durch ihn zu enden. Allein so

viel Beifall raubte dem Tribun die einzigen Mittel fernern Gelingens, Mäßigung und Besonnenheit. Eitelkeit und hoffärtiger Stolz bemächtigten sich seiner Seele. Seine Frau und seine Anverwandten, alle aus niederm Stande entsprungen, ließ er öffentlich nie anders, als in feierlichen Aufzügen erscheinen, von den vornehmsten Leuten Rom's begleitet. Er, der Alles durch seine Feindschaft gegen den Adel geworden war, ließ sich selbst durch einen Adligen zum Ritter schlagen, und diese Feierlichkeit mit unerhörter Pracht vollziehen. Sein thörichter Hochmuth überstieg hier alle Schranken. Am Abend vorher badete er (vgl. Th. V. S. 236) in einer porphyrnen Wanne, in welcher, der Sage nach, Constantin der Große die Taufe empfangen hatte. Bei dem großen Zuge, der bei dieser Gelegenheit veranstaltet ward, erhob er sich plötzlich, und forderte mit lauter Stimme den Papst auf, mit allen Cardinälen nach Rom, dem Sitze seiner Kirche, zu kommen, eben so Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen, die um den Thron stritten, nebst allen Kurfürsten, um ihr Recht auf die Kaiserwahl nachzuweisen; denn Wahl und Herrschaft gehörten der Stadt Rom allein. Nach diesen Worten hieb er mit dem entblößten Schwerte nach drei Seiten in die Luft, mit dem jedesmaligen Ausrufe: „Auch dieses ist mein!" Vergebens suchte der päpstliche Vicarius Einhalt zu thun. Sein schwacher Widerspruch wurde durch Kriegsmusik übertönt.

Durch diesen Uebermuth und durch sein ganzes prahlerisches Benehmen gab Rienzi seinen Gegnern gerechten Grund zu Tadel und Mißbilligung. Da die Stimmung der Mächtigen ihn erschreckte, wußte er sich der meisten Glieder der Häuser Colonna und Orsini und mehrerer anderer Adligen zu bemächtigen, mit der Absicht, sie hinrichten zu lassen, dann aber, von dem Wanken der Volksmeinung unterrichtet, und bedenklich, das Aeußerste zu wagen, bat er die Römer um die Aufhebung eines Urtheils, das er selbst gesprochen hatte. Allein er erregte dadurch weder Furcht noch Dank in den Gemüthern der Begnadigten, sondern heißen Durst nach Rache. Sie rüsteten sich, befestigten ihre Schlösser, und verschworen sich, den Tribun zu stürzen. Cola führte jedoch die Römer unerschrocken hinaus, und wenn er sich auch der Burgen nicht bemächtigen konnte, so blieb doch bei einem Gefechte unter den Mauern der Stadt der alte Stephan Colonna nebst einem seiner Söhne und vielen andern Baronen. Anstatt aber den Sieg zu verfolgen, und nun im raschen Andrang dem betäubten Adel seine Zufluchtsörter zu entreißen, gefiel sich der Tribun vielmehr in noch

größerer Prunksucht als zuvor, und verlor die kostbare Zeit mit Schwelgereien. Er plünderte die Reichen, versammelte das Volk nicht wie sonst, und empörte die Menge durch hochfahrendes Wesen. An der Stelle, wo die Colonna gefallen waren, schlug er seinen Sohn zum „Ritter des Sieges," und besprengte ihn mit Wasser aus dem nahe gelegenen Graben, welches von dem Blute der Getödteten gefärbt war. Dem Legaten Bertrand de Deux, welchen der Papst zur Wahrnehmung seiner Rechte nach Rom sendete, ging er, bedeckt mit dem prächtigen Mantel, in welchem die Kaiser gekrönt zu werden pflegten, den Feldherrnstab in der Hand und die Krone auf dem Haupte, wie ein neuer Imperator entgegen.

Schwere Steuern, welche er ausgeschrieben hatte, um sich durch Geldmittel in seiner hohen Stellung behaupten zu können, und die Theurung, welche in Rom durch die fortdauernden Plünderungen und Raubzüge der feindlichen Barone entstand, vollendeten die Unzufriedenheit des Volks mit seinem ehemaligen Befreier. Da trat der Legat öffentlich auf, erklärte Cola für einen Feind des Papstes und einen fluchwürdigen Ketzer, und setzte sich mit dem Adel in Verbindung. Der Graf von Minorbino, der sich in der Stadt befand, ließ sogleich an einer Befestigung arbeiten, um auch hier einen haltbaren Punkt gegen den Tribun zu haben. Cola suchte dies zu verhindern, und ließ durch seine besoldeten Reiter einen Angriff machen (15. Dec. 1347). Sie wurden zurückgeschlagen. Aber vergebens ertönte jetzt die Sturmglocke, die Fahnen des Volks der Quartiere wollten sich nicht zeigen. Da erkannte der Tribun den unterhöhlten Boden, auf welchem er stand, und Zagen und bange Feigheit ergriff ihn bis in's Innerste. Ueberall sah er Verräther. Laut weinend bat er das Volk um Mitleid, rühmte seine Verwaltung und schalt auf die Bosheit seiner Feinde. Aber Niemand hörte ihn und er eilte, an Allem verzweifelnd, sich in die Engelsburg zu verbergen. Auch hier gewann er kein Vertrauen, seine Herrschaft zu behaupten, als die Barone aus Furcht vor ihm noch drei Tage vergehen ließen, ehe sie sich in die Stadt wagten. So schnell endete das phantastische Unternehmen, die Staatsformen des Alterthums unter völlig umgewandelten Umständen wieder herzustellen, und mit ihnen das goldne Zeitalter auf Erden neu zu begründen; weil es nicht auf den Verhältnissen der Wirklichkeit, sondern auf träumerischen Gedanken beruhte, deren Ausführung noch nie und nirgends Bestand und Dauer hatte.

Cola entkam glücklich nach Apulien, wo er lange in einem Kloster versteckt lebte, und ging dann nach Prag zu Kaiser Karl IV., dem er näher anzugehören vorgab, als Abkömmling einer natürlichen Tochter Heinrich's VII. Er kündigte ihm an, daß Gott der Vater und der Sohn die Welt bis zu dieser Zeit regiert hätten, daß sie aber künftig allein von dem heiligen Geist beherrscht werden sollte, versprach ihm auch, wenn er ihn vorausschicken wolle, seine Erhebung zum König von Rom zu bewerkstelligen. Aber Karl's Besonnenheit paßte schlecht zu diesem Schwärmer, er behielt ihn eine Zeit lang bei sich und schickte ihn dann nach Avignon zum Papste. Dies hatte Rienzi selbst gewünscht, weil er im Vertrauen auf sich und seine Thaten an seiner Rechtfertigung nicht verzweifelte. Wirklich wurde er auch auf dem Wege überall geehrt und feierlich begrüßt. Zwar ließ Clemens VI. ein richterliches Verfahren gegen ihn einleiten, aber er ward unschuldig befunden, da er erklärte, nur zur Beruhigung Rom's und zur Bändigung des Adels die Gewalt übernommen zu haben, nicht um des Papstes Ansehen zu schmälern, und Clemens' Nachfolger, Innocenz VI., glaubte sich sogar Cola's für seine Zwecke in Italien bedienen zu können. Als er, wie oben erwähnt ist, den Cardinallegaten Albornoz nach dem Kirchenstaat sandte, mußte Cola diesen begleiten. Kaum war er in Italien erschienen, als auch sogleich das Römische Volk, das seit seiner Entfernung wieder unter den Gewaltthätigkeiten des Adels seufzte, sehnsüchtige Blicke auf ihn richtete, und ihn durch Gesandte einlud, nach Rom zu kommen. Unter dem Titel eines Römischen Senators, mit welchem der Legat ihn auf Befehl des Papstes bekleidete, zog er an der Spitze von sechszehn Fähnlein Deutscher und Burgundischer Reiter, die er in Sold genommen, durch Triumphbogen in die Stadt ein (1354). Sogleich forderte er die Barone zum Gehorsam auf, und da die Colonna sich widerspenstig zeigten, begann er den Krieg gegen sie. Als der früher schon genannte Söldnerhauptmann Fra Moriale nach Rom kam, ließ er ihn gefangen setzen, und als einen Störer des allgemeinen Friedens und der Sicherheit, deren Befestigung sein Beruf sey, anklagen, verurtheilen und enthaupten. Ein vornehmer und sehr beliebter Römer, Pandolfo, fiel gleichfalls als ein Opfer seiner schonungslosen Strenge.

Allein dieses Mal war es ihm noch weit kürzere Zeit möglich, sein Ansehn zu erhalten. Die Klippe, an der er scheiterte, waren wiederum Abgaben und Steuern. Denn obgleich er seinen Haushalt mehr ein-

schränkte als früher, so machte doch der Krieg gegen die Colonna große Kosten. Das Mißvergnügen des Volks erwachte, auch die beiden Hinrichtungen schrieb man selbstsüchtigen Absichten zu. Eines Morgens (8. Sept. 1354), als Cola noch auf seinem Lager ruhte, erhob sich plötzlich der Ruf: „Es lebe das Volk, es sterbe der Verräther!" und bald wuchs die Zahl der herbeiströmenden Unzufriedenen zu einer ansehnlichen Menge. Der von Schrecken durchdrungene Senator traf keine Gegenanstalten, und sah sich bald mit dreien seiner Genossen allein. Im senatorischen Schmuck, das Banner des Volkes in der Hand, wollte er vom Fenster herab die Haufen anreden. Aber die Römer kannten den Zauber seiner Beredsamkeit zu gut. Lautes Geschrei übertönte seine Worte, Bolzen und Steine flogen als Antwort zu ihm hinauf. Schon bereitete sich die Menge, Feuer an den Palast zu legen; nichts blieb übrig als schnelle Flucht. In gemeine Kleidung gehüllt, wollte er sich durch den Haufen stehlen, aber die goldenen Ketten um die Arme verriethen ihn, er wurde an die Treppe des Capitol's geschleppt und dort schmählich ermordet. Seinen Leichnam zerrte das Volk durch die Straßen, und hing ihn an den Galgen, dasselbe Volk, welches ihn früher zu den Sternen erhoben, und durch seinen Beifallsrausch zu dem Taumel fortgerissen hatte, in dem er zweimaligen Sturz und zuletzt seinen Untergang fand.

---

19. Deutschland unter König Wenceslaus.

(1378—1400.)

Nach dem Tode Kaiser Karl's IV. trug die Krone von Deutschland und Böhmen sein Sohn Wenceslaus (Wenzel), ein roher, heftiger und grausamer Fürst. Bei dem Verhältnisse eines Königs von Deutschland zu seinen Ständen hatte diese Gemüthsart auf das Reich keinen sonderlichen Einfluß, desto größern aber in Böhmen. Anfangs folgte Wenzel noch den väterlichen Rathgebern, aber bald überließ er sich ganz seiner schlimmen Natur. Er führte ein wildes Leben auf Jagden und Turnieren und übte, wiewol zuerst in der Absicht strenger Gerechtigkeit, Handlungen launenhafter Eigenmacht und arger Tyrannei. Fast immer begleitete ihn ein Scharfrichter, den er seinen Gevatter nannte, und Koppeln großer Hunde, welche er auch auf Menschen hetzte. Die näheren Umstände des Todes seiner tugendhaften Gemahlin Elisabeth ließ

er nicht bekannt werden, wahrscheinlich ist es, daß sie durch Zufall des Nachts von einem dieser Thiere angefallen und erwürgt wurde. Mit den Bürgern der Stadt Prag gerieth der König wegen Bevorzugung der Deutschen in Streit. Noch härter als hier verfuhr er gegen die Barone, welche sich weigerten, ihnen verpfändete Krongüter herauszugeben. Auf einem Landtage rief er jeden einzelnen in ein schwarzes Zelt; wer auf seiner Weigerung beharrte, wurde in ein rothes daneben errichtetes geführt, und dort enthauptet. Auch mit dem Erzbischofe von Prag kam es über die Grenzen der geistlichen Gerichtsbarkeit zu Händeln. Der Erzbischof verschloß sich in seinen Palast, und umgab sich mit den bewaffneten Lehnsträgern der Kirche. Da versammelte der König das Kapitel und fragte die Domherren, auf wessen Rath ihr Bischof handele. Als der Decan-scharf antwortete, stieß ihm der König seinen Schwertknauf in's Gesicht, daß das Blut hervorsprützte. Den Official Puchnik und den Vicarius Johann Pomuk ließ er auf die Folter spannen und riß zuletzt dem Henker die Fackeln aus der Hand, um sie selbst damit zu peinigen. Dem ungeachtet konnte er kein Geständniß erpressen, und ließ nun den ersteren herabnehmen, den Vicarius aber von der Brücke zu Prag in die Moldau stürzen *).

Solche Frevelthaten führten den Böhmischen Adel auf den Gedanken, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Die Vornehmsten des Herrenstandes vereinigten sich mit Wenzel's Bruder, Siegmund von Brandenburg, der unterdeß durch seine Vermählung mit der Erbtochter Ludwig's von Ungern den Thron dieses Reiches bestiegen hatte (s. unten Abschn. 43), und dem Markgrafen Jost von Mähren, einem Neffen Kaiser Karl's IV., nahmen den König zu Beraun gefangen und führten ihn auf das Prager Schloß (1394). Der Markgraf Jost übernahm die Verwaltung des Reichs. Aber der dritte Sohn des Kaisers, Herzog Johann von Görlitz, und Procop von Mähren, Jost's Bruder, beide auf ihre Brüder eifersüchtig, erklärten sich für Wenzel. Auch die Stände des Deutschen Reichs sahen diese, ihrem Oberhaupte widerfahrne nie erhörte Beschimpfung mit Unwillen, und drohten den Böhmischen Baronen mit Krieg. So ward der König wieder frei gelassen unter der Bedingung, daß er die bisherigen Beschwerden abstellen, und wegen seiner Gefangenschaft keine Rache ausüben wolle.

---

*) Hieraus ist die Erzählung von Nepomuk, dem Beichtvater der Königinn, entstanden, der ihre Beichte dem König zu verrathen geweigert habe, und deshalb ersäuft worden sey.

Ein Fürst, der in seinem Erbreich sein Ansehen so wenig aufrecht erhalten konnte, war für Deutschland so gut als nicht vorhanden, wiewol er einige Mal in die Bewegungen einzugreifen suchte, welche das Reich, und zwar besonders den südwestlichen Theil desselben, damals verwirrten. Wir haben schon oben angedeutet, wie die kleineren Stände des Reiches ihre Kräfte gegen die größeren durch Einigungen verstärken mußten, wenn sie ihre Selbständigkeit nicht aufopfern wollten. So schlossen sich den Waldstädten, wie erwähnt ist, mehrere Reichs- und Landstädte an. Ein zweiter Mittelpunkt solcher Verbindungen wurde Schwaben, wo die Bürger gegen das Haus Würtemberg und andere Fürsten zusammentraten, wie die Bauern gegen Oesterreich. Oefters gelang es den Ersteren, die Fränkischen Städte zum Beitritt zu bewegen und einige Mal waren sie nahe daran, ganz Schwaben in ein städtisches Gemeinwesen zu verwandeln, mit Herabdrückung des Adels und Entfernung der Landesherren, wie dies in Helvetien im Lauf der Zeit wirklich erreicht worden ist. Karl IV. verstattete Bündnisse dieser Art einzugehen, weil sie zunächst zur Aufrechthaltung des Landfriedens geschlossen wurden. So kam die Ritterschaft zwischen Fürsten und Städten in's Gedränge, und griff zu demselben Rettungsmittel wie die Letzteren. Schon etwa seit dem Jahr 1367 bestand in Schwaben eine mächtige Gesellschaft von Adligen, die sich von dem Tage ihrer Vereinigung Martinsvögel, oder von ihrem Abzeichen einer Keule, Schlägler nannten. Andere später hervortretende Vereinigungen waren die Gesellschaft mit dem Löwen, die mit den Hörnern, von St. Wilhelm, von St. Georg u. m. a. Alle waren in Bezirke, Kreise und Reviere abgetheilt unter Hauptleuten und Räthen. Der Bund der Schwäbischen und Fränkischen Städte, der einige Mal bis auf vierzig Glieder stieg, stand diesen Gesellschaften kräftig entgegen; zuweilen aber neigte sich selbst der Adel, sonst voll Neid auf den Reichthum der Städte, auf ihre Seite, wenn sich andrer Seits die Fürsten zu mächtig erhoben. Durch diese mannichfache Eifersucht geschah es, daß zuweilen Fürsten, Grafen und Herren zu Städtebündnissen, Städte aber zu Adelsgesellschaften traten. Diese Massen kämpften fast unaufhörlich gegen einander, ihre Friedensverträge waren nur Waffenstillstände. An das Reichsoberhaupt wurde dabei wenig oder gar nicht gedacht. Wenzel kam zwar in den ersten Jahren seiner Regierung nach Deutschland, wo nicht sein kaiserliches Ansehen geltend zu machen, doch um die Streitigkeiten zu vermitteln. Er schlug im Jahre 1383 auf einem Reichstage

zu Nürnberg den Ständen vor, mit Aufhebung aller dieser einzelnen Verbindungen in einen großen, das ganze Reich umfassenden Bund zu treten, der in vier Kreise oder Parteien getheilt, unter eben so vielen Hauptleuten und dem Oberregiment des Römischen Königs die Erhaltung des Friedens und der öffentlichen Sicherheit bewirken solle. Allein der Adel und die Städte glaubten, der König wolle ihre Kraft nur wieder vereinzeln, um sie an die Fürsten zu verrathen, und die feindliche Reibung dauerte fort, bis endlich eine entscheidende Begebenheit die Kraft des einen Theiles auf einige Zeit lähmte.

Der Erzbischof Pellegrin von Salzburg hatte sich, um Sicherheit gegen seinen Feind, den Herzog Friedrich von Baiern, zu finden, in den Schwäbischen Städtebund begeben. Als er nun 1387 von den Baiern niedergeworfen und gefangen ward, ergriffen die Städte sofort die Waffen, der Adel aber schloß sich in diesem Kampfe, der den Stolz und Freiheitssinn der Bürger brechen sollte, an die Fürsten an. Der Krieg verbreitete sich mit großen Verheerungen über Baiern, Schwaben, Franken und die Rheingegenden. Unter den Fürsten und Herren war besonders Graf Eberhard II., genannt der Greiner, von Würtemberg thätig, und führte den Hauptschlag aus. Bei Döffingen traf er am 23. August 1388 mit seiner und seiner Bundesgenossen Kriegsmacht auf das städtische Heer. Zuerst schien sich das Glück für das letztere zu entscheiden: der junge Graf von Würtemberg fiel tödtlich verwundet. In diesem für das Glück seines Hauses und die Erhaltung aller Fürsten bedenklichen Augenblick rief der alte Eberhard: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! wohlan, stehet tapfer, die Feinde fliehen!“ Mit diesen Worten drang er auf die Nürnberger, die wirklich alsbald flohen, und der Tag von Döffingen wurde ein großer Siegestag der Fürsten und des Adels *). Da nun zugleich die Rheinischen Städte von dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, und die Fränkischen von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und dem Burggrafen von Nürnberg geschlagen wurden, so war die Macht der Bürger bedeutend erschüttert. Sie mußten ihren besondern Bund aufheben, und einer

*) An Eberhard's Seite hatte Wolf von Wunnenstein mitgefochten, sonst ein alter Feind Würtemberg's, aber hier war er erschienen, weil es den Städtern galt. Nach der Schlacht lud ihn Eberhard zum Siegesmahl nach Stuttgart ein, aber Wolf wandte sein Roß und rief: „gute Nacht, es steht in alten Rechten!“ trieb auch sogleich im nächsten Dorfe eine Heerde Vieh davon. „Das alte Wölflein hat wieder Kuhfleisch geholt!“ sagte Eberhard lächelnd.

allgemeinen Landfriedenseinigung beitreten, welche Wenzel auf einer Fürstenversammlung zu Eger (1389) auf sechs Jahre verkünden ließ. In der That war jetzt für einige Zeit Ruhe, da aber nach dem Tode Eberhard's des Greiners (1392) die Schlägler sich wieder mächtiger ausbreiteten, entstanden auch von Neuem Gegenbündnisse der Fürsten und Städte und damit die alten Parteiungen.

---

20. Siege der Schweizerischen Eidgenossen über Oesterreich und den Adel.

(1386—1411.)

In der Schweiz nahm der Kampf zwischen Fürsten und Herren auf der einen, und den Bürgern und Bauern auf der andern Seite, einen entgegengesetzten Ausgang. Wenige Jahre vor der Schlacht bei Döffingen hatten die Schweizerischen, Fränkischen und Schwäbischen Gemeinden das gleiche Ziel ihres Strebens erkannt, und waren zu Constanz (1385) in einen großen Bund, der über sechzig Mitglieder zählte, zusammengetreten. Herzog Leopold von Oesterreich, Albrecht des Weisen vierter Sohn und Herr der Besitzungen des Habsburgischen Hauses in Elsaß, Schwaben, der Schweiz und Steiermark, gewahrte die drohende Gefahr dieser Verbindung. Durch geschickte Unterhandlungen suchte er die Einigung zu trennen, und der Widerspruch der Waldstädte, welche keinen Krieg außerhalb ihrer Berge wollten, unterstützte ihn. Nachdem es so weit gediehen war, daß er gewiß seyn konnte, die Schweizer würden die Schwäbischen Städte nicht zur Hülfe aufbieten, beschloß er, sich mit seiner ganzen Macht auf die Ersteren zu werfen, um diese zunächst völlig zu vernichten. Viele Ritter und Herren — unter ihnen Graf Eberhard von Würtemberg — die in Leopold die Blume und Zier der Ritterschaft sahen, und seine Gesinnungen gegen Bürger und Bauern theilten, schlossen sich an. In einer Zeit von zwölf Tagen ward den Eidgenossen von hundert sieben und sechzig Geistlichen und Weltlichen Fehde angesagt, und Leopold sammelte zu Baden die adligen Schaaren um sich.

Bern, von den Waldstädten zur Hülfe gemahnt, entschuldigte sich mit dem noch dauernden Stillstande und der Nothwendigkeit gegen eigne und nahe Feinde gerüstet zu seyn, und vergalt den Dienst bei Laupen nicht. Aber die Eidgenossen vertrauten Gott und ihrem Arme

und erwarteten mit Ungeduld den Anfang des Kampfes. Ihr Heer, nicht mehr als eintausend dreihundert Mann stark, stellte sich in einem Walde bei Sempach auf, einem Städtchen, welches ebenfalls von Oesterreich abgefallen war, drei Stunden von Lucern. Am 9. Julius 1386 sahen sie den Feind, eine prächtig gerüstete Ritterschaft, etwa viertausend Helme. Vor allem Volk glänzte Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters im sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachebegierig und durstig zur Schlacht *). Die Ritter stiegen ab von den Pferden, weil die Gegend für Reiterei nicht bequem war, oder weil man für unredlich hielt, nicht mit gleichen Waffen zu streiten, und stellten das Fußvolk, dem sie die Ehre des Sieges nicht gönnten, hinter sich. In fester Ordnung, mit vorragenden Spießen erwarteten sie den Angriff. Als Einige den Herzog baten, sich nicht selbst der Gefahr auszusetzen, sprach er: „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkommen." Die Schweizer sahen nicht sobald ihre Feinde zu Fuß, als sie erst niederknieten und beteten **), und dann in einen Keil gebildet auf die Ritter losstürzten, bemüht die dicht gedrängte Schaar zu durchbrechen. Aber vergeblich; ihre leichte Bewaffnung vermochte nichts gegen den Wald von Stacheln und die Wand von Harnischen. Da schwenkte sich die starre Reihe, einen halben Mond zu bilden, und die Schweizer zu umzingeln.

In diesem verhängnißvollen Augenblick, wo die Freiheit der Thäler in der größten Gefahr schwebte, faßte Arnold von Winkelried, ein heldenmüthiger Mann aus Unterwalden, einen großen Entschluß. „Ich will euch eine Gasse machen, rief er, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder." Und somit sprang er an den Feind, umfing mit seinen Armen so viel Spieße, als er vermochte, und stürzte mit denselben durchbohrt zur Erde. Die dichtgeschlossene Kette war nun gesprengt; in die Lücke drangen die Eidgenossen und brachten Verwirrung unter die Ritter. Viele sanken nieder unter den Hellebarden der Schweizer, andere erstickten in der Schwüle des heißen Som-

---

*) Johann v. Müller.

**) Wie das die Veind sahend, machtend Si ein Gespött daruß, sprachend: die zagen Lüt fallend nieder uff de Knie, wellend uns um Gnad bitten. Tschudi.

mertages unter der schweren Rüstung. Da sah Herzog Leopold das Banner von Oesterreich sinken, und eilte es emporzurichten. Von Schmerz und Verzweiflung hingerissen, wollte er den Tod so vieler edlen Ritter nicht überleben, und stürzte sich in das dichteste Gedränge. Hier sank er im Getümmel zur Erde nieder. Als er in dem lastenden Harnisch voll Schlachtwuth rang, sich empor zu heben, kam ein Mann aus Schwyz. „Ich bin der Herzog von Oesterreich," rief ihm Leopold entgegen, aber Jener, der es nicht hörte, oder nicht darauf achten wollte, durchstach ihn. Seinen Leib deckte Martin Malterer, Ritter von Freiburg, mit seinem eignen.

Als der Herzog erschlagen war, wollten die Ritter zu den Rossen ihre Zuflucht nehmen, aber die Hinterhut war entflohen. Sie mußten ihr Leben so theuer als möglich verkaufen. Dadurch ward das Blutbad um so größer. Unter Denen, welche für das Haus Oesterreich gestritten, fiel der Schultheiß von Zofingen Niclaus Thut. Damit sich keine feindliche Gemeinde des Banners seiner Stadt zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, die Stange des Banners zwischen den Zähnen festhaltend. Von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „das Banner von Zofingen so zu hüten wie Niclaus Thut" *). Sechs hundert und sechs und funfzig war die Zahl der erschlagenen Grafen und Ritter; viele alte Häuser erloschen und der Glanz der Fürstlichen Hoflager ging auf Jahre unter. Man sprach im Lande: „Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel."

Allein diese wollten das Gottesurtheil darin nicht erkennen, sondern hofften noch immer sich einen günstigen Ausgang zu erzwingen. Sechs Tage nach der Schlacht wurden die Eidgenossen abermals gefehdet von funfzig vornehmen Herren und dem funfzehnjährigen Leopold dem Stolzen, des bei Sempach Erschlagenen Sohn. Es wurde indeß bald ein Stillstand vermittelt, der anderthalb Jahre dauerte. Mit dem Ablaufe desselben überraschten die Oesterreicher durch Einverständniß mit den Bürgern die Stadt Wesen, deren sich die Glarner während

---

*) Auch von den Eidgenossen fiel mancher wackre Mann. Gleich bei dem ersten Angriff war Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Lucern, gesunken. Als ihn ein Lucerner liegen sah, eilte er auf ihn zu, seinen letzten Willen zu vernehmen, und erhielt von dem Sterbenden den ächt republikanischen Bescheid: „Sage unseren Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg."

des Krieges bemächtigt hatten, und hieben den größten Theil der Besatzung nieder. Als aber hierauf die Feinde, etwa sechstausend an der Zahl, tiefer in das Land eindrangen, wurden sie am 9. April 1388 von fünf hundert Glarnern und wenigen anderen Eidgenossen bei Näfels mit großem Verluste auf's Haupt geschlagen. Es folgten andere glückliche Unternehmungen der Schweizer, so daß Oesterreich, erschöpft, durch Familienstreitigkeiten verwirrt und in anderweitige Händel verwickelt, da der ganze Aargau bedroht war, und im Thurgau die Treue wankte, sich 1389 zu einem siebenjährigen Frieden mit den Schweizern entschließen mußte. Diese behielten, bis auf Wesen, welches sie zurückgaben, Alles, was sie während des Krieges in ihre Gewalt gebracht und versprachen nur, künftig keinem herzoglichen Unterthan das Bürgerrecht zu geben, wenn er sich nicht in ihren Städten niederließe. So endeten die Eidgenossen, ein Jahr nach der Schlacht bei Döffingen, diesen Krieg gegen die Fürsten und Herren zu ihrem unsterblichen Ruhme mit der Befestigung ihrer Selbständigkeit. 1394 wurde der Friede auf zwanzig Jahre erneuert.

Allmählig wurde der Kreis der für die Freiheit geschlossenen und behaupteten Vereinigung immer weiter. Zunächst nahmen die Appenzeller erst an den Thaten, dann an dem Bunde der Eidgenossen Theil. Ein Jahrhundert nach der Entstehung desselben erneuerten sie in ihren Thälern die Begebenheiten der Waldstädte. Die Abtei von St. Gallen besaß die Herrschaft über dies Bergland, und der damalige Abt Kuno, ein harter und strenger Mann, übte mannichfachen ungerechten Druck. Da standen die Appenzeller im Jahre 1400 auf, und vertrieben mit vereinter Kraft die Vögte der Abtei. Als Kuno nun in Verbindung mit einigen Schwäbischen Reichsstädten wider sie auszog, sandte ihnen Schwyz Unterstützung, und auch Glarner Freiwillige stießen zu ihnen. Mit Hülfe derselben schlugen sie 1403 am Speicher die an Zahl ihnen weit überlegenen Feinde. Der ganze Thurgau erschrak, und die Schwäbischen Städte traten auf Vermittelung von Bern und Zürich von weiterm Kampfe zurück. Aber der Abt und der benachbarte Adel, dessen oft hart behandelte Unterthanen die Appenzeller in ihren Schutz nahmen, forderten den Oesterreichischen Herzog Friedrich, den vierten Sohn des bei Sempach gefallenen Leopold, auf, als Haupt der Ritterschaft dem Untergange des Adels in allen oberen Ländern entgegenzutreten, und Friedrich beschloß den Krieg, um den Trotz der Appenzeller zu brechen. Zu diesen gesellte sich dagegen Rudolf

Graf zu Werdenberg, erbittert auf Oesterreich, das ihm seine Stammburg entrissen; in einem Kittel von grobem Tuch, wie die Hirten des Landes, und barfuß, um auf den Rasen besser zu treten, führte er sie gegen einen feindlichen Haufen, der in das Land eindringen wollte, und half siegen in der Schlacht am Stoß (1405); ohne ihn erfochten die Appenzeller einen zweiten Sieg bei Wolfshalden gegen den Herzog selbst, der gleichfalls in ihre Thäler hatte dringen wollen. Die Ueberwinder eilten den Fliehenden nach, und setzten den Krieg in den nächsten fünf Jahren mit glücklichem Erfolge fort. In Tyrol und bis an die Thur waren ihre Feinde in Schrecken, und viele Bauern traten zu den Appenzellern. Doch was über ihre Landmarken hinauslag, vermochten sie nicht zu behaupten; nur die Freiheit innerhalb derselben ward gesichert durch ihre feste Vereinigung mit sieben Orten der Schweizerischen Eidgenossen (Bern nahm keinen Theil daran), welche selbst dadurch neue Stärke bekamen. Oesterreich verlängerte 1412 seinen Frieden auf funfzig Jahre. So war seit der Sempacher Schlacht in diesen Landen die Ueberlegenheit gänzlich an das Volk gekommen.

---

21. Begebenheiten in Italien, König Ruprecht und die Kirchenversammlung zu Pisa.

Die Wahl des Papstes Clemens VII., mit welcher die große Spaltung der abendländischen Kirche begonnen hatte, war, wie bereits erwähnt ist, unter dem Schutze der Königin Johanna von Neapel geschehen, und Rachegedanken gegen diese gefährliche Feindin erfüllten das Gemüth Urban's VI. Johanna, welche einige Jahre vorher schon ein viertes Ehebündniß mit dem Herzoge Otto von Braunschweig (der aber den Königstitel nicht führte) eingegangen war, hatte dennoch keine Kinder, und ihr nächster Erbe, Karl der Kleine *), hatte an dem Hofe seines Vetters, des Königs Ludwig's des Großen von Ungern, wo er lebte, allen Haß dieses Fürsten und der Ungern gegen Johanna eingesogen (Th. V. S. 367 und 386). Von dieser Gesinnung die Erfüllung seines Wunsches hoffend, forderte Urban Karl und Ludwig auf, Johanna anzugreifen und vom Throne zu stoßen. Karl fand zu einem solchen Kriege bald noch dringendere Gründe als

*) S. Th. V. S. 367. die Stammtafel.

die Ermahnungen des Papstes, denn während er sich mit Plänen wider Johanna trug, wollte diese ihrerseits ihn von der Thronfolge ausschließen, und ernannte Ludwig von Anjou, einen Bruder des Königs von Frankreich Karl's V., zu ihrem Nachfolger im Neapolitanischen Reiche. Mit größerer Heeresmacht, als der, die einst Karl von Anjou, um die Hohenstaufen ihres Erbes zu berauben, nach Italien geführt hatte, kam Karl der Kleine 1381, und wurde mit leichter Mühe Herr des Königreichs. Die Königin ließ er erdrosseln oder unter Federbetten ersticken, und als der von ihr berufene Erbe, Ludwig von Anjou, herbeikam, ihren Tod zu rächen und sich das Reich zu erobern, vertheidigte er sich nicht ohne Mühe, aber doch mit Erfolg gegen ihn. Auch befreite ihn der Tod bald von diesem Gegner. Indeß war Karl auf dem Throne noch keinesweges befestiget, er war mit dem Papste, der ihn beschützt hatte, zerfallen, und das jüngere Haus Anjou hatte unter den Neapolitanischen Edeln noch eine zahlreiche und mächtige Partei. Dennoch ließ der ehrgeizige Karl sich von dem Glanze einer zweiten Krone blenden. Es war die von Ungern, wo nach dem Tode Ludwig's des Großen (1382) seine Tochter Maria unter der Vormundschaft ihrer Mutter herrschte. Karl wollte den beiden Frauen das Reich entreißen, wurde aber wenige Monate nach seiner Ankunft in Ungern auf Anstiften der verwittweten Königin ermordet (1386). Diese Unthat rief für beide Reiche unsägliche Verwirrungen hervor. In Neapel standen zwei Parteien wider einander in den Waffen, die eine für den zehnjährigen Ladislaus, den Sohn Karl's, die zweite für einen andern Knaben, Ludwig II., Sohn des in Italien gestorbenen Ludwig von Anjou. Die Barone legten den Bürgern und Landleuten ihrer Partei, unter dem Vorwande, die Herrschaft des rechtmäßigen Königs aufrecht zu erhalten, schwere Schatzungen auf, und die Güter der Gegner verheerten sie mit Feuer und Schwert. Jede dieser Factionen lehnte sich an einen der beiden Päpste, welche aber ihrerseits nicht nur den Gegner zu verdrängen, sondern auch, statt des eignen Schützlings Vortheil zu wahren, das päpstliche Ansehn im Reiche zu befördern und zu erweitern trachteten.

Wenn Neapel durch diese innere Zerrissenheit alles Einflusses auf das übrige Italien beraubt war, so trat Mailand desto mächtiger hervor. Als Bernabo Visconti, dessen unerhörte Tyrannei sich von Jahr zu Jahr steigerte, seinen Neffen Johann Galeazzo der ererbten Besitzungen zu berauben und ihn selbst zu verderben trachtete, wurde

er von diesem überlistet, gefangen genommen und, wie es heißt, im Kerker vergiftet. So war Johann Galeazzo im alleinigen Besitz der ganzen Mailändischen Herrschaft, die er, ungeachtet ihrer Ausdehnung, noch unermüdet zu erweitern trachtete, ja er hoffte, ganz Italien in seine Gewalt zu bringen. So wenig persönlichen Muth er auch besitzen mochte, indem er sich nie an der Spitze eines Heeres zeigte, und sich stets in wohlbefestigte Paläste verschloß; so wenig war er doch in seinen Unternehmungen scheu und zaghaft, vielmehr zu den kühnsten geneigt. An Umsicht, Schlauheit und feiner Beurtheilung von Verhältnissen und Characteren übertraf er alle Machthaber seiner Zeit. Er trat zuerst in Verbindung mit Franz Carrara, dem Herrn von Padua, Feltre, Belluno und Trevigio, einem steten Feinde Venedig's, wider Antonio, Mastino's della Scala Enkel, den Gebieter von Verona und Vicenza; behielt aber, gegen den Vertrag, diese beiden Städte als Früchte des Sieges für sich, und vereinigte sich sodann mit Venedig wider seinen bisherigen Bundesgenossen. Carrara und sein Sohn fielen in Visconti's Gewalt; in ihre Länder theilten sich die Sieger. Von allen Herrschergeschlechtern, die sich seit dem Untergange der freien Verfassungen zwischen den Alpen und Apenninen erhoben hatten, waren nur noch vier, die von den Visconti nicht unterjocht und beraubt waren, Savoyen, Montferrat, Gonzaga und Este, von welchen das erste alle Händel mit Johann Galeazzo vermied, die drei übrigen seinen Winken und Eingebungen gänzlich folgten. Venedig hatte sogar seine Größe unweise befördern helfen. Nur Florenz und der jüngere Carrara, der aus seiner Haft entkommen war, kämpften muthig wider den Mächtigen für ihre und des ganzen Italien's Freiheit, ohne edoch seine Gewalt, welche späterhin noch durch die Unterwerfung der Städte Pisa, Siena und Perugia vergrößert wurde, erschüttern zu können. Dieser fehlte indeß noch ein angemeßner Titel, da Johann Galeazzo nur den eines Grafen von Virtu und, durch die Verleihung Heinrich's VII. an seinen Vorfahren Matteo, den eines kaiserlichen Statthalters führte Hier kamen seinen Wünschen König Wenzel's Geldbedürfnisse und Gleichgültigkeit für die Ehre des Reiches zu Hülfe. Denn nachdem dem Könige ein Plan, durch täuschende Versprechungen von Kriegshülfe von den Gegnern Visconti's Geld zu erlangen, mißlungen war, ließ er sich mit Jenem selbst in Unterhandlungen ein, und verkaufte ihm für eine Summe von hundert tausend Goldgulden den Titel eines Herzogs von Mailand, für ihn und seine Nachkommen mit allen

Rechten der Herzoge des Reichs (1395). Entfremdete der König dem Reiche dadurch zwar keine wirkliche Besitzung, so wenig als Johann Galeazzo einen Zuwachs an Macht erhielt, so erhöhte sich doch das Ansehn des letztern durch die Rechtmäßigkeit, deren Siegel der usurpirten Herrschaft seines Hauses jetzt aufgedrückt schien, und das Reich hatte wohlbegründeten Ansprüchen für die Zukunft entsagt. Die Städte, welche das neue Herzogthum in sich begriff, waren ungefähr dieselben, welche den einst so mächtigen Lombardischen Bund gebildet hatten, an dessen Stärke und Freiheitsliebe alle Anstrengungen der großen Hohenstaufischen Kaiser gescheitert waren. So bedeutend war der seitdem eingetretene Umschwung der Verhältnisse.

Dies war der vielfach verwirrte Zustand Italien's. Die übrigen Staaten Europa's litten unter ähnlichen, zum Theil noch größeren Zerwürfnissen, während das Verderben, mit welchem barbarische Eroberer im Osten drohten, sich immer näher heranwälzte; aber nichts erregte in den geängsteten Gemüthern größere Sorge, als der fortwährende Zwist der Päpste. Im Jahre 1389 starb der Römische Papst Urban VI., der seine Regierung durch Grausamkeit geschändet hatte. Fünf Cardinäle, die einer Verschwörung gegen ihn beschuldigt waren, ließ er furchtbar foltern, schleppte sie dann in Ketten mit sich umher, ließ sie in seiner Gegenwart nochmals eine schreckliche Tortur ausstehen, ohne ein Geständniß erpressen zu können, und endlich erdrosseln. Sein Tod hätte eine günstige Gelegenheit herbeigeführt, der Doppelherrschaft in der Kirche ein Ende zu machen; aber die Römischen Cardinäle wollten von einer Anerkennung des Papstes zu Avignon nichts hören, und wählten Bonifacius IX. zum Nachfolger Urban's. So dauerte das Schisma fort, und mit ihm die großen Uebel, die es hervorgebracht. In allen Ländern der abendländischen Christenheit herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Jeder Papst verfluchte den Gegner und dessen Anhang zur Hölle, und legte ihm das Schandbarste zur Last, woraus nicht nur in den meisten Gemüthern, da die religiöse Ueberzeugung mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Päpste fest verwachsen war, qualvolle Zweifel entstanden; sondern auch die Autorität des heiligen Stuhles selbst auf das tiefste untergraben und erschüttert wurde. In unerhörter Verblendung zerfleischte die Kirche ihre eigenen Eingeweide und rüttelte gewaltig an den geheiligten Grundlagen der Religion und der Sittlichkeit. Leichtsinnigem und zügellosem Treiben ward eine breite Thür eröffnet; jedes Laster, jeder

Frevel fand kirchliche Vergebung, wenn der Verbrecher von der Partei eines Papstes zur andern überging. Es fehlte nicht an den ernstesten und stärksten Bemühungen, dieser verderblichen Verwirrung ein Ende zu machen, besonders zeichneten sich die Theologen der Universität Paris durch großen Eifer aus. Aber es erforderte noch den Kampf einiger Jahrzehende, um die Anmaßung und Selbstsucht, welcher die Päpste auf beiden Seiten das Heil der Christenheit opferten, zu besiegen. Als Clemens VII. 1394 zu Avignon starb, erhoben seine Cardinäle, den dringendsten Ermahnungen des Königs Karl VI. von Frankreich und der Pariser Universität zum Trotz, einen neuen Papst, den Cardinal Peter von Luna, der sich Benedict XIII. nannte. In Frankreich beschloß man nun, auf jede Weise die Einheit der Kirche wiederherzustellen. Es gingen Gesandte nach Deutschland, um die Fürsten des Reiches zur Mitwirkung aufzufordern. Wenzel zeigte sich nicht abgeneigt, und hielt eine gemeinsame Berathung über diese Angelegenheiten mit Karl VI. zu Rheims (1398), wo man übereinkam, daß beide Päpste, nöthigen Falls durch Zwangsmaßregeln, zur Abdankung vermocht werden sollten. Der König von Frankreich übernahm diesen Beschluß bei Benedict durchzusetzen, indeß Wenzel den Römischen Papst zur Entsagung bringen wollte. Als Benedict sich hartnäckig weigerte, gab Karl VI. seinem Marschall Boucicaut Befehl, ihn im Schlosse von Avignon einzuschließen.

König Wenzel erregte durch die Zusammenkunft in Rheims, obschon er die Ausführung des dort beschlossenen Verfahrens lässig genug betrieb, die Feindschaft des Erzbischofs von Mainz Johann's von Nassau, den Bonifacius IX. zu dieser Würde erhoben hatte, in so hohem Grade, daß dieser in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz darauf dachte, ihm die Deutsche Krone zu entreißen. Bei der Abneigung, die Wenzel's untüchtiges Regiment erregt hatte, gewannen sie die Kurfürsten von Köln und Trier leicht für sich. Diese Vier forderten den König auf den 11. August 1400 förmlich nach Oberlahnstein vor, um dort vor den versammelten Fürsten über die Gebrechen seiner Regierung Rechenschaft zu geben. Da er nicht erschien, erklärten sie ihn für abgesetzt, weil er, wie sie in der darüber ausgestellten Urkunde sagten, der Kirche nicht zum Frieden geholfen, die Rechte des Reichs, namentlich durch die Einsetzung eines Herzogs in Mailand, vergeudet, den Landfrieden nicht gehandhabt und in Böhmen grausam und tyrannisch regiert habe. Die drei geistlichen Kur=

fürsten übertrugen hierauf ihrem Bundesgenossen Ruprecht von der Pfalz die Krone. Wenzel stellte die ganze Handlung als Hochverrath und Empörung dar, und die Mehrzahl der Stände hielt fortdauernd zu ihm. Der neuerwählte König hatte unter mehreren anderen den geistlichen Kurfürsten schriftlich gethanen Zusagen auch verheißen, das Herzogthum Visconti's aufzuheben, und dieses Land wieder unmittelbar zum Reich zu bringen. In Deutschland verschaffte ihm Wenzel's Unthätigkeit einen sehr leichten Stand. Er beschloß daher gleich nach Italien zu ziehen, und brachte mit vieler Mühe ein Reichsheer von funfzehntausend Reitern zusammen, außerdem konnte er auf die kräftige Unterstützung der Florentiner und Franz Carrara II. zählen. Aber an den Grenzen des Herzogthums Mailand, in der Umgegend des Gardasees, empfing ihn Alberico da Barbiano, Johann Galeazzo's erfahrener Feldhauptmann, an der Spitze von dreizehntausend Reitern und zwölftausend Fußgängern mit solchem Nachdruck, daß seine Truppen geworfen und zerstreut wurden (21. October 1401). Dieser einzige Schlag vernichtete alle Pläne Ruprecht's. Er unterhandelte zwar in Venedig und mit Florenz, um die Mittel zu neuen und weiteren Unternehmungen herbeizuschaffen, allein mit so geringem Erfolg, daß er unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren mußte.

Nach des Königs Abzug erhob sich Visconti um so furchtbarer. Schon im nächsten Jahre fiel das wichtige Bologna in seine Hände, und schon hatte er ein unfehlbares Mittel ergriffen, den einzigen Damm, der sich seinem Siegesstrome entgegenstellte, die Florentiner, niederzustürzen, indem er ihnen von Siena, Pisa, Perugia, welche seiner Herrschaft gehorchten, und dem neugewonnenen Bologna aus alle Handelswege und Zufuhren sperrte. Er war eben in Begriff, auch die letzte Straße nach Florenz, die von Lucca, abzuschneiden, und ließ die Kleinodien bereiten, in deren Schmucke er in jene Stadt einziehen und sich dort zum König von Italien krönen lassen wollte, als sein plötzlicher Tod (1402) die ganze Lage der Dinge veränderte. Mit ihm zerfiel sein Staat. Er hatte eine Theilung seiner Länder unter zwei noch unmündige Söhne, Johann Maria und Philipp Maria, angeordnet, aber es war Niemand, der in ihrem Namen das Ansehen des Herrschers hätte behaupten können oder wollen. In vielen Städten lebten die alten Parteiungen wieder auf; die Heerführer des verstorbenen Herzogs sowol als die benachbarten Fürsten rissen bedeutende Stücke an sich. Besonders große Thätigkeit zeigte Franz Carrara

fand aber in diesem Bestreben seinen Untergang. Denn die Venetianer, von Johann Galeazzo's Wittwe Catharina Visconti, Bernabo's Tochter durch die Abtretung von Vicenza, Bassano, Feltre und Belluno zur Hülfe gegen ihn bewogen, und voll des alten Hasses gegen dieses Haus, traten mit allen Kräften ihrer mächtigen Republik gegen den kleinen Fürsten auf. Vergeblich suchte dieser durch friedliche Anerbietungen ihren Zorn zu entwaffnen, vergebens den Andrang ihrer Waffen durch tapfere Vertheidigung abzuwehren. Er mußte sich immer weiter zurückziehen, verlor alle seine Schlösser und Städte, und hatte zuletzt nur noch das feste Padua, als seine einzige Hoffnung, inne. Endlich verlangten auch hier die Bürger, er solle die Stadt übergeben, und während der darüber ausbrechenden Unruhen gelang es den Venetianern, sich eines Thores zu bemächtigen. Nun mußte Franz in einen Stillstand willigen und ging nach Venedig, um von der Gnade der Signoria einen Theil seiner Besitzungen zurückzuerhalten. Hier warf er sich dem Dogen Michael Steno zu Füßen. Aber umsonst; er wurde mit zweien seiner Söhne erdrosselt (1406). Auf die Köpfe zweier anderer, die sich nach Florenz geflüchtet, setzte die unversöhnliche Republik einen Preis. So unglücklich endete der Versuch, die Herrschaft der Carrara's wiederherzustellen. Alles, was ihnen oder den della Scala's gehört hatte, wurde eine Beute Venedig's, welches durch diese Erwerbungen von nun an auch als eine der bedeutendsten Landmächte Italien's auftreten konnte. Um dieselbe Zeit wurde Pisa von den Florentinern bezwungen, so daß durch den Anwachs der beiden Republiken allmählig ein Gleichgewicht der einzelnen Staaten in Italien entstand wodurch die Begründung einer ähnlichen Uebermacht, wie die Visconti's vor Johann Galeazzo's Tode erlangt hatten, für die folgende Zeit verhindert worden ist. Auch Neapel, nachdem es sich der Anarchie entrissen hatte, konnte in diese Verhältnisse nicht mehr störend eingreifen, vielmehr wurde es selbst bald in ein System hineingezogen, welches durch die Beschirmung der kleineren Dynasten von Seiten einer benachbarten großen Macht gegen die andre, oder durch Bündnisse mehrerer gleich mächtigen jeden Eroberungssüchtigen in gemessenen Schranken hielt. In Neapel war nämlich der junge Ladislaus unter den Stürmen und Gefahren der Bürgerkriege herangewachsen, und das Glück erklärte sich allmählig entschieden für ihn. Endlich zwang er seinen Gegner Ludwig II. von Anjou durch die Belagerung der Hauptstadt sich einzuschiffen und ihm das Königreich ganz zu

überlassen (1399). Aber damit begnügte sich sein Ehrgeiz nicht; die Krone von Ungern, die er eine kurze Zeit trug, mußte er bald wieder aufgeben. Nun harrte er der Gelegenheit zu Erwerbungen, die näher lagen, und leichter zu behaupten waren.

König Ruprecht mußte nach seiner Rückkehr in Deutschland erfahren, daß es ihm mit der Herstellung der gesetzlichen Ordnung, obschon er thätiger und wohlmeinender war als Wenzel, nicht besser gelang, als diesem. Es erging ihm, wie ein Jahrhundert früher dem Könige Adolf; der Erzbischof von Mainz, der ihn erhoben, und ihn fortwährend wie ein Werkzeug seiner Pläne brauchen und behandeln wollte, wurde sein Widersacher, als der König sich seiner Leitung entzog, und die Rücksicht auf ihn der Wohlfahrt des Reiches nachsetzte. Dazu kam, daß Ruprecht den Schein des Eigennutzes und der Härte nicht vermied, und sich dadurch Feinde machte. Als er 1405 in die Wetterau zog, und dort einige Mainzische Vasallen verübter Räubereien wegen züchtigte, wurde der stolze Erzbischof so aufgebracht, daß er mit dem Markgrafen Bernhard von Baden, der sich dem Könige schon früher widerspenstig gezeigt, dem Grafen Eberhard von Würtemberg und einer Anzahl von Städten zu Marbach einen Bund schloß, der unter dem Scheine des aufrecht zu erhaltenden Landfriedens im Grunde gegen den König gerichtet war. Ruprecht's Bemühungen, diesen Bund aufzulösen, waren vergeblich; es kam so weit, daß der Erzbischof von Mainz wider ihn rüstete, und zuletzt blieb ihm nichts übrig, als sich mit den einzelnen Gliedern der Verbindung zu vergleichen, und diese selbst als eine rechtmäßige anzuerkennen. Es hätte einer ganz andern Macht und ganz anderer Geistesgaben, als die seinigen waren, bedurft, um das so tief gesunkene Deutsche Königthum wieder zu heben. Nicht besser stand es mit seinem Nebenbuhler Wenzel. Die Zwistigkeiten, die unter den Luxemburgischen Prinzen bald nach Karl's IV. Tode ausgebrochen waren, und verbunden mit der Unzufriedenheit der Böhmen, schon einmal zur Gefangenhaltung Wenzel's geführt hatten, dauerten fort, da die Ursachen derselben, des Königs Untüchtigkeit und Völlerei und seiner Verwandten Habgier und Ländersucht nicht aufgehoben waren. So viel Böses nun auch Wenzel zur Last fällt, so hatte dennoch sein Bruder Siegmund kein Recht, die alten Auftritte zu erneuen, den König, nachdem er ihm kurz zuvor für große Geldsummen seine Hülfe zugesagt, zum zweiten Male gefangen zu nehmen, und ihn der Obhut der Oesterreichischen

Herzoge zu übergeben (1402). Siegmund war nun der That nach Herr von Böhmen; aber als ihn bald darauf Unruhen der Ungern und die Ankunft des Königs Ladislaus von Neapel, den der Empörer herbeigerufen hatten, nach diesem Lande zu eilen nöthigten, erhoben sich die Böhmen und vertrieben seine zurückgelassenen Ungrischen Truppen, von welchen sie durch Wildheit und Zuchtlosigkeit schwer bedrückt worden waren. Auf diese Weise war das Land eine Zeit lang ganz ohne Herren und jedweder Frevel wurde ungestraft verübt, so daß Wenzel, als er nach einer neunzehnmonatlichen Gefangenschaft aus Wien glücklich entkam, mit Freuden wieder aufgenommen wurde.

Während die Staaten so unter unaufhörlichen inneren Unruhen litten, dauerte auch die ärgerliche und verderbliche Verwirrung der Kirche fort. Bonifacius IX. starb 1404 und sein Nachfolger Innocenz VII. 1406, aber man benutzte diese Todesfälle so wenig als den Urban's VI., um den Frieden wiederherzustellen. An Innocenzens Stelle wählten die Römischen Cardinäle Gregor XII. Dieser und sein Gegner Benedict, dem es gelungen war, die Aufhebung seiner Einschließung zu bewirken, täuschten die Christenheit mehrere Jahre mit vorgespiegelten Unterhandlungen über eine Ausgleichung, während keiner von ihnen im Ernst daran dachte, dem Besitz der päpstlichen Krone zu entsagen. So mußte wol die Ueberzeugung allgemein werden, daß die Päpste selbst nichts thun würden, die heillose Spaltung zu heben, sondern daß die Kirche sich ohne ihre Häupter helfen müsse. Deshalb war man der Meinung, daß ein allgemeines Concilium zusammentreten müsse, welchem sich beide Päpste unterwerfen sollten; ein Ausweg, den die Universität von Oxford schon im Jahre 1398 vorgeschlagen hatte. Nun entstand aber die Frage, wem bei dem Mangel eines allgemein anerkannten Oberhauptes der Kirche, das Recht, ein solches Concilium zu berufen zustände. Einige schrieben dieß dem Kaiser als dem höchsten Schirmvogt der Kirche zu, andere, und zwar die Mehrzahl glaubte nur die Cardinäle dazu berechtigt. Glücklicher Weise entzweiten sich jetzt beide Päpste mit ihren Cardinälen. Gregor XII., von den Seinigen gedrängt, der Spaltung ein Ende zu machen, ernannte, um bei seinem weiteren Verfahren nicht von ihnen gehindert zu werden, eine Anzahl neuer, worauf ihn die älteren verließen und sich nach Pisa begaben, und als Benedict XIII. durch eine Versammlung der Französischen Geistlichkeit und der Stände für einen hartnäckigen Schismatiker und Ketzer erklärt worden war, vereinigten sich auch die Franzö-

sischen Cardinäle mit ihnen. So konnten diese nun eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit veranlassen. Auf ihre Einladung traten um Pfingsten des Jahres 1409 zwei und zwanzig Cardinäle, drei Patriarchen, zwölf Erzbischöfe, achtzig Bischöfe, sieben und achtzig Aebte, die Abgeordneten von funfzehn Universitäten und mehr als dreihundert Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts in Pisa zusammen. Es war nicht bloß die Wiederherstellung der kirchlichen Eintracht, welche man von dieser Versammlung erwartete, sondern eine Verbesserung des kirchlichen Zustandes überhaupt, worunter man ins Besondere die Beschränkung der päpstlichen Gewalt verstand, so wie die Veränderung des aussaugenden Finanzsystems, welches die Nachfolger Petri innerhalb der Kirche in Gang gebracht hatten, dessen Druck man jetzt nicht nur von zwei Seiten empfand, sondern auch in einem höhern Maaße als je vorher. Jedem der beiden Päpste machte seine Lage mehr Einkünfte nöthig, als früher der alleinige bedurft hatte; da sie aber doch nur die Hälfte davon erhalten konnten, so mußten sie sich durch Erpressungen helfen, welche die Sehnsucht nach einer Verbesserung des kirchlichen Zustandes noch lebhafter erregten. Aber durch die Synode von Pisa wurde weder die eine noch die andere der von ihr gehegten Erwartungen erfüllt. Sie entsetzte zwar Benedict und Gregor als Schismatiker, Ketzer und Meineidige, des Pontificats, und wählte ein neues Oberhaupt der Kirche, Alexander V.; aber das Schismà war dadurch, weil man nicht Sorge getragen hatte die beiden anderen Päpste vorher zur Abdankung zu bringen, keinesweges gehoben, vielmehr erfolgte, was der Deutsche König Ruprecht vorhergesagt hatte, daß statt der Päpstlichen Zweifaltigkeit eine Dreifaltigkeit entstehen werde. Die Partei des zu Pisa aufgestellten Papstes blieb zwar die stärkere, allein an Benedict hielten Schottland und Spanien fest, an Gregor der Römische König Ruprecht und der Neapolitanische Ladislaus. Eben so wenig wurde die gehoffte Umwandlung des Kirchenwesens erreicht. Man hatte nicht bedacht, daß die Uebel, welche die Kirche drückten, gar nicht einzig und allein von den Päpsten ausgingen, sondern nicht weniger von den Cardinälen und Bischöfen. Diese waren die Lenker der Synode, und boten natürlich zu einer Reformation, die sie zuerst betroffen haben würde, keinesweges die Hand. In Deutschland aber erhielt die Zwietracht zwischen Ruprecht und den Ständen durch die Pisanische Synode neue Nahrung, denn wie der Erstere Gregor XII. zugethan blieb, so war der größte Theil

der Letzteren auf Alexander's V. Seite, und es hätte diesmal zuletzt zu einem offenen Waffenkampfe führen können, wenn Ruprecht nicht unerwartet, am 18. Mai 1410, durch den Tod einer Laufbahn entrissen worden wäre, auf welcher er statt der gehofften großen Vortheile nichts gefunden hatte, als eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Kränkungen.

Die Staaten Ober- und Mittelitalien's hatten damals keinen gefährlichern Feind zu fürchten, als den König Ladislaus von Neapel, der mit der schlauen Staatskunst des Johann Galeazzo Visconti große persönliche Tapferkeit verband. Er strebte nicht nur nach dem Besitze von ganz Italien, sondern auch nach der Kaiserkrone, und darum war ihm das Schisma, das allen andern Fürsten so viel Unruhe erregte, erwünscht, denn er dachte während desselben sich ungestört im Kirchenstaate ausbreiten zu können. Auch mußte er fürchten, daß ein allgemein anerkannter Papst leicht wieder in Abhängigkeit von Frankreich gerathen, und dann als Werkzeug dienen werde, dem jüngern Hause Anjou das Königreich Neapel zu verschaffen. Während er sich den Schein des eifrigsten Anhängers Gregor XII. gab, nahm er im Jahre 1408 Rom, in dem er sich schon ein Mal festzusetzen versucht hatte, aber wieder daraus vertrieben worden war, und hierauf noch andere Städte des Kirchenstaats. Die Florentiner, die sich zunächst von ihm bedrängt sahen, riefen, in Uebereinstimmung mit der Kirchenversammlung von Pisa und Alexander V., Ludwig II. von Anjou gegen ihn herbei. Die Neapolitaner mußten Rom verlassen, wo nun Papst Johann XXIII., der Nachfolger des wenige Wochen vor dem Römischen Könige verstorbenen Alexander V., seinen Sitz aufschlagen konnte (1411); aber trotz eines glänzenden Sieges, den Ludwig bei Rocca secca mit Hülfe der berühmtesten Italienischen Hauptleute, die in seinem Dienste waren, erfocht, trieb Ladislaus ihn wieder zurück. Den Papst täuschte er durch Friedensunterhandlungen, wandte sich dann aber plötzlich gegen Rom und nahm die Stadt abermals ein, so daß Johann sich kaum nach Florenz retten konnte. Immer weiter wogte nun der Strom seiner Eroberungen, und den Florentinern schien der härteste Kampf bevorzustehen, als Ladislaus am 6. August 1414 an einer Krankheit, welche er sich durch Ausschweifungen zugezogen hatte, starb, und Italien dadurch von der Furcht, seine Unabhängigkeit an diesen arglistigen Eroberer zu verlieren, befreit ward.

---

22. König Siegmund, und die Kostnitzer Kirchenversammlung.

Es fehlte wenig, so hätte das Deutsche Reich nach dem Tod Ruprecht's, wie die Kirche, drei Häupter in Streit und Kampf um die Krone gesehen. Denn während Wenzel fortwährend die Gültigkeit seines Rechts behauptete, zerfielen die Kurfürsten, die ihn abgesetzt, und an Ruprecht's Stelle einen andern König wählen wollten, unter sich; einige erklärten sich für Wenzel's Bruder, den König Siegmund von Ungern; andere für den Vetter dieses Fürsten, den Markgrafen Jost von Mähren. Zum Glück starb dieser schon am 8. Januar des folgenden Jahres 1411, und nun trat nicht nur seine Partei zu Siegmund über, sondern auch Wenzel gab seine Zustimmung unter der Bedingung, daß ihm selbst der Titel als Kaiser oder älterer Römischer König blieb.

Dem neuen Könige war die Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche besonders zur Pflicht gemacht worden, und er nahm sich in der That dieses Geschäftes mit dem löblichsten Eifer an. Die hellsehenden Zeitgenossen erwarteten freilich von dem Ende der Spaltung allein nicht die Heilung der vielen Uebel, welche auf der Kirche und durch sie auf dem ganzen Zustande der Gesellschaft lasteten. Es war eine Zeit großer Verderbniß und tiefen Sittenverfalls. In Italien zumal glichen jene um die Herrschaft kämpfenden Tyrannen den berufenen Römischen Imperatoren des ersten Jahrhunderts an Blutdurst und Wollust, und manche Päpste und Cardinäle gaben ihnen darin nichts nach. Johann XXIII. war in früheren Jahren Seeräuber gewesen, und hatte die Cardinalswürde erkauft. Als die Herzogin Catharina nach Johann Galeazzo's Tode dem Papst Bonifacius IX. Bologna zurückgab, um vor den Truppen des heiligen Stuhles Ruhe zu haben, wurde er als Legat hierher gesandt, und benahm sich bald als unumschränkter Herr der Stadt, bezeichnete seine Regierung durch Erpressungen und Grausamkeiten, und wälzte sich im Schlamm der niedrigsten Lüste. Alexander V. lud er zu sich ein, weil Ladislaus damals Rom besetzt hatte, um ihn ganz unter seinem Einfluß zu haben, und nach dessen Absterben zwang er die in Bologna anwesenden Cardinäle ihn selbst zu wählen. Sogar den Tod seines Vorgängers durch Vergiftung herbeigeführt zu haben, wurde ihm späterhin vorgeworfen. Auch als Papst hielt er es nicht der Mühe werth, seinen schamlosen Wandel dem Auge der Welt zu entziehen. Dieses Sündenleben mußte

der Christenheit freilich die Augen öffnen. Es waren nicht mehr jene großen Päpste, die von der weltlichen Macht bekämpft wurden, weil sie den Staat unter die Obhut des Christenthums bringen wollten; es waren unwürdige Frevler, welche die Kirche, die sie leiten sollten, durch Verbrechen und Gräuel schändeten, und Religion und Sitten durch ihr böses Beispiel untergruben. Da erhoben beredte Schriftsteller, Nicolaus von Clemangis, Rector der Pariser Universität, Peter von Ailly, Johann von Gerson, Heinrich von Langenstein, Dietrich von Niem u. A. ihre Stimme, zeigten die Ursache des Uebels der Zeit in der unersättlichen Herrschsucht der Päpste, wie in der Habgier, Ueppigkeit und Sittenlosigkeit des Clerus überhaupt, und schilderten die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung mit den lebhaftesten Farben.

Um die Zeit, wo Johann XXIII. durch die Waffen des Neapolitanischen Ladislaus auf das äußerste bedrängt war, befand sich König Siegmund in der Lombardei, um Mailand zu bekriegen und zu unterwerfen, welches Vorhaben er jedoch bald wieder aufgeben mußte. Indeß benutzte er die große Verlegenheit des Papstes, und brachte diesen zu dem Versprechen, eine allgemeine Kirchenversammlung nach der Deutschen Stadt Kostnitz auszuschreiben. Er hielt ihn auch dabei fest, als Johann, seiner Bedrängniß entledigt, diesen Beschluß gern zurückgenommen hätte, und das Concil ward im November 1414 wirklich eröffnet. Eine größere, feierlichere Versammlung war noch nie gehalten worden. Aus Italien, Frankreich, England, Deutschland, Schweden, Dänemark, Polen, Ungern und bis von Constantinopel strömten die Theilnehmer geistlichen und weltlichen Standes herbei. Die Großen wetteiferten, sich durch Glanz und Pracht auszuzeichnen, die Prälaten und Doctoren durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Außer den Patriarchen, Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, geringeren Priestern und Abgeordneten der Universitäten, außer den Fürsten und Herren, kamen Viele, nur durch Neugier gelockt, das außerordentliche Schauspiel zu sehen. Einmal sollen 150,000 Fremde und 30,000 Pferde gezählt worden seyn, die gewöhnliche Zahl der Anwesenden war achtzigtausend. Wollte das Concilium seinen Zweck erreichen, so durfte es keine Fortsetzung des Pisanischen seyn; Johann XXIII. mußte eben so gut zur Abdankung genöthigt werden, als die beiden anderen Päpste. An der Spitze der Partei, welche dieses Ziel verfolgte, stand der schon genannte Peter von Ailly, Cardinal von Cambray. Aber sie konnte ihre Absicht nicht erreichen, wenn, wie auf

allen bisherigen Concilien dem Gebrauch der frühern Zeiten gemäß die Stimmen nach den Köpfen gezählt wurden, denn Johann hatte eine außerordentliche Menge Italienischer Prälaten mitgebracht, durch welche er sich die Oberhand zu sichern hoffte. Die Häupter jener Partei riethen daher, alle Individuen auf vier Hauptnationen, die Deutsche, Französische, Englische und Italienische, zu vertheilen, jede Nation immer erst in besonderen Versammlungen berathschlagen, und dann nach der Mehrheit der Stimmen in ihr selbst, in der ganzen Synode eine Gesammtstimme abgeben zu lassen. In diesem Falle war man gewiß, daß die Italiener mit der günstigsten Gesinnung für Johann nicht durchdringen würden. Der Papst und seine Anhänger setzten daher diesem Vorschlage allen möglichen Widerstand entgegen; als aber Siegmund, der bald nach Johann zu Kostnitz ankam, dafür gewonnen worden war, sahen sie sich genöthigt, gleichfalls ihre Zustimmung zu geben. Innerhalb der Nationen sollten außer den Bischöfen und Reichsäbten, welchen eigentlich das Stimmrecht allein gebührte, die Doctoren und Gelehrten der Universitäten an der Abstimmung Theil nehmen, und in allen äußeren Kirchensachen, welche keine Glaubensartikel beträfen, wurde auch den Königen und Fürsten, selbst oder durch Gesandte mit zu stimmen gestattet.

Johann hatte von einer solchen Versammlung zum Voraus nichts Gutes für sich und das Papstthum im Allgemeinen erwarten können, und hatte sich deswegen auch nach weltlicher Unterstützung umgesehen, um nöthigen Falls einen Rückhalt zu haben. Zu diesem Behufe hatte er sich schon auf der Hinreise *) mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich verbunden, der aus persönlichen Gründen ein Gegner des Römischen Königs und der Kirchenversammlung war. Als nun die Französische, Deutsche und Englische Nation darauf drangen, daß der erste Schritt zur Herstellung des Kirchenfriedens die Abdankung aller drei Päpste seyn müsse, und er trotz alles Widerstrebens sich am 2. März 1415 zu diesem Schritte entschließen und dadurch mittelbar die höhere Gewalt des Conciliums anerkennen mußte, beschloß er von Kostnitz in die Oesterreichischen Länder zu entfliehen, dadurch die Versammlung aus einander zu sprengen und gegen alle früheren Zugeständnisse zu protestiren. Demnach veranstaltete Herzog Friedrich, außerhalb der Stadt

*) Als er über den Arlberg fuhr, und von dort den Bodensee und das umliegende Land sah, rief er, auf Kostnitz deutend: „das sieht aus wie eine Grube in der man Füchse fängt!"

ein Turnier (21. März 1415). Während Alles zu diesem Schauspiele hinausströmte, kam auch der Papst, dessen Benehmen schon Verdacht erregt hatte, in Reiterkleidung, die Armbrust auf der Lende, glücklich aus der Stadt nach Schafhausen, wohin ihm Friedrich bald folgte.

Sobald die Flucht des Papstes kund geworden war, entstand in Kostnitz allgemeine Bewegung und große Bestürzung, und ein Theil der Versammlung machte in der That Anstalten zum Abzug. Allein Siegmund ritt selbst durch die Straßen, beruhigte das Volk, hielt das Concilium voll thätigen Eifers zusammen und erklärte, daß es unter seinem Schutz auch ohne Papst fortgesetzt werden sollte. Es kam nach einem beredten Vortrage des Kanzlers der Pariser Universität, des schon genannten Johann's von Gerson, zu der förmlichen, höchst merkwürdigen Erklärung, daß eine allgemeine Kirchenversammlung die ganze katholische Kirche vorstelle, welche ihre Gewalt unmittelbar von Christo empfangen habe, und daß sich Jeder und somit auch der Papst allen ihren Verfügungen, besonders denen, welche den Glauben und die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern betreffen möchten, zu unterwerfen verbunden sey. Dieser Beschluß wurde in der vierten Hauptsitzung des Concilium in Gegenwart des Kaisers öffentlich verkündet und bestätigt. Dem entflohenen Papste schickte man drei Cardinäle nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, und über Friedrich von Oesterreich ward die Reichsacht ausgesprochen. Ehe er sich rüsten konnte, sagten ihm bei 400 benachbarte Herren und Gemeinden Fehde an; besonders thätig zeigten sich die Reichsstädte und die Schweizer, obgleich die letzteren erst vor drei Jahren einen funfzigjährigen Frieden mit Oesterreich geschlossen hatten. Bern nahm den Aargau weg, das alte Stammschloß, die Habsburg, fiel in Schutt und Trümmer, eine Burg nach der anderen wurde gebrochen und den gemeinsamen Waffen der Eidgenossen unterlag Baden mit dem Schloß am Stein. Von allen Seiten auf das Härteste bedrängt, mußte Friedrich die Gnade des Kaisers anflehen. Im Refectorium des Minoritenklosters zu Kostnitz kniete er vor Siegmund in Gegenwart vieler Reichsstände und Mitglieder der Kirchenversammlung, so wie der Italienischen Abgeordneten, und gelobte eidlich, daß er sich und alle seine Lande in des Kaisers Macht gebe, auch wolle er den Papst Johannes wieder zum Concilium stellen. Ihr Herren von Italien, sprach Siegmund zu den Umstehenden, ihr wähnet und wisset nicht anders, denn daß die Herzoge von Oesterreich die gewaltigsten Herren

seyen in der Nation Germania. Nun sehet, daß ich ein mächtiger Fürst bin über die von Oesterreich und sonst über alle Herren und Städte.

Wenige Tage nach dieser Demüthigung des Herzogs von Oesterreich, saßen die Väter des Concilium zu Gericht über Johann XXIII., der auf ihre wiederholte Ladung nicht erschienen, auch den Abgeordneten keine genügende Antwort ertheilt hatte. Ueber siebzig festgestellte Klagpunkte wurden vier und dreißig vereidete Zeugen unbescholtenen Rufes vernommen. Der Papst war der abscheulichsten Verbrechen beschuldigt: Alexander V. vergiftet, seines Bruders Weib beschlafen, an dreihundert Nonnen entehrt, Auferstehung und ewiges Leben geläugnet zu haben u. s. w. Seine Absetzung wurde beschlossen und seine Bewahrung dem Kaiser anvertraut, der ihn aus Freiburg, wohin er sich begeben hatte, durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit bewaffneter Macht abholen und fünf Jahre lang gefangen halten ließ. Darauf ließ auch der acht und achtzigjährige Gregor XII. durch Karl von Malatesta, in dessen Schutz er bis jetzt zu Rimini gelebt, seine freiwillige Abdankung der Versammlung ankündigen. So war nur noch der hartnäckige Benedict XIII. über, der sich damals in Perpignan aufhielt. Siegmund begab sich in Person zu ihm, um ihn zu einer gleichen freiwilligen Niederlegung der päpstlichen Würde zu bewegen. Diesen Zweck erreichte er zwar nicht, aber er brachte es doch dahin, daß die Könige von Aragonien, Castilien, Navarra und Schottland ihm den Gehorsam aufkündigten, und dadurch der Absetzung, welche nach Siegmund's Rückkehr die Kirchenversammlung (26. Jul. 1417) auch über ihn aussprach, Kraft und Bestand gaben. Aber der starrsinnige Greis blieb unbewegt. Von dem Felsen zu Peniscola, einem festen, zu den Besitzungen seiner Familie gehörigen Schloß im Königreich Valencia, auf das er sich geflüchtet hatte, sprach er den Bann über die ganze Welt, und beharrte dabei, bis er 1424, in einem Alter von neunzig Jahren, starb.

Nachdem auf solche Weise der erste Theil der Aufgabe des Concils gelös't war, trugen Siegmund und die Deutsche Nation, welche von Allen das größte Aergerniß an dem lasterhaften Wandel der letzten Päpste, an dem Verkauf der geistlichen Stellen und anderen Misbräuchen genommen hatten, darauf an, ehe man zur Wahl eines neuen Papstes schritte, zuvor die Verbesserung der Kirche mit desto größerer Freiheit vorzunehmen. Allein es zeigte sich jetzt, wie irrig man zu den Cardinälen und Bischöfen das Vertrauen gehegt, daß von ihnen

das Heil der Kirche ausgehen werde; als es zur Beschränkung ihrer eigenen Lebensweise, ihrer Rechte und Einkünfte kommen sollte, glaubten sie sich, um diesen Gefahren zu entgehen, des Schutzes eines neuen Papstes bedürftig. Zuerst waren nur die Italiener gegen jenen Vorschlag; aber bald gewannen sie die Franzosen, dann auch die Engländer für sich und erlangten dadurch die Stimmenmehrheit gegen das gerechte Begehren der Deutschen. Diejenigen, welche es nicht für das allerdringendste Geschäft des Concils hielten, der Kirche ein Haupt zu geben, wurden als Feinde des Friedens bezeichnet, und Männer, die vorher ihre Stimme am lautesten gegen das Verderbniß des Papstthums erhoben hatten, fanden sich jetzt unter den Vertheidigern dieser Ansicht, wie Peter von Ailly. Siegmund mußte endlich nach langem Widerstreben, als auch die Deutschen Bischöfe schwankten, seine Einwilligung geben, und so ward am 11. Nov. 1417 von den drei und zwanzig anwesenden Cardinälen und dreißig Abgeordneten der Nationen ein neuer Papst erwählt, in der Person Martin's V., aus dem Hause Colonna. Er war ein Mann von feiner Bildung, großer Festigkeit und kluger Gewandtheit, und mit diesen Eigenschaften wurde es ihm leicht, den Schlag abzuwehren, welcher der Hierarchie drohete. Es war zwar schon vorher auf den Antrag der Deutschen die Bedingung für jeden zu Wählenden gemacht worden, nicht eher Kostnitz zu verlassen, noch die Synode aufzulösen, bis die Reformation der Kirche vollendet sey; aber es fanden sich Vorwände genug, die Sache zu verzögern und am Ende ganz zu vereiteln, was Siegmund und die „andächtige, geduldige und demüthige" Deutsche Nation, wie sie sich selbst in einer früheren Denkschrift gegen die Papstwahl nannte, vorausgesehen hatten. Um sich von dem Concilium nichts vorschreiben und das Ansehen des heiligen Stuhles nicht noch mehr beeinträchtigen zu lassen, wandte sich Martin an die einzelnen Nationen und gewährte in besonderen Concordaten mit Deutschland und England zwar nur den augenscheinlichsten Mißbräuchen einige Abhülfe; dennoch aber erschien auf diese Weise als freie Gunstbezeigung, was das Concilium als Pflicht hätte auferlegen können. Endlich benutzte der Papst eine ausbrechende Seuche als Vorwand, um die Versammlung aufzulösen (22. April 1418), und verließ Kostnitz, umgeben von aller Pracht und Herrlichkeit seiner Würde; der Kaiser führte seinen weißen Zelter, drei der ersten Fürsten des Reichs hielten die Zipfel der Scharlachdecke des Pferdes, und vier Grafen trugen einen Thronhimmel über ihm. Es war, als feiere der Papst

einen Triumphzug für den Sieg, den er über die gerechten und billigen Hoffnungen der Völker davon getragen hatte. Die Erfüllung derselben konnte zwar noch von den folgenden Concilien erwartet werden, welche, nach einem zu Kostnitz gefaßten Beschlusse, alle zehn Jahre, das nächste sogar schon nach fünf Jahren, gehalten werden sollten. Indeß konnte doch auch diese Bestimmung, bei der erklärten Abneigung der Päpste gegen allgemeine Versammlungen solcher Art nur eine schwache Aussicht gewähren, und wenn dann endlich, jedoch erst nach zwölf Jahren, eine neue Synode zusammenberufen wurde, so geschah es nur, weil äußere Umstände dazu drängten.

---

23. Johann Huß.

(Geb. 1369, gest. 1415.)

Der verderbte und herabgesunkene Zustand der Kirche rief wie in dieser Zeit an mehreren Orten, so auch in England eine Opposition hervor, die sich indeß nicht bloß, wie die der Deutschen und Französischen Schriftsteller, gegen den sittenlosen Zustand der Geistlichen und die Mängel der Verfassung richtete, sondern auch die Lehren und Dogmen der katholischen Kirche angriff. Johann Wycliffe, Professor der Universität zu Oxford (seit 1371), durch Geist, Gelehrsamkeit und den unbescholtensten Lebenswandel hervorragend, sprach freimüthig seine Ueberzeugung von den schädlichen Wirkungen des Mönchthums so wie von dem Verderbniß des Papstthums in mehreren Schriften aus, und erklärte sich dann im Fortgange seiner Untersuchungen auch gegen die Lehre von der Brodverwandlung, von der Ohrenbeichte und von dem päpstlichen Ablaß. Außerdem behauptete er, daß der Papst und die Cardinäle oft im Glauben irrten, und daß ihren Lehren nur in so fern Wahrheit beiwohne, als sie sich auf die heilige Schrift gründeten, welche er in die Landessprache übertrug. Schon im Jahre 1377 ordnete Gregor XI. eine Untersuchung gegen ihn an, welche indeß durch die Gunst der weltlichen Großen, unter denen Wycliffe viele Anhänger zählte, und durch den Einfluß des damaligen Regenten, des Herzogs von Lancaster (Absch. 35.) ohne üble Folgen ablief. Allein sechs Jahre später verdammte der Erzbischof von Canterbury dennoch eine Reihe seiner Lehrsätze als ketzerisch, worauf Wycliffe Oxford verlassen mußte. Er zog sich nach seiner Pfarre Lutterworth zurück, und starb

hier ohne weitere Anfechtung (1384). Nicht so glücklich waren seine Anhänger. Ihre Predigten regten das Volk gegen die Geistlichkeit auf, und führten eine Reihe unruhiger Bewegungen herbei, die mit einer blutigen Verfolgung endeten, wodurch die Wycliff'sche Lehre in England unterdrückt wurde (1416). Aber dieselbe hatte unterdeß in einem fernen Lande tiefere Wurzeln geschlagen. Durch die Vermählung König Richard's II. von England mit einer Tochter Kaiser Karl's IV. war eine Verbindung zwischen England und Böhmen entstanden, welche in dem letztern Reiche Bekanntschaft mit Wycliffe's Schriften veranlaßte. Dem kühnen und freimüthigen, aber auch trotzigen Sinne der Böhmen, die erst vor Kurzem, größtentheils durch Karl IV. Bemühungen, höheren Interessen und wissenschaftlicher Bildung gewonnen waren, gefielen die Grundsätze des Engländers, in dessen Angriffen gegen die Römische Verderbniß allerdings auch Keime umwälzender Lehren lagen, die in unruhigen Gemüthern bösen Samen ausstreuen konnten. Die Deutschen auf der Prager Universität nahmen zunächst aus Nationalhaß Partei gegen die Wycliff'schen Grundsätze, wodurch diese hohe Schule, die eine außerordentliche Menge von Studirenden zählte, Schauplatz der heftigsten Streitigkeiten wurde.

Im Jahre 1398 trat Johann aus Hussinetz, einem kleinen Böhmischen Städtchen, gewöhnlich Johann Huß genannt, ein Mann von lauteren und würdigen Gesinnungen, strengen Grundsätzen, umfassenden Kenntnissen und hinreißender Beredsamkeit, als Lehrer an der Universität Prag auf. Die gegen das verderbte Papstwesen gerichteten Strafreden des Briten ergriffen ihn so, daß er nicht anstand, den Wycliffe als einen frommen und heiligen Mann rühmend zu bezeichnen. Noch eifriger suchte Hieronymus, aus dem adeligen Geschlecht von Faulfisch zu Prag, der selbst in Oxford studirt hatte, Wycliffe's Schriften zu verbreiten, und gewann auch den Prediger an der Michaelskirche, Jakob von Mieß. Alle drei empfahlen laut und eindringlich Wycliffe's Ansichten und Lehren. Der Erzbischof Sbinko von Prag glaubte die Anpreisung solcher Grundsätze nicht länger dulden zu dürfen, und setzte es durch, daß die Universität durch Stimmenmehrheit, vorzüglich der Deutschen Lehrer, in öffentlicher Sitzung fünf und vierzig Lehrsätze Wycliffe's als irrig, gefährlich und ketzerisch verdammte, und die Lesung Wycliffischer Schriften untersagte. Dieß schien Huß und den Böhmen ein solcher Eingriff in ihre Rechte, daß sie die bestehende Eifersucht zwischen den Studirenden beider Nationen, welche

schon zu Gefechten auf den Straßen geführt hatte, zu benutzen suchten, um die Verfassung der Universität zu ändern, so daß bei allen Verhandlungen der Böhmischen Nation drei, den Ausländern nur eine Stimme zukäme, während vorher dies Verhältniß gerade umgekehrt war. Als König Wenceslaus, damals ebenfalls auf die Deutschen erbittert, die ihn seiner königlichen Würde entsetzt hatten (oben S. 21.), diese Aenderung bestätigte und zum Gesetz erhob, verließen sämmtliche Professoren und Studenten Deutscher Abstammung, fünftausend an der Zahl, Prag (1409), und gingen größten Theils nach Leipzig, wo sie Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen mit offnen Armen aufnahm, und noch in demselben Jahre an diesem Orte eine Universität stiftete.

Der Auszug der Deutschen stellte die Ruhe in Prag keinesweges her. Der Erzbischof verklagte Huß, welcher sich, nun zum Rector der Universität erwählt, einen noch größeren Wirkungskreis eröffnete, bei dem Papst Alexander V. wegen ketzerischer Lehren, und dieser erließ hierauf ein Verbot des Predigens außerhalb der Pfarr- und Klosterkirchen, welches gegen Huß zielte, obschon er in der Bulle nicht genannt war. Als nun aber der Erzbischof die Wycliffischen Bücher einforderte und über zweihundert Handschriften verbrannte *), gerieth das Volk in Bewegung, es geschahen Mordthaten, man plünderte Kirchen und Klöster, um sich Ersatz für den Schaden zu holen. Der Erzbischof wandte sich abermals an den Papst; Johann XXIII. citirte Huß nach Rom, aber diese Vorladung blieb bei der Kraftlosigkeit des damaligen päpstlichen Regiments ohne Wirkung, und Huß appellirte an den Ausspruch eines Conciliums. Ein ernsteres Ansehen gewannen die Dinge, als der Papst in Prag das Kreuz wider Ladislaus von Neapel predigen, und Allen, die dazu Geld beitragen würden, vollkommenen Ablaß verheißen ließ. Huß und Hieronymus griffen dies unchristliche Verfahren rücksichtslos an, und der Letztere von heftiger und jähzorniger Gemüthsart reizte zu Unfug und Gewaltthat wider die Ablaßprediger; wodurch der Magistrat zum Einschreiten bewogen wurde, und drei der Unruhestifter auf dem Markte der Altstadt enthaupten ließ. Dies vermehrte die Aufregung des Volkes, die Hingerichteten wurden als Märtyrer gepriesen und Hieronymus selbst hing die Kreuzbulle des Papstes zwei unzüchtigen Dirnen auf die bloße Brust, führte sie durch

*) Supra ducenta volumina, pulcherrime conscripta, bullis aureis tegumentisque pretiosis ornata. Aen. Sylv. hist. Bohem. cap. 35. p. 51.

die Straßen und verbrannte das Decret endlich am Pranger der Neustadt. Darüber wurden Hussens Gegner lauter als jemals, und als Johannes XXIII. hierauf den Bann über ihn und Hieronymus und das Interdict über den Ort ihres Aufenthalts sprach, gab Wenzel den Ersteren auf, dem er bisher seinen Schutz hatte angedeihen lassen, aus Furcht vor dem Papst und vor Kirchenstrafen. Huß wurde genöthigt, Prag zu verlassen (1413), predigte aber auf dem Lande, oft unter freiem Himmel, bei unglaublichem Zulauf des Volkes. Als nun das Concil zu Kostnitz zusammenkam, wollte er sich zu seiner Rechtfertigung freiwillig vor dasselbe stellen, da er sich selbst darauf berufen. Hatte er doch in seinen Angriffen auf das Papstthum nicht viel Andres gethan, als was von der großen Partei der Prälaten und Gelehrten, der herrschenden auf der Kirchenversammlung, geschehen war. Wenzel gab ihm drei angesehene Herren aus dem Baronenstande mit, und Siegmund ertheilte ihm einen Geleitsbrief, in welchem er ihn „in seinen und des heiligen Reiches besonderen Schutz" nahm. Auch Johann XXIII. gab die Versicherung, es solle ihm nichts Böses geschehen, wenn er auch des Papstes Bruder ermordet hätte. So kam Huß am 3. November 1414 nach Kostnitz. Aber schon nach wenigen Wochen wurde er auf das Geschrei, welches einige gleichfalls in Kostnitz anwesende Prager Theologen, seine Feinde, erhoben, in die Curie eines Domherrn zur Haft gebracht. Siegmund gab zwar seinen Gesandten Befehl, Hussens Befreiung zu verlangen, aber die Cardinäle achteten nicht darauf. Schlimmer wurde die Lage des Gefangenen, als unterdeß Jakob von Mieß in Böhmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten auszutheilen begann, und auch diese Neuerung zu den gegen ihn aufgestellten Klagepunkten gezogen wurde. Es war nämlich im dreizehnten Jahrhundert Sitte geworden, den Laien den Kelch im Abendmahl zu entziehen, und ihn bloß den Priestern vorzubehalten. Der Grund davon lag in der scholastischen Spitzfindigkeit, daß die doppelte Gestalt des Abendmahls unnütz sey, weil unter jeder der beiden Gestalten der ganze Christus gereicht und genossen werde, eine Lehre, die von dem priesterlichen Stolze begierig ergriffen und in Ausübung gebracht wurde, weil der Clerus dadurch einen Vorzug vor den Laien bekam. Huß hatte zwar an der Wiedereinführung der alten Form in Böhmen keinen Antheil, aber sie war seinen Ansichten nicht zuwider.

Unterdeß war Siegmund nach Kostnitz gekommen, aber die Hoff-

nung, die Hussens Freunde auf ihn gesetzt hatten, verschwand bald, da er auf die Vorstellungen der Prälaten, daß er nicht befugt sey, einen Ketzer zu beschützen, erklärte, das Concilium könne gegen die der Häresie Bezüchtigten ungehindert verfahren. So wurde das freie Geleit vernichtet, und Huß aus seinem bisherigen Gewahrsam in das Dominicanerkloster gebracht, wo er in ein ungesundes Gemach eingekerkert wurde, so daß er in eine Krankheit verfiel, die seinem Leben Gefahr drohte. Die Händel mit Johann XXIII. bewirkten, daß Hussens Sache eine Zeitlang unbeachtet blieb, endlich nach der Absetzung dieses Papstes wurde sie wieder vorgenommen. Huß wurde mehrere Male vor der Versammlung, nachdem ihm die wider ihn angebrachten Klagen mitgetheilt worden waren, verhört, wobei sich Peter von Ailly, der das Verderbniß des Papstthums so heftig angegriffen, als Wortführer und entschiedener Feind Hussens zeigte. Es mischte sich hier eine wissenschaftliche Eifersucht und Parteiung ein, indem sich Huß, wie Wycliffe, zu den Ansichten der Realisten bekannte, Peter von Ailly dagegen so wie die meisten angesehenen Prälaten des Concils zur Schule der Nominalisten (Thl. V. S. 252.) gehörten. Obgleich nun Huß einige der Klageartikel gänzlich zu Nichte gemacht, und die meisten genügend beantwortet hatte, wurde er dennoch jetzt so behandelt, als ob er der schwersten Verbrechen vollständig überwiesen sey, und die Abschwörung seiner als irrig bezeichneten Lehren stürmisch von ihm verlangt. Da er sich dessen aber muthig weigerte, versammelte sich am 6. Julius 1415 das Concil, um seine Verdammung auszusprechen. Es wurden zwei Urtheile verlesen; dem einen zufolge wurden Hussens sämmtliche Bücher dem Feuer übergeben; das zweite erklärte ihn selbst für einen hartnäckigen Ketzer und in die einem solchen gebührenden Strafen verfallen. Hierauf mußte sich der vor die Versammlung geführte Huß mit Priestergewändern bekleiden, damit ihm dieselben feierlichst entrissen werden könnten. Aber alle diese Schmach konnte die Standhaftigkeit des Märtyrers nicht erschüttern, und um sich im Glauben zu stärken, hielt er sich unaufhörlich das Beispiel des von seinen Feinden eben so gemißhandelten Erlösers vor, für dessen Lehre er in den Tod ging. Als man ihm zuletzt eine papierne Mütze aufsetzte, worauf drei Teufel gemalt waren, mit der Umschrift: dieser ist ein Erzketzer, sprach er: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich armen sündigen Menschen eine noch viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuze getragen."

Hierauf übergab ihn das Concilium der weltlichen Macht, und König Siegmund trug dem Pfalzgrafen Ludwig auf, ihm an seiner Statt „zu thun als einem Ketzer." Auf des Pfalzgrafen Geheiß ward er nun dem Nachrichter überliefert, daß er ihn verbrenne, und sodann auf den Richtplatz vor die Stadt geführt. Der Henker band ihn mit sechs Stricken an einen Pfahl, und legte noch eine Kette um seinen Kopf. Zufällig blickte sein Gesicht gegen Morgen. Da schrieen Einige, es zieme sich nicht, daß der verruchte Ketzer so sterbe, und die Büttel mußten ihn nach der Abendseite umkehren. Hierauf umlegte man ihn mit Holz und Stroh bis an den Hals. Als nun der Holzstoß angezündet war, betete er zweimal: „Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau geboren bist, erbarme dich mein!" Weiter hörte man nichts von ihm; der Wind trieb ihm den Qualm so sehr in's Gesicht, daß er schnell erstickte. Seine Feinde warfen auch noch seine Asche in den Rhein, damit den Böhmen nichts bliebe, was sie als ein Heiligthum verehren könnten.

Also bezeugte der redliche, fromme Huß die Wahrheit und Innigkeit seiner Ueberzeugung mit seinem Blute, daher er in der Reihe der großen Glaubenshelden glänzt, die den Tod einem mit feiger Lüge befleckten Leben vorzogen. Die ihn schlachteten, waren nicht die Päpste, gegen die er sich erhoben; es waren die, welche, wie er, das Papstthum zum Ziel ihrer Angriffe gemacht, ja durch förmliche Absetzung oder erzwungene Abdankung mehr als einen Papst auf das unzweifelhafteste angefeindet hatten. Eben jene Doctoren und Prälaten waren es, die sich als Hussens bitterste Feinde und Verfolger erwiesen, weil er nicht zu ihrer Schule gehörte, und ihren, auf Unfehlbarkeit nicht minder als das Papstthum selbst Anspruch machenden Ansichten nicht unbedingt huldigen wollte*). Sie lieferten damit den klarsten Beweis, daß der Kirche, welche unter der monarchischen Regierung der Päpste in so großes Verderben gerathen war, mit der aristokratischen Leitung selbstsüchtiger Cardinäle und Bischöfe nicht geholfen sey, und daß der, durch beleidigten Standesgeist gereizte Stolz einer großen Versammlung von Prälaten und Gelehrten nicht minder wüthen und verfolgen kann, als die einherrische Gewalt eines über Alle erhabenen Hauptes der Kirche. Am 30. Mai 1416 starb auch Hussens Freund, Hieronymus von Prag, auf demselben Richtplatze den Feuertod, dem Urtheil des Conciliums gemäß, nach zwölfmonatlicher harter Gefangenschaft,

*) Menzel Geschichten der Deutschen, Bd. VIII. S. 185.

24. Der Hussitenkrieg.

(1419—1434.)

Mit solcher Ergebung, als der Meister die ungerechte Strafe erduldet, fügten sich seine Schüler in Böhmen nicht, sondern zündeten an seinem Scheiterhaufen die Fackeln eines fürchterlichen Krieges an. Der Kelch im Abendmahle wurde das bedeutende Symbol dieser Partei, von dessen Ertheilung sie Utraquisten (solche die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen) genannt wurden. Der Schmerz über die schmachvolle Hinrichtung eines geliebten und hochgeehrten Lehrers reizte sie zur Rache gegen Geistliche und Mönche, und da sich zu der religiösen Ueberzeugung und der Partei-Leidenschaft die Begierde, die gekränkte Nationalehre zu rächen, gesellte, so konnte es nicht an Beweggründen fehlen, die Mehrzahl des Volks zu entflammen. Der erste Ausbruch des allgemeinen Unwillens traf die Priester, welche den Kelch im Abendmahl verweigerten, weil das Concilium die Austheilung desselben ausdrücklich für ketzerisch erklärt hatte; sie wurden abgesetzt, gemißhandelt, ihre Klöster und Stifter geplündert. Die Böhmischen Stände erließen ein Schreiben an die Kirchenversammlung in den heftigsten Ausdrücken: „Ihr habt den Johann Huß, einen Prediger des Wortes, unüberführt, auf die lügenhafte Anklage seiner und des Reiches Böhmen Hauptfeinde schimpflich hingerichtet, zu unsres Vaterlandes ewiger Schmach. Wir betheuern öffentlich, daß jener Mann nie etwas gegen die Kirche gelehrt, und erklären Jeden, wes Standes er auch sey, der da behauptet, daß unser Volk von Ketzereien angesteckt wäre, für einen niederträchtigen Schurken, Verräther und selbst schändlichen Ketzer und des Teufels Kind, überlassen die Rache Gott, wollen aber unsere Prediger bis auf's Blut schützen." Zu gleicher Zeit beschloß der versammelte Landtag ein Bündniß aufzurichten, vorläufig auf sechs Jahr, daß Gottes Wort frei nach der Schrift gelehrt, und keinem Bannfluch in diesen Sachen Folge geleistet werden möge. König Wenzel gab seine Genehmigung. So blieb denn auch die Excommunication und die Androhung des Feuertodes für alle, die Hussens Sätze annehmen oder verbreiten würden, welche die Prälaten und Papst Martin V. zu Kostnitz aussprachen, ohne Wirkung. Am 30. Juli des Jahres 1419 hatten sich die Utraquisten die Kirche von St. Stephan in der Neustadt zu Prag mit Gewalt geöffnet und hier ihren Gottesdienst

gehalten. Wie sie zurückkehrten, blieben sie vor dem Rathhause stehen, und schickten hinauf, um den Bürgermeister und die Schöffen zu bitten, einige ihrer Partei, welche in Haft gehalten wurden, loszulassen. Ihr Begehr wurde zurückgewiesen, und als nun Steine aus den Fenstern herabflogen, und der den Kelch tragende Priester getroffen wurde, stellte sich Johann Ziska von Trocznow, hoch angesehen bei den Hussiten, an die Spitze der Wüthenden und stürmte das Rathhaus. Die Räthe wurden hinabgestürzt in die Spieße. Der Zorn über diesen Ausbruch einer schon zügellos gewordenen wilden Kraft wollte den König Wenzel aus seiner Schlaffheit aufreißen; aber die Wuth zog ihm einen Schlagfluß zu, an dem er nach einigen Wochen (16. August) starb, wofern ihn nicht, wie andere Nachrichten sagen, seine hussitisch gesinnten Hofleute erstickten. Sein Tod verwirrte den Zustand Böhmen's noch mehr und der Bürgerkrieg zwischen den Utraquisten und den Katholiken wüthete mit fürchterlicher Grausamkeit durch das ganze Reich.

König Siegmund war Wenzel's rechtmäßiger Nachfolger, aber die Hussiten haßten ihn als den Mörder ihres theuern Lehrers und als einen Deutschen. Er selbst hatte keine Vorstellung von der Stimmung der Gemüther in Böhmen und beging deshalb einen Fehlgriff nach dem andern. Milde zu gebrauchen und die Religionssachen der Kirche allein zu überlassen, verhinderte ihn seine Anhänglichkeit an das Concil, und um durch kräftige Maßregeln zu schrecken und zu siegen, fehlten ihm Entschlossenheit und ausreichende Mittel. Statt sogleich nach dem Heerde des Aufruhrs zu eilen, hielt er einen Landtag zu Brünn und begab sich dann nach Breslau, wo er einen angesehenen Hussiten aus Prag grausam hinrichten ließ, und dadurch den Haß der Böhmen noch höher steigerte. Indeß hätte Siegmund's Sache durch die Verschiedenheit der Ansichten und Zwecke, welche unter den Hussiten selbst herrschten, leicht großen Vorschub erhalten können. Die sogenannten Calixtiner (Kelchner), wozu vorzüglich die Prager gehörten, waren gemäßigter als die Taboriten (von einem Berge im Bechiner Kreise und einer daselbst angelegten Stadt, welche die Hussiten Tabor nannten), an deren Spitze Ziska stand. Zu den Ersteren gehörten viele angesehene Landherren, welche zwar Freunde der hussitischen Lehre, aber doch dem königlichen Hause nicht abgeneigt waren, und die zerstörende Wuth Ziska's und seines Haufens, der auf völlige Losreißung vom päpstlichen Stuhle und auf Vernichtung der ganzen geistlichen Gewalt drang, gern gehemmt gesehen hätten. Aber Siegmund wollte unklu-

sie sich meistens der Führung eines andern Procop, des Kleinen, wie er genannt ward. Daneben bestanden noch die Parteien der Horebiten (so genannt von einem Berge Horeb, wo sie sich zuerst versammelt hatten) und die der Prager unter dem Prinzen Koributh, dessen sie jedoch bald überdrüssig wurden. Er ward eines geheimen Einverständnisses mit dem Papst beschuldigt, mußte der Regierung entsagen und nach Litthauen zurückkehren. Die Feindschaft, welche diese vier Parteien gegen einander hegten, wurde häufig durch verheerende Raubzüge unterbrochen und abgeleitet, welche die Hussiten von dieser Zeit an über ihre Grenzen hinaus unternahmen. Sie hielten sich dazu theils durch das Recht der Wiedervergeltung, und theils darum für befugt, weil sie Böhmen für das gelobte Land, sich für das auserwählte Volk Gottes erklärten, und ihre Nachbarn für die Moabiter und Philister, welche nach Mosaischem Grundsatz ausgerottet werden müßten. Ihre mordbrennerischen Züge erstreckten sich nach allen Seiten hin, nach Oesterreich, Ungern, Sachsen, Meißen, Schlesien und Franken, ja bis nach Pommern drangen die Hussiten verheerend durch die Marken vor, verwüsteten Pomerellen und bestürmten Danzig. Aber sie vergaßen auch dann ihre Zwistigkeiten, wenn der Feind von Außen in ihr Land einfallen wollte, und der Schrecken, den ihre Waffen unter allen benachbarten Völkern verbreitet hatten, machte es ihnen leicht, diese Angriffe zu vereiteln. Die Deutschen versuchten es noch zweimal, mit zahlreichen, durch Reichsaufgebot und Kreuzpredigten zusammengebrachten Heeren, in Böhmen einzudringen; aber in solchem Grade war die Furcht in die sonst kriegerischen Gemüther der Deutschen gedrungen, daß, wenn die Hussiten sich nur zeigten, Alles schon, ohne den Kampf zu wagen, die unordentlichste und schimpflichste Flucht nahm. Dies geschah bei Mies 1427, und bei Tachau 1431. So viele vereitelte Versuche überzeugten Siegmund endlich, daß die Böhmen nur durch sich selbst zu besiegen seyen, und daß man, statt durch Gewalt Alle zu vereinigen, auf dem Wege der Unterhandlung die einzelnen Parteien zu gewinnen suchen müsse.

Das seit 1431 versammelte Baseler Concilium bot dazu die Hand, und ließ, trotz des päpstlichen Verbots, die Hussitischen Gottesgelehrten zum Religionsgespräche einladen. Johann Rockyczana, das Oberhaupt der Hussitischen Kirche, nebst dreien Geistlichen der Prager, Waisen, und Taboriten erschienen, geleitet von Procop dem Großen, der dreihundert wohlgerüstete Reiter führte. Das Religionsgespräch

führte zu keinem friedlichen Ergebniß, und die Hussitischen Abgeordneten gingen unverrichteter Sache wieder zurück; aber das Concilium gesellte den Rückkehrenden Gesandte bei, welche die Mißhelligkeiten zwischen den Parteien geschickt zu benutzen wußten, den einflußreichen Rockyczana auf ihre Seite zogen, und so endlich die Gemäßigten zu einer Aussöhnung mit der Kirche brachten, die ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und die freie Predigt des göttlichen Wortes doch nur von solchen, welche die Oberen für tauglich anerkennen würden, erlaubte.

Die Taboriten und die Waisen verwarfen zwar diesen Vertrag, Compactaten genannt, und legten die Waffen nicht nieder, aber die Barone, auf deren Seite jetzt die Stadt Prag war, brachten ein Heer auf, griffen die wüthenden Haufen bei Böhmisch-Brod an, und erfochten einen Sieg, der um so entscheidender war, weil Procop der Große und der Kleine nebst vielen anderen Führern und der Kern ihrer Kriegsleute blieben (1434). Siegmund ließ den Ständen zu diesem Erfolge Glück wünschen, und darauf anfragen, ob sie ihn jetzt als ihren König anerkennen wollten. Es geschah, nachdem er die ihm vorgelegten Bedingungen, unter denen Bestätigung der Compactaten, Duldung des Hussitischen Gottesdienstes und eine Amnestie die vorzüglichsten waren, angenommen hatte. Am 23. August 1436 hielt er zu Prag seinen feierlichen Einzug, der mit allgemeiner Freude gefeiert ward, aber die Herrlichkeit, welche Karl IV. geschaffen hatte, lag in Schutt und Trümmern.

---

25. Siegmund's Ausgang.

Erst wenige Jahre vor dem Ende des Hussitenkrieges kam der schon bejahrte Siegmund unerwartet auf den Gedanken, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen, in dem Glauben, durch diesen neuen Glanz seiner Herrschaft auch das Ansehn derselben zu heben und zu befestigen. Da er aber in Italien nicht wie die Hohenstaufischen Kaiser erschien, sondern ohne allen Zuzug der Deutschen Fürsten, ohne Kriegsvolk aus seinen Erblanden, und wie sich ein Geschichtschreiber jener Zeit ausdrückt, mit vielen Sorgen, wenig Leuten und großer Armuth, so stach ein solches Auftreten gegen jene Zwecke gar sehr ab. Er kam im November 1431 nach Italien, wo die Mächtigen von dem, der den Titel ihres Oberhaupts führte, keine Kenntniß nahmen, ihm aber auch keine

Hindernisse in den Weg legten. In Mailand empfing er die Lombardische Krone und verweilte dann fast ein ganzes Jahr zu Siena, theils um Frieden zwischen Florenz und Lucca zu vermitteln, theils weil der Papst Eugen IV., Martin's Nachfolger, seine Hülfe zur Auflösung des Baseler Concils (Abschn. 26.) verlangte, und nur unter dieser Bedingung die Krönung vollziehen wollte. Indeß blieb Siegmund standhaft und der Papst mußte sich endlich entschließen, ihm am 31. Mai 1433 die Kaiserkrone aufzusetzen. Obgleich Siegmund nun fünf Kronen trug, so gingen darum doch die Angelegenheiten im Deutschen Reiche nicht besser, dessen Ansehen der Kaiser nach Außen eben so wenig als im Innern aufrecht erhalten konnte.

Das Arelatische Reich hatte von jeher in loser Abhängigkeit von den Römischen Kaisern gestanden, und schon zur Hohenstaufischen Zeit hatte die Losreißung einzelner Stände begonnen. Diese wurde beschleunigt, als die wichtigsten Landschaften: Provence (Th. V. S. 242.) und Burgund (Th. V. S. 315.) an Prinzen des Französischen Königshauses gekommen waren. Auch Vienne wurde auf diese Weise dem Reich entzogen. Die Beherrscher dieser Grafschaft, welche den Beinamen Delphine (Dauphins) führten, starben mit Humbert II. aus, welchen Philipp VI. von Frankreich durch Drohungen und Versprechungen bewogen hatte, dieses Land seinem Enkel Karl abzutreten (1350). Schon früher war die Grafschaft Burgund mit dem Französischen Herzogthum gleiches Namens vereinigt worden, und als die Linie der Herzoge im Jahre 1361 ausstarb, gab König Johann von Frankreich die gesammte Burgundische Ländermasse seinem vierten Sohn Philipp dem Kühnen. Das neu Burgundische Haus erhob sich auf diesen Anfängen bald zu einer bedeutenden Macht zwischen Frankreich und Deutschland, durch welche dem letzteren Reiche viele blühende und herrliche Provinzen entfremdet werden sollten. Philipp erwarb zuerst nach dem Tode des Grafen Ludwig II. von Flandern (Abschn. 36.), eines Urenkel Robert's, als Gemahl Margaretens, der einzigen Tochter desselben, Flandern und Artois (1384). Als Johanna, die Erbin von Brabant und Limburg und Wittwe Wenzel's von Luxemburg, eines Bruders Kaiser Karl IV., der keine Nachkommen hinterlassen hatte, im Jahre 1406 starb, fielen auch diese Herrschaften an das Burgundische Haus, und Philipp der Gute, Philipp's des Kühnen Enkel, bemächtigte sich endlich derselben, ohne den Kaiser Siegmund auch nur zu fragen, geschweige denn die Belehnung nachzusuchen. Aber er

griff noch weiter um sich. Im Jahre 1428 erkaufte er die Grafschaft Namür. Mit Wilhelm VI., einem Enkel Kaiser Ludwig's, war bereits 1417 der Mannstamm der Grafen von Holland aus dem Bairischen Hause erloschen (vgl. Th. V. S. 366.). Aus der Ehe mit Margarete von Burgund, Philipp des Kühnen Tante, hinterließ Wilhelm nur eine Tochter Jacobäa, und Philipp der Gute hatte mithin die Anwartschaft auf ihre reichen Gebiete, Holland, Hennegau, Seeland und Friesland. Jacobäa, eine Frau von ausgezeichneten Gaben und glänzender Schönheit, war außerdem verheirathet mit Johann, einem Vetter des Herzogs von Burgund, der damals Brabant besaß, aber sie wurde bald ihres trägen, schwachsinnigen und üppigen Genüssen ergebenen Gemahls überdrüssig, ging nach England und schloß hier mit dem Herzog Humphrey von Glocester, dem Bruder König Heinrich's V., eine neue Verbindung (1422). Herzog Philipp, der von dieser Ehe Alles zu befürchten hatte, zog seinem Vetter zu Hülfe, bemächtigte sich des ganzen Landes so wie Jacobäa's selbst, die von ihrem neuen Gemahl wegen der damaligen Verhältnisse England's und Burgund's nicht kräftig genug unterstützt werden konnte (vgl. unten Abschn. 37.), und hielt sie zu Gent gefangen. Aber sie entfloh in männlicher Kleidung nach Gouda im südlichen Holland, wo sie sich, obgleich auf einen kleinen Strich Landes beschränkt, drei Jahre lang muthig gegen den Herzog von Burgund und die übermächtige Partei der Burgundisch Gesinnten in ihrem eigenen Lande vertheidigte, bis sie im Jahre 1428, da Johann von Brabant inzwischen gestorben war, Philipp dem Guten alle ihre Besitzungen abtreten mußte, ohne daß der Kaiser es hinderte, obgleich er vorher ihre Länder für eröffnete Reichslehen erklärt hatte. Im Jahre 1434 erließ Siegmund endlich einen Fehdebrief gegen Philipp, und forderte die Stände zum Reichskriege auf; allein da er bald darauf in Böhmen und Ungern beschäftigt wurde, andrer Seits sich Niemand von den Fürsten einstellte, blieb dieser Schritt ohne alle Folgen.

Siegmund hatte eine hohe Gestalt und blondes herabwallendes Haar, so wie ein langer wohl gepflegter Bart verliehen seinem ausgezeichnet schönen Gesicht Ansehen und Würde. Die Gemüther wußte er durch anmuthiges Benehmen, durch Milde und Herablassung zu gewinnen. Seine nicht immer wohl angebrachte Freigebigkeit war so groß, daß sie einen bedeutenden Antheil an den Geldverlegenheiten hatte, in denen er sich fast immer befand, da der Glanz, mit dem er sich zu umgeben liebte, und die weitaussehenden Unternehmungen in

welche ihn die Herrschaft seiner verschiedenen Länder verwickelte, mit den Mitteln, die sie ihm zur Erreichung seiner Zwecke darboten, in gar keinem Verhältnisse standen. Er besaß viele Bildung und Geist, und zog Leute von Kenntnissen sehr hervor. Ausschweifungen, wie sie bei den damals sehr verderbten Sitten häufig und gewöhnlich waren, sah er sich und Anderen mit großer Leichtigkeit nach. Das Gute wollte er redlich, aber bei allen glänzenden Gaben und löblichen Eigenschaften fehlte ihm jene wahre Größe und Stärke des Geistes, die sich in diesen verwirrten Zeiten des Reiches und der Kirche erfolgreich der Verhältnisse hätte bemächtigen können. Doch haben ihm die vielfachen Anstrengungen, durch welche er die Christenheit durch das Concilium von Kostnitz wieder vereinigte, einen dauernden Anspruch auf die Anerkennung der Nachwelt erworben. Er starb am 9. December 1437 zu Znaim in Mähren, ohne Nachkommen zu hinterlassen, und beschließt das Luxemburgische Geschlecht.

Noch müssen zwei denkwürdige, von Siegmund veranlaßte Erwerbungen Deutscher Fürsten erwähnt werden. Seitdem Brandenburg von den Askanischen Fürsten an die Wittelsbacher gekommen war, hatte es seine äußere Macht und seinen Wohlstand großen Theils eingebüßt. Noch übler wurde der Zustand, als die Marken nach dem Tode Kaiser Karl's IV. an Siegmund fielen, der sie nur als Nebenländer betrachtete. Der Adel erhob sich ungestört und bedrängte Bürger und Bauern durch Mord und Gewaltthat. Auch die Nachbarn blieben nicht unthätig. Durch Kriege und Verschwendung immer geldbedürftig, verpfändete Siegmund schon im Jahre 1388 das ganze Land seinem Vetter, dem früher mehrfach erwähnten Markgrafen Jost von Mähren, der nur darauf dachte, Geld herauszuziehen, und Statthalter setzte, die sich mit dem Raubadel zur Bedrückung und Plünderung der Städte vereinigten. Als nun Jost starb (1411), verpfändete Siegmund von Neuem die Mark an Friedrich VI., Burggrafen von Nürnberg (Th. V. S. 182.), einen klugen und tapfern Herrn, der sich mannichfache Verdienste um ihn erworben hatte. Nachdem die Schuldsumme hierauf bis zu viermal hunderttausend Goldgulden gestiegen war, überließ Siegmund diesem Fürsten die Mark Brandenburg mit der Kurwürde erb- und eigenthümlich (1415), und belehnte ihn zu Kostnitz feierlich damit. Es gelang Friedrichen, wiewol mit vieler Mühe, der unruhigen Großen, welche die Huldigung weigerten, Meister zu werden, und Frieden so wie eine bessere Ordnung der Dinge zurückzuführen.

So kam die Fränkische Linie der Hohenzollerschen Fürsten zum Besitze Brandenburg's, ein Ereigniß, welches in spätern Jahrhunderten auf die ganze Geschichte Deutschland's höchst folgenreich wirkte. Die zweite jener Veränderungen war die Vereinigung der Sächsischen Kur mit den Meißnischen Ländern, als die Sachsen-Wittenbergische Linie 1422 mit Albrecht III. erlosch, und Siegmund ohne Rücksicht auf die Lauenburgischen und Anhaltischen Stammvettern das Wittenbergische Land mit der Kur, als ein eröffnetes Reichslehn, dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, für die im Hussitenkriege versprochene und geleistete Hülfe ertheilte.

---

26. Die Baseler Kirchenversammlung, Albrecht II. und Friedrich's III. Anfang.

Die weitaussehenden Hussitischen Unruhen waren die Ursache, daß die zu Kostnitz gefaßten Beschlüsse über das wiederholte Zusammentreten allgemeiner Concilien endlich in Erfüllung gingen. Man überzeugte sich durch den Ausgang des letzten großen Kreuzzuges, daß Waffengewalt gegen die Kraft des Nationalgefühls, gegen die Tapferkeit der aufgeregten Volksmassen nichts vermöge, und glaubte diese Spaltung im Innern der Kirche so wie die zu Kostnitz unvollendet gebliebene Reformation derselben nur durch die Verhandlungen und Maßregeln einer neuen allgemeinen Versammlung beendigen zu können. So sah sich Martin V. durch den Andrang der Geistlichkeit, der Cardinäle und durch die Stimmen der Völker gezwungen, mit widerstrebendem Herzen auf den Frühling des Jahres 1431 ein Concilium zu Basel auszuschreiben. Als er noch vor Eröffnung desselben (20. Febr.) starb, mußte der neue Papst, Eugen IV., den Cardinälen einen förmlichen Eid leisten, der Synode ihren Fortgang zu lassen. Dennoch suchte er sich bald dieses lästigen Zwanges zu entledigen, und befahl den schon versammelten Prälaten, wieder aus einander zu gehen. Aber die Väter der Kirche befolgten dieses Gebot so wenig, daß sie vielmehr den Grundsatz der Synode zu Kostnitz, eine allgemeine Kirchenversammlung sey höher als der Papst, von Neuem aussprachen und noch hinzufügten, daß nur der auf einer solchen repräsentirten Kirche der Charakter der Unfehlbarkeit zukomme, und nicht dem Papst, der nur das dienende Oberhaupt (caput ministeriale) derselben sey. Auf dieser Grundlage

schritten die Prälaten weiter vor. Sie forderten Eugen auf, sich in Person zu Basel einzufinden und die ausgesprochene Aufhebung des Conciliums zurückzunehmen, ja sie drohten ihrer Seits mit Suspension und Absetzung. Endlich bewegte die Furcht vor dem Schicksale Johann's XXIII. und die Noth, in welche er persönlich durch einen unglücklichen Krieg mit Mailand und einen Aufstand des Römischen Volks gerathen war, den Papst zur Nachgiebigkeit und zur Anerkennung der Gültigkeit alles bisher zu Basel Verhandelten. Sofort schritt die Synode zur Reformation der Kirche. Die Deutschen hatten das Uebergewicht gewonnen, und theilten ihre Erbitterung über das Verderbniß der Kirchenverwaltung auch den übrigen Nationen mit. Ohne die obere Leitung der kirchlichen Angelegenheiten dem Papste im Allgemeinen zu bestreiten, sollten doch seine Gewalt und seine Einkünfte geschmälert werden. Schon in der vorigen Periode sind die Eingriffe der Päpste bei der Besetzung geistlicher Stellen geschildert worden (vgl. Th. V. S. 225.). Im Laufe der Zeit wurde die Beeinträchtigung der zu den Wahlen Berechtigten ganz allgemein und systematisch durchgeführt. Nicht nur reservirte sich der heilige Stuhl die Vergebung aller Kirchenämter, deren Inhaber in Rom selbst starben; sondern Johann XXII. (S. 353.) befahl im Jahr 1317 durch eine Bulle, daß Jeder, der mehrere Stellen und Pfründen inne habe, was sehr häufig vorkam, diese bis auf eine herausgeben müsse; die dadurch erledigten Plätze werde der apostolische Stuhl für die Zukunft besetzen. Noch weiter ging Benedict XII. (1335) durch die Bestimmung, daß alle Würden, welche eine zur Römischen Curie gehörige Person inne gehabt, so wie diejenigen, welche durch Ab- oder Versetzung der Inhaber frei geworden wären, dem Papste zur Verleihung zuständen, ja während des Schisma erklärte man zuweilen alle Stellen für reservirt, und zu Rom wie zu Avignon konnten die Meistbietenden geistliche Aemter in öffentlicher Auction erstehen, so daß man es für eine Erleichterung ansah, als Papst Martin V. auf dem Kostnitzer Concilium erklärte, nur die Verleihung der Aemter in Anspruch nehmen zu wollen, welche alljährlich in acht bestimmten Monaten erledigt würden. Nicht geringer waren die Mißbräuche, welche die Päpste durch das erworbene Besteuerungsrecht der Kirche herbeigeführt hatten, besonders klagten die Geistlichen über die Annaten, ursprünglich eine geringe Abgabe für die Ordination, welche schon in sehr frühen Zeiten vorkommt. Aber der Römische Hof erhöhte dieselben bei den Bischöfen, welche von ihm die Weihe erhiel-

ten, nach und nach so, daß sie einem jährlichen Einkommen derselben gleich waren. Es war hier ebenfalls Johann XXII., welcher das jährliche Einkommen bei allen Ordinationen nach Rom einzuzahlen anordnete. Vorläufig sollte es zwar nur auf drei Jahre geschehen, wurde aber dann für immer beibehalten. Das Concilium beschloß die Herstellung der Wahlfreiheit für die Capitel, Stifter und Klöster, erklärte die Annaten für abgeschafft, und verordnete, daß selbst die Erzbischöfe das Pallium ohne irgend eine Abgabe aus Rom erhalten sollten. Auch die Appellationen an den Papst wurden beschränkt (1435).

So trat die Baseler Synode viel kräftiger und nachdrücklicher als die Kostnitzer gegen die päpstliche Oberherrschaft und Verwaltung auf. Und da ihre Vermittelung inzwischen auch die Hussitischen Unruhen ausgeglichen hatte, durfte man nun mit Recht noch Größeres erwarten. Aber eben deshalb kehrte Eugen IV. zu seiner feindlichen Stellung gegen die versammelten Prälaten zurück. Damals hatte sich der von den Türken auf's äußerste bedrängte Byzantinische Kaiser, Johann VI., bereit erklärt, zur Wiedervereinigung der Griechischen Kirche mit der Lateinischen unter jeder Bedingung die Hand zu bieten, ja selbst mit seinen Bischöfen im Abendlande zu erscheinen; denn nur dadurch glaubte er die Hülfe der westlichen Völker erlangen zu können. Unter dem Vorwande nun, daß der Griechische Kaiser nicht über Italien hinausreisen könne, verlangte Eugen die Verlegung der Kirchenversammlung von Basel nach Ferrara, und als die Prälaten zu Basel sich dessen weigerten, eröffnete er 1438 eine andere Synode zu Ferrara, wo er die zu Basel für schismatisch erklärte, ein Ausspruch, der am letztern Orte sofort mit der Eröffnung eines Processes gegen Eugen beantwortet wurde.

Um diese Zeit hatten sich die Kurfürsten zu Frankfurt zur Wahl eines neuen Reichsoberhaupts versammelt, die auf Herzog Albrecht von Oesterreich, Siegmund's Schwiegersohn, fiel (18. März 1438). So wenig beneidenswerth schien der Besitz der Deutschen Krone, daß Albrecht sich gar nicht um sie beworben hatte, ja sogar anfangs Bedenken trug, sie anzunehmen. Auch blieb er während seiner kurzen Regierung fast nur mit den Angelegenheiten von Ungern und Böhmen beschäftigt, auf deren Thronen er dem verstorbenen Kaiser gleichfalls folgte, im letztern Lande jedoch nicht ohne Kampf mit einem von den Utraquisten aufgestellten Gegenkönige, dem Prinzen Kasimir von Polen. Wegen der kirchlichen Angelegenheiten, welche die Gemüther am mei-

sten beschäftigten, waren die Deutschen Stände in der größten Sorge, es möchte ein neues Schisma ausbrechen; sie erklärten daher auf einer Versammlung zu Mainz ihren Beitritt zu den Reformationsbeschlüssen der Baseler Synode, zugleich aber auch die Absicht, in dem Streite des Conciliums mit dem Papste eine völlige Neutralität zu beobachten. Die Baseler Väter ließen sich indeß dadurch nicht irre machen, sondern schritten am 25. Mai 1439 zur Absetzung Eugen's, und gaben ihm noch in demselben Jahre einen Nachfolger in der Person des Herzogs Amadeus von Savoyen *), der seinem Sohne die Regierung übergeben hatte, und jetzt in der Einsamkeit lebte. Er nannte sich Felix V. Um dieselbe Zeit erkrankte König Albrecht, auf der Rückkehr von einem unglücklichen Zuge gegen die Türken, an der Ruhr, und starb, noch ehe er Wien erreichte (27. Oct. 1439). Er hinterließ den Ruhm eines einsichtsvollen Fürsten; in Deutschland ist seine nur anderthalbjährige Regierung spurlos vorübergegangen. Von ihm an ist die Kaiserkrone fast ohne Unterbrechung bei Oesterreich geblieben, bis zur Auflösung des Deutschen Reiches in unseren Tagen. Die Kurfürsten wählten am 2. Februar 1440 einen Vetter Albrecht's, den Herzog Friedrich von Oesterreich, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Albrecht Steiermark, Kärnthen und Krain besaß. Auch er entschied sich erst nach einer fast dreimonatlichen Unschlüssigkeit zur Annahme einer Krone, die viele Mühe und Sorgen, aber fast keine Vortheile gewährte, wenn man nicht den in Anschlag brachte, daß ihr Ansehn zur Vergrößerung der eignen Hausmacht dienen konnte, im Fall sich eine Gelegenheit dazu darbot. Friedrich, als König der dritte genannt, war der schweren Aufgabe, dem Reiche der Deutschen vorzustehen, auf keine Weise gewachsen. Er war ein Fürst von häuslichen Tugenden, aber mittelmäßigen Gaben, und kriegerischen Unternehmungen abhold, obgleich er viele Pläne verfolgte, die er auf dem ruhigen Wege von Bündnissen oder Verträgen durch berechnende Staatskunst auszuführen gedachte, und dadurch in mannichfache Verwickelungen gerieth. Den vielen Trübsalen und Unfällen seiner drei und funfzigjährigen Regierung setzte er weder Geistesstärke noch Entschlossenheit, sondern eine thatlose, fast stumpfe Gleichgültigkeit entgegen. Aus seiner behaglichen Ruhe ließ er sich schwer erwecken, und in seinen Lieblingsbeschäftigungen so ungern stören,

---

*) Kaiser Siegmund hatte auf das Verlangen eben dieses Amadeus die Grafschaft Savoyen zum Herzogthum erhoben.

daß er einmal einen Landtag entließ, um seine Blumenscherben gegen den Frost in Sicherheit zu bringen.

Ein kräftiger Herrscher würde den Zwist der Baseler Synode mit dem Papste Eugen benutzt haben, um der Deutschen Kirche die Erleichterung zu verschaffen, welche ihr die Decrete der erstern gewährten; aber Friedrich wurde von einem klugen Günstlinge geleitet, der Alles zum Vortheil der päpstlichen Curie zu wenden wußte. Dies war der Italiener Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papst Pius II.). Er stammte aus einem alten Römischen Geschlecht, das im Gebiete von Siena ansässig war und bis auf unsere Tage fortbestanden hat. In seiner Jugend legte er sich eifrig auf das Studium der Dichtkunst und Beredtsamkeit, kam im Gefolge des Cardinal's Dominicus Capranita auf die Kirchenversammlung nach Basel, und vertheidigte hier mit feurigem Eifer die Sache der Kirchenfreiheit gegen den Papst. Seine Rednergabe erregte Aufsehen und man erwählte ihn zum Geheimschreiber des Concilium's. Auf einem Reichstage zu Frankfurt (1442) lernte ihn Friedrich kennen und nahm ihn in seine Dienste. In dieser Stellung änderte Aeneas seine Gesinnung, ergriff die Partei des Papstthums, und wurde eines der nützlichsten Werkzeuge desselben. Eugen, von Friedrich's Gesinnungen unterrichtet, that 1445 den kühnen Schritt, seine beiden Hauptgegner, die Kurfürsten von Köln und Trier, ihrer Würde zu entsetzen, und ihre Stellen an Verwandte des Herzogs von Burgund zu ertheilen. So ruhig als der Römische König es ansah, wie von Rom aus in seinem Reiche geschaltet wurde, blieben die Kurfürsten nicht; sie schlossen zu Frankfurt im März 1446 einen Verein des Inhalts, daß, wenn der Papst Eugen nicht die Baseler Decrete anerkennen und seine Neuerungen (darunter war die Absetzung der Kurfürsten verstanden) nicht zurücknehmen würde, sie von ihm abtreten und das Baseler Concilium als rechtmäßig ansehen wollten. Eugen, dem sie ihre Forderungen durch eine Gesandtschaft vortragen ließen, wurde von Aeneas Sylvius gewarnt, durch eine harte, zufahrende Antwort nicht sein Spiel zu verderben. Er gab daher ausweichenden Bescheid und versprach, die Deutsche Fürstenversammlung in Frankfurt zu beschicken. Im September wurden die Unterhandlungen eröffnet, und eine Zeit lang schien es wirklich, als ob alle Italienische Künste an der Standhaftigkeit der Deutschen Fürsten scheitern würden. Aber was Gewandtheit und List nicht vermochten, gelang endlich durch eine Geldsumme, die Aeneas zur rechten

Zeit spendete. Johann Lysura, General-Vicar des Kurfürsten von Mainz und Alles bei seinem Herrn vermögend, der eigentliche Stifter des Kurbundes, empfing mit drei anderen Mainzischen Räthen vier tausend Goldgulden, und verkaufte dafür die Freiheit und die Verbesserung der Deutschen Kirche. Durch ihn wurde der Erzbischof Dietrich von Mainz zur Annahme eines Vorschlages gebracht, vermöge dessen der Papst die Kurfürsten wieder einsetzen, aber für Alles, was er durch die Annahme der Baseler Decrete verlieren könne, vollständig entschädigt werden solle. Als dies von den meisten, schon vielfältig bearbeiteten Fürsten genehmigt war, zog eine neue Gesandtschaft nach Rom, dem Papste die Obedienz zu leisten. Diese Huldigung empfing der siegende Eugen auf dem Todbette, und starb wenige Wochen nachher (23. Febr. 1447). Im folgenden Jahre schloß ein Gesandter seines Nachfolgers Nicolaus V. mit dem Könige Friedrich, der hier, wie es im Eingang der Urkunde heißt, mit Zustimmung mehrerer Kurfürsten und anderer Stände im Namen der Deutschen Nation handelte, zu Wien einen Vergleich, in welchem das Meiste von dem, was durch die Baseler Decrete in Hinsicht der Annaten und Reservationen gewonnen worden war, wieder aufgegeben wurde. Da der Inhalt dieses Vertrages in Aschaffenburg zur Kenntniß der Reichsstände gelangte, so hat man lange geglaubt, daß er dort geschlossen worden sey, und ihm den Namen der Aschaffenburger Concordaten gegeben. Friedrich kündigte nun der Kirchenversammlung zu Basel das Geleit auf, und als Felix seine Würde niedergelegt, und Nicolaus als rechtmäßigen Papst anerkannt hatte, lös'te sich das Concilium völlig auf (1449), nachdem es achtzehn Jahr bei einander gewesen war.

Auf diese Weise endete auch die Baseler Kirchenversammlung wie die von Kostnitz, ohne die großen mit so vielem Geräusche verkündeten Hoffnungen der Völker befriedigt zu haben. Indeß würde, wenn auch die Zwecke der gegenpäpstlichen Partei auf diesen Synoden erreicht, wenn auch eine wesentliche Beschränkung der oberen Gewalt erkämpft worden wäre, die große Sittenlosigkeit der Geistlichen dadurch nicht gehoben worden seyn, noch weniger aber würde der religiöse Zustand im Allgemeinen eine Verbesserung erfahren haben. Die Nothwendigkeit, das Christenthum aus seiner Erstarrung in äußeren Formen, aus seiner Entstellung durch überflüssige und falsche Dogmen, zur Lebendigkeit des Evangelischen Geistes, in das Innere des Gemüthes zurückzuführen, und die Verfassung der Kirche der Einfachheit jener ersten

Zeiten wenigstens wieder näher zu bringen, war ein Gedanke, der in jenen wider die päpstliche Curie erbitterten Stimmführern nicht zum Bewußtseyn gekommen war. Reineren Gemüthern und tieferer Erkenntniß blieb es vorbehalten, ihn, ehe noch ein Jahrhundert verging, aufzufassen und in's Leben zu rufen, und der geistlichen Weltherrschaft Rom's die gefährlichsten Wunden zu schlagen, während es jetzt im stolzen Gefühle des Sieges über die von den Concilien drohenden Gefahren sich einer Sicherheit überließ, in der es die Kirche noch schlimmer als bisher mißhandeln zu dürfen glaubte.

---

27. Die Deutschen Städte.

Während der Herrschaft des Luxemburgischen Hauses hatte die Umwandlung Deutschland's zu einem Verein der Landesherren, denen die Reichsstädte allmählig gleichgestellt wurden, unter einem gewählten Oberhaupt von geringem Ansehen, die bedeutendsten Fortschritte gemacht. Bei dem Widerstande, welchen das Streben der Fürsten nach Erweiterung und Befestigung der Landeshoheit, bei den Herren und Rittern, die nicht gerade ihre Ministerialen waren, und den Gemeinden im Ganzen genommen fand, wäre es einem einsichtigen und kraftvollen Kaiser immer noch möglich gewesen, durch eine engere Verbindung sämmtlicher kleineren Stände unter einander und mit dem Reiche die Fürsten zu ihrer alten Stellung als erbliche Beamte des Kaisers, denen Lehnsherrlichkeit, Gerichtsbarkeit und städtische Vogtei, nicht aber die Herrschaft, außer in ihren eigentlichen Besitzungen, über die ihnen Untergebenen, zustände, herabzudrücken. So hätte sich zugleich eine Vereinigung aller Stände und Klassen der Nation zu einem organischen Ganzen herbeiführen lassen, und die Landesherren wären nicht die einzigen Reichsglieder geworden. Von Allem geschah das Gegentheil; nur im südwestlichen Deutschland gelang es der Reichsritterschaft durch größere Bündnisse in unmittelbarem Verhältniß mit dem Reiche zu bleiben. Indem Deutschland auf diese Weise bei der Trennung und Getheiltheit seiner Glieder und der Selbständigkeit der Fürsten gegen den Kaiser als ein Ganzes nichts mehr bedeutete, und sich fast Niemand darum kümmerte, daß die schlauen und mächtigen Nachbarn im Westen die Provinzen Burgundien's und der Niederlande stillschweigend an sich rissen, gerieth deswegen die Kraft der Nation

keinesweges in Verfall, nur ging sie in der Zersplitterung des Ganzen in sehr mannichfachen Richtungen auseinander. Besonders bieten die bedeutenderen Deutschen Städte des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ein Bild eigenthümlicher, innerhalb ihrer Ringmauern republikanischen Gestaltung dar, welches in mancher Hinsicht an Italien erinnert, nur daß, mit der Wärme des südlichen Blutes und der feineren Glätte des Romanischen Wesens, auch die heftigen Leidenschaften fehlten, welche die Kämpfe Italien's mit Freveln erfüllten, und jene künstlichen Gewebe von Gewalt und List, welche dort blutgierigen und üppigen Usurpatoren zur Herrschaft verhalfen. Von den Kämpfen der Städte und des Landadels ist schon an mehreren Orten die Rede gewesen; sie wuchsen in dem Maaße, als mit dem Reichthum und der Macht der ersteren auch ihre Ansprüche auf Selbständigkeit zunahmen und die Eifersucht des Adels und der Fürsten in höherm Grade erregt wurde. Aber auch innerhalb des städtischen Weichbildes fehlte es nicht an Reibungen und Kämpfen. Schon in der Hohenstaufischen Zeit begannen Zwistigkeiten zwischen den alten adligen Stadtgeschlechtern, Patricier genannt, den Nachkommen der freien Männer und Grundbesitzer, aus welchen ursprünglich die Gemeinde bestanden hatte, und den geringeren Bürgern, die von jenen verachtet, oft mit empörender Willkür behandelt wurden, und von allen Aemtern ausgeschlossen waren. Als aber die Gewerbtreibenden durch ihre Vereinigungen zu Zünften und Innungen erstarkten, widersetzten sie sich den Patriciern mit aller Kraft, wie wir dies auch in den Italienischen Städten mehrfach bemerkt haben (o. S. 349.), und versuchten auf friedlichem Wege oder durch Gewalt sich eine Theilnahme am städtischen Regiment und einen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten zu erkämpfen. In den meisten Städten (unmittelbaren Reichs- wie Landstädten, denn der Unterschied war damals noch nicht sehr bedeutend; vgl. Thl. V. S. 179.) gelang es in diesem Zeitraume den Zünften, ihre Absichten durchzusetzen, und die bisher ausschließlich rathsfähigen Bürger zu beschränken. Entweder wurden alsdann in den bisherigen Rath Handwerker aufgenommen, indem eine gewisse Zahl von Rathsstellen mit ihnen besetzt, oder eine eigne Abtheilung derselben gebildet wurde; oder es wurde ein eigentliches Zunftregiment eingeführt, indem die ganze Verfassung auf die Eintheilung der Bürgerschaft in Zünfte gegründet wurde. Wer auch seinem Gewerbe nach zu keiner Zunft gehörte, mußte sich als Bürger der Stadt einer solchen anschließen. Ein Beispiel der Ver-

fassungsänderung in diesem Sinne haben wir schon an Zürch gesehen (Th. V. S. 272.). In mehreren Städten blieb indeß trotz der den Zünften gemachten Bewilligungen die Verfassung wesentlich aristokratisch, wie in Nürnberg, wo sich der Rath 1348 dazu verstehen mußte, die Vorsteher von acht bestimmten Zünften in den Rath zu nehmen. Aber diese wurden nur zu gewissen Zeiten, wo unbedeutende Gegenstände vorgetragen wurden, zur Sitzung berufen; das Innere der Verfassung lernten sie nicht kennen, und durften noch weniger darauf einwirken *). An anderen Orten wurden dagegen die Patricier ganz aus der Stadt vertrieben.

Der große Reichthum, zu welchem die Deutschen Städte damals gelangten, ging aus Handel und Gewerben hervor. Der erstere nahm zu jener Zeit ganz andere Wege, als in den neueren Jahrhunderten; der Landweg über Deutschland war es, welcher den Norden von Europa mit dem Süden verband; die Deutschen Städte vertrieben die kostbaren Waaren des Ostens, die sie aus Italien empfingen, nach den nördlichen Ländern, und fanden in diesem lebhaften Verkehr eine stets strömende Quelle reichlichen Gewinns. Wie ein betriebsamer Handelsgeist gewöhnlich zugleich den Kunstfleiß weckt, geschah es auch in den Deutschen Städten; die Erzeugnisse ihrer fleißigen Arbeiter, vorzüglich Tuch und Leinwand, wurden reichlich in's Ausland geführt, und dieses dadurch nicht nur dem Handel, sondern auch der Gewerbsthätigkeit der Deutschen zinsbar gemacht. Dadurch erzeugte sich ein Wohlstand und eine Volksmenge in vielen Deutschen Städten, gegen welche ihr Zustand in unseren Tagen dürftig und geringfügig erscheint. Der oben genannte Aeneas Sylvius hat eine Beschreibung von Deutschland verfaßt, in welcher er die Macht, den Reichthum, den Glanz der Deutschen Städte nicht genug preisen und erheben kann. Die Unsicherheit der Straßen, der scheinbare Mangel aller gesellschaftlichen Ordnung um Staate hemmte im Ganzen den Handel nicht. Die Städte fühlten sich kräftig genug, ihn zu beschützen. Der Adel war allerdings ungemein verwildert, und sah zum Theil einer großen Räuberbande nicht unähnlich, und die landesherrliche Macht, welche an die Stelle des ordnenden kaiserlichen Ansehns getreten seyn sollte und wollte, war gewöhnlich noch nicht im Stande, ihn zu bändigen. Es war nicht mehr jene Zeit, in welcher der Ritter wegen Rechtsverletzung seinem

*) Mannert Ueberblick von Nürnberg's Aufkeimen rc. S. 65.

Gegner ehrlich absagte, sondern das Fehderecht war zum Faustrecht entartet. Aus dem Hinterhalt fiel der Adel mit seinen wilden Gefährten über die Wagen und Schiffe der Kaufleute her, und brach in die Landmarken der Städte, um die Weiler zu plündern und die Viehheerden wegzutreiben. Aber auf das Zeichen der Sturmglocke bewaffnen sich die Bürger und schaaren sich nach den Vierteln ihrer Stadt, oder nach den Zünften. Die Handwerker ziehen aus mit Armbrüsten oder Lanzen bewaffnet, die reicheren Waaren- und Geldhändler zu Pferd, endlich die Patricier, als Besitzer von Stamm- und Lehngütern der Ritterwürde fähig, in schwerer Rüstung, die berittenen Knechte hinter sich. Voran fliegt das Banner der Stadt, von den besten Jünglingen umgeben; die Mauern wurden erstiegen, die Burgen gebrochen und schlimm war das Loos der adeligen Räuber, wenn sie den Erbitterten in die Hände fielen, sie wurden wie gemeine Verbrecher behandelt, und mußten oft mit dem Leben büßen.

Reichte die Macht der einzelnen Städte nicht hin, ihren Handel in weiteren Umkreisen zu schützen, oder den Fürsten und der verbündeten Ritterschaft zu widerstehen, so traten sie in Einungen und Genossenschaften zusammen, von denen schon öfter die Rede gewesen ist. Unter diesen Städtebündnissen hat keines so viel Bedeutung, Macht und Ruhm erlangt, als das Hanseatische oder die Hanse, welches in Nieder-Deutschland und in den eroberten Wendischen Ländern östlich der Elbe und Oder seinen Sitz hatte. Die Frage, wann, wie und wo dieser berühmte Bund seinen Anfang genommen habe, wird schwerlich genau beantwortet werden können. Gewiß ist nur, daß er aus der Vereinigung einiger Seestädte zum Schutz und zur Ausbreitung ihres Land- und Seehandels hervorging, und daß dieser Anfang in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Damals war die Verbindung nur klein, und umfaßte durch dies ganze Jahrhundert höchstens zehn bis zwölf meist an der Ostsee gelegene Städte. Aber im vierzehnten Jahrhundert wuchs die Zahl der Theilnehmenden rasch, kleinere Handelsverbindungen schlossen sich an, die innere Verfassung des Vereins bildete sich immer mehr aus, und jetzt erst legte er sich den Namen Deutsche Hanse bei, der so viel als Handelsgilde bedeutet. Von dem Ausflusse der Schelde bis nach Esthland erstreckte sich der Bund, und zählte mehr als siebenzig Mitglieder, es gehörten nicht mehr bloß Seestädte, sondern auch viele im Innern Norddeutschland's liegende Oerter dazu, wie Köln, Osnabrück, Magdeburg, Hildesheim, Berlin,

Kulm, Thorn u. a. m. Gemeinschaftliche Vertheidigung gegen Angriffe, Sicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, welche die Kaufleute der Städte mit ihren Waaren befuhren, schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Glieder des Bundes unter einander, vor Allem aber die Aufrechthaltung und Bewahrung der in auswärtigen Ländern erlangten Handelsprivilegien waren die Hauptzwecke der Verbindung. Die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übten die verbundenen Städte bald auf allgemeinen Hansetagen zu Lübeck, weil dieses, ungefähr in der Mitte der von Novgorod bis London, von Bergen bis Krakau zerstreuten Städte und Handelsniederlassungen gelegen, als Hauptort des Bundes betrachtet wurde; bald in Vereinigungen der Städte eines einzelnen Kreises oder Quartiers, wenn die Angelegenheiten nur diese in's Besondere betrafen. Die ganze Verbindung war nämlich in vier Quartiere getheilt: in das wendische, zu dem die meklenburgischen, pommerschen und märkischen Städte gehörten, in welchem Hamburg neben Lübeck bedeutenden Einfluß behauptete; in das preußisch-liefländische, dessen Mittelpunkt Danzig war, in das kölnische und endlich in das sächsische, unter dem Vorsitz von Braunschweig. Der Schauplatz des auswärtigen Verkehrs war vorzüglich der Europäische Norden, Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark, Länder, deren innerer gesellschaftlicher Zustand die fast ausschließliche Handelsgewalt der Hansen möglich machte. Sie legten in diesen Gegenden überall bleibende Niederlassungen an, ohne die ein bedeutender auswärtiger Handel bei der damaligen Unsicherheit nicht geführt werden konnte, und genossen hier die größten Vorrechte und Begünstigungen, zu deren Erweiterung und Behauptung sie auch den Kampf mit den Nordischen Königen nicht scheuten, sondern kühn und glücklich gegen sie auftraten. So wie sie diese Länder mit Waaren aus der Fremde versorgten, so führten sie auch allein die Erzeugnisse derselben wieder aus. Aus diesem Zwischenhandel zogen sie den größten Gewinn; was ihr eigner Kunstfleiß hervorbrachte, kam dagegen weniger in Anschlag. Im Westen ging der Verkehr besonders nach England und den Niederlanden; zu Brügge und London hatten sie große Handelscomtoire. In allen diesen Verhältnissen erscheinen sie als freie Mächte; sie schließen Bündnisse, machen Frieden oder kündigen Krieg an, ohne alles Zuthun des Kaisers und des Reichs. Unmittelbaren Antheil an den auswärtigen Kämpfen nahmen gewöhnlich nur die Seestädte; die im Lande gaben Beiträge und Steuern. Als sich die Macht Dänemark's

nach langen Zerwürfnissen unter Waldemar Atterdag wieder emporhob und dieser König Oeland und Gothland, welche zu Schweden gehörten, eroberte, und Wisby, eine der wichtigsten Hansestädte (vgl. Thl. V S. 273.), nach einer hartnäckigen Vertheidigung, welche achtzehn hundert Bürgern das Leben kostete, einnahm, erklärte ihm der Städtebund den Krieg. Johann von Wyttenburg, Bürgermeister zu Lübeck, führte eine Flotte herbei, welche die beiden Inseln für Schweden wieder einnahm. Da die Hanseaten aber bei der Rückkehr einige Unfälle erlitten hatten, die man dem Befehlshaber Schuld gab, so wurde Wyttenburg auf dem Markte zu Lübeck enthauptet. In Norwegen, dessen Herrscher den Dänen Beistand leistete, wurden zweihundert Ortschaften verwüstet, die Küsten von Jütland, Seeland und Schonen wurden verheert, und im Jahre 1369 eroberten die Städte unter den Lübeckischen Rathsherren Everhard von More und Gottfried von Atterdorn Kopenhagen, Helsingör, Nykiöping, Falsterbo und Ellholm, und befestigten sich in der Herrschaft des Sundes. So mußte Dänemark 1370 unter außerordentlich vortheilhaften Bedingungen für die Hanse Frieden schließen. Niemals hat später der Deutsche Handel einen solchen Umfang und solches Leben gehabt, niemals solche selbständige Kraft entwickelt, als zu jenen Zeiten, und wieviel unser Vaterland dadurch an Frische, Regsamkeit, Wohlstand und Bildung gewonnen, ist kaum hoch genug anzuschlagen.

Aber wenn auch die Geschichte von dem, was die Deutschen Städte waren und bedeuteten, verstummte, die Steine würden es uns täglich verkünden. Die Gebäude, welche jene Geschlechter errichtet, legen ihren Enkeln ein sprechenderes Zeugniß von ihrem Wirken und ihrem Sinne ab, als es die beredteste Schrift vermag. Es beginnt nämlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die schönste Blüthe jener Baukunst, welche man die Gothische genannt hat, aber die Deutsche nennen sollte, weil ihre edelste und erhabenste Gestalt von Deutschen Meistern ausgegangen ist, und Deutsche Meister auch in anderen Ländern die wichtigsten Gebäude dieser Art aufgeführt haben. Sie ist ein Erzeugniß der Germanisch-christlichen Richtung in der Kunst, und ist eben so wie die eigenthümliche Poesie jener Zeiten von der antiken Weise völlig unabhängig, ohne darum einen geringern Rang einzunehmen als diese; denn die Schönheit der Formen, Geschmack und Stil sind in allen Künsten keinesweges an eine bestimmte Art und Regel gebunden, sondern können eben so mannichfach seyn,

als die verschiedenen Richtungen des Sinnes und Geistes in den Völkern und Zeiten, die sich mit Freiheit erzeugen und in der Kunst mit ursprünglicher, keinem vorhandenen Muster nachgebildeter Schöpfungskraft zur Erscheinung gelangen. Das Eigenthümliche dieser Deutschen Baukunst zeigt sich in den schlankeren Säulen, über welchen, auf den geschmückten Knäufen, die Ribben und Reihungen der Gewölbe emporsteigen; in den hohen Bogenfenstern, welche die Räume zwischen den Pfeilern bis unter die Dachung ausfüllen; in der leichten, äusserst kühnen Höhe der Schwibbögen; in den mit Laubwerk-Zierrathen überall bedeckten Erkern und Zinnen, welche das Hauptgebäude umgeben u. s. w. Unter den Meistern jener Zeiten hat keiner so hohen Ruhm erlangt, als Erwin von Steinbach, der im Jahre 1277 den vordern Anbau und den Thurm des Münsters von Straßburg zu bauen begann. Hier erscheint die Kunst in ihrer Vollendung. Aber dieser riesenhafte Thurm ist bei weitem nicht ganz von Erwin errichtet, auch nicht nach seinem ursprünglichen Plane ausgeführt, welcher, den schon vorhandenen Dimensionen entsprechend, auf ein Werk mittlern Umfangs ging *). Erst im Jahre 1439 wurde der Thurm gänzlich vollendet, und da jeder der folgenden Meister nach seinen eigenen Gedanken daran baute, so läßt sich an ihm, wie mit einem Blicke, der veränderte und schon sinkende Geschmack dieser Baukunst übersehen; denn im funfzehnten Jahrhundert verlor sich die alte Großartigkeit schon in Verkünstelung und Ueberladung. Ganz anders der Kölner Dom, der gleichfalls um die Zeit Erwin's von Steinbach begonnen wurde. So weit dieses außerordentliche Werk vollendet ist, wurde nach dem von dem Urheber entworfenen Plane daran fortgebaut. Der Stephansthurm in Wien, der Freiburger Dom und viele andere Kirchen gehören gleichfalls in die beste Zeit der Deutschen Baukunst. Wenn man den künstlerischen Geist betrachtet, welcher in der Anordnung und Entwerfung dieser himmelanstrebenden Massen waltet, die Kenntniß und Sicherheit in der Ausführung und das große technische Geschick in der höchst sorgfältigen und fleißigen Behandlung des Einzelnen: so fühlt man sich zur Bewunderung und Verehrung von Zeiten hingerissen, wo es Meister gab, die so dachten und bildeten, so viele bereite Hände ihren Gedanken Leben zu geben, und Bürger einzelner Städte, die keine bessere Verwendung ihrer Reichthümer kann-

---

*) Görres, in den Heidelberger Jahrb. der Literat. 1824. No. 60.

ten, als für solche Zwecke*). Indeß wäre die Aufführung dieser Bauten mit einer solchen Vollendung ohne die damals blühenden Baubrüderschaften schwerlich möglich gewesen. Schon bei den Römern finden sich Vereine von Baukünstlern, später hatten sie in den Klöstern ihren Sitz, im elften Jahrhundert traten sie aus diesen hervor, und gestalteten sich zu weltlichen Gesellschaften. In England nahmen die Vereine zuerst eine eigenthümliche Form an. Sie beschäftigten sich mit Unternehmungen großer Bauten, und ihr gemeinschaftliches Wirken nach wohlerlernten Regeln machte die große Ausbildung und Uebereinstimmung ihrer Arbeiten möglich. Ihre Lehren pflanzten sie als Geheimnisse durch die drei Stufen der Lehrlinge, Gesellen und Meister fort. Die für die Bildung und Ausbreitung der Deutschen Kunst wichtigste Vereinigung der Baumeister und Steinmetzer ist die, welche in Straßburg durch Erwin von Steinbach gestiftet wurde. Aus Deutschland, England und Italien zog er Meister an sich, und gab seinem Bunde die schon früher in England angenommene Einrichtung. Eine solche Innung hieß eine Hütte; alle in Deutschland befindlichen Hütten traten mit einander in Verbindung, die Straßburger blieb indeß die oberste. Erst im Jahre 1731 sind diese Hütten durch ein kaiserliches Edict aufgehoben worden**).

---

28. Die Fehmgerichte.

Wie die städtischen Verbindungen in Deutschland aus dem Mangel an Einheit und durchgreifender, gegen Gewalt und Willkür sichernder gesetzlicher Ordnung hervorgingen, so verdanken auch die Westphälischen Gerichte (auch heimliche oder Fehmgerichte genannt) denselben Ursachen die Gestalt und den Umfang, zu denen sie sich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert entwickelten. Ihren Ursprung haben sie

---

*) Bosnische Gesandte, erzählt Aeneas Sylvius, welche den Stephansthurm in Wien lange angesehen und bewundert hatten, brachen endlich in die Worte aus: „Der Thurm hat mehr gekostet, als man für das ganze Königreich Bosnien bekäme."

**) Die Hütten hießen auch Logen, die Mitglieder derselben Freie Maurer, weil sie besondere Vorrechte und Freiheiten genossen. Man nahm in England außer den eigentlichen Kunstgenossen auch andere Männer von Ansehn und Kenntnissen auf, welche angenommene Maurer hießen. Aus diesen ist späterhin, nach Einiger Meinung, der Bund der Freimaurer entstanden.

in den uralten, allgemein gültigen Einrichtungen des Deutschen Gerichtswesens; wie aber mit diesen selbst mannichfache Veränderungen vorgegangen waren, so hatte sich um sie her Alles noch weit mehr verwandelt. Daher hatten selbst ihre Inhaber und Mitglieder die rechte Kunde von ihrer Geschichte verloren, den Zeitgenossen erschienen sie fremdartig und seltsam, und so haben sie den Dichtern und Romanschreibern späterer Zeiten einen Stoff dargeboten, den sie auf das abenteuerlichste ausschmückten.

Als sich in Deutschland nach der Zersplitterung der großen Herzogthümer die Landeshoheit ausbildete, suchten die Fürsten auch ihre Gerichtsbarkeit der noch bestehenden kaiserlichen gegenüber auf alle Weise auszudehnen. Sie errichteten in dieser Zeit Hofgerichte für den Ritterstand, verwiesen die Sachen anderer Personen an ihre Beamte, oder an die Stadtgerichte, und suchten die Landgerichte ganz aufzulösen, mit deren Vorsitz sie früher vom Kaiser belehnt worden waren (Th. V. S. 178.). In Westphalen, wo sich dem alten Character der Sachsen gemäß (Th. IV. S. 151.) die hergebrachten Einrichtungen weit zäher und haltbarer bewiesen, als in anderen Landschaften, erhielt sich auch von der kaiserlichen Gerichtsbarkeit ein bedeutender Ueberrest, und die Landeshoheit wurde hier später als in den übrigen Deutschen Territorien zu der Gewalt ausgebildet, welcher schöffenbar Freie, wie Ministerialen und Vogtleute in derselben Weise gehorchten. Die Freien blieben einem besondern Richter untergeordnet, der nicht als landesherrlicher, sondern als kaiserlicher Beamter ihrem Gerichte vorsaß. Er hieß Freigraf, sein Gerichtsbezirk eine Freigrafschaft. Die Landesherren betrachteten diese Gerichte wie alle anderen in ihren Territorien befindlichen als sich untergeordnet, ohne aber darum an der Sache und ihrem Wesen etwas ändern zu können. Die Freigrafen selbst hielten sich nur dem Erzbischof von Köln verpflichtet, weil auf diesen die herzogliche Gewalt in Sachsen übergegangen war (Th. V. S. 72.) und diese von jeher ein Aufsichtsrecht über die Grafschaftsgerichte begründet hatte. Da die Freigerichte ein Ueberbleibsel der uralten Germanischen und insbesondere der Sächsischen Gerichtsverfassung waren, wie sie durch Karl den Großen in Uebereinstimmung mit den Fränkischen Ländern umgestaltet worden war (Th. IV. S. 151. u. 154.), so hatte sich unter ihren Mitgliedern die dunkle Kenntniß erhalten, daß die Einrichtung derselben von jenem Kaiser herstamme. In so fern dies nun auf etwas Besonderes, sie vor

anderen Gerichten Auszeichnendes zielen sollte, war es ein Mißverständniß, denn die Freigerichte waren nichts als die ordentlichen Gaugerichte der alten Verfassung, welche späterhin Landgerichte genannt wurden (vgl Thl. IV. S. 41. Th. V. S. 178.). Aber schon im vierzehnten Jahrhundert nahm man sie für außerordentliche Institute, wie sie es auch in dieser Zeit allmählig geworden waren.

Es hatte sich nämlich neben ihren öffentlichen Sitzungen ein Verfahren anderer Art gebildet, zu welchem bloß diejenigen gelassen wurden, welche zu Schöffen des Gerichts aufgenommen worden waren. In dieser Beziehung hieß der Prozeß der Freigerichte die heimliche Acht, sie selbst Fehmgerichte. Außerdem entstand bei den Grafen und Schöffen, aus dem Verhältniß von kaiserlichen zu landesherrlichen, als niederen Gerichten, der Gedanke von einer sich über das ganze Reich erstreckenden Befugniß ihrer Gerichte, in so fern nämlich von den ordentlichen Höfen dem Kläger kein Recht gewährt ward; obschon die Freistühle ursprünglich nur für Westphalen da waren, oder vielmehr sich für diese Provinz (deren Boden in der Sprache des Gerichts aus unbekannten Gründen rothe Erde genannt wurde) allein erhalten hatten. Auch durfte es in späterer Zeit nur hier Freistühle geben. Demnach setzten sie sich den höchsten Reichsgerichten gleich, und steigerten das Gefühl ihrer Würde bis zu großem und keckem Uebermuth. Da im Mittelalter sich weder Kaiser noch Landesherr um Gesetzgebung und Gerichtsordnung bekümmerten, so bildete sich auch in den Freigerichten nach ächt Deutscher Weise Alles selbständig und eigenthümlich aus. Daher war auch die Beschaffenheit ihrer Einrichtungen im Ganzen so unbekannt, daß König Ruprecht im Jahre 1408 den Freigrafen eine Reihe von Fragen darüber vorlegte.

Vor den offenen Freigerichten wurde Alles verhandelt, was auch in den übrigen Landgerichten vorkam; was vor das Fehmgericht gehören sollte, stand nicht ganz fest. Als Karl der Große die Sachsen unterworfen hatte, schien ihm keine Gattung von Verbrechen der Aufsicht und Strafe bedürftiger, als die gegen das Christenthum begangenen, und es ist möglich, daß schon damals über Rückfall zum Heidenthum und Tödtung der Geistlichen in geschlossenem Gericht verfahren wurde, um dieses sicher zu stellen, so lange die Mehrzahl den alten Göttern treu blieb. Darum gehörte auch späterhin Alles, was die Gebote der Religion verletzte, vor das Fehmgericht, und seine Competenz wurde dann auch darauf ausgedehnt, was im Sinne des Mittelal-

ters wider die Ehre stritt, also auf alle Criminalsachen, alle Angriffe auf Leib und Leben, alle Verbrechen, die nach gemeinem Rechte todeswürdig waren. Aber auch Klagen anderer Art wurden angenommen, wenn der Angeschuldigte sich weigerte, sich vor seinen ordentlichen Richter zu stellen. Und so wurde es den Fehmgerichten leicht, fast in jeder Anklage Gegenstände ihrer Befugniß zu finden.

Wenn in der heimlichen Acht gesprochen ward, so bestand das Gericht nur aus dem Freigrafen, als dem Richter, und den Freischöffen, als den Urtheilsprechern. Das Alterthümliche und Feierliche der Formen mit ihren eigenthümlichen, herkömmlichen Redeweisen gab dem Verfahren etwas Erhabenes und Ehrfurchtgebietendes. Das Gericht hieß das heimliche zunächst von dem alten Unterschied zwischen dem ächten ungebotenen Ding oder Gericht, zu welchem sich alle Gerichtspflichtige der Grafschaft (Th. IV. S. 154.) regelmäßig versammelten, und dem besonderen, geschlossenen (in der alten Sprache, heimlichen), zu welchem der Richter in besonderen Fällen die Genossen berief. Es hielt seine Sitzungen an den alten Malplätzen (Th. IV. S. 31.), unter freiem Himmel, keinesweges an verborgenen, unzugänglichen Orten oder in düsteren Gewölben *). Die Freischöffen hießen von Alters her die Wissenden, weil sie das Urtheil wiesen, späterhin auch weil sie allein die Einrichtung der heimlichen Acht kannten.

Wenn die Anklage gemacht war, so ließ der Richter durch die Schöffen und Genossen entscheiden, ob die Sache Fehmwroge sey (d. h. vor das heimliche Gericht gehöre). Wenn dies erklärt ward, so erfolgte die Ladung, im Fall es nöthig war, wiederholt, in bestimmten Zwischenfristen. Erschien der Angeklagte nicht, so wurde er verurtheilt, sobald der Kläger die Anklage mit sechs Eidhelfern, die aber alle Freischöffen seyn mußten, beschwor. Stellte sich aber der Angeklagte und gestand das Verbrechen, so wurde die Strafe (bei eigentlichen Fehmwrogen der Tod) vollzogen. Läugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, zu dem aber, wenn der Kläger mit zwei oder danach mit vierzehn Eidhelfern dagegen schwur, ein und zwanzig Eidhelfer gehörten, welches dann das höchste Zeugniß der Unschuld war, und die Lossprechung zur unmittelbaren Folge hatte. Gegen Unwissende fand anfangs nur das heimliche Verfahren statt, wenn sie sich nicht vor das offene Gericht stellten; erst später wurde eine un-

*) Wigand, das Femgericht Westphalens S. 369.

mittelbare Ladung vor die Fehme eingeführt, falls die ordentlichen Gerichte nicht einschritten. Die ausgesprochene Verurtheilung hieß Verfehmung, und war der Oberacht gleich, d. h. der Verfehmte war im Zustande des zum Tode verurtheilten Verbrechers; nur die Vollstreckung fehlte. Trafen Freischöffen, deren aber mindestens drei seyn mußten, einen Solchen, so henkten sie ihn an den nächsten Baum, nahmen ihm aber nichts, und steckten ein Messer neben ihn, als Merkmal, daß er von der Fehme gerichtet sey. Dasselbe geschah, wenn drei oder mehr Freischöffen einen todeswürdigen Verbrecher auf der That ertappten.

Das stärkere Hervortreten der Fehme in den Freigerichten, die Ausdehnung ihrer richterlichen Befugnisse beginnt etwa um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als in Deutschland Gewaltthat, Fehde und Selbsthülfe überhand nahmen. Ueber den Mächtigen hatte der Richter nicht Gewalt, und der gemeine Verbrecher floh, und fand bei der großen Zersplitterung Deutschland's irgendwo gewiß Sicherheit. Da also fast Niemand mehr durch Klagen zu seinem Rechte kam, da die öffentliche Acht nicht zu vollstrecken war, empfanden die Freischöffen das Bedürfniß, dieselbe zu verstärken, sie sprachen deshalb über den Verbrecher noch die heimliche Acht und sicherten deren Vollziehung durch die eigene Faust. Auf diesen Grundlagen breitet sich die Fehme noch weiter aus. Ueberall entstanden damals jene Vereine, um die zu gänzlicher Nichtigkeit herabgesunkene Staatsgewalt in gewissen Kreisen zu ersetzen. So bildete sich denn auch aus den Freischöffen ein Bund, zunächst, um in Westphalen ihre Gerichte zu Landesfriedensgerichten zu erheben und durch sie Ruhe und Sicherheit zu befördern. Die in vielem Betracht heilsamen Folgen dieser Thätigkeit, der Ruhm ihrer Erfahrung, Tüchtigkeit und Weisheit, das Ansehn, welches ihnen ihr strenges Festhalten an alterthümlichen Formen gab, machten, daß man sich aus ganz Deutschland an sie wandte, und hieraus entwickelte sich dann auf natürliche Weise, daß auch die Glieder der Fehmgerichte nicht mehr bloß aus Westphalen bestanden, sondern daß man, um die Genossenschaft zu stärken und zu erhalten, aus allen Gegenden Deutschland's freie Männer als Freischöffen aufnahm. Doch konnten fortwährend nur in Westphalen Versammlungen des Gerichts gehalten, und nur dort Freischöffen ernannt werden. Alle Hörige waren ausgeschlossen, ebenso Geistliche, Weiber und Juden. Gegen solche wurden anfangs auch keine Klagen angenommen, bis der Bund auch über Ungenossen zu richten anfing.

Mit diesem erweiterten Umfang und diesem Ansehn steigerte sich auch der Begriff, den die Freigrafen von den Befugnissen ihrer Gerichtsbarkeit hatten, immer höher. Selbst den Kaiser erkannten sie nur dann als den höchsten Richter an, wenn er nach Westphalen zu den alten Malstätten der Freistühle kam, und war der Kaiser nichtwissend, so trotzten auch ihm die Freigrafen. In der Zeit der Blüthe des Bundes waren Fürsten, und vielleicht die Mehrzahl der ritterlichen Männer Freischöffen, und keine bedeutende Stadt war, in deren Rath nicht Einige gesessen hätten. Selbst König Siegmund ließ sich 1429 zu Dortmund feierlich unter die Wissenden aufnehmen. Der Große, der dem Kaiser trotzte, war verloren, wenn der Bund sich wider ihn erhob. Schon vor das Freigericht geladen zu werden, galt für einen Schimpf, weil die Anklage als das halb erwiesene Verbrechen erschien. Jeder Freischöffe war verpflichtet, alle ihm bekannten Handlungen anzuzeigen, welche zur Fehmwroge gehörten. Die Vollziehung des gesprochenen Urtheils herbeizuführen, wurden die entschiedensten Maßregeln ergriffen. Den mit derselben Beauftragten band der strengste Eid, den Verfehmten zu verfolgen und zu vernichten. Jeder Freischöffe, der beim Bundeszeichen zu Hülfe gerufen ward, und wenn es seinen eignen Vater, Sohn oder Bruder galt, mußte Beistand leisten. Wer sich des Verfehmten annahm, theilte sein Schicksal, ja selbst wer ihn mit Worten oder Zeichen warnte, war verloren. Nicht weniger furchtbar machte den Bund die Verpflichtung der Freischöffen, jeden auf der That ertappten Verbrecher sogleich zu richten, und der Frevler erbebte vor dem Gedanken, vielleicht, ohne daß er es wußte, von den Rächern der Fehme umgeben zu seyn. Darum drohte aber auch diesen, ja sogar ihren Gerichtsversammlungen manche Gefahr von wilder, roher Gewalt, und so mußte denn das Gericht seiner eignen Sicherheit wegen noch in einem andern Sinne ein geheimes werden, und seine Sitzungen gänzlich abschließen, mit unerbittlicher Strenge gegen den, der sich dennoch an den Versammlungsort wagte. Damit der Verurtheilte nicht im voraus Vertheidigungsmittel ergreifen könne, blieb auch das Urtheil, welches die Verfehmung aussprach, in späteren Zeiten geheim, und die Freischöffen hatten gewisse Zeichen und Symbole, an denen sie sich gegenseitig erkannten.

Ein so mächtiger und einflußreicher Bund mußte nothwendig einerseits die höchste Eifersucht wider sich erregen, und andrerseits konnte es nicht fehlen, daß er durch Willkür und Uebermuth Grund zu gerechten

5 *

Klagen gab. Unter der so großen Menge von Freischöffen mußten sich Manche finden, die des Bundes unwürdig waren, die Gewalt desselben frevelhaft mißbrauchten, und sich seines guten Zweckes als Deckmantel für die Befriedigung persönlichen Hasses bedienten. Und schon in dem heimlichen Gerichtsverfahren selbst, welches den Beklagten beim Nichterscheinen ungehört verdammte, und den Namen des Klägers in der Vorladung ausließ, nicht Wissende ohne vorhergegangene Mahnung vor das offene Gericht verfehmte, und das Verfahren auch öfters, wenn sich der Angeschuldigte vor seinem eigentlichen Gerichtshof einfand, nicht einstellte, lagen große Uebelstände, die zu immer weiterem Mißbrauch führten; und wenn es heilsam war, daß die Schlechten bebten, so kann man auch glauben, daß ganz Deutschland vor einem Bunde von vielleicht hunderttausend Gliedern als eben so vielen Henkern zittern mußte *), deren Jeder verpflichtet war, den Angeklagten und Unvertheidigten hinzurichten. Dazu kam, daß dem Bunde Vieles von dem Hasse der ihm feindlichen Territorialherren ohne Grund aufgebürdet worden ist, wodurch er in dem schwarzen Lichte erschien, in welchem ihn noch heut zu Tage Viele sehen. Schon im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts beginnen die Beschwerden der Deutschen Stände über die Fehmgerichte, und steigern sich um die Mitte desselben immer höher. Die Freistühle sahen selbst ein, daß Reformationen nöthig seyen, aber nachdem die Blüthe des Bundes einmal vorüber war, wollten sie nicht recht gedeihen. Durch die große Veränderung der ganzen Denk- und Handlungsweise der neuern Zeit, durch die Umgestaltung des Gerichtswesens in Deutschland zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts und die völlige Befestigung der Landeshoheit ging die Wirksamkeit der Fehmgerichte allmählig zu Grunde, ohne daß sie durch ein Reichsgesetz aufgehoben worden wäre; ja in Westphalen währten die Freistühle zum Theil bis in's achtzehnte Jahrhundert fort, aber freilich in einer Gestalt, die auch dem Schatten ihres ehemaligen Ansehns nicht verglichen werden konnte, als gewöhnliche Polizei- und Rügegerichte.

---

29. Bürgerkrieg in der Schweiz.

Oesterreich's Macht in Helvetien, die seit den Schlachten von Sempach und Näfels schon aufgehört hatte, den Eidgenossen furchtbar zu seyn, war durch die oben (S. 31.) erwähnte unglückselige Theilnahme Herzog

*) Möser, patriotische Phantasien, Th. IV. S. 197.

Friedrich's an der Flucht des Papstes Johann XXIII. fast ganz vernichtet worden. Nur die Städte Winterthur, Rappersweil und Dießenhofen nebst dem Thurgau blieben den Habsburgern. Aber einige Jahrzehende nachher eröffnete sich ihnen eine Aussicht zur Wiedererlangung des Verlornen und zur Rache für die vielfach erlittene Schmach, denn die Kräfte, welche bisher allen Angriffen von Außen unbezwinglich gewesen waren, fingen an, sich gegen einander selbst zu kehren. So stark traten nämlich schon bei den Schweizern Ehrgeiz und Ländersucht hervor, daß es zu einem Bürgerkriege kam. Die Veranlassung dazu gab das Erbe des letzten Grafen von Tokenburg, der im Jahre 1436 starb. Zürch, von seinem tapfern, ehrgeizigen und unternehmenden Bürgermeister Rudolf Stüssi geleitet, erhob Ansprüche darauf, dasselbe geschah von Schwyz und Glarus. Die beiden letzteren hatten die Zustimmung der übrigen Kantone erhalten, und so entstand ein Bund gegen Zürch, dessen Seele Itel Reding, Landammann von Schwyz, war, und ein innerer Krieg, der für Zürch unglücklich lief, so daß es einen nachtheiligen Frieden eingehen mußte (1440). Darüber auf's höchste unwillig, vergaßen die Zürcher in ihrer Leidenschaft der alten Gefahren, und wandten sich an den Deutschen König Friedrich um ein Bündniß gegen ihre Eidgenossen. Friedrich, der sich der Zwietracht seiner Feinde freuete, ergriff diesen Antrag begierig; er machte selbst eine Reise in die oberen Lande, wo er beim Anblick der zerstörten Thürme seines Stammschlosses Habsburg nur tiefern Ingrimm faßte, und erklärte zu Kostnitz den Abgeordneten der Schweizer, daß er als Deutscher König ihre Rechte und Freiheiten nicht bestätigen werde, wenn man seinem Hause den Aargau nicht zurückgebe (vergl. S. 31.). Vergeblich suchten die übrigen Eidgenossen, Zürch von diesem gefährlichen Bündniß abzumahnen; die Pfauenfedern, Oesterreich's Abzeichen, weheten von Zürchischen Helmen, und die rothen Oesterreichischen Kreuze (die Schweizer trugen weiße) vereinigten Oesterreichische und Zürchische Schaaren.

Der Krieg brach von Neuem aus, mit einer Erbitterung, die sich jeden Gräuel verstattete. Dörfer loderten in Flammen auf, Kirchen wurden geplündert. Die Eidgenossen drangen siegreich über den Albis in die Nähe von Zürch (22. Julius 1443). Die Bürger eilten zum Kampfe hinaus, und lagerten sich unweit ihrer Stadt in den Wiesen jenseits des Flusses Sil. Da brachte ihnen eine Kriegslist Itel Reding's Verderben. Er ließ zweihundert auserlesenen Jünglingen rothe Kreuze vorn auf die Brust heften, und befahl ihnen, sich hinten den

Feinden anzuschließen. Die Schlacht begann; schon wichen einige Zürcher, da erhoben die Schweizer hinter ihnen ein fürchterliches Geschrei: „fliehe, Zürch, fliehe wer kann!“ Schon entmuthigt von diesen Schreckensworten, sahen die Zürcher, wie die Zweihundert der Silbrücke, der einzigen Straße ihres Rückzuges, zustürzten, und da sie diese nunmehr erkannten, so wurde ihr Schrecken durch die Besorgniß, daß jene die Brücke eher erreichen würden, noch größer und faßte das ganze Heer. Alles wendete den Rücken und drängte sich im Wettlauf dem Flusse zu. In dieser äußersten Gefahr dachte Rudolf Stüssi nur der Ehre des Vaterlandes. Mit seiner breiten Mordaxt stellte er sich mitten auf die Silbrücke und rief mit erschütternder Stimme: „haltet, Bürger, haltet!“ Vergebens; die Schaaren flohen an ihm vorüber, er allein stand ernst und fest, und als nun Tod und Noth überall hereinbrachen, hielt er in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, die andrängenden Feinde noch auf. Da rannte ein Zürcher, den seine Vorwürfe beleidigten, auf ihn zu, rief: „daß dich Gottes Wunden — dies Wesen haben wir allein von dir!“ und durchstach ihn mit dem Spieße. Von dem Falle des gewaltigen Mannes erdröhnte die Brücke. So starb Rudolf Stüssi einen Tod, würdig dem der gefeiertesten Helden Rom's und Griechenland's an die Seite gesetzt zu werden. Ueber seinen Leichnam drangen ungehindert die Feinde mit den Fliehenden in Zürch ein, und würden es behauptet haben, wenn ihre Zahl größer gewesen wäre. Draußen wütheten die Eidgenossen mit Plünderung und Brand, und zechten auf verbluteten Leichnamen sitzend.

Schon vor dieser Begebenheit hatte sich Kaiser Friedrich, da er aus Oesterreich keine Hülfe senden konnte, an Frankreich gewandt, um eine Anzahl der dort unter dem Namen Armagnacs dienenden Söldnerschaaren (unten Abschn. 36.) als Hülfsvolk zu bekommen. Als nun Zürch nach dem Kampfe im Silfelde von einem großen Schweizerheere belagert wurde, mahnte man ihn dringend um die versprochene Hülfe; die oberländische Ritterschaft ließ sich aber eben so wenig als die Städte zum Kampfe gegen die Eidgenossen bringen und so blieb Friedrich nichts übrig, als sein Begehren bei dem Französischen Könige Karl VII. zu wiederholen. Dieser, der in seinem Kriege mit den Engländern selbst eben einen Waffenstillstand geschlossen hatte, und jener Söldner gern los seyn wollte, erfüllte die Bitte des Kaisers mit solcher Bereitwilligkeit, daß er ihm, statt der geforderten fünftausend Armagnacs, vierzigtausend zusandte. Der Dauphin Ludwig selbst führte sie an, und rückte

nach Basel vor, um Zürch zu entsetzen. Gegen ihn zog eine Schaar von sechzehnhundert tapferen Eidgenossen, und beschloß, unbekümmert um die außerordentliche Uebermacht, den Angriff bei St. Jakob an der Birs, im Angesicht von Basel. Die Hälfte des feindlichen Heeres, die sich diesseits der Birs befand, wurde im wüthenden Anlauf über den Fluß zurückgedrängt. Aber der glückliche Erfolg machte die Schweizer tollkühn. Vergebens suchten sie ihre Hauptleute zu halten, stürmisch setzten sie vor der Mündung des feindlichen Geschützes, im Angesicht der zahlreichen Schaaren über das Wasser (26. Aug. 1444). Ehe sie sich am andern Ufer ordnen konnten, zersprengte sie der gewaltige Angriff der schweren Reiterei; viele wurden auf der offenen Aue umringt, aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeritten; nur fünfhundert bemächtigten sich des Siechenhauses bei St. Jakob, nicht um sich dort zu retten, sondern durch einen hartnäckigen, zehnstündigen Widerstand ihr Leben theuer zu verkaufen. Der Dauphin, voll Bewunderung und Ehrfurcht vor einer solchen Tapferkeit, die seinem Heere achttausend der tapfersten Mitstreiter gekostet hatte, schloß Friede mit den Eidgenossen *), die unterdeß die Belagerung von Zürch aufgehoben hatten. Dafür wälzte er seine raubgierigen Schaaren auf die Deutschen Grenzländer, indem die Ohnmacht des Reichs Frankreich schon damals zu den Eroberungsplänen aufmunterte, die es erst zwei Jahrhunderte später auszuführen vermochte. Die Armagnacs begingen im Elsaß scheußliche Unthaten; aber die Entschlossenheit, welche die Städte, besonders Straßburg, zeigten, und die Erklärung der Stände, daß sie sich jetzt des Krieges annehmen wollten, aber nicht nur um die Schweizer anzugreifen, sondern auch um die Franzosen zurückzutreiben, bewog sie endlich, das Land zu räumen (1445).

Gegen die Eidgenossen führten darauf die benachbarten Fürsten, denen sich der Ritterbund von St. Georg anschloß, einige Truppen herbei und es entstand ein erbitterter Verheerungskrieg auf der ganzen Grenze, bis endlich die von den Eidgenossen gewonnene Schlacht bei Ragaz (6. März 1446) den Herren die Hoffnung benahm, die Schweizer zu besiegen. Zürch trat von seinem Bund mit Oesterreich ab, und es ward jetzt zu größerer Sicherheit der gesammten Eidgenossenschaft der Grundsatz aufgestellt, daß für die Zukunft kein Einzelner eine Verbindung eingehen dürfe, welche dem alten Bunde nachtheilig seyn könne.

*) Bald entstand auch ein Bündniß mit Frankreich (1453), und damit begann, sagt ein Schweizerischer Schriftsteller, der schädliche Einfluß Französischer Thaler und Sitten.

30. Anfang des großen Kampfes zwischen Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III.

Wir haben die Geschichte dieser beiden Länder im vorigen Bande bei dem Tode Karl's IV. (S. 334.) und dem unglücklichen Ausgange Eduard's II. (S. 346.) abgebrochen, und erzählen sie nun, indem wir dahin zurückkehren, vereinigt, da langwierige, mit wenigen Unterbrechungen über ein Jahrhundert dauernde Kämpfe beide Völker in stete Berührung brachten. Mit Karl IV. erlosch die männliche Nachkommenschaft Philipp's des Schönen, und nun behauptete Eduard III. von England, daß ihm, als dem Sohne einer Tochter jenes Königs (Th. V. S. 341.), der Französische Thron zunächst gebühre. Allein der Widerwille des Französischen Volks gegen einen Fremdling und besonders gegen einen Engländer veranlaßte, daß man sich wieder auf das Salische Gesetz berief, welches angeblich schon bei der Nachfolge Philipp's V. zur Anwendung gekommen war, und das den Weibern das Recht auf die Krone absprechen sollte. Daher bestieg der Sohn des Grafen Karl von Valois (Th. V. S. 319.), ein Neffe Philipp's des Schönen, Philipp VI., nach dem Ausspruche der Französischen Stände den Thron (1328). Die Ansprüche Johanna's, der Tochter Ludwig's X. (Th. V. S. 334.), fand er durch das Königreich Navarra ab, und Eduard erkannte ihn sogar durch die Huldigung, die er für Guienne leistete, förmlich an. Aber er war zu ehrgeizig, um die Hoffnung einer Verbindung beider Kronen auf seinem Haupte aufzugeben. Er hielt sich nur so lange ruhig, bis eine günstigere Lage der Umstände ihm hervorzutreten erlaubte, und beide Nebenbuhler waren indeß auf anderen Schauplätzen beschäftigt.

Wie in den Italienischen und Deutschen Städten, so gab es auch in den Flandrischen einen unruhigen, freiheitsliebenden Handwerkerstand, der bereits fast überall gesiegt hatte und das Regiment in den Gemeinden führte. Ohne Einfluß und Ansehen war Graf Ludwig, der Nachfolger Robert's (Th. V. S. 333); der städtische wie der Landadel wurde von den Bürgern angegriffen, überwältigt und grausam verfolgt. Ludwig wandte sich an den neuen König von Frankreich als seinen Lehnsherrn um Schutz und Hülfe. Mit einem ansehnlichen Heere brach Philipp 1328 auf, um den alten Schimpf seines Hauses zu rächen, und den zu neuem aufgelegten Uebermuth des Volks zu bändigen. Er drang in Flandern ein, und kam bis nach Cassel. Die Bürger ließen ihre Ge-

werbe liegen, ergriffen muthig die Waffen und gingen ihm entgegen. An ihrer Spitze stand Zanneкin, ein Fischhändler aus Brügge, der sich selbst mit Lebensgefahr in das feindliche Lager schlich und auskundschaftete, wie leicht das Französische Heer zu überfallen sey, weil Nachmittags Alles sorglos und wegen der Hitze gewöhnlich fast ganz waffenlos ruhte. Am 23. August rückten die ritterlichen Schaaren zum Gefecht aus, da aber die Flanderer nicht in die Ebene herabkamen, gingen sie zurück in dem Wahne, daß die Bürger ihre feste Stellung nicht zu verlassen wagten. Drei Stunden nach dem Essen brachen aber die Letzteren plötzlich auf das feindliche Heer los. Dieses, so wie der König selbst, kam anfangs wirklich in große Gefahr. Allein die Hitze des Tages, welche die Franzosen den Flanderern hatte in die Hände liefern sollen, ließ sie selbst unter der Last ihrer eignen Waffen ermatten, und als sie darauf, schon erschöpft, unvermuthet auf einen wohlgeordneten Theil des Französischen Heeres stießen, unterlagen sie demselben, und wurden völlig geschlagen. Der Niederlage auf dem Schlachtfelde folgte die Hinrichtung vieler Häupter und Beförderer der Unruhen, und der König von Frankreich hoffte, sich an dem Grafen einen dankbaren und wichtigen Freund verschafft zu haben, indem er ihm das Land, seiner Meinung nach beruhigt, in der That aber nur betäubt, zurückgab.

Der König von England erneuerte etwas später den Plan seines Großvaters gegen Schottland, von dessen Ausführung sein Vater hatte abstehen müssen, und der von Mortimer unrühmlich ganz aufgegeben worden war. Schottland's Lage ermunterte zu einem solchen Unternehmen. Der wackre und kräftige Robert Bruce war gestorben, und hatte einen unmündigen Sohn hinterlassen, David, der unter der Vormundschaft eines schwachen und unerfahrnen Mannes, des Grafen Randolf von Moray stand. Diese Lage der Dinge schien denjenigen Engländern, welche während der Herrschaft ihres Volkes Güter in Schottland besessen hatten und dafür noch immer vergeblich eine Entschädigung erwarteten, günstig, sich ihr Recht zu verschaffen. Sie erweckten in Eduard Baliol, dem Sohne jenes Johann Baliol, dem Eduard I. die Krone von Schottland geraubt hatte (Thl. V. S. 337.), den Gedanken, seine Ansprüche geltend zu machen, und boten ihm Hülfe und Unterstützung an. In Begleitung vieler Großen aus dem nördlichen England, doch ohne Theilnahme (wenigstens ohne öffentliche) des Königs Eduard, landete er mit einem kleinen Haufen an der Küste von Schottland, überwältigte den Widerstand, der ihm von der Regentschaft gelei-

stet ward, und machte darauf so glänzende Fortschritte, daß er sich zu Scone zum Könige krönen ließ (1332), und von einem großen Theile des Schottischen Adels auch anerkannt ward. In dem kurzen Zeitraum von sieben Wochen hatte er sich auf den Thron geschwungen, aber er sollte ihn auch nicht länger als drei Monate besitzen. Nur wenige, aber kräftige Freunde hatte die vorige Regierung behalten. Sie rüsteten sich zum Kampfe, schickten den jungen König mit seiner Gemahlin, Eduard's III. Schwester, nach Frankreich zum Könige Philipp, und benutzten mit großer Klugheit die aus dem raschen Glück entsprungene Sorglosigkeit Baliol's. Er ward von ihnen bei Annan geschlagen, und rettete kaum Freiheit und Leben. Als ein hülfloser Flüchtling kam er nach England, um die einmal gefaßten Hoffnungen mit Eduard's Hülfe zu retten, und diese Unterstützung mit Abtretung des südlichen Schottland's und mit Anerkennung der Oberlehnsherrschaft England's zu erkaufen. Nunmehr nahm Eduard auch keinen Anstand, öffentlich als sein Verfechter aufzutreten. Daß er bisher heimlich alle diese Unruhen genährt habe, bezweifelten die Schotten nicht, und hatten daher gleich nach der Vertreibung Baliol's alle Grenzplätze gegen England, besonders Berwick, besetzt und befestigt. Eduard zog auch bald heran (1333), schlug ein Schottisches Heer, gewann Berwick, und setzte Baliol von Neuem auf den Schottischen Thron, aber er mußte nach seiner Rückkehr, eben so wie sein Großvater, erfahren, daß die Kraft der Schotten sich zwar beugen aber nicht brechen lasse. Das Englische Heer hatte das Land kaum verlassen, als sie sich erhoben und das verhaßte Joch abschüttelten. Eduard brachte sie noch zweimal durch Einfälle in ihr Land zum Gehorsam, aber jedesmal nur auf so lange, als er mit seinem Heere verweilte; und ihr Muth zum Widerstande wuchs, als der Krieg zwischen England und Frankreich sich seinem Ausbruche näherte

Bei der Stimmung zwischen den beiden Völkern und Regierungen konnte es an Veranlassungen dazu nicht fehlen. Philipp klagte, daß der König von England den Grafen Robert von Artois bei sich aufgenommen, der, in einen Streit um den Besitz dieser Grafschaft verwikkelt, falsche Urkunden vorgebracht hatte, und deswegen durch einen Urtheilsspruch Philipp's in die Acht erklärt worden war. Eduard dagegen beschwerte sich, daß Philipp nicht allein dem zu ihm geflüchteten Könige David Bruce eine Freistätte gegeben, sondern auch den fortdauernden Widerstand der Schotten genährt habe. In der That sah Philipp wohl ein, wie nützlich ihm dieser Krieg auf der Insel seyn konnte, aber

Eduard, um sich einen ähnlichen Vortheil zu verschaffen, weckte auch seinerseits den Unmuth der Flanderer, die aus ihrer Bestürzung allmählig wieder erwacht waren. Flandern bezog damals fast alle Wolle für seine Webereien aus England. Hörte diese Zufuhr auf, so waren Tausende von Wollarbeitern in allen Flandrischen Städten außer Nahrung. Als Eduard nun Miene machte, diesen Handel zu hindern, schlossen die Genter ohne Rücksicht auf den Grafen einen Vertrag mit England. An ihrer Spitze stand damals Jakob von Artevelde, ein reicher Brauherr, der bald zu größerem Ansehen im Lande gelangte als der Graf; ja der Letztere wurde endlich, da er sich dem Bündniß mit England widersetzte, vertrieben und suchte zum zweiten Male eine Zuflucht bei Philipp VI. Dadurch wuchs Eduard's Partei in den Niederlanden ungemein. Auch als Schwiegersohn Wilhelm's, Grafen von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland besaß er (Th. V. S. 345.) hier großen Einfluß, und sein Schwager, der damalige Kaiser Ludwig, dessen gerechte Feindschaft gegen den Französischen Hof wir aus der Deutschen Geschichte kennen (Th. V. S. 357 und 365.), ernannte ihn zum Statthalter des Reiches in Niederlothringen. Eduard hielt sich auf diese Weise zum Kriege gegen Frankreich hinlänglich gerüstet, widerrief seine Anerkennung Philipp's und die demselben geleistete Huldigung, nannte sich selbst König von Frankreich und brach 1339 in das Land, welches er in Anspruch nahm, ein, um es zu erobern. Obgleich beide Heere sich ziemlich nahe kamen, so wußte Philipp doch eine Schlacht zu vermeiden, deren ungewissem Ausgang er sein Schicksal nicht anheimstellen wollte. Um für das folgende Jahr einem ähnlichen Einfall der Engländer in seine Staaten vorzubeugen, ließ er im Frühling eine zahlreiche Flotte in dem Hafen von Sluys zusammenbringen, welche Eduard's Ueberfahrt hindern sollte. Aber dieser griff am 24. Junius 1340 mit weit geringeren Streitkräften die Französischen Schiffe auf der Höhe jenes Hafens an und erfocht, vornehmlich durch das sichere Geschoß seiner trefflichen Bogenschützen, einen der glorreichsten Seesiege, deren die Geschichte gedenkt. Der Verlust des Feindes soll gegen 30,000 Mann betragen haben. Nicht so glänzend waren die Erfolge auf dem Festland. Philipp wich wiederum jeder Entscheidung aus, und Eduard konnte Tournay nicht erobern, worauf er sich, als seine Geldmittel erschöpft waren, zu einem Waffenstillstand bequemte, den Johanna von Valois, Eduard's Schwiegermutter und Philipp's Schwester, vermittelte.

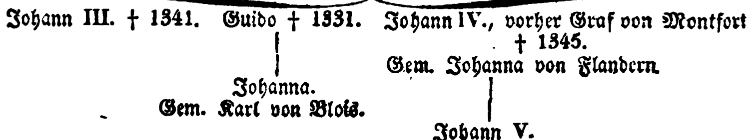
Die Muße, welche Eduard dadurch erhielt, wollte er zur Wiederherstellung seiner Angelegenheiten in Schottland anwenden, wo während der Feldzüge in Frankreich die Anhänger des Bruceschen Hauses mit Französischer Hülfe die Engländer und Eduard Baliol wieder vertrieben hatten. Aber der Krieg, den er hier begann, hatte so wenigen Erfolg, daß gerade damals David Bruce nach neunjähriger Abwesenheit nach Schottland zurückkehrte (1342). Auch fingen die Feindseligkeiten zwischen Engländern und Franzosen, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar wieder an, indem sich beide Fürsten in den um diese Zeit entstandenen Erbfolgestreit in der Bretagne mischten.

Im Jahr 1341 starb der Herzog von Bretagne Johann III., ohne Kinder zu hinterlassen. Noch bei seinen Lebzeiten hatte er in einer Versammlung der Barone des Landes seiner an den Grafen Karl von Blois, Philipp's Neffen, vermählten Bruderstochter, mit Zustimmung des Königs von Frankreich, als Oberlehnsherrn, die Nachfolge zugesprochen. Aber nach seinem Tode setzte sich ein jüngerer Bruder, Johann von Montfort*), in den Besitz der vornehmsten festen Plätze, und ging nach England, um sich dort, indem er Eduarden als dem rechtmäßigen Könige von Frankreich huldigte, in dem bevorstehenden Kampfe einen kräftigen Beistand zu verschaffen. Doch, ehe von dorther Truppen anlangen konnten, war Karl von Blois mit Französischem Kriegsvolk in Bretagne eingerückt, hatte den aus England zurückgekommenen Montfort in Nantes belagert, und in seine Gewalt bekommen **). Aber die muthige Gemahlin des Gefangenen, Johanna, vertheidigte sich mit männlicher Kraft und großem Geschick gegen die Franzosen, sandte ihren Sohn nach England, und erhielt nun die erwartete Unterstützung Zuerst erschien Robert von Artois mit einem kleinen Hülfscorps, im Herbst (1342) folgte Eduard selbst mit zwölftausend Mann. Die Ge-

---

*) Folgende Stammtafel erläutert diese Verhältnisse:

Artur II. Herzog von Bretagne.



**) Er entkam zwar später verkleidet aus dem Louvre, wo er in Haft gehalten wurde (1343), starb jedoch das zweite Jahr darauf.

fechte, welche geliefert wurden, brachten indeß keine Entscheidung, und es erfolgte ein neuer Waffenstillstand (1343). Da aber Philipp während desselben mehrere, des Einverständnisses mit England beschuldigte Edelleute aus der Bretagne hinrichten ließ, so erklärte ihn Eduard für gebrochen, und der Krieg brach nach zweijähriger Ruhe wieder aus. In Guienne begann er mit gegenseitigen Verwüstungen des Landes und Belagerung der Städte; Eduard selbst landete im nächsten Frühling (1346) in der Normandie, geleitet durch den Grafen von Harcourt, einen aus Frankreich verbannten mißvergnügten Großen. Das reiche Land war wehrlos, weil man den Angriff des Königs ebenfalls im Süden erwartet hatte. Es wurde fast ungehindert verheert, und so große Beute gemacht, daß Eduard bloß mit den in Caen gewonnenen Kostbarkeiten sein größtes Schiff beladen und nach England schicken konnte (1346). Siegreich rückten die Engländer an der Seine hinauf bis Paris, das mit Schrecken erfüllt ward. Der König wagte indeß nicht, die Stadt selbst anzugreifen, vielmehr beschloß er, als Philipp VI. endlich mit einem zahlreichen Heere am rechten Ufer jenes Flusses erschien, sich der Flandrischen Grenze zu nähern, um hier seine Verbündeten an sich zu ziehen. Nur durch List und gewandte Bewegungen erzwang er den Uebergang über die Seine; aber als er sich der Somme näherte, waren ihm die Franzosen auch hier zuvorgekommen, und hatten alle Brücken über den Strom abgebrochen. Schon hoffte Philipp mit Sicherheit, er werde die Engländer entweder durch Aushungerung in dem furchtbar verwüsteten Lande, was hinter ihnen lag, zu einer schimpflichen Ergebung oder, wenn sie es wagten vorzudringen, zu einem Gefechte unter den nachtheiligsten Umständen zwingen. Endlich jedoch zeigte ein Gefangener den Engländern, durch das Versprechen der Freiheit und einer Belohnung bewogen, eine Furth, die zur Zeit der Ebbe auch zu Fuße zu durchwaten war. Am jenseitigen Ufer befand sich zwar bereits auch an dieser Stelle ein starker Heerhaufen des Feindes, aber die Verzweiflung der Engländer brach sich Bahn, und als der König Philipp mit dem Hauptcorps anlangte, traf er nur noch auf einige Nachzügler.

Voll Freude über seine Rettung zog Eduard auf Crecy weiter, wo er eine feste Stellung nahm und Philipp erwartete, wahrscheinlich weil er Flandern doch nicht vor den Franzosen erreichen zu können glaubte, oder weil seine Leute durch die beschleunigten Märsche zu viel litten. Am 26. August rückte Philipp mit sechzigtausend Kriegern heran,

während die Stärke der Engländer nur auf dreitausend Ritter und siebentausend Bogenschützen angegeben wird. Aber die Französischen Truppen langten ermüdet von drei Meilen Weges, welche sie an diesem Tage schon zurückgelegt hatten, auf dem Schlachtfelde an, und die Uebereilung Philipp's gab alle Vortheile, welche aus der so weit überlegenen Anzahl hätten gezogen werden können, zu seinem Verderben auf. Ohne das Heer ruhen oder aufmarschiren zu lassen, sollte jede Schaar sofort angreifen. Genuesische Armbrustschützen bildeten den Vortrab, welche indeß an Kriegsfertigkeit den Englischen Bogenschützen nicht gewachsen waren *). Als sie wichen, befahl der König von Frankreich seiner Ritterschaft sich durch die Fliehenden Bahn zu brechen; dieß vermehrte die Verwirrung, die Kraft des Anpralls war schon gebrochen, ehe die Geharnischten den Feind erreichten; aber dennoch brachte ihre Menge Eduard's jungen Sohn, den funfzehnjährigen Prinzen von Wales, der die erste Schlachtlinie der Engländer befehligte, in große Gefahr. Sir Thomas Norwich eilte zum König Eduard, der auf einer Anhöhe hielt, ihn um Unterstützung zu bitten. Ist mein Sohn vom Pferde geworfen, verwundet oder todt? fragte er, und als jener es verneinte, fuhr er fort: so soll auch keine Hülfe kommen. Der Knabe mag sich heute die Sporen verdienen; so Gott will, soll die Ehre des Tages sein bleiben. Diese Antwort befeuerte den Muth des Prinzen und der Seinen zu neuen Anstrengungen, und der Sieg ward errungen. Die Franzosen zogen sich in völliger Auflösung zurück, und ihr König floh ohne Rast mit fünf Begleitern bis nach Amiens. Eduard eilte zu seinem Sohne und umarmte ihn mit den Worten: „mein braver Sohn, du hast dich ritterlich gehalten, und dich der Krone würdig gezeigt." Erst am andern Morgen setzte man den Flüchtigen nach, und stieß noch auf viele zuziehende Haufen, die von dem Ausgange des Treffens nichts wußten, so daß, nach der Versicherung des Geschichtschreibers Froissard, hier noch mehr Blut vergossen ward, als in der Schlacht selbst. Der Verlust der Franzosen belief sich außer zwölfhundert Rittern und Edlen auf dreißigtausend Mann. Der Vor-

*) Das Bogenschießen war schon eine Lieblingsbeschäftigung der Angelsachsen gewesen, und auch in den späteren Jahrhunderten kannten die Bürger und Bauern England's kein größeres Vergnügen, als sich an den Feiertagen in der Führung dieser Waffe zu üben. Der hierdurch erlangten Fertigkeit verdankten die Englischen Truppen einen großen Theil ihrer damals erkämpften Siege.

nehmste der Gebliebenen war der König Johann von Böhmen (Th. V. S. 368.), der sich, obwol blind, von vier Rittern in das hitzigste Schlachtgewühl hatte führen lassen, und dort gefallen war. Seinen Helmschmuck, drei Straußfedern mit den Worten: „Ich dien" nahm der Prinz von Wales als Wappen an, und alle Prinzen von Wales haben es geführt bis auf den heutigen Tag.

Nach einigen Tagen zog Eduard vom Schlachtfelde ab vor Calais, um mit dieser Stadt den Schlüssel Frankreich's vom Canal her zu gewinnen. Da er den Platz nicht zu erstürmen hoffte, schloß er ihn ein, um die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen, während die Flanderer Arques erstürmten und St. Omer belagerten, wiewol der König von England seine Hauptstütze in der Grafschaft um diese Zeit schon verloren hatte, da Jakob von Artevelde, als er den Flandrischen Städten den Vorschlag gethan, den Prinzen von Wales zu ihrem Grafen zu wählen, von den Gentern in einem Auflaufe erschlagen worden war (1345). Die Flanderer wollten sich von ihrem alten Herrscherhause nicht abwenden; aber ihr junger Fürst Ludwig II., dessen Vater eben in der Schlacht bei Crecy auf Französischer Seite fechtend geblieben war, sollte sich dafür mit einer Tochter Eduard's vermählen. Ludwig entzog sich dieser Zumuthung durch die Flucht, und nun hielten seine Unterthanen wieder eifriger an England. König Eduard blieb den ganzen Winter über vor Calais, und da Philipp auch im folgenden Sommer, durch das Andenken der erlittenen Niederlage in Furcht, keine Schlacht zum Entsatz der belagerten Stadt wagte, hielt ihr Befehlshaber Johann von Vienne nach elfmonatlichem Widerstand endlich um eine Capitulation an. Die hartnäckige Vertheidigung hatte indeß Eduard so erbittert, daß er von gar keinen Bedingungen und keiner Schonung hören wollte. Endlich milderte er seinen harten Beschluß dahin, daß sechs der angesehensten Bürger mit bloßen Füßen und mit Stricken am Halse im Lager erscheinen, die Schlüssel der Stadt überreichen, und dann ihr Schicksal erwarten sollten. Dieser Ausspruch schien aber den Bedrängten noch keinen Trost zu bringen, denn wer hatte hier das Recht zu wählen, wer die Pflicht sich wählen zu lassen! Da trat endlich der reichste Bürger der Stadt hervor, Eustach von Saint-Pierre, und bot sich aus freiem Entschluß zum Schlachtopfer dar. Dies heldenmüthige Beispiel befeuerte noch fünf andere, sich gleichfalls dem Tode zu weihen, und so zogen die sechs edeln Männer in das Englische Lager. Ihr Anblick rührte und erschütterte Alle, nur den König nicht.

Er befahl, sie zu enthaupten. Da warf sich endlich die Königin ihrem Gemahl flehend zu Füßen, und ihr gelang es, das menschliche Gefühl Eduard's zu erregen*). Die Geiseln retteten ihr Leben, viel mehr aber brachten auch die übrigen Einwohner nicht davon; denn Alle mußten die Stadt nebst ihrer Habe verlassen, weil Eduard Calais mit Englischen Ansiedlern besetzte, um dieses wichtigen Hafens völlig sicher zu seyn.

Wie Eduard's Gemahlin, Philippa von Hennegau, hier vor Calais weibliche Milde zeigte, hatte sie kurz vorher männliche Stärke und Entschlossenheit in England bewiesen, und an dem kriegerischen Lorbeer des Gemahls und Sohnes auch für sich einen Antheil gewonnen. Die Schotten unter David Bruce, der unterdeß herangewachsen war und durch seine Tapferkeit wie durch andere treffliche Eigenschaften ihre Liebe täglich mehr erwarb, unternahmen, nicht zufrieden ihr Land wieder befreit zu haben, und in der Hoffnung, wenig Widerstand zu finden, einen Angriff auf England. Ueberdieß hatte sie Philipp von Frankreich gleich nach der Schlacht bei Crecy durch Gesandte zu einem solchen Kriegszuge ermuntern lassen, um die Waffen seines Feindes von Calais abzuziehen. Aber kaum vernahm die Königin das Vorhaben der Schotten, als sie, was noch an streitfähiger Mannschaft in der Nähe war, eiligst aufbot, und die freilich nicht zahlreichen Schaaren nach Nevils-croß führte. Als die Schotten sich näherten, trat sie unter die Ihrigen, ermunterte sie, ihres Königs Ruhm und ihre eigene Ehre zu behaupten, und erwartete dann von fern das Schicksal des Heeres, das in vier Haufen vertheilt, von drei Bischöfen und Eduard Baliol geführt ward. Nach einem sechsstündigen heißen Kampfe (am 17. October 1346) erklärte sich der Sieg endlich für die Engländer, und war um so entscheidender, da David selbst gefangen wurde. Wie ein Strom verbreitete sich das siegreiche Heer, und mit ihm die Englische Herrschaft wieder über das südliche Schottland.

So waren die Engländer überall glücklich gewesen und die Französische Partei schien den wiederholten Schlägen erliegen zu müssen. Aber auch Eduard's Geldmittel und Streitkräfte waren erschöpft, und

*) Wie milde Eduard die Greise, Weiber und Kinder behandelte, welche der Französische Befehlshaber in Calais gleich zu Anfang der Belagerung aus der Stadt jagte, um Lebensmittel zu sparen, berichtet Froissard, der Gewährsmann der oben erzählten Begebenheit. Die Englischen Geschichtschreiber meinen daher auch nicht ohne Grund, daß der König gegen jene Männer nur den Schein der Härte angenommen, und ihren Tod nie ernstlich gewollt habe.

da um dieselbe Zeit jenes furchtbare Sterben, dessen wir schon früher erwähnt haben, durch die Länder Europa's ging, so gelang es dem Papst Clemens VI., einen Waffenstillstand zu vermitteln, der, von Zeit zu Zeit verlängert, über den Tod Philipp's (22. August 1350) hinausdauerte. Ganz indessen hörten die Feindseligkeiten zwischen den beiden Völkern nicht auf; theils konnte im südlichen und nördlichen Frankreich an den Grenzen beider Besitzungen der Keckheit und Raubbegierde Einzelner nicht Einhalt gethan werden, theils war auch der Waffenstillstand nicht auf Bretagne ausgedehnt worden. In diesem Lande kämpften also die beiden Staaten fortwährend gegen einander, zur Unterstützung der noch immer streitenden Parteien. Auch hier hatten indeß die Engländer das Uebergewicht, die verwittwete Gräfin von Montfort schlug den Grafen Karl von Blois und nahm ihn gefangen. Aber seine Gattin führte von nun an seine Anhänger eben so muthig, als Johanna von Flandern ihre Ritterschaft.

---

31. Erneuerung des Krieges unter Johann dem Guten.

Philipp VI. war ein Fürst ohne ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes gewesen, wenn es ihm auch an persönlicher Würde und kriegerischem Muth nicht fehlte. Sein hochfahrender, stolzer Sinn, seine prachtliebende Verschwendung, die neben der Kriegsnoth große Summen kostete, hatte eine fortschreitende Verschlechterung der Münze und einen Steuerdruck zur Folge gehabt, durch die ihm die Herzen vieler Unterthanen entfremdet waren und die seinen Maßregeln gegen die Engländer zum Theil hemmend in den Weg getreten waren. So übernahm sein Sohn Johann, welchen man den Guten genannt hat, die Regierung, von äußeren Feinden bedroht, ohne auf die Hingebung seines Volkes rechnen zu können. Die ersten Jahre gingen unter Versuchen hin, den Waffenstillstand zu verlängern oder in einen Frieden zu verwandeln. Allein die Bemühung um den letztern war vergeblich; denn die glücklichen Erfolge der letzten Feldzüge hatten Eduard's Hoffnungen erhöht, und sein Sohn Eduard, der schwarze Prinz, wie er von der Farbe seiner Rüstung genannt wurde, der in der Schlacht von Crecy die ersten Proben seiner Tapferkeit gegeben, brannte vor Begierde, sich durch neue Kämpfe an jene alten Ritter und Helden anzuschließen, deren Thaten die Sage ins Riesenhafte vergrößerte. Doch waren dies

nicht die einzigen Widersacher, welche Johann bekämpfen sollte. In Navarra herrschte damals Karl, dem die Französischen Schriftsteller den Beinamen des Bösen geben. Er war der Sohn Johanna's, der Philipp VI. jenes Reich abgetreten hatte (oben S. 72.), und Philipp's, Grafen von Evreux; seine Gemahlin war des regierenden Königs Johann älteste Tochter. Während der Minderjährigkeit seiner Mutter hatte Philipp VI. die zum Erbe ihres Vaters Ludwig X. gehörigen Länder Champagne und Brie eingezogen und später mit der Krone vereinigt; wofür Johanna damals die Grafschaften Angouleme und Mortain zur Entschädigung erhielt. Jetzt verschenkte Johann der Gute die erste dieser Besitzungen an seinen Günstling Carlos de la Cerda, einen Enkel des aus der Spanischen Geschichte bekannten Infanten dieses Namens (Th. V. S. 268.), den er zum Connetable von Frankreich ernannt hatte. Karl, sonst schon durch den Stolz dieses Mannes beleidigt, und hierdurch noch mehr erbittert, ließ den Connetable zu Aigle überfallen und in seinem Bette ermorden (1354). Der Zorn des Königs war außerordentlich, aber Karl der Böse sammelte in seiner Grafschaft Evreux ein Heer zu seinem Schutze und sah sich bald von so vielen Normannischen und Navarresischen Rittern umgeben, daß Johann jeden Gedanken an eine Bestrafung des Frevels aufgeben mußte. Es kam endlich eine Aussöhnung zu Stande, durch welche Karl Verzeihung und zur Entschädigung für Angouleme, einige Besitzungen in Nordfrankreich erhielt.

Im folgenden Jahre eröffneten die Engländer den Krieg von Neuem, da Johann's Stolz das billige Verlangen Eduard's, die Lehnsabhängigkeit seiner Länder in Frankreich aufzuheben, abgewiesen hatte. Um Geld zum bevorstehenden Feldzug zu erhalten, versammelte der König (1355) die Stände zu Paris. Karl von Navarra erklärte sich hier wieder gegen Johann, indem er die Bewilligung einer Salzsteuer, durch welche die nöthigen Summen aufgebracht werden sollten, in jeder Weise zu hintertreiben suchte. Da außerdem zu befürchten stand, er werde sich mit den Engländern verbünden, beschloß der König ihn durch einen Gewaltstreich unschädlich zu machen. Der Dauphin Karl von Frankreich (o. S. 46.), dem sein Vater die Normandie übergeben hatte, hielt zu Rouen Hof, und der König von Navarra fand sich hier häufig bei ihm ein. Als sie eines Tages gemeinsam bei Tische saßen, trat plötzlich Johann mit bewaffnetem Gefolge in den Saal, ergriff Karl den Bösen mit eigener Hand, und ließ ihn in enges Gewahrsam

bringen. Vier seiner Begleiter wurden als Theilnehmer am Morde des Connetable auf der Stelle enthauptet (1356). Diese rasche That vermehrte das Uebel, das sie hatte unterdrücken sollen, denn sie entzündete einen Bürgerkrieg und der Bruder des Königs von Navarra und die Verwandten der Hingerichteten riefen die Engländer zur Rache herbei.

Ohne Widerstand zu finden, und Verheerung verbreitend, zog der schwarze Prinz an der Spitze eines kleinen Haufens von Bordeaux aus und näherte sich der Loire, als er erfuhr, daß König Johann mit einer starken Macht, die bei jedem Schritt wachse, gegen ihn anrücke. Er beschloß umzukehren, aber sein Gegner schnitt ihm den Rückweg ab, erreichte ihn unweit Poitiers, bei Maupertuis (17. September 1356), und brachte ihn in dieselbe Lage, in welcher sich sein Vater zehn Jahre früher vor der Schlacht bei Crecy befunden hatte, denn Eduard hatte vierzigtausend Feinden nur achttausend Krieger entgegenzusetzen. Ein päpstlicher Legat, der Cardinal Talleyrand von Perigord, bemühte sich, als die Armeen am 18. September schon zum Treffen ausrückten, noch eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen, und Eduard machte, um aus seiner Bedrängniß zu kommen, den Franzosen die vortheilhaftesten Erbietungen; aber Johann's Zuversicht war so groß, daß er von nichts hören wollte, wenn der Prinz von Wales und hundert seiner vornehmsten Ritter sich nicht als Gefangene stellten. Ein so entehrendes Begehren ward von dem jungen Helden mit Unwillen verworfen; und der Französische Uebermuth bestrafte sich durch den Ausgang der am folgenden Morgen gelieferten Schlacht, welcher dem des Tages von Crecy eben so ähnlich war, als die Stellung der beiderseitigen Heere vor dem Treffen. Die Franzosen wurden völlig geschlagen, und schon hatte sich fast das ganze Heer zerstreut, als Johann noch immer fechtend auf dem Schlachtfelde verweilte. Was dem Könige erlaubt gewesen wäre, durch die Flucht dem Reiche in seiner Person den Herrscher zu erhalten, das wollte der Ritter nicht. Mit seiner Streitaxt Alles um sich her niederschlagend, hörte er lange nicht auf den Zuruf Derer, die ihn aufforderten sich zu ergeben; erst als er verwundet und völlig erschöpft war, forderte er vor den Prinzen von Wales gebracht zu werden. Dieser empfing ihn nicht mit dem Stolz des Siegers, sondern mit einer Bescheidenheit und Demuth, die ihn noch höher stellt, als sein glänzender Waffenruhm. Während der Abendmahlzeit, die er in seinem Zelte auftragen befahl, stand er, ohne selber mit zu essen, hinter des

Königs Sessel, und beantwortete die Aufforderung, sich niederzulassen, mit der Versicherung, daß er wohl wisse, welche Achtung ein Vasall seinem Lehnsherrn schuldig sey. Er setzte darauf sogleich seinen Rückmarsch in der Richtung nach Bordeaux fort, um seinen Gefangenen und die reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Am 25. Mai 1357 hielt er seinen siegreichen Einzug in London. Der König von Frankreich ritt einen weißen Streithengst mit prächtigem Reitzeug, Eduard hatte dagegen nur einen Klepper bestiegen, und trug keine Auszeichnung an sich. Doch entging er deshalb den Augen der Zuschauer nicht, welche den Helden von Crecy und Poitiers mit lautem Zuruf begrüßten. In der Westminsterhalle saß der König von England auf dem Thron; bei Johann's Eintritt stand er auf, umarmte ihn und führte ihn zu einem festlichen Schmaus. Obgleich Eduard nun zwei gefangene Könige in den Mauern seiner Hauptstadt sah, schien er sich doch seines Glückes und Ruhmes nicht überheben zu wollen. Nach langen Unterhandlungen gewährte er dem Könige von Schottland gegen eine in halbjährigen Terminen abzutragende Summe von hunderttausend Mark die Freiheit, und schloß einen Waffenstillstand von fünf und zwanzig Jahren mit ihm. Mit Frankreich hatte der schwarze Prinz schon zu Bordeaux eine zweijährige Einstellung der Feindseligkeiten verabredet.

---

82. Unruhen in Frankreich während Johann's Gefangenschaft.

Durch die Abschließung des eben erwähnten Vertrages mit Schottland gab Eduard III. keine wahre Vortheile auf, weil der Widerstand gegen seine Herrschaft in diesem Reiche stets mit Erfolg erneuert worden war. Dagegen scheint es, daß in Frankreich weit mehr zu erreichen gewesen wäre, wenn er den Krieg nachdrücklich fortgesetzt, und die Verwirrung, in welche dieses Land durch die Gefangennehmung seines Königs versetzt worden war, geschickt zu benutzen gewußt hätte.

Die Städte hatten in Frankreich in dem langen Zeitraum von Philipp August's (vgl. Th. V. S. 133.) bis auf Johann's Regierung bedeutende Fortschritte in Handel und Gewerben gemacht, und hatten damit auch an Reichthum und Einfluß im Staate viel gewonnen. Der Titel eines Bürgers von Paris, von Orleans, von Bourges kam dem eines Edelmanns gleich, und die Könige von Frankreich bewarben sich

häufig um die Gunst der Zünfte von Paris. Fast alle Communen der nördlichen Provinzen hatten in dieser Periode das Recht errungen, ihre Prevots, welche früher von den Herrschern oder von den Grundherren eingesetzt worden waren, selbständig zu wählen. Auch kriegerischen Ruhm erlangten die Bürger, und in den großen Schlachten von Crecy und Poitiers hatten ihre Contingente auf dem Schlachtfelde kämpfend ausgehalten, als der berittene Adel längst davon gesprengt war. Hatte Philipp der Schöne die Städte zuerst zu den Reichsversammlungen berufen, weil er der Neigung des Volkes zu seiner Unterstützung gegen Bonifazius bedurfte, so zwang vor Allem Geldnoth seine Nachfolger, dieses Beispiel immer häufiger nachzuahmen. Die Privilegien der Bürger wuchsen mit der Verlegenheit der Fürsten, und wenn sie große Summen bewilligen sollten, so verlangten sie auch im Laufe der Zeit immer ungestümer die Abstellung der wirklich sehr großen Mißbräuche in der Verwaltung des Landes und in der Erhebung der Steuern, so wie die Verbesserung der Münze (vgl. S. 81.). Um diesen Beschwerden und Forderungen zu entgehen, hatte Johann der Gute in den ersten Jahren seiner Regierung versucht mit den einzelnen Städten und Provinzen zu unterhandeln, aber er mußte sich, wie oben bereits erwähnt ist, beim Einbruche der Engländer doch zur Versammlung sämmtlicher Stände entschließen, wo ihm außerdem noch der Einfluß Karl's von Navarra hemmend in den Weg trat. So sah sich denn hier der König genöthigt die größten Zugeständnisse zu machen, um die Besoldung für 30000 Schwerbewaffnete zu erhalten. In dem Grade war nämlich auch in Frankreich der Geist des Feudalismus erschlafft, daß sich die meisten Lehnsträger nur gegen eine Vergütigung zum Kampf für ihren Lehnsherrn bewegen ließen. Es wurde damals festgesetzt, daß die Steuern auf alle Classen des Volkes ohne Vorrecht für Adel und Geistlichkeit vertheilt, und jährlich von den Ständen neu bewilligt werden müßten. Die Letzteren sollten auch die Beamten zu deren Erhebung einsetzen. Würden diese Bestimmungen übertreten, so sey Berechtigung der Unterthanen zu gewaltsamen Widerstande vorhanden; auch sollten Commissarien der Reichsversammlung das Recht haben, die Rechnungen der Finanzverwaltung zu prüfen. Außerdem versprach Johann künftig nur gute Münze zu prägen, Niemand seinem natürlichen Richter zu entziehen, u. a. Dennoch ging die Eintreibung der Steuern nicht ohne Unzufriedenheit ab, und vielen Unwillen erregte besonders die auf das Salz gelegte Abgabe. Als daher der Dauphin nach der Ge-

fangenschaft des Königs unter dem Titel eines Generalstatthalters die Stände von Nordfrankreich berief, daß sie ihn in seiner und des Reiches Noth mit Rath und That unterstützten, erhoben diese wieder die heftigsten Klagen und Beschwerden. Man verlangte vor allen Dingen Abstellung der Mißbräuche in der Verwaltung, und da das Ansehen der Bürger in dem Grade gestiegen war, daß von den achthundert Mitgliedern, welche die Versammlung zählte, die Hälfte diesem Stande angehörte, so wurde ohne große Mühe durchgesetzt, daß ein Ausschuß von achtzig Abgeordneten gewählt ward, welcher dem Dauphin die einzelnen Forderungen vorlegen sollte. Diese betrafen dann in's Besondere die Permanenz einer ständischen Commission in Paris, welche die höchste Gewalt über alle Beamten des Staates erhalten sollte, die Einziehung der schlechten Münzen, und die Befreiung des Königs von Navarra. An die Spitze dieser Opposition traten Robert le Coq, Bischof von Laon und Stephan Marcel, Prevot des Marchands d. h. Vorsteher der Innungen von Paris. Die Entschlossenheit dieser Männer machte alle Bemühungen des Regenten, sich den harten Forderungen der Stände zu entziehen, vergeblich. Als er anfangs die Versammlung unverrichteter Dinge entließ, und wieder zur leichteren Prägung des Geldes seine Zuflucht nahm, verweigerte das Volk auf Marcel's Betreiben, solche Münze anzunehmen, und die Versammlung mußte von Neuem eröffnet werden. Nunmehr verdoppelte sich ihre Kühnheit. Marcel und le Coq übergaben dem Dauphin eine Liste von Beamten, deren Absetzung die Stände forderten. Es geschah; dann wurde auch die beständige Commission unter dem Namen eines großen Rathes erwählt, und begann mit großem Eifer die durchgreifendsten Reformen in der Verwaltung.

In dieser Spannung erhielt der Geist der Unruhe und Zwietracht neue Nahrung durch die Ankunft des Königs von Navarra. Pecquigny, Gouverneur von Artois, der mit dem Bischof von Laon und Marcel eng verbündet war, überraschte das Schloß Arleux, wo jener in Haft gehalten wurde, bei nächtlicher Weile; und der Befreite zog wie im Triumphe zu Paris ein, von Marcel nebst mehreren Tausenden, die ihm entgegen gegangen waren, feierlichst empfangen. Am folgenden Tage hielt er von einem Gerüst herab an das versammelte Volk eine Rede, in welcher er Rechenschaft von seinem früheren Benehmen gab, und um die Menge zu entflammen, die Mißhandlungen, die er erdulden müssen, mit den stärksten Farben schilderte. Das Volk hörte ihm mit Beifall und Ueberzeugung zu, und der Dauphin wurde von le Coq

und Marcel zu einem Vergleiche mit ihm gezwungen. Unter den Bedingungen desselben war auch die, daß jene Anhänger des Königs von Navarra, welche Johann zu Rouen hatte hinrichten lassen, für unschuldig erklärt wurden; worauf sich jener selbst dahin begab und die Körper derselben ausgraben und feierlich bestatten ließ. In der Hauptstadt wuchs indeß die Aufregung von Tage zu Tage. Die Volkspartei nahm zum Abzeichen Mützen halb von rother, halb von blauer Farbe; die Kerker wurden geöffnet und die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Am 22. Februar 1358 befahl Marcel die Sturmglocke zu läuten und die Zünfte sammelten sich unter ihren Fahnen. Er führte die aufgereizten Schaaren in den Palast des Dauphin und ließ die Marschälle von der Champagne und von der Normandie, zwei Räthe Karl's, welche dem Volke verhaßt waren, vor dessen Augen niederhauen, so daß der Regent mit Blut bespritzt wurde. Auf's höchste erschrocken, zitterte dieser für sein Leben; aber Marcel setzte ihm ruhig seine eigene blaurothe Mütze auf, sagte ihm, daß er nichts zu fürchten habe, sondern daß Alles nach dem Willen des Volkes geschehen sey; in dessen Namen er seine Billigung des Vorgefallenen verlangte *). Darauf brachte er den Dauphin durch die dichtgedrängte Menge nach dem Rathhause, wo der Letztere an's Fenster trat und mit lauter Stimme erklärte: die beiden Getödteten seyen falsche Verräther, er heiße es gut, wie mit ihnen verfahren sey. Noch an demselben Abend erhielt er von Marcel im Namen der Stadt ein Stück Tuch von rother und eins von blauer Farbe, damit der ganze Hof in patriotischen Mützen erscheinen möge. Der Dauphin mußte sich von dieser Zeit an als Gefangener des Volkes betrachten und benutzte deshalb die erste Gelegenheit aus der Stadt zu entkommen. Da der Adel über die Rolle der Städte, die das entschiedenste Uebergewicht in der Ständeversammlung behaupteten, ein großes Mißbehagen empfand, das die hohe Geistlichkeit theilte, so sah er sich, nachdem er einmal den Händen der Demagogen entgangen war, bald an der Spitze einer bedeutenden Partei.

Aber das unglückliche Frankreich sollte nicht nur vom Zwiste des Adels und der Bürger zerrissen werden; es sollte den Gräuel innerer und äußerer Kriege bis auf die Hefe leeren. Auch die Bauern erhoben sich. Die Belastung des Landvolkes war im Laufe der Zeit bis zu ei-

*) Man vergleiche die Begebenheiten des 20. Juni 1792, und was Ludwig XVI. an diesem Tage erduldet hat.

ner unglaublichen Höhe gestiegen, und die Behandlung von Seiten der Herren war eher schlechter als besser geworden; zinspflichtige und hörige Bauern wurden gleich leibeigenen Knechten gequält. Die Kämpfe mit England vermehrten den Druck der Steuern, während der Krieg die Saaten verwüstete. Was dieser übrig gelassen, raubten die Söldnerbanden (Compagnien genannt), welche seit dem Waffenstillstande das Land nach allen Seiten hin verwüstend durchzogen. Die Edelleute hatten bei Poitiers und Crecy gezeigt, daß sie ihre Unterthanen nicht schützen konnten, und doch wurde diesen der letzte Pfennig abgepreßt um die Lösegelder ihrer, von den Engländern gefangenen, Dränger aufzubringen. Die Begebenheiten in Paris, die Abwesenheit des Königs vermehrten die Gährung in den Gemüthern, und Verzweiflung trieb die Bauern endlich in die Waffen. Der lang verhaltene Grimm machte sich in den wildesten Gräueln Luft *), und ihre rasende Leidenschaft suchte die Vertilgung alles dessen, was ihnen bisher im Wege gestanden hatte. In Beauvoisis, Isle de France und in der Picardie loderten die Schlösser empor, überall sah man flüchtige Edelleute und Edelfrauen. Die Communen freuten sich dieses Beginnens und frohlockten über die Noth des Adels. Als die Bauern auf Meaux zogen, machten sich gegen tausend Bewaffnete von Paris auf zu ihrer Unterstützung. Im Schlosse von Meaux, das jenseits der Marne lag, befanden sich gegen dreihundert geflüchtete adelige Damen, die das Entsetzlichste zu fürchten hatten, wenn sie den Aufrührern in die Hände fielen. Während Bauern und Bürger in den Straßen zechten und sangen, öffnete sich plötzlich das Brückenthor und der Captal von Buch **), der Graf von Foix, zwei der berühmtesten Streiter ihrer Zeit, sprengten, von kaum hundert Lanzen begleitet, auf die überraschten Massen ein. Die halbnackten mit Knitteln und Messern bewehrten Landleute unterlagen der ritterlichen Bewaffnung, den Hufen der Rosse; die Stadt wurde angezündet und siebentausend Menschen sollen bei diesem Morden das Leben verloren haben. Bald darauf ließ auch Karl der Böse dreitausend Bauern niederhauen, und die übrigen, durch solche Unfälle erschreckten Haufen konnten nun dem geordneteren Widerstande, den der vereinigte

*) Froissard erzählt unter andern, daß die Bauern einen Edelmann erwürgten, in Stücke zerhackten, und seine Frau und Tochter nöthigten, von dem gebratenen Fleische zu essen.

**) Die Herrschaft Buch oder Busch in Guienne, welche der Familie de Grailly erblich gehörte, führte den alt Aquitanischen Namen Captalat, der etwa soviel als Grafschaft bedeutet.

Adel in Gang brachte, nicht länger widerstehen. Mit Strömen von Blut wurde der Aufruhr gedämpft, auch Dörfer, wo Alles ruhig geblieben war, wurden angezündet und die Bauern am Pfluge, die Winzer in den Weinbergen niedergehauen *).

Inzwischen hatte sich Marcel mit den Städten Nordfrankreich's in Verbindung gesetzt, um der Bürgerherrschaft festere Grundlagen und eine größere Ausdehnung zu geben, und die Volkspartei im großen Rathe wurde durch vier Abgeordnete der Zünfte von Paris verstärkt. Da von Seiten des Dauphin ein Angriff auf die Stadt zu befürchten war, so ließ der Prevot die Festungswerke verstärken, und zog viele Söldner in die Stadt; ja um sich einen mächtigen Rückhalt zu sichern, brachte er die Schöffen von Paris dahin, den König von Navarra zum Generalcapitain des Reiches zu erheben. Aber gerade diese letzten Schritte stürzten den kühnen Demagogen. Unter den Bürgern der Hauptstadt hatte sich eine Partei gebildet, welche doch den Dauphin nicht verdrängt sehen wollte, wenn sie auch mit dem Uebergewicht der Bürgerschaft im Ganzen einverstanden war. An ihre Spitze trat Jean Maillard. Er benutzte das Mißvergnügen der Einwohner von Paris gegen die fremden Soldtruppen, welche sich allerlei Gewaltthätigkeiten erlaubten, um sie durch einen Angriff der Volkshaufen aus der Stadt zu treiben. Als diese darauf die Umgegend verwüsteten, wurde Marcel durch das Geschrei der Bürger gezwungen, die Zünfte gegen sie hinauszuführen, erlitt aber eine Niederlage, bei der ihm sechshundert Mann getödtet wurden. Er verkannte nicht, daß er jetzt am Rande des Abgrunds stehe, und sah nur ein Rettungsmittel für sich; nämlich die Stadt ganz in die Hände Karl's des Bösen zu liefern, der mit einigem Kriegsvolk in St. Denys lag. In der Nacht vom 30. July auf den 1. August (1358) versuchte er die Wache an dem Thore St. Antoine abzulösen und mit seinen treusten Anhängern zu besetzen, um es dem Könige zu öffnen. Aber seine Gegner waren auf der Hut, es entstand ein hitziges Gefecht in den Straßen, in dem Marcel mit mehreren Freunden erschlagen ward. Die siegende Partei setzte es im Rathe der Schöffen durch daß alle Genossen Marcel's zum Tode verurtheilt wur-

*) Dieser Aufstand ist in der Französischen Geschichte unter dem Namen Jacquerie bekannt. Der Ursprung dieser Benennung ist nicht ganz klar, doch scheint er von einem Spottnamen herzukommen, den die Adligen dem von ihnen bedrückten Landmann gaben; sie nannten ihn Jacques bon homme.

den, und rief den Dauphin mit seinen Truppen nach der Hauptstadt; allein zu ihrem eigenen Verderben, denn dieser begann sogleich ein hartes Strafgericht über alle Rebellen ohne Ausnahme. Täglich floß Blut auf dem Greveplatz und die Municipalfreiheiten schienen vernichtet. Alles Errungene war durch den Zwist der Bürgerhäupter, durch die Unbeständigkeit der Zünfte verloren, die Reichsversammlung eilte auseinander; der Bischof le Coq wurde mit mehreren anderen Geistlichen verbannt, ihre Güter eingezogen, und Karl regierte wieder als unbeschränkter Herrscher über Paris und über Frankreich.

Karl der Böse setzte indeß den Widerstand gegen die Regenten durch einen offenen Krieg fort. Er bemächtigte sich fast aller Plätze in der Normandie und Picardie, und setzte sich auch in der Umgegend von Paris fest. In seinem Namen haus'ten die Söldnerbanden im ganzen Land auf das fürchterlichste, überall entstand Theuerung und drückender Mangel. Auch endete diese Noth nicht, als der König von Navarra im folgenden Jahre mit dem Dauphin Frieden schloß, denn der Stillstand mit Eduard ging um diese Zeit zu Ende, und jene Räuberschaaren thaten nun im Namen der Engländer, was sie bisher angeblich für Karl von Navarra verübt hatten. Während der Waffenruhe war fortwährend an der Befreiung des Königs von Frankreich und an einem Friedensschluß gearbeitet worden. Johann hatte auch endlich in die von Eduard vorgeschlagenen Bedingungen gewilligt, aber die damals versammelten Reichsstände hatten sie als zu hart verworfen. So erschien dann Eduard im Herbste 1359 wieder in Frankreich an der Spitze einer sehr zahlreichen und gut versehenen Armee. Er zog bis nach Rheims, verheerte was noch zu verheeren war, fand aber diese Stadt so wohl verwahrt, daß er nach sieben Wochen die Belagerung aufhob. Gegen Ostern des Jahres 1360 rückte er in die Nähe von Paris, sah aber bald die Unmöglichkeit ein, bei dem großen Mangel an Lebensmitteln vor der Stadt auszuhalten, und die Fruchtlosigkeit dieses ganzen mit glänzenden Hoffnungen begonnenen Zuges, von welcher er sich täglich mehr überzeugte, machte ihn zum Frieden geneigt. Am 8. Mai kam zu Bretigny ein Vertrag unter folgenden Bedingungen zu Stande. Außer dem, was die Engländer jetzt in Guienne und Gascogne besaßen, erhielten sie ganz Poitou, Saintonge, Angoumois, Perigord, Quercy, Rouergue, und im Norden, zur Vergrößerung des Gebiets von Calais, Oye, Guines und Ponthieu. Die Krone Frankreich entsagte der Souveränetät über alle diese Landschaften, so wie

Eduard seinen Ansprüchen auf den Französischen Thron sowol, als auf die alten Erbgüter seines Hauses (die Normandie und Anjou). Als Lösegeld für den König Johann sollten binnen sechs Jahren drei Millionen Goldthaler bezahlt, und dafür sein Bruder, seine beiden jüngeren Söhne, viele andere angesehene Große und zwei und vierzig Bürger aus ein und zwanzig großen Städten als Geiseln nach England gehen. Zum ersten Mal erscheint die Bedeutung der Städte in Frankreich auf diese Weise auch in den äußeren Staatsverhältnissen. Die Angelegenheiten von Bretagne wurden einer besondern Unterhandlung, die indeß nachmals keinen Erfolg hatte, vorbehalten.

Nach einer fünfjährigen Abwesenheit kehrte nun endlich Johann in sein Reich zurück, dessen Leiden jedoch noch nicht endeten. Die Aufbringung des Lösegeldes machte große Schwierigkeiten, noch größere aber die Entfernung der Englischen Kriegsleute, welche sich weder an den Frieden kehrten, noch an Eduard's Befehle, die besetzten Plätze zu räumen. In großen Haufen zogen sie im Lande umher, und als sie sogar ein von dem Herzoge von Bourbon gegen sie geführtes königliches Heer bei Brignoles geschlagen hatten, stieg ihr Uebermuth auf den höchsten Gipfel. Sie suchten nun auch den Papst Innocenz VI. in Avignon heim, der ihnen dreißigtausend Goldgulden zahlen, und Vergebung aller ihrer Sünden gewähren mußte. Ein Theil von ihnen zog dann nach Italien, Anderen wurden ihre Festen mit schwerem Gelde abgekauft, Viele fanden in dem fortdauernden Bretagnischen Kriege Beschäftigung, noch Andere erwarteten sie durch Karl von Navarra. Dieser wollte schon wieder gegen Johann losbrechen, als mit dem Tode des Herzogs von Burgund (1361) die ältere königliche Linie dieses Hauses (Th. IV. S. 214.) ausstarb, und er an die Erbschaft gerechte Ansprüche zu haben glaubte. Johann aber, der ihn auf das äußerste haßte, berücksichtigte diese Forderungen nicht, und zog das Land zur Krone ein. Zwei Jahre später gab er es seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen, (vgl. S. 46.) nicht bloß weil er diesen wegen seiner Tapferkeit und Anhänglichkeit besonders liebte, sondern auch um sich den Einwohnern der Bourgogne günstig zu zeigen; denn das Verhältniß der Vasallenländer wurde dem der unmittelbar beherrschten vorgezogen, da die königliche Verwaltung gewöhnlich durch höhere Steuersätze niederdrückend wirkte. Bald darauf begab sich der König wieder nach England, weil sein zweiter Sohn, der sich als Geisel für das Lösegeld in Calais befand, von dort entwichen war; um die

Ehre des königlichen Hauses aufrecht zu erhalten. Ehe er in London neue Unterhandlungen eröffnen konnte, befiel ihn eine gefährliche Krankheit, an der er nach wenigen Wochen verschied (8. April 1364). Eduard sandte den Leichnam unter glänzender Begleitung nach Frankreich, wo er zu St. Denys bei seinen Ahnen beigesetzt wurde.

---

33. Karl V. der Weise.

(1364—1380.)

Unter den gefährlichen Stürmen seiner Regentschaft hatte Karl V. die Kunst gelernt, das Steuerruder des Staats zu lenken, und damit er der Herstellung der Ordnung, der erneuten Stärkung und Vergrößerung der königlichen Macht nach den vorangegangenen Erschütterungen um so ungestörtere Aufmerksamkeit widmen könne, hatte das Schicksal, welches ihm selbst die Eigenschaften des Kriegers und Helden versagte *), ihm in dem Ritter und nachmaligen Connetable Bertrand du Guesclin einen Mann zugesellt, den er mit sicherem Vertrauen den äußeren Feinden gegenüberstellen konnte. Im Inneren leitete er die Angelegenheiten größtentheils selbst und verfuhr mit Geschick und Umsicht. Selten zeigte er sich auffahrend oder streng durchgreifend, gewöhnlich suchte er die Gegner eher durch List und Täuschung als durch Gewalt zu überwinden. Höchst ungern berief er die Reichsstände, weil sich damit bei ihm die Erinnerung an die Meutereien gegen seine frühere Regierung verbunden hatte; konnte er es nicht umgehen, so wurden die Abgeordneten der Städte nicht mehr von den Bürgern erwählt, sondern von den königlichen Beamten ernannt, was ihre Stellung durchaus verändern mußte. In derselben Weise unterdrückte er die freien Communalverfassungen, wo es sich durchführen ließ, und setzte an deren Stelle die Verwaltung seiner Diener. Er fand bei diesem Bestreben, die monarchische Gewalt immer höher und uneingeschränkter zu stellen, weniger Widerstand, als man hätte vermuthen sollen; denn nach der großen Aufregung des Bürgerstandes war eine plötzliche Erschlaffung desselben eingetreten, und die zu hoch auflodernden Flammen waren schnell heruntergebrannt. Um die Geldbewilligungen der Städte zu

---

*) Froissard führt an, der König Eduard habe von Karl V. gesagt: il n'y eut oncques roi qui moins se armât, et si n'y eut oncques roi, qui tant me donât à faire.

entbehren, wurde große Sparsamkeit in die Administration eingeführt; doch scheute sich Karl auch nicht willkürlich Steuern auszuschreiben. Die Einnahmen wurden öfters verpachtet, und runde Summen schon im Voraus von reichen Kaufleuten darauf erhoben.

Bereits in den letzten Tagen Johann's des Guten hatte in der Normandie der Krieg gegen Karl den Bösen wirklich begonnen. Du Guesclin gewann Mantes und Mulan, und erfocht bei Cocherel (19. Mai 1364) einen Sieg über den Captal von Buch, den Führer der Navarrischen Schaaren, welcher im folgenden Jahr einen Frieden herbeiführte. Zu derselben Zeit endigte das Treffen bei Auray, in welchem Karl von Blois, der schon vor zehn Jahren seine Freiheit wieder erhalten hatte, blieb, auch den Bretagnischen Krieg. Karl's Anhänger unterwarfen sich dem Sieger, Johann V. von Montfort, nach zwanzigjährigen Kämpfen. Auch der König von Frankreich, um den Streit endlich ganz zu beseitigen, erkannte ihn als Herzog an, und empfing die Lehnshuldigung von ihm.

So war also nach langer schwerer Zeit auf dem ganzen Gebiete des Französischen Reichs der Krieg zwar zur Ruhe gebracht, aber, was für den Augenblick eben so schlimm war, die Krieger noch nicht. Die Söldnerhaufen, welche den kämpfenden Fürsten zu Werkzeugen gedient hatten, wollten nicht in den Schooß des Friedens zurückkehren. Ihrer und ihrer Verwüstungen erledigt zu werden, war hier die schwere Aufgabe, welche indeß Karl mit du Guesclin's Hülfe lösete. Diesem gelang es nämlich, die wilden Schaaren zum Abzuge nach Spanien zu bewegen, wohin er sie selbst zur Unterstützung des Castilischen Prinzen Heinrich von Trastamara, gegen seinen Bruder, den König Peter den Grausamen führte. Der letztere fand dagegen bei dem schwarzen Prinzen Hülfe, der nach dem Frieden von Bretagne die vereinigten Englischen Besitzungen in Frankreich als Fürst von Aquitanien regierte; so daß Franzosen und Engländer sich nun auf Spanischem Boden bekämpften.

Bald brach indeß auch der Krieg zwischen den beiden Staaten in Frankreich von Neuem aus, durch Karl V. selbst herbeigeführt, der den Augenblick für günstig hielt, die Engländer wieder aus seinem Reiche zu vertreiben. Während er sich im Süden an dem Castilischen Heinrich, der jetzt den Thron bestieg, einen sehr nützlichen Bundesgenossen verschaffte, vermochte er die Niederländischen Fürsten, von denen Eduard III. früherhin stets unterstützt worden war, wenigstens zur Neu-

tralität *). Aber auch an den Unterthanen der Engländer fand er Verbündete. Prinz Eduard gab alle Aemter und Ehrenstellen in seinen Besizzungen an Englische Barone, und verlangte Steuern, welche der Gascognische Adel zu zahlen verweigerte. König Karl nährte in's Geheim diese Unzufriedenheit, welche in demselben Maaße wuchs, als die Furcht vor der Macht England's bei dem steigenden Alter Eduard's und bei einer verzehrenden Krankheit des schwarzen Prinzen, die er aus Spanien zurückgebracht hatte, zu schwinden begann. Ueberdieß fehlte es nicht an Stoff zu Zwistigkeiten. Die im Frieden von Bretigny zugesicherten gegenseitigen Resignationsurkunden (o. S. 91.) waren weder von Karl noch von Eduard ausgefertigt worden, auch war das Lösegeld Johann's des Guten noch nicht vollständig bezahlt. Dagegen hatte Prinz Eduard den Compagnien, die er aus dem Spanischen Krieg nach Aquitanien geführt, erlaubt, in Frankreich zu plündern, weil er troß aller aufgewendeten Mühe kein Geld zu ihrer Bezahlung auftreiben konnte. So benutzte Karl denn eine offene Berufung der Gascognischen Stände an ihn, als an den Oberlehnsherrn, den Prinzen von Wales vor das Pairsgericht zu laden, nachdem er in der Stille seine Rüstungen betrieben hatte. Eduard antwortete, er werde erscheinen, aber den Helm auf dem Haupte, und in Begleitung von sechzigtausend Mann. Die Franzosen begannen den Krieg zu gleicher Zeit mit der Wegnahme der wichtigen Grafschaft Ponthieu und mit einem Angriff auf Guienne (1369). Prinz Eduard zog ihnen entgegen; aber er konnte nicht mehr zu Pferde steigen, sondern ließ sich in einer Sänfte vor seinen Truppen hertragen. Dennoch wichen die Feinde, er gewann Limoges, welches, wie viele andere Städte, den Franzosen seine Thore geöffnet hatte, und gebot die Einwohner niederzumetzeln. Dieß war seine letzte That. Sein Uebel verschlimmerte sich, er mußte nach England zurückkehren, um dort auf vaterländischer Erde zu sterben. Leider war es den Helden, welche ihn hätten ersetzen können, nicht mehr gestattet für England thätig zu seyn. Chandos, einer der berühmtesten, der nach Froissard's Versicherung den Verlust von Aquitanien abgewehrt haben würde, war gleich

*) Froissard sagt in seiner alterthümlichen Sprache: „Le roi Charles qui estoit sage et subtil avoit charpentré et ouvré." In Flandern war es dem Grafen Ludwig II. gelungen, nach dem Waffenstillstand von 1348 sein Land zu beruhigen. Auch nahmen seine Unterthanen an den folgenden Kämpfen zwischen Frankreich und England keinen Theil mehr. Jetzt brachte Karl die Vermählung der einzigen Tochter Ludwig's mit seinem Sohn, dem Herzog Philipp von Burgund, zu Stande (s. o. S. 46.).

im Anfange des Krieges geblieben; und der Captal von Buch fiel bald nachher in Französische Kriegsgefangenschaft, in der ihn Karl V. so lange hielt, bis er vor Gram starb (1377). Um so leichter wurde es Bertrand du Guesclin, von der Neigung der Einwohner unterstützt, innerhalb dreier Jahre alle Besitzungen der Engländer bis auf Calais und einen kleinen Theil von Guienne einzunehmen. Vergebens hatte Eduard versucht, durch wiederholte Einfälle seiner Feldherren in das Innere Frankreich's das Kriegsglück herzustellen, vergebens zog der Herzog von Lancaster, sein dritter Sohn, mitten durch das Land (1373) von Calais bis nach Bordeaux. Alles blieb ohne weiteren Erfolg, weil die Franzosen auf den gemessensten Befehl ihres Herrschers jede Schlacht, auch unter günstigen Umständen, vermieden. Um so eifriger sorgte Karl, dem die unglücklichen Tage von Crecy und Poitiers die Ueberlegenheit der Engländer im offenen Felde nur zu deutlich gezeigt hatten, für die Befestigung und Verwahrung seiner Städte, und des Connetable Thätigkeit ermüdete die Feinde durch fortwährende Ueberfälle, Verfolgungen und kleine Gefechte, worin er eine bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigte. Ließ er sie einmal ganz ungestraft das Land plündern, so geschah es nur dann, wenn er vor ihren Festungen im Rücken beschäftigt war, deren Einnahme seinem Scharfsinn und seiner Kühnheit selten mißglückte. Jede Eroberung sicherte er durch starke Besatzungen. Im Jahre 1374 wurde ein Waffenstillstand geschlossen und späterhin verlängert. Der König von England starb, nachdem er schon den schwarzen Prinzen hatte in's Grab sinken sehen, am 21. Junius 1377, und da er das Reich seinem elfjährigen Enkel, Richard II., hinterließ, mußte auch die Behauptung jenes Ueberrestes der Französischen Besitzungen unsicher scheinen. Eduard war ein Fürst von trefflichen Eigenschaften, nicht weniger durch Körperstärke, persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent, als durch freundlichen Umgang, würdiges Bezeigen, Edelmuth und durchdringenden Scharfblick ausgezeichnet; aber dennoch sah er am Abend seines Lebens die Früchte aller seiner Anstrengungen verloren. Indeß folgte ihm sein glücklicher Gegner Karl V. am 16. September 1380 im Tode nach, und ließ den Thron auch einem erst zwölfjährigen Sohne, Karl VI., unter dem die kräftige Wirksamkeit des Staats ebenso gelähmt ward, wie es in England der Fall war. Die nun schon so lange fortdauernden Kämpfe zwischen den beiden Nationen hatten einen heftigen Volkshaß erregt, der noch immer im Zunehmen begriffen war. Für England hatte dieß zunächst den Vortheil, daß der öffentliche Ge-

brauch der Französischen Sprache abgeschafft wurde. Die Nationalsprache, die sich aus Germanischen und Romanischen Elementen gebildet hatte, wurde nun auch litterarisch angebaut, und Geoffrey Chaucer (geb. 1328, gest. 1400), den seine Bewunderer den Morgenstern der Englischen Poesie genannt haben, wurde der erste bedeutende Dichter in derselben.

---

84. Bertrand du Guesclin.

(Geb. 1313, gest. 1380.)

Wie man in einzelnen Naturerzeugnissen die Eigenthümlichkeit eines Landes wiedererkennt, so gewähren auch einzelne Menschen ein anschauliches Bild des besonderen Characters eines Zeitalters oder Volkes. Darum mögen hier noch einige Züge aus dem Leben Bertrand's du Guesclin Platz finden, um den Geist jener Ritterschaft zu bezeichnen, für deren Blüthe er galt.

Er war auf dem Schlosse Motte Broon nahe bei Rennes in der Bretagne geboren; sein Vater hatte Ehre und Kriegsruhm der angesehenen Familie, welcher er angehörte, durch manche wackere That erhalten und vermehrt. Erst eine Prophezeihung von der künftigen Größe des Knaben lenkte die Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern auf ihn, da sie ihm seiner großen Häßlichkeit und Raufsucht wegen sehr abgeneigt gewesen. Er selbst war früh entschlossen, die Frauen, denen er vermöge seiner Häßlichkeit niemals würde gefallen können, durch seinen Muth zu gewinnen *). Auf einem Turniere zu Rennes legte er die ersten Proben seiner Tapferkeit ab. Ohne Wissen seines Vaters, der ihn nicht mitnehmen wollte, hatte er sich auf einem schlechten, vom Wagen genommenen Gaule dahin begeben. Von einem Vetter lieh er indeß ein besseres Pferd und den nöthigen Waffenschmuck, und ritt so gerüstet in die Schranken. Gleich den ersten Kämpfer, mit dem er anband, rannte er nieder, mit so kräftigem Stoß, daß das Roß auf der Stelle todt blieb und der Ritter seinem Ende nahe war. Hierauf ritt sein Vater, der zu der Partei des Besiegten gehörte, und ihn nicht kannte, auf ihn zu, um eine Lanze mit ihm zu brechen; aber der

---

*) In einem alten Gedichte sagt er in der Sprache jener Zeit von sich selbst:
Bien sçai que je suis bien laid et malfettis,
Mais puisque je suis laid, être veux bien hardis.

Jüngling senkte die seinige, als er Wappen und Zeichen seiner Familie erblickte. Alle glaubten, er thue dies aus Scheu vor der Tapferkeit seines Gegners; als er aber gleich darauf funfzehn Ritter hinter einander niederwarf, erstaunte Jedermann und wurde neugierig zu wissen, wer der Unbekannte sey. Endlich gelang es einem Normannischen Ritter, ihm den Helm vom Haupte zu stoßen und sein Gesicht zu entblößen, worauf die Anwesenden sich glückwünschend zu ihm drängten, und sein Vater ihm voll Freude Pferde und Geld versprach, damit er sich Ruhm und Ehre erkämpfen könne.

Gelegenheit dazu konnte in jenen unruhigen Zeiten nicht fehlen, und der Streit zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois über die Nachfolge in Bretagne gewährte sie ihm bald. Er nahm die Französische Partei. Nach der Kriegsweise jener Zeit kam es vorzüglich darauf an, sich in den Besitz der zahlreichen festen Schlösser und Städte zu setzen. Hier zeigte Bertrand bald seine große Geschicklichkeit, fast gab es keinen festen Platz, vor dem er erschien, den er nicht mit List oder Gewalt eingenommen hätte. In Fougerai schlich er sich als Holzhäuer, in eine andere Feste als Winzer verkleidet ein. Im Jahre 1356 belagerte der Herzog von Lancaster für die Montfortsche Partei Rennes. Schon waren die Belagerten auf's äußerste gebracht, und entschlossen, die Stadt zu übergeben; sie wollten nur vorher noch wissen, ob Karl von Blois, der sich damals zu Nantes aufhielt, ihnen Hülfe senden könne. Ein Bürger übernahm das Wagstück, diese Nachricht zu verschaffen. Bei einem Ausfall ließ er sich gefangen nehmen, erzählte, daß man aus Mangel an Lebensmitteln ihm schon seine Kinder getödtet habe, und versicherte, daß die Stadt nothwendig fallen müsse, wenn ihr die Hülfe, die in Anmarsch sey, abgeschnitten werde. Die getäuschten Engländer brachen sogleich auf, um dieser entgegenzugehen, und der Gefangene machte sich aus dem Staube. Er traf du Guesclin, der sich mit tapfern Gefährten in der Nähe hielt, um die Feinde fortwährend zu beunruhigen. Als dieser erfuhr, was geschehen sey, stürzte er sich auf das schlecht vertheidigte Englische Lager, nahm mehr als hundert mit Lebensmitteln beladene Wagen weg und zog mit denselben nach Rennes. Der Herzog von Lancaster war nicht wenig verwundert, als er nach vergeblichem Harren zurückkehrte, und sah, was unterdeß geschehen war. Er ward begierig, seinen kühnen Gegner kennen zu lernen, und sandte einen Herold mit einem Briefe in die Stadt, um ihn auf Ritterwort zu sich in's Lager zu entbieten.

Als du Guesclin den Inhalt des Briefes gehört hatte, — denn lesen konnte er nicht — sagte er es zu, und ritt am folgenden Tage hinaus. Er beugte ein Knie vor Lancaster, der ihn sogleich aufhob und ihn freundlich umarmte. Alle Engländer drängten sich herzu, den berühmten du Guesclin zu sehen, waren aber seiner großen Häßlichkeit wegen betroffen. Doch sein Biedersinn und seine Offenheit entzückten den Herzog; er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und machte ihm die glänzendsten Versprechungen. Aber Bertrand lehnte das Anerbieten mit großer Freimüthigkeit ab. Als er sich am Abend beurlauben wollte, ersuchte ihn Wilhelm Bembrough, der den Ruhm eines der trefflichsten Ritter im Englischen Heere hatte, drei Lanzen mit ihm zu brechen. „Lieber sechse, Capitain," erwiederte du Guesclin freundlich. Der folgende Tag wurde zum Zweikampfe bestimmt. Ehe das Rennen begann, ließ sich Bertrand Brot bringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lancaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so heftig gegen seinen Widersacher an, daß derselbe gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel und die übrigen Lanzen nicht weiter begehrte. Darauf verneigte der Sieger sich ehrerbietig gegen die Englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück. Rennes that danach so tapfern Widerstand, daß der Herzog von Lancaster gern abgezogen wäre, wenn er nicht geschworen hätte, nicht eher von der Stadt zu weichen, als bis sein Banner auf der Mauer wehe. Bertrand fand einen Ausweg. Man kam überein, daß der Herzog mit neun Begleitern in die Stadt kommen sollte, um seine Fahne auf die Zinnen zu pflanzen. Aber kaum hatte er es gethan, und die Stadt, der Abrede nach, wieder verlassen, als die Einwohner vor seinen Augen das feindliche Zeichen höhnend in den Graben warfen (3. Juli 1357).

Als der Krieg zwischen Karl V. und dem König von Navarra ausbrach, trat er in die Dienste des Ersteren und gewann durch einen verstellten Rückzug und andere geschickte Anordnungen den Sieg bei Cocherel (oben S. 93). Darauf führte er Karl von Blois tausend Französische Kriegsleute zu Hülfe, und in der Bretagne sammelten sich auf seinen Ruf noch funfzehnhundert Lanzen unter seiner Fahne. Viertausend Mann stark traf er mit dem Herzoge Karl am 29. September 1364 bei Auray auf Johann V. von Montfort und Chandos, der dessen Englische Hülfstruppen commandirte, die wol um die Hälfte schwächer

waren. Sie hatten einen Hügel besetzt. Dichtgedrängt rückten die Franzosen an, jeder hielt seine Lanze vor sich und hatte eine starke Streitaxt mit kurzem Stiel an der Seite; die Edelleute in der Mitte ihrer Dienstmannen, ihre Banner voran. Aber alle Anstrengungen die Höhe zu gewinnen blieben vergeblich, endlich wurden sie in die Flucht getrieben, du Guesclin ward selbst gefangen, Karl getödtet und die Verfolgung vier Meilen weit fortgesetzt, so daß wenige entkamen. Als Montfort den Leichnam seines Gegners erblickte, traten ihm Thränen in die Augen: „Ha, guter Vetter," rief er aus, „eure Hartnäckigkeit hat viel Unglück über die Bretagne gebracht. Aber Gott helfe mir, ich sähe euch gern anders, als so!" Chandos entgegnete: „Herr, danket Gott für den Sieg, ihr könnt euren Vetter und das Herzogthum nicht zusammen haben."

Im folgenden Jahre lösete der König von Frankreich Bertrand für hunderttausend Franken aus der Gefangenschaft und beauftragte ihn, die Compagnien nach Spanien zu führen, nachdem man ihnen vergeblich einen Zug nach Ungern gegen die Türken vorgeschlagen hatte. Dieser sandte nun zuvor einen Herold an sie ab, und bat sich frei Geleit aus. Nachdem ers erhalten, begab er sich in die Ebenen bei Chalons, wo sie an dreißigtausend Mann stark lagerten. Er zeigte ihnen die Gelegenheit, sich in Spanien zu bereichern, und versprach ihnen außerdem große Summen, die der König von Frankreich auszahlen würde, wenn sie sein Land verließen. Dies lockte sie, die meisten gingen den Vorschlag ein, und zogen, Bertrand an der Spitze, auf Avignon zu. Papst Urban V. erbot sich zur Aufhebung des Bannes, welcher über die Compagnien ausgesprochen war, aber Bertrand erwiederte: „Es sind viele unter uns, die nicht nach Absolution fragen, Geld ist den meisten lieber;" und so mußte ihre Entfernung denn mit zweimalhunderttausend Franken erkauft werden. In Castilien leistete du Guesclin dem Prinzen Heinrich höchst ersprießliche Dienste. Allein trotz der angestrengtesten Tapferkeit konnte er doch nicht verhindern, daß der schwarze Prinz, der Peter's Sache vertheidigte, bei Navarette am 3. April 1367 den dritten Sieg in seinen Lorbeerkranz flocht. Als er den Verlust der Schlacht fast entschieden sah, sprengte Bertrand auf Heinrich zu, der seine fliehenden Truppen schon dreimal zum Stehen gebracht hatte, und noch immer mitten in dem stärksten Getümmel focht, nahm dessen Pferd beim Zügel, und führte ihn trotz seines Widerstrebens aus der Schlacht. Er selbst stürzte sich dann

wieder ins Gefecht; als er sich aber endlich umringt sah und Eduard erblickte, rief er: „diesem ergebe ich mich, denn er ist der Tapferste.“ Der Prinz dachte auch edel und ritterlich genug, um ihn dem Könige Peter, der gern Rache an diesem Gegner geübt hätte, trotz aller Anerbietungen nicht auszuliefern, sondern nahm ihn mit sich nach Bordeaux, wohin er bald darauf zurückging.

Ein Zufall beschleunigte Bertrand's Befreiung. Man unterhielt sich eines Tages bei dem Prinzen von Wales von seinen Siegen und den Gefangenen, die er dabei gemacht. „Prinz,“ sagte der Herr von Albret, „man spricht, Ihr hättet Jemanden in Eurem Gewahrsam, den Ihr nicht loszulassen wagt, nämlich Bertrand du Guesclin.“ Eduard fühlte durch dieses Gerücht seine Ehre gekränkt, und befahl, den Ritter sogleich herbeizuführen. „Wie geht's, Bertrand?“ fragte der Prinz. „Traun“, erwiederte dieser, „es langweilt mich, nur immer die Mäuse von Bordeaux zu hören, die Vögel meines Vaterlandes wären mir lieber.“ „Es wird bloß von Euch abhangen,“ entgegnete Eduard; „schwört nur, nicht gegen uns und nicht für Heinrich von Castilien zu kämpfen; so entlasse ich Euch ohne Lösegeld.“ — „Was hülfe mir da meine Befreiung, dann gäb ich mich ja erst recht in die Gefangenschaft.“ — „Nun,“ sagte der Prinz, „dann sollt Ihr wenigstens nicht ohne Geld wegkommen.“ „Ich will gern zahlen,“ entgegnete Bertrand, „nur erinnert Euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts besitzt, als was er durch die Waffen erwirbt.“ Der Prinz überließ es ihm, den Preis selbst zu bestimmen, und Jener bot hunderttausend Goldgulden, um sich nicht zu niedrig zu schätzen. Verwundert fragte ihn Eduard, woher er so viel Geld nehmen wolle. „Der König von Frankreich,“ erwiederte dieser, „und Heinrich von Castilien, der nun als König sterben wird, werden es aufbringen.“ Doch schon in Bordeaux fand er unter den Engländern Freunde, die ihm ansehnliche Geschenke machten, und die Gemahlin Eduard's selbst gab ihm eine bedeutende Summe. Dann verließ er diese Stadt, um sich das Uebrige zu verschaffen. Aber freigebig und großmüthig wie er war, unterstützte er noch andere gefangene Ritter, die er auf dem Wege traf, daß sie ihr Lösegeld bezahlen, und sich von Neuem ausrüsten konnten. Er begab sich hierauf zum Herzog von Anjou, dem Bruder König Karl's, der für Heinrich von Castilien Truppen werben ließ, von diesem erhielt er das Fehlende, und stellte sich wieder an die Spitze von sechshundert Lanzen, um den vertriebenen Prinzen zum zweiten Mal in sein Reich zurückzu-

führen (1368). Seine Tapferkeit trug wesentlich zum Gewinn der Schlacht bei Montiel bei, mit welcher Peter des Grausamen Herrschaft ihr Ende erreichte (unten Abschn. 64.).

Der Krieg war den kühnen Helden dieser Zeit oft ein bloßes Spiel ihrer Kräfte, und schien nur ein fortgesetzter Zweikampf. In diesem Sinne sandte einst der Befehlshaber einer Stadt in Spanien einen Herold an Bertrand, mit der Bitte, ihn auf seinem Zuge nicht zu verachten, sondern ihm einige Stunden zu schenken und ihn mit einem Sturme zu beehren. Vorher war Bertrand noch zweifelhaft gewesen, ob man diese Stadt angreifen sollte oder nicht. Aber nun bedachte er sich nicht länger. „Geht," sprach er zum Herolde, „und sagt eurem Herrn, daß wir seine Neugierde befriedigen wollen, aber er wird Leute an uns finden, welche weder die Tiefe der Gräben noch die Größe der Stadt achten." Er ließ sofort anrücken, und die Mauern wurden erstiegen.

Nach zwei Jahren kehrte Guesclin nach Frankreich zurück zu neuen Thaten. Karl V. trug ihm nach dem Verluste von Limoges (o. S. 94.) die Würde des Connetable von Frankreich an. Er schwankte eine Zeit lang, eine so hohe Stelle anzunehmen, endlich leistete er am 20. October 1370 den Eid, mit der Bitte, daß der König keinem Ankläger oder Angeber, außer in seiner Gegenwart, Gehör geben wolle. Haufenweise strömten ihm die Soldaten zu. Für tausend fünfhundert Gensd'armes (geharnischte Reiter) hatte er vom Könige Geld bekommen; als sich aber noch einmal so viel bei ihm einfanden, bezahlte er die Uebrigen von dem Gelde, welches er aus Spanien mitgebracht hatte. Dann eilte er dem Englischen Feldherrn Robert Knowles nach, der im vergangenen Sommer mit sechstausend Mann zu Calais gelandet war, die Picardie und die Champagne verheert hatte, und jetzt, nachdem auch die Umgegend von Paris von ihm ausgebeutet war, seine Richtung gegen die Bretagne nahm. Als Bertrand sich näherte, ließ Knowles ihn zu einer Schlacht auffordern. „Ich habe nicht minder Lust Euch zu sehen," gab dieser zur Antwort, und schwur, daß er nicht eher essen und trinken wolle, als bis er die Engländer besiegt habe. Obgleich es schon Nacht war, saß er mit fünfhundert Mann auf und ritt so schnell, daß zwei Pferde unter ihm stürzten. Als er in die Gegend von Pont Valin kam, wo eine Abtheilung des feindlichen Heeres lagerte, ließ er seine Leute sich mit Wein und Brot erfrischen, einander ihre Sünden beichten und zu Gott beten. Still,

die blinkenden Helme mit Tüchern bedeckt, rückten sie sodann gegen die Feinde, welche die Ankunft der Franzosen auf keine Weise erwarteten, da ihr Bote noch nicht zurückgekehrt war. So geriethen sie in Verwirrung, wurden geschlagen und verloren viele Leute. Nach diesem Unfall wagte Knowles keine Schlacht weiter, sondern zog sich tiefer in die Bretagne, wo er sein Heer entließ.

Guesclin starb im sechs und sechzigsten Jahre. Es war, als ob der Tod sich scheute, ihm auf dem Schlachtfelde zu begegnen; denn eine Krankheit endete sein Leben, aber doch mitten unter kriegerischen Thaten. Er befand sich in Languedoc und belagerte den festen Platz Chatelneuf de Randon, dessen sich ein Haufe von Söldnern bemächtigt hatte, um von hier aus die nächsten Landschaften ungestraft verwüsten zu können. Noch auf dem Sterbebette ermahnte er die Seinen zur Tapferkeit und Gerechtigkeit, küßte sein Schwert, gab es mit Wehmuth von sich, und erwartete den letzten Athemzug unter frommen Gebeten (13. Julius 1380). Ganz Frankreich trauerte um ihn, und in der Gruft zu St. Denys, neben den Gebeinen der Könige, wurde auf Befehl Karl's V. sein Leichnam beigesetzt. Selbst die Belagerten erwiesen ihm ihre Ehrfurcht. Sie waren schon früher übereingekommen, sich ihm zu ergeben, wenn binnen einer gewissen Zeit keine Unterstützung käme. Es erschien Niemand, aber du Guesclin war zu den Todten gegangen. Dennoch glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu seyn, Wort zu halten. Der Befehlshaber begab sich daher in du Guesclin's Zelt, kniete am Sarge nieder, und legte den Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen.

---

35. England unter Richard II. und Heinrich IV. (1377—1413.)

Da Richard, der Sohn des schwarzen Prinzen, bei dem Tode seines Großvaters Eduard's III. erst elf Jahre alt war, so setzten die Prälaten und die Barone des Reichs für die Zeit seiner Minderjährigkeit zur Führung der Regierungsgeschäfte einen Verwaltungsrath ein. Schon unter der vorigen Herrschaft hatte sich das Ansehen der Gemeinen im Parlamente bedeutend gehoben, und zwar aus denselben Gründen, welche in dieser Zeit einen ähnlichen Aufschwung des dritten Standes in Frankreich hervorriefen. Eduard's große Kriegsunterneh-

mungen, das hieraus entspringende Geldbedürfniß zwangen ihn, sich viel häufiger, als es sonst geschehen war, mit seinem Volke zu berathen, und dessen Interesse zu gewinnen. Unter seiner funfzigjährigen Regierung wurden an siebzig Reichsversammlungen abgehalten „zur Abstellung von Mißbräuchen und zur Aufrechthaltung der neuen Gesetze," und allmählich bildete sich der Gebrauch, daß die Stände jährlich zusammentreten mußten. Außer den Würdenträgern der Kirche und den Baronen berief der König von den Afterlehnsträgern welche er wollte in's Parlament. Doch mußten diese nicht zur letzten Klasse des Adels gehören, sondern wenigstens Bannerherren seyn, d. h. wieder lehnspflichtige Leute unter sich haben (vgl. Th. IV. S. 307.). Die Ritterschaft des Reiches, die freien ritterbürtigen Grundbesitzer, sandten vier und siebzig Abgeordnete, zwei aus jeder Grafschaft, welche gemeinsam in den Grafschaftsversammlungen (Th. IV. S. 316.) erwählt werden sollten, doch griffen die Sherifs hier noch oft willkürlich durch, indem sie selbst die Deputirten ernannten. Diesen Oberbeamten der Grafschaften stand auch die Einladung der in ihren Bezirken gelegenen Städte zum Parlament zu, und es lag bis jetzt noch ziemlich in ihrer Hand, welche sie berufen und welche sie übergehen wollten. Die Stände beriethen sich abgesondert, wie ihre Interessen verschieden waren, auch hielt sich keiner durch die Bewilligungen und Beschlüsse der anderen für gebunden. Von den Städten wurden die größten Beiträge verlangt und sie begleiteten dann, hierauf fußend, jede Erlaubniß zu einer neuen Besteuerung mit Petitionen um Abstellung von Mißbräuchen und unbequemen Einrichtungen. Die Ritterschaft erkannte, daß sie sich gewöhnlich in gleicher Lage und in gleichem Interesse mit den Bürgern befände, hielt daher mit diesen gemeinsame Berathungen, und verstärkte hierdurch das Ansehen derselben sehr bedeutend. So geschah es, daß unter Eduard's Regierung fast kein Gesetz gegeben wurde, ohne die Abgeordneten des dritten Standes, wie die Verbundenen später genannt wurden, zu befragen, und daß der König wegen seiner auswärtigen Unternehmungen öfters deren Rath einholte; ja im Jahre 1376 hatten die Gemeinen einen Proceß wegen vielfacher Veruntreuung bewilligter Gelder gegen die höchsten Staatsbeamten in Gang gebracht, der die Absetzung oder gefängliche Einziehung mehrerer Diener des Königs zur Folge hatte. Jetzt setzten die Ritter und Bürger, nachdem der Regentschaftsrath für König Richard etwas über zwei Jahre die Verwaltung geführt die Entlassung desselben durch,

und erhielten es, daß die Regierung an den jungen König selbst kam, mit Beistand der gewöhnlichen Kronbeamten, welche indeß das Parlament ernennen sollte. Zugleich wurde ein Ausschuß der Lords und Gemeinen niedergesetzt, um die Kosten für den Hofstaat zu untersuchen und zu ermäßigen.

Diesen Zugeständnissen folgte die Bewilligung einer Kopfsteuer von Seiten der Reichsversammlung, welche große Bewegungen veranlaßte. In den letzten Jahren war das Volk stark belastet worden, um die Summen aufzubringen, welche der Krieg gegen Frankreich, den Karl V. schon vor Eduard's Tode, nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder eröffnet hatte, zu bestreiten, und um ein Heer gegen die Schotten auszurüsten, welche um dieselbe Zeit neue Feindseligkeiten begonnen hatten. Durch die Erhebung der neuen Abgabe fühlten sich die unteren Klassen am meisten gedrückt, und da einige Einnehmer mit großer Härte und tyrannischem Uebermuth verfuhren, kam es zur Empörung (1381). Der Unwille, der längst schon in den Gemüthern des unter dem harten Joche der Leibeigenschaft schmachtenden Landvolkes dumpf gährte, bedurfte nur eines Anstoßes zum heftigsten Ausbruch, und bald fanden sich gegen hunderttausend Menschen unter den Waffen. Der Aufstand galt zunächst der Kopfsteuer, daneben aber wurde das Verlangen laut, daß alle Lasten und Unehren der Hörigkeit abgeschafft werden sollten, und viele Redner ließen die Meinung hören: alles Uebel entstehe aus der Ungleichheit der Stände *). Von Süden zogen die Bauern aus Kent und Sussex unter Wat Tyler **), von Norden die aus Essex, Suffolk und Norfolk der Hauptstadt zu, um dem Könige selbst ihre Klagen und Wünsche vorzutragen. Der Pöbel von London eröffnete ihnen die Thore, worauf allerlei Frevel und Uebermuth in den Straßen geübt wurde, doch wird nichts von solchen Gräuelthaten berichtet, welche die Empörung der Französischen Bauern begleiteten. Dann lagerten sich die Schaaren in dichten Massen um den Tower, in den sich der junge König verschlossen hatte. Da die Besatzung zu schwach schien, um einem nachdrücklichen Angriff Trotz zu

*) Ces méchans gens de contrées, sagt der alte Froissard, disoient qu'au commencement du monde il n'avoit esté nuls sérfs, und einer ihrer Führer, der Priester John Ball, behauptete, wie derselbe Geschichtschreiber erzählt: les choses ne peuvent pas bien aller jusqu'à tant qu'il ne sera ne villains ne gentilshommes et que nous serons tous unis.

**) Wat ist eine Abkürzung von Walter, und Tyler (Dachdecker) bezeichnet das Gewerbe des Hauptmanns.

bieten, mußte sich Richard entschließen, persönlich mit ihnen zu unterhandeln. Er kam heraus (14. Juni) und hörte die Forderungen der Bauern. Sie verlangten, es solle fortan keine Leibeigenschaft mehr bestehen und nicht mehr als vier Pfennige jährliche Steuer vom Acker erhoben werden; freien Kauf und Verkauf für den Landmann auf allen Märkten, und endlich Verzeihung für das Geschehene. Richard willigte ein und ließ nach dem Willen der Insurgenten für jede Dorfschaft eine besondere Urkunde entsprechenden Inhalts ausfertigen. Dreißig Schreiber waren die ganze Nacht hindurch beschäftigt. Am folgenden Morgen wurden die Privilegien den Bauern eingehändigt, und die meisten zogen ruhig nach Hause. Aber Wat Tyler, der noch von zwanzigtausend Männern umgeben war, scheint durch diese Zugeständnisse nicht befriedigt gewesen zu seyn, oder andere Pläne verfolgt zu haben. Er wünschte eine neue Zusammenkunft mit dem Könige, welche ihm zu Smithfield bewilligt wurde. Sobald er Richard's ansichtig ward, ließ er seine Leute halten und ritt auf ihn zu. Wat's Verlangen war zunächst auf die Abstellung des Wild- und Wasserbannes gerichtet. Während der Unterredung spielte er mit seinem Dolch und als er plötzlich im Eifer die Zügel des königlichen Rosses ergriff, stieß ihm der Lord Mayor von London, der neben Richard hielt, und dessen Leben oder persönliche Sicherheit bedroht glaubte, sein Schwert in den Hals. Der König schwebte in der höchsten Gefahr, nur sechzig Ritter waren um ihn, und die Bauern, obgleich bestürzt durch den unerwarteten Tod des Hauptmanns, spannten ihre Bogen. Schnell gefaßt sprengte Richard auf sie zu und rief mit glücklicher Gegenwart des Geistes: „Was thut ihr, meine Mannen! Tyler war ein Verräther. Folgt mir, ich will euer Führer seyn!" Unschlüssig und verwirrt, andere voll jubelnder Freude zogen sie hinter dem Könige in die Felder von Islington, bis bewaffnete Hülfe von London herankam, unter deren Schutze der König ihnen heimzuziehen befahl. Auf die Nachricht von der Zerstreuung der Bauern sammelte sich der Adel, der sich bisher in seinen Schlössern gehalten hatte, zahlreich um Richard, der beim Parlamente anfragte, ob die Leibeigenschaft abgestellt bleiben solle. Einstimmig erklärten Lords und Gemeinen, daß sie hierzu ihre Einwilligung nicht geben würden. Darauf widerrief der König die erlassenen Freiheitsbriefe und vierzig tausend Reisige durchzogen Kent und Essex zu neuer Unterdrückung des Landvolkes, welches vereinzelt dem mächtigen Angriff nicht widerstehen konnte. Viele Tausende büßten

ihr kühnes Beginnen mit dem Tode; alle kehrten in die alte Knechtschaft und zu unwilligem Gehorsam zurück.

So war die Ordnung im Innern wieder hergestellt, und auch nach außen konnte man sich der Ruhe erfreuen, da die Regierung mit Frankreich und Schottland kurze, aber oft erneuerte Waffenstillstände einging. Allein ein Quell gefährlicherer Unruhen lag in der Persönlichkeit Richard's, dessen treffliche Anlagen durch unwürdige Günstlinge mißleitet wurden, und in der Herrschsucht seines Oheims, des Herzogs Thomas von Glocester. Als das Parlament im Jahre 1386 versammelt war, klagten die Gemeinen vor den Lords, als dem Gerichtshof des Königs, den Kanzler Michael de la Pole, Grafen von Suffolk, wegen Veruntreuung und Besiegelung gesetzwidriger Urkunden an. Insgeheim regte sie der Herzog von Glocester, der sich selbst, durch eine mächtige Adelspartei unterstützt, auf den Thron schwingen wollte, zu diesem Verfahren an. Die Entlassung des Grafen wurde durchgesetzt, worauf ihn die Lords zur Erstattung bedeutender Summen verurtheilten. Nachdem man hierdurch die treuen Diener des Königs in Furcht gesetzt zu haben meinte, traten die Absichten der Gegner des Hofes deutlicher hervor. Auf ihr Betreiben verlangte das Parlament die Niedersetzung einer hohen Regierungscommission zur Reform des Staatswesens, wie dieses schon mehrfach unter früheren Regierungen geschehen war (s. Thl. V. S. 217.), und der König mußte nachgeben. Zwölf Lords, unter ihnen Glocester selbst, wurden ernannt und eröffneten ihre Arbeiten damit, daß sie noch vier Räthe und Freunde des Königs anklagten, von denen indeß zwei ihr Leben durch die Flucht retteten (1388). Der König machte danach einen Versuch, seine Widersacher zu stürzen, allein er unterlag ihrer Macht, und hatte seine Stellung nur verschlimmert, denn nun wurden auch alle übrigen Herren seines Hofes, ein und zwanzig an der Zahl, gefänglich eingezogen oder in Anklagezustand versetzt, und damit Richard in seiner Noth auch nicht einen Menschen um sich habe, dem er sich anvertrauen könne, wurde sogar seinem Beichtiger, dem Bischof von Chichester, verboten, um ihn zu seyn. Glocester ließ darauf die Anhänger des Königs theils verbannen theils hinrichten, und glaubte sich im Besitz der Herrschaft gesichert. Aber nach Verlauf eines Jahres gelang es dennoch dem jungen Könige, wieder in Besitz der vollen Regierungsgewalt zu kommen, welche er, durch die bisherigen Erfahrungen belehrt, nunmehr mit größerer Einsicht und mit dem Beifall des Volkes führte (1389).

Seinem Zorn gegen die vormaligen Widersacher gab er nur so weit Raum, daß er sie ihres Einflusses beraubte, damit nicht Anlaß zu neuen Empörungen gegeben werde. Um den Kampf mit Frankreich zu enden, und von außen Sicherheit, vielleicht auch Schutz zu erlangen, brachte er im Jahre 1396 einen großen Waffenstillstand mit Frankreich auf fünf und zwanzig Jahre zu Stande, dessen Abschluß jedoch durch die Räumung von Brest und Cherbourg erkauft werden mußte. Durch die gleichzeitige Verlobung Richard's mit Isabelle, der Tochter Karl's VI., schien das freundliche Verhältniß beider Herrscher befestigt. Der Herzog von Glocester hatte sich indeß trotz seiner Demüthigung nicht entschließen können, seine feindselige Stellung gegen den Hof aufzugeben, sondern war im Stillen unablässig bemüht, den Absichten des Königs durch Ränke und Intriguen jeder Art entgegenzuwirken. Auch die Verbindung mit Frankreich hatte er benutzt, um den Haß des Volkes wider Richard aufzuregen. Dieser glaubte sich aber jetzt stark genug, den lästigen Gegner völlig zu stürzen, und die Hinrichtung und Verbannung seiner Diener und Freunde, so wie seine eigene Beschimpfung an deren Urheber zu rächen. Er ließ den Herzog plötzlich aufheben und nach Calais bringen, wo er im Gefängniß ermordet wurde, wie man damals glaubte und unter der folgenden Regierung zu beweisen sich angelegen seyn ließ, auf Richard's Befehl. Die Grafen von Arundel und Warwick, Glocester's Freunde, wurden nach dem Ausspruch des Parlaments der Erste enthauptet, der Andere verbannt (1397).

Dieses durchgreifende Verfahren erregte indeß die Besorgniß aller derer, welche in die früheren Unruhen verwickelt gewesen waren, weil sich deutlich zeigte, daß der König jene Vorfälle nicht vergessen habe. Die bedeutendsten unter den damals Betheiligten waren der Herzog Heinrich von Hereford, der Sohn des Herzogs von Lancaster (s. S. 97.) und Enkel Eduard's III., und der Herzog von Norfolk. Als dieser eines Tages mit dem Ersteren auf dem Wege nach London zusammentraf, vertraute er ihm seine Befürchtungen und nannte ihm die Räthe des Königs, bei denen er feindselige Gesinnungen gegen sie voraussetzte. Ob Heinrich das Geheimniß durch unvorsichtige Reden an den Tag brachte, oder es absichtlich dem Könige verrieth, um sich zu retten, ist ungewiß. Er ward vor Richard und seinen Rath beschieden, Norfolk's Mittheilungen öffentlich bekannt zu machen. Dieser läugnete und ein Zweikampf sollte über die Wahrheit entscheiden Schon hielten beide in Gegenwart des Königs, eines Ausschusses des

Parlaments und einer unermeßlichen Volksmenge in den Schranken zu Coventry, legten die Lanzen ein, und sprengten ihre Streitrosse an, als Richard seinen Stab herabwarf und erklärte, er könne kein Gottesurtheil zwischen zwei so hoch angesehenen Rittern gestatten, welches nothwendig über einen unauslöschliche Schmach bringen müsse; darum verbannte er den Herzog von Norfolk auf immer mit Verlust seines Vermögens aus dem Reiche, den Herzog von Hereford aber auf zehn Jahre, mit dem Versprechen, daß er bei seines Vaters Tode in den Besitz seiner Erbgüter treten solle. Auf diese Weise glaubte er sich Beider am Besten zu entledigen, und als der Herzog von Lancaster schon drei Monate nach jenem Vorfalle starb, zog er, wider sein Wort, dessen reiche Besitzungen ein, um die Macht dieses Hauses für immer zu brechen.

Aber Herzog Heinrich war seit längerer Zeit der Liebling des Volkes gewesen, die Verfolgung Glocester's und seiner Anhänger, nachdem fast zehn Jahre verflossen waren, hatte vielfachen Haß gegen den König erweckt, und die Tausende, welche Hereford damals das Geleit gaben, als er in die Verbannung ging, hätten Richard vor drohenden Gefahren warnen sollen. Unbesorgt faßte dieser indeß gerade jetzt den Entschluß, einen Kriegszug nach Irland zu unternehmen, wo ein Aufstand gegen die Englische Herrschaft stattgefunden hatte. Während seiner Abwesenheit landete Heinrich mit zwanzig Mann in Yorkshire (4. Juli 1399), um sein Erbe wiederzugewinnen, wie er erklärte. Bald sah er sich von sechzigtausend Bewaffneten umgeben. Selbst der Herzog von York, Richard's dritter Oheim, dem der König die Regierung, so lange er entfernt sey, anvertraut hatte, erklärte sich für Hereford. Als nun Richard, da er nach England zurückkehrte, seinen Gegner schon im Besitz einer solchen Macht fand, und von dem größten Theile seiner Truppen verlassen ward, beschloß er nach Frankreich zu fliehen, um dort eine günstigere Wendung der Umstände abzuwarten. Aber Heinrich eilte, dies zu verhindern; er sandte den Grafen von Northumberland an ihn ab, welcher den König durch einen falschen, auf die Hostie geschwornen Eid aus Conway, einem Hafen in Wales, hinweglockte, und ihn zu Heinrich führte. „Euer Volk beklagt sich, redete ihn dieser an, Ihr habet es seit zwei und zwanzig Jahren schlecht regiert; wenn es Gott gefällt, will ich Euch helfen besser zu regieren." Jetzt reifte in Heinrich der Plan, den ihm sein Glück, welches ihn wol selbst überrascht hatte, eingegeben, wenn er ihn nicht bei seiner

Landung schon gehegt. Er führte den unglücklichen Monarchen als seinen Gefangenen nach London, wo er (am 29. September) der Krone zu entsagen genöthigt ward. Damit noch nicht zufrieden, ließ Heinrich dem Parlamente, welches größtentheils aus seinen Anhängern bestand, am folgenden Tage drei und dreißig Klagepunkte gegen Richard vorlesen, aus denen hervorgehen sollte, daß er den Thron verwirkt habe. Muthvoll erhob sich der Bischof von Carlisle, Richard's treuer Anhänger, dagegen, ward aber sogleich ergriffen und verhaftet. Nun wagte Niemand mehr Widerspruch, Richard's Absetzung ward feierlich ausgesprochen, und Heinrich von Lancaster, der die Krone sofort als ihm gebührend in Anspruch nahm, als König anerkannt. Ein Jahr später sah auch Deutschland in Wenzel einen entthronten Herrscher.

Heinrich's Regierung war nicht minder unruhig als die vorige. Nur gewaltsam konnte er den auf dieselbe Weise gewonnenen Thron behaupten; es schien unmöglich, die Wünsche und Hoffnungen derer, die ihn erhoben hatten, zu erfüllen. Ein Theil des Volks fand sich nicht genug erleichtert, ein anderer nicht genug belohnt, und einige Anhänger Richard's konnten schon nach wenigen Monaten den Versuch wagen, Heinrich's Thron zu erschüttern. Aber sie büßten dieses Beginnen nicht nur mit dem Leben, sondern führten dadurch auch Richard's Ende herbei. Es hieß zwar, daß dieser sich selbst durch hartnäckiges Weigern, Nahrung zu sich zu nehmen, getödtet habe, aber Andere behaupteten, daß ihm auf Heinrich's Befehl Speise und Trank entzogen worden sey, und daß Richard dieser Qual erst am funfzehnten Tage erlegen sey; und ein drittes Gerücht erzählte, daß ihn Sir Robert Exton im Schlosse Pontefract, wo er gefangen saß, nach dem Willen des Königs erschlagen habe.

Gefährlicher für Heinrich IV. schien ein zweiter Empörungsversuch zu werden, der von seinen ehemaligen Freunden ausging, die den thätigsten Antheil an seiner Erhebung gehabt hatten, dem mächtigen Hause Percy nämlich, an dessen Spitze der alte Graf von Northumberland stand, und dessen kühner, stolzer und beliebter Sohn Heinrich, genannt Heißsporn. Das Verdienst, welches die Percy sich erworben, mußte sie mit Stolz erfüllen, aber eben darum betrachtete sie der König mit argwöhnischen Blicken. Dies führte sie am Ende feindlich gegeneinander. Bei einem der häufigen Einfälle, welche der fortdauernde Krieg an den Grenzen von Schottland und England veranlaßte, hatte der junge Heinrich Percy gesiegt, und unter vielen vornehmen

Schotten auch den Grafen Douglas gefangen genommen. Er verweigerte es, die Gefangenen, welche der König forderte, auszuliefern, und der König wollte dagegen nicht erlauben, daß der mit Percy eng verbündete Sir Edmund Mortimer, den ein Walliser, Owen Glendower, in einem von ihm geführten Raubkriege gefangen genommen, ausgelöset würde. Der erzürnte Heinrich Percy ward jetzt die Seele einer gefährlichen Verschwörung, an welcher der ganze mächtige Anhang seines Hauses Theil nahm, und zu der auch Douglas, dem seine Freiheit unter dieser Bedingung gegeben ward, hinzutrat, voll Freude über diese Entzweiung der Feinde seines Vaterlandes. Heinrich sollte vom Throne gestürzt, der Graf von Marche, der mütterlicher Seits von dem zweiten Sohne Eduard's III. abstammte, und also ein näheres Recht auf die Krone zu haben schien, statt seiner erhoben werden. Allein des Königs Glück und Kraft vereitelten diese Pläne; der Tag von Shrewsbury (1403) gab ihm den Sieg, und kostete Heinrich Percy das Leben. Auch des Letztern Oheim, der Graf von Worcester, ward gefangen und enthauptet. Der Erzbischof von York, der einen neuen Aufruhr begann, unterlag auf gleiche Weise; der Graf von Northumberland ward bei einem ähnlichen Unternehmen erschlagen. So verschaffte sich endlich Heinrich IV. Ruhe vor seinen Feinden im Inneren des Reichs, die nun entweder durch das Schwert vernichtet, oder durch den Schrecken entwaffnet waren.

Die Geistlichkeit, die gleichfalls an seiner Thronbesteigung großen Antheil hatte, blieb ihm treuer, weil sie seines Schutzes gegen eine Secte bedurfte, welche die ganze Hierarchie bedrohete. Es waren die Anhänger des oben (S. 34.) schon erwähnten Wycliffe, die auch nach dem Tode ihres Meisters seinen Ansichten treu blieben, und unter dem Namen der Lollharden großes Aufsehn erregten. Predigten wider die Reichthümer der Geistlichkeit fanden auch im Parlamente Beifall, und die Gemeinen machten Vorschläge zur Einziehung des Kirchenvermögens. Doch Heinrich widersetzte sich der Ausführung dieser Absichten, ließ Strafgesetze gegen die Lollharden als Ketzer ergehen, und sicherte sich dadurch die feste Ergebenheit des geistlichen Standes.

Beschwerden und mannichfacher Kummer, auch wol Gewissensbisse über die Art, wie er die Krone erworben, untergruben Heinrich's ohnehin schwankende Gesundheit, und zogen ihm einen frühen Tod zu. Er starb, erst sechs und vierzig Jahre alt, am 20. März 1413, und hinterließ den Thron seinem Sohne Heinrich V. mit der Aussicht,

bei den großen, im nächsten Abschnitt zu schildernden Verwirrungen Frankreich's, Eduard's III. Pläne auf dieses Land mit Erfolg erneuern zu können.

---

86. Frankreich unter Karl VI.

Der Tod Karl's V. bewirkte für Frankreich noch schlimmere Folgen, als der Eduard's III. für England, und zeigte deutlich, daß die Wiederherstellung der Regierung unter jenem Herrscher noch keine tiefere Wurzeln geschlagen hatte. Der Thronerbe, Karl VI., war zwölf Jahre alt und seine drei Oheime, die Herzoge Ludwig von Anjou, Johann von Berry und Philipp von Burgund stritten um die Regentschaft. Der verstorbene König hatte sie dem Ersten bestimmt. Endlich kam man überein, daß den beiden andern die Vormundschaft, die von der Regentschaft getrennt wurde, und die Erziehung des jungen Prinzen übergeben werden sollte. Indeß ließ der Herzog von Anjou die Krönung in Rheims vollziehen, plünderte den bedeutenden Schatz, der unter der vorigen Regierung mit großer Anstrengung zusammengebracht war und erhöhte die Auflagen statt sie zu vermindern, wie Karl V. es auf dem Todbette gewünscht hatte; Alles in der Absicht, sich zu bereichern und Geld für seine Unternehmungen in Italien zu sammeln, denn die Königin Johanna von Neapel hatte ihn zum Erben ihres Thrones eingesetzt (o. S. 18.). Das Volk war voll Unmuth über diesen Druck und forderte bald aller Orten die unter dem Vater des Königs eingezogenen Rechte und Privilegien zurück (o. S. 92.). Zu Paris trat ein Schuhmacher vor den versammelten Zünften auf, sprach von der Verachtung und Mißhandlung der Bürger durch den Adel, und daß sie solche Schmach geduldig trügen. Seine Rede erregte das Volk in dem Grade, daß auf der Stelle ein bewaffneter Haufe nach dem Palaste Karl's VI. zog. Der Staatsrath verhieß Abschaffung aller Steuern, die seit Philipp dem Schönen eingeführt worden seyen. Unterdeß plünderte die aufgeregte Menge das Quartier der Juden, und warf sich auf die Häuser der Einnehmer, wo die Kassen beraubt und alle Steuerrollen verbrannt wurden. Aehnliche Auftritte fielen in der Picardie und in der Normandie vor, während die Städte von Languedoc, wo schon in den letzten Jahren Karl's V. Empörungen ausgebrochen, aber wieder gedämpft worden waren, sich weigerten, den

Herzog von Berry als Statthalter ihrer Provinz aufzunehmen. Als man in Paris einen neuen Versuch machte, die Abgaben, welche man nicht entbehren konnte, wiederherzustellen, entstand ein wüthender Aufruhr (1. März 1381). Das Rathhaus wurde erstürmt, in welchem der Pöbel Rüstzeug und namentlich Streitkolben in Menge fand, wovon die Empörer seitdem Maillotins genannt wurden. Alle diese Bewegungen drohten um so gefährlicher zu werden, da die mächtigen Flandrischen Städte um dieselbe Zeit wieder im Kampfe mit dem Grafen Ludwig begriffen waren, der sie länger als gewöhnlich mit großem Geschick in Ruhe und Ordnung erhalten hatte. Von Gent, welches damals achtzigtausend waffenfähige Männer in seinen Mauern zählte, ging auch diesmal der Widerstand aus. Philipp von Artevelde, der Sohn Jakob's, dessen bei der letzten Empörung Flandern's gedacht worden ist trat an die Spitze der Zünfte, und richtete die vollständigste Democratie in der Stadt ein, indem jeder Wehrhafte gleiche Rechte und gleichen Antheil an der Regierung des Gemeinwesens erhielt. Ludwig verwüstete die Umgegend, ließ keine Zufuhr in die Thore und verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Da zog Artevelde mit fünftausend Bürgern und zweihundert Feuerröhren und mit dem letzten Mundvorrath gegen ihn heraus, schlug ihn bei Brügge, und drang mit den Fliehenden in die Mauern. Nach diesem Siege breitete sich Artevelde's Ansehen über das ganze Land aus, und willig nahmen die Bürger der andern Städte seine Gewaltboten in ihre Mitte auf. Ludwig suchte eine Zuflucht am Französischen Hofe. Man beschloß sofort die Aufrührer in den Provinzen, dann in Paris selbst anzugreifen. Zuerst wurde Rouen genommen, die Bürger entwaffnet, die Sturmglocke herabgeworfen und die Gemeindeverfassung aufgehoben. Unterdeß war der Herzog von Anjou im Laufe des Jahres 1382 nach Italien abgezogen, und Philipp von Burgund hatte den größten Einfluß auf die Regierung gewonnen. Eifrig unterstützte er das Gesuch des Grafen von Flandern um baldige Unterstützung gegen dessen Städte, weil er als Schwiegersohn und künftiger Erbe desselben dabei besonders betheiligt war (o. S. 46.), und da man diese, welche sich auch mit den Communen Frankreich's in Verbindung gesetzt hatten, eigentlich für den Heerd aller Unruhen hielt, so zog der König an der Spitze der Französischen Ritterschaft, welche diesen Kriegszug in dem allgemeinen Interesse ihres Standes begründet fand, nach Flandern, und besiegte dort am 27. November 1382 in einer blutigen Schlacht

bei Roosbeke *) die Genter trotz tapferer Gegenwehr. Ihr kühner Sinn ward zwar dadurch nicht gebrochen, aber die Französische Regierung benutzte den Sieg, um durch den Schrecken desselben die Französischen Städte zu demüthigen. Paris, gegen das die rückkehrenden siegreichen Schaaren anrückten, empfand zuerst die ganze Härte der Strafe. Wohl hätte es einen kräftigen Widerstand leisten können, aber innerhalb der Mauern herrschte Uneinigkeit, die höheren Bürgerklassen, die Waaren- und die Geldhändler waren des Regiments der Krämer und Handwerker überdrüssig, und ohne selbst Anstrengungen zur Herstellung einer gemäßigten Regierungsweise zu machen, gaben sie lieber ihre Communalfreiheit vollständig auf, und unterwarfen sich unbedingt dem Könige. So wurden die selbstständigen Verwaltungsbehörden der Stadt aufgehoben, die Reste ihrer Privilegien vernichtet, die alten Steuern wieder eingeführt, und mehr als dreihundert Menschen mit dem Tode bestraft. Ein ähnliches Schicksal traf die übrigen Städte. In Languedoc eroberte der Herzog von Berry einen Platz nach dem andern, und schlug die Bauern, welche gleichfalls aufgestanden waren (1383), übte aber einen so furchtbaren Druck, daß mehr als vierzigtausend Familien diese Provinz verließen. So besiegte die Monarchie und der Adel zum zweiten Male die große Bewegung des dritten Standes in Frankreich, welche von Sluys bis nach Montpellier die Gemüther ergriffen hatte. Es geschah dies vier Jahre bevor die Oberdeutschen Städte bei Döffingen erlagen, und fast zur selben Zeit, als der Aufstand des Landvolks in England mißglückte. Dagegen vernichteten die Schweizerischen Bauern die Blüthe der Oesterreichischen Ritterschaft auf dem Schlachtfelde von Sempach, und es war noch nicht lange, daß die Niederdeutschen Bürger die Könige von Dänemark und Norwegen zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen hatten (o. S. 60.).

Indeß wuchs der König heran, ohne Einsichten und Charakter zu entwickeln, doch war ihm die Vormundschaft seiner Oheime, der Herzöge von Berry und von Burgund, zuwider, und eine Partei, den Herzog Ludwig von Orleans (Karl's Bruder) und den Connetable von Clisson, Guesclin's Nachfolger, an der Spitze, welche Jenen ihre Stellung beneidete, brachte ihn, als er zwanzig Jahre alt war (1388), zu der Erklärung, daß er jetzt die Zügel der Regierung selbst ergreifen

*) Von dieser Schlacht sagt Froissard: si le commun de Flandres gagnoit la journée contre le royaume de France et que les nobles fussent morts, l'orgueil seroit si grand en tous communautéz que les Gentilshommes s'en répentiroient.

wolle. Den Erpressungen der beiden Herzöge geschah Einhalt, und auf Betreiben Clisson's wurde dem Herzoge von Berry auch die Verwaltung von Languedoc genommen. Im Jahre 1392 bewegte der Connetable, der jetzt den entschiedensten Einfluß auf alle Angelegenheiten gewonnen hatte, den König zu einem Kriegszuge gegen den Herzog Johann V. von Bretagne, mit dem er in Feindschaft gerathen war. Unterwegs, als man an einem drückend heißen Sommertage (5. August) über eine wüste Heide zog, sprang plötzlich ein verwilderter Mensch von scheußlichem Aussehen hinter einem Baume hervor, dem Könige in den Weg, ergriff den Zügel seines Pferdes, und rief ihm mit schauerlicher Stimme entgegen: „Gehe nicht weiter, edler König, kehr' um, du bist verrathen!" Karl's körperliche und geistige Schwäche, die von einer so eben überstandenen Krankheit herrührte, bedurfte nur eines solchen, wahrscheinlich von seinen Oheimen veranstalteten Anstoßes, um in völlige Geistesabwesenheit überzugehen. Er verfiel sofort in einen Wahnsinn, der, nur von Zeit zu Zeit durch lichte Zwischenräume unterbrochen, bis an seinen Tod, dreißig Jahre lang währte. Die Unternehmung gegen die Bretagne hatte den Herzögen höchlichst mißfallen, und schon einige Zeit zuvor hatte Berry nicht angestanden, zwei ihm entgegen stehende Räthe des Königs vergiften zu lassen.

Jetzt eröffnete sich für die Parteien des Hofes ein neuer Spielraum, zum höchsten Unglück des Landes. Die beiden Oheime übernahmen sogleich die Regierung von Neuem, und ihr erstes Geschäft war die Verdrängung Clisson's und aller seiner Anhänger. Danach wurden die oben (S. 21.) schon erwähnten Verhandlungen wegen Beendigung des Schisma in der Kirche gepflogen, an denen der König selbst Theil nehmen konnte, und der große Waffenstillstand mit England abgeschlossen. Aber die dadurch herbeigeführte äußere Ruhe gab nur desto mehr Muße zu Kämpfen im Innern. Der Herzog von Orleans bemühete sich, die Stellung, die er hatte verlassen müssen, wieder einzunehmen. Er schloß sich zu diesem Behufe an die Königin Isabeau, die Tochter Herzog Stephans von Baiern, bis zu verdächtiger Vertraulichkeit an. Seine Gemahlin Valentina, eine Tochter des ersten Mailändischen Herzogs Johann Galeazzo Visconti, schürte, von Ehrgeiz und Ränkesucht getrieben, das Feuer, weil sie sich als eine kaum ebenbürtige von der stolzen Herzogin von Burgund verachtet sah. Die Herrschaft der beiden Parteien wechselte, aber die schimpfliche Vernachlässigung des Königs, dessen Kindern es oft an dem Nöthigsten fehlte, der außeror-

bentliche Druck des Volks, und die frevelhafte Ueppigkeit des Hofes blieben sich gleich. Endlich, als Philipp von Burgund starb (1404), schien der Herzog von Orleans festzustehen. Allein der Sohn Philipp's, Johann, der den Beinamen des Unerschrockenen führt, ein kühner und heftiger Mann, wußte sich durch eine Verbindung seiner Tochter mit dem Dauphin und seines Sohnes mit der Schwester desselben einen sehr bedeutenden Anhang zu verschaffen, und da er sich im Staatsrathe einer neuen Steuer lebhaft widersetzte, erwarb er auch die Gunst des Volks. Die Macht dieser jüngern Burgundischen Herrscher war keine geringe, denn beim Tode Ludwig's von Flandern, den der Herzog von Berry in einem Streit über die Grafschaft Boulogne, welche beide in Anspruch nahmen, niedergestoßen hatte (1384), war nicht nur Flandern selbst, sondern auch die übrigen Besitzungen jenes Hauses, die durch Heirathen früherhin zusammengebracht worden waren, die Franche Comté, Artois, Mecheln, Antwerpen, Nevers und Rethel, an seine einzige Tochter Margarethe, die Mutter des neuen Herzogs von Burgund, gekommen (vgl. o. S. 46.). Johann's Ansehen in Frankreich und seine Spannung mit Ludwig von Orleans wuchsen von Tage zu Tage, und als er sich 1405 an der Spitze bewaffneter Schaaren Paris näherte, ergriffen die Königin und der Herzog von Orleans die Flucht. Die Hofränke schienen sich nun in einen förmlichen Bürgerkrieg zu verwandeln, da auch die Orleans'sche Partei Truppen sammelte. Für diesmal kam es indeß zu keinem Ausbruche, da es dem Herzoge von Berry gelang, seine beiden Neffen von Burgund und von Orleans zu versöhnen. Sie unterschrieben einen förmlichen Friedensvertrag, ritten mit einander in Paris ein, nahmen gemeinsam das Abendmahl, und schliefen, nach der Sitte der Zeit, als Zeichen des höchsten gemeinsamen Vertrauens in Einem Bette zusammen. Aber alles dieses konnte den Haß nur beschwichtigen, nicht vertilgen. Die gemeinschaftliche Herrschaft, welche die beiden Prinzen führen sollten, gab bald zu neuen Zwistigkeiten Anlaß. Endlich als der Herzog von Orleans, noch eitler als wollüstig, sich auch der Gunstbezeigungen der Herzogin von Burgund rühmte, obwol, wie die Zeitgenossen glaubten, ohne allen Grund, beschloß ihr Gemahl, sich an dem verhaßten Nebenbuhler zu rächen; er ließ ihn eines Abends (23. Nov. 1407) in der Straße des Tempels, als er von der Königin mit geringer Begleitung zurückkehrte, von Meuchelmördern überfallen und niederstoßen. Johann schien anfangs

verwirrt, faßte sich aber bald, und eilte nach Flandern, um Truppen zu seinem Schutze zu sammeln. Sobald er sich stark genug glaubte, kehrte er in die Hauptstadt zurück, wo ihn die Bürger mit Jubelruf empfingen, denn wie der Ermordete für den Beschützer des Adels und dessen Bedrückungen galt, so hielten sie den Herzog von Burgund für die Stütze ihres Standes, um dessen Beifall er sich bisher immer angelegentlich beworben hatte. Er war auch jetzt entschlossen, seine That vor dem Volke verkündigen und als ein Werk der Gerechtigkeit anerkennen zu lassen. Der Franziskaner Johann Petit, Doctor bei der Universität, bewies auf Ansuchen des Herzogs in einer öffentlichen Rede mit zwölf Gründen „zu Ehren der zwölf Apostel," daß der Herzog von Orleans ein verabscheuungswürdiger Tyrann gewesen sey, und die Mordthat das höchste Lob, wie die Mörder den größten Dank*) verdiene. Die Macht Johann's gab dieser Beweisführung solchen Nachdruck, daß auch der unglückliche König den Tod seines Bruders, „als zum Heile und Besten des Reiches vollbracht" in einer feierlichen Erklärung billigen mußte.

Ein Aufstand der Bürger von Lüttich gegen seinen Bruder rief den Herzog von Burgund nach den Niederlanden. Kaum hatte er sich entfernt, als die Gemahlin des Ermordeten mit ihren Kindern, unterstützt von dem Grafen von Armagnac, dem Schwiegervater des jungen Herzogs von Orleans, in Paris erschien und um Gerechtigkeit und Hülfe bat, worauf sich die Königin und die Herzöge von Berry und Bretagne offen für sie erklärten. Nun begann der heftigste Parteikampf. Von beiden Seiten wurden Truppen geworben; Burgunder und Armagnacs waren die Namen der Factionen, zwischen denen das Reich sich theilte. Mordthaten, Frevel und wilde Gräuel waren an der Tagesordnung; alle sittlichen Bande wurden gelöst, durch das ganze Land wüthete Rohheit und Barbarei. Die Stadt Paris, Mittelpunkt und Preis der Kämpfe, sah zum dritten Mal die Herrschaft der Zünfte, unter denen sich vornehmlich die Fleischer erhoben. Fünfhundert der verwegensten Mitglieder dieses Gewerkes übten hier eine Schreckensregierung im Namen des Herzogs von Burgund. Unter dem Vorwande, die Armagnacs zu bekämpfen, verjagten, beraubten, ermordeten sie alle, nach deren Reichthümern sie Gelüste tru-

*) „A l'exemple des rémunérations, qui furent faictes à monseigneur Sainct Michel l'Archange, pour avoir tué le diable."

gen, oder die mit ihnen in persönlicher Feindschaft standen; der Dauphin Ludwig war nicht minder in ihrer Gewalt und ähnlichen Kränkungen ausgesetzt, als vor funfzig Jahren sein Großvater, Karl der Weise. Dessen ungeachtet bekam die Orleanssche Partei im Jahre 1413 mit Hülfe der reicheren Bürger in Paris die Oberhand, so daß von nun an auch die wichtigen Reichsämter durch ihre Anhänger besetzt werden konnten. Vergeblich hatten Friedliebende, und besonders die Glieder der Universität zu Paris, wiederholte Versuche gemacht die Entzweiten zu vereinen. Es wurden zwar einigemal Verträge zu Stande gebracht, aber immer bald wieder verletzt, und der Bruch gab der Erbitterung nur neue Nahrung; die Parteien des Reichs wurden wie Feinde des Landes, unter dem Panier der Oriflamme, bekriegt, und die Feinde des Landes endlich selbst in die Verwirrung hineingezogen. Burgund und Orleans knüpften nach den Umständen Verbindungen mit den Engländern an, die mit großer Freude sahen, wie Frankreich sich selbst zerfleischte, und bald Anstalten trafen, dauernde Vortheile aus diesen Zerwürfnissen zu ziehen.

---

87. Heinrich V. von England, und der erneuerte Krieg wider Frankreich.

König Heinrich V., der seinem Vater Heinrich IV. 1413 in der Regierung folgte, war ein Fürst von ausgezeichneten Gaben und voll feuriger Thatkraft. Mit großer Tapferkeit und Kühnheit verband er ein ungemeines Geschick, sich darbietende Umstände zu seinen Gunsten zu benutzen. Er war gerecht bis zur Strenge, und doch so leutselig, einnehmend und gegen Geringere herablassend, daß er vom Volke verehrt und geliebt, von den Kriegern angebetet ward. Weniger geneigt war ihm der Adel, von dem er größere Unterwürfigkeit verlangte. In dem Feuer und dem Ungestüm der Jugend hatte er sich früher der ungebundensten, dem Thronerben von England sehr wenig geziemenden Lebensweise überlassen, und im Rausche ausgelassener Fröhlichkeit manche grobe Ausschweifung verübt. Kein Umgang behagte ihm so, als der mit liederlichen Gesellen, wenn sie nur durch Witz, Drolligkeit und Muthwillen seiner Lachlust Stoff darboten; aber er stand ohne Zweifel unter diesen Genossen seiner Thorheiten so großartig da, wie ihn der erste Dichter des Englischen Volkes in den historischen Dra-

men, die er seinem und seines Vaters Leben gewidmet, vorgestellt hat, eine Schilderung, durch welche diesen Auftritten ein unsterbliches Andenken zu Theil geworden ist.

Kaum hatte Heinrich den Thron bestiegen, als er zur Verwunderung aller Welt seine wilden Genossen völlig von sich entfernte. Um diese Zeit schien die Secte der Lollharden eine für die Kirche immer gefährlichere Ausbreitung zu gewinnen, und der neue Herrscher theilte selbst diese Besorgnisse, vielleicht, weil er nicht mit Unrecht auch politische Umwälzungsversuche von ihnen fürchtete. Einer ihrer vorzüglichsten Führer, Sir John Oldcastle, auch Lord Cobham genannt, der sich standhaft weigerte, seiner religiösen Ueberzeugung zu entsagen, wurde gefangen gesetzt, entzog sich aber durch die Flucht der über ihn verhängten Todesstrafe, und versuchte eine Empörung anzuzetteln. Sie mißlang, und ist auch wol schwerlich so bedeutend gewesen, als der Haß gegen die Lollharden sie schilderte. Indeß wurden viele, welche darin verwickelt seyn sollten, hingerichtet, und die schon vorhandenen Strafgesetze verschärft (vgl. S. 35.). Auch Oldcastle, als er nach einigen Jahren in die Gewalt seiner Verfolger gerieth, wurde als Verräther in Ketten aufgehängt, und als Ketzer durch ein unter dem Galgen angezündetes Feuer verbrannt, ohne daß sich aus seiner Asche eine neue Begeisterung der unterdrückten Partei erhoben hätte.

In weit höherm Grade nahmen die Angelegenheiten Frankreich's die Aufmerksamkeit Heinrich's in Anspruch. Er verlangte von der Französischen Regierung alle von England dort jemals besessenen Provinzen zurück, dazu die Hand der Prinzessin Catharina, Karl's VI. Tochter, mit einer Mitgift von zwei Millionen Kronen, und einen großen Rückstand vom Lösegelde König Johann's. Was man dagegen anbot, um diesen gefährlichen Feind zu beschwichtigen, Abtretung des Theils von Guienne, der in Französischen Händen geblieben, und die Prinzessin mit einer Aussteuer von sechsmal hunderttausend Kronen, genügte Heinrichen nicht, und als auch sein zweiter etwas herabgestimmter Antrag verworfen ward, brach er alle weiteren Unterhandlungen ab. Rasch folgte seine Landung an der Küste der Normandie (1415), Harfleur wurde belagert und eingenommen. Diese Stadt konnte nun, wie Calais, eine Pforte zu ferneren Eroberungen in Frankreich werden; aber durch die Beschwerden der Belagerung und durch Krankheiten war Heinrich's Kriegsmacht auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und schon nahte ein großes Französisches Heer, bei welchem

sich Karl VI. und der Dauphin Ludwig persönlich befanden, unter der Anführung des Connetable d'Albret von der Armagnacschen Partei, welche damals das Uebergewicht behauptete. Heinrich brach auf nach Calais, gerieth aber bald in große Gefahr, abgeschnitten zu werden. Mit Mühe kam er bei St. Quentin über die Somme, und bei Azincourt sah er sich am 25. October gegen die vier= oder (nach anderen Angaben) gar siebenfach überlegene Macht der Franzosen zur Schlacht genöthigt, wenn er weiter vorwärts kommen wollte. Es war eine Lage, ganz wie die vor den Schlachten bei Crecy und Poitiers, aber die Erinnerung an jene Tage gab den Engländern Muth, und ihre Tapferkeit, so wie Heinrich's treffliche Anordnungen führten auch denselben Ausgang herbei. Es war ein neuer großer Siegestag England's; mehr als achttausend Französische Ritter und Knappen, unter ihnen d'Albret selbst, bedeckten das Schlachtfeld, und mit einer großen Anzahl Gefangener befanden sich auch der Herzog von Orleans und andere Große im Englischen Lager. Heinrich kehrte nach England zurück, ohne von seinem Siege diesmal eine andere Frucht als Ehre und hohen Ruhm zu erlangen, und trat erst nach zwei Jahren wieder auf den Kampfplatz, als der bis zur höchsten Erbitterung gesteigerte Parteihaß in Frankreich ihn von Neuem dazu einlud.

Inzwischen war der Graf von Armagnac selbst zum Connetable von Frankreich ernannt worden und hatte die Zügel der Regierung in seine Hand genommen. Eng mit ihm verbunden war Karl, der jüngste Sohn des Königs, der erst im vierzehnten Jahre seines Alters stand, und jetzt, nach dem Tode seiner vier älteren Brüder, Dauphin wurde. Trotz dieser Stütze verkannte Armagnac, ein entschlossener und vorsichtiger, wenn auch herrschsüchtiger und despotischer Mann, die Schwierigkeit seiner Stellung bei der Abneigung der Pariser nicht, vermehrte dieselbe aber durch die gewaltthätigen Mittel, welche er ergriff, um sich das Uebergewicht in dieser Stadt zu erhalten. Wiederholt ließ er den Bürgern die Waffen abnehmen, verbot alle Zusammenkünfte, selbst Trinkgelage und Hochzeiten, und Verdächtige wurden ohne weiteres Verfahren in großer Anzahl hingerichtet, oder Nachts heimlich in der Seine ersäuft. Auch die Königin Isabeau wußte er von ihrem Sohne zu entfernen, obgleich sich diese in den letzten Jahren gar nicht mehr um die Angelegenheiten des Staates und den Kampf der Parteien gekümmert hatte, damit jeder andere Einfluß auf den königlichen Jüngling, als der seinige, für alle Fälle unmöglich sey. Die Gelder der

Königin wurden eingezogen, und sie selbst, der zügellosen Sitten ihres Hofstaates wegen, wie es hieß, nach Tours verbannt, und dort unter strenge Aufsicht gestellt. Nicht minder, als in der Hauptstadt, machte sich Armagnac mit seinem Anhange im übrigen Lande durch Druck und Willkür immer verhaßter. So eröffnete er selbst dem Herzog von Burgund den Weg zu erneuter Uebermacht. In einem offnen Schreiben kündigte sich dieser den Städten von Frankreich als Vertheidiger des gedrückten Volkes und als Befreier an, und setzte auseinander, wie man seine Bitten und Rathschläge, den schweren Erpressungen ein Ende zu machen, bisher immer stolz zurückgewiesen habe. In der That wuchsen seine Kräfte, als er sich der Hauptstadt näherte, von Tage zu Tage (1417). Durch einen plötzlichen Zug nach Tours mit achthundert Lanzen befreite er die Königin, welche ihm nun die Ermordung des Herzogs von Orleans verzieh, sich auf das Genaueste mit ihm verband, und eine Erklärung bekannt machen ließ: daß ihr allein bei der Krankheit des Königs und der Unmündigkeit des Dauphin die Regentschaft gebühre, welche sie von nun an gemeinsam mit dem Herzoge von Burgund führen werde. Doch konnte Paris, von der furchtbaren Tyrannei des Connetable niedergehalten, in diesem Jahre noch nicht gewonnen werden. Im folgenden Frühling gelang es indeß einem jungen Manne in der Stadt, der persönlich von den Armagnacs beschimpft worden war, trotz der schärfsten Aufsicht von Seiten der Gewalthaber, mit einem Burgundischen Heereshaufen, der Pontoise besetzt hielt, geheime Unterhandlungen anzuknüpfen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai nahm er seinem Vater, der Viertelsmeister im Quartier von St. Germain war, den Thorschlüssel unter dem Kopfkissen weg und öffnete die Pforte von St. Germain des Pres den Burgundern. Es waren nur siebenhundert Pferde. Eine Schaar schon unterrichteter Bürger schließt sich, mit dem Geschrei „Friede, Friede, es lebe Burgund" den eingedrungenen Kriegern an, und vieles aus den Häusern strömende Volk folgt dem Beispiele. Alsbald giebt die Menge dem lang verhaltenen Grimm freie Zügel, stürzt sich in die Wohnungen der Armagnacschen Häupter, reißt sie aus den Betten, belastet sie mit Ketten, und schleppt sie in den Kerker. Der Prevot Tanneguy du Chastel, ein eifriger Armagnac, bringt indeß den Dauphin, die Stütze und das Unterpfand seiner Partei, mit glücklicher Besonnenheit und schneller Anstrengung in die Bastille. Der Morgen findet die Pariser mit den rothen Kreuzen der Burgundischen Partei bezeich-

net, die Häuser der Armagnacs werden geplündert, und schon gebricht es in den Gefängnissen an Raum. Auch der Connetable, der sich einige Tage versteckt gehalten hatte, wurde endlich aufgefunden. Noch war wenig Blut vergossen, aber nun führte ein mißlungener Versuch du Chastel's, sich von der Bastille aus der Stadt wieder zu bemächtigen, furchtbare Gräuelscenen herbei, wenn er selbst auch mit dem Dauphin glücklich nach Melun entkam. Um sich vor ähnlichen Angriffen zu sichern, und die Befreiung der Armagnacs aus den Gefängnissen zu verhüten, wozu ihre in den Umgegenden befindlichen Genossen Anstalten treffen sollten, ergriffen die Bürger, nachdem sie jede Nacht durch blinden Lärm und die Töne der Sturmglocke beunruhigt worden waren, am 12. Juni die Waffen, stürmten die Gefängnisse, erwürgten die Hüter, und zwangen die unglücklichen Gefangenen, einer nach dem andern, hervorzukommen. Ohne Unterschied des Alters, Geschlechts, Standes, Vergehens, ja selbst der Partei, fielen sie alle unter den Streichen der Wüthenden. Vergebens eilte der Burgundische Befehlshaber mit seinen Truppen herbei; als er die Volkshaufen sah, die über vierzigtausend Köpfe zählten, gab er jeden Versuch auf, die Ordnung wieder herzustellen. Im Thurm des Palastes saß der Graf Armagnac. Die Thüren wurden gesprengt; ihn selbst riß die rachgierige Menge in den Hof, um ihn dort schmählich zu ermorden. Mit ihm fiel eine große Anzahl angesehener Männer seiner Partei. Im großen Chatelet, wo sich die Gefangenen eine Zeitlang vertheidigt hatten, wurden sie gezwungen, sich selbst von der Höhe herab auf Piken zu stürzen, die unten emporgehalten wurden. Von den Gefängnissen ergossen sich die Mörder über die Stadt, und keine Straße war, wo nicht Blut floß. Wer sich von einem Feinde, einem Nebenbuhler, einem Gläubiger befreien wollte, durfte ihn nur als einen Armagnac bezeichnen; sogleich traf ihn das Mordschwert. Ja durch so viele Schlachtopfer noch nicht gesättigt, übte die Wuth auch an den Leichnamen allen erdenklichen Schimpf. Nur in den ersten drei Tagen betrug die Zahl der Schlachtopfer dreitausend fünfhundert. Die Führer des Volkes erklärten laut: sie wollten dem Krieg gegen die Armagnacs bald ein Ende machen, nur der Adel zöge ihn stets in die Länge, um sich durch die Lösegelder der Gefangenen zu bereichern. Das könnten sie aber nicht länger gestatten. Erst vier Wochen später hielten Isabelle und Herzog Johann ihren triumphirenden Einzug, worauf sogleich alle Stellen mit ihren Anhängern besetzt wurden. Bald hatten sich die

Gefängnisse wieder mit Verdächtigen angefüllt, und von Neuem begannen die Ermordungen. Capeluche, der Henker von Paris, reizte, von mehreren Mitgliedern des Fleischergewerkes, die früher vor den Armagnacs geflohen, jetzt aber zurückgekehrt waren, unterstützt, zu diesen Schändlichkeiten auf, und der Herzog von Burgund schämte sich nicht, einem solchen Menschen öffentlich die Hand zu reichen. Endlich sah Johann ein, daß dieses Uebermaaß von Wildheit und Wuth ihm selbst gefährlich werden könnte. Sechstausend der frechsten Mordgesellen wurden unter dem Vorwande, die Armagnacs in Montlheri, welche die Zufuhr von Paris erschwerten, zu belagern, aus der Stadt geschafft, die begüterten Bürger zu den Waffen gerufen, um mit den Burgundern die Ruhe aufrecht zu erhalten, und Capeluche mit zwei anderen hingerichtet. Zur Vollendung des Unglücks wurde Paris noch in demselben Jahre von einer schrecklichen Seuche heimgesucht, die an funfzigtausend Menschen hinraffte.

Diese Verwirrungen ließ der König von England nicht unbenutzt; schon das Jahr zuvor hatte er die Feindseligkeiten wieder begonnen *). Er nahm einen großen Theil der Normandie ein, deren völlige Eroberung endlich durch den Fall von Rouen entschieden ward (1419). Weder Armagnac, als er noch herrschte, hatte etwas Bedeutendes gegen Heinrich gethan, noch that es jetzt der Herzog von Burgund; jeder war nur beschäftigt, seiner Partei das Uebergewicht zu sichern. Doch endlich schienen beide Factionen ihren Haß vergessen zu wollen, um dem gemeinsamen Feinde des Landes entgegenzutreten; es ward eine Zusammenkunft zwischen dem Dauphin, der jetzt als das Haupt der Armagnacs galt, und dem Herzoge von Burgund beschlossen. Zu Montereau, auf einer Brücke über die Yonne, wurden zwei Stackete errichtet, um den Andrang größeren Gefolges zu vermeiden, innerhalb deren die beiden von verschiedenen Seiten herkommenden Fürsten, jeder von zehn Rittern begleitet, sich unterreden sollten. Am 10. September 1419 fand die Unterredung statt. Ehe sie auf die Brücke ritten, schwuren beide bei Fürstenwort, einander nicht zu schädigen, aber kaum hatte Johann vor dem Dauphin das Knie gebeugt, und das Gespräch begon-

*) Als Heinrich damals landete, und ein päpstlicher Legat erschien, um ihn zum Frieden zu bewegen, antwortete ihm der König auf Frankreich zeigend: **toutes les causes pour lesquelles ung royaulme se doibt transferer en aultre main, y regnent; c'est le plaisir du benoist Dieu que en ma personne la translation se face et d'avoir possession du royaulme, auquel j'ay droict.**

nen, so ward er von Tanneguy du Chastel und den andern Begleitern des Dauphin niedergestoßen, allen Umständen nach mit vorbedachter Absicht, nicht bloß augenblicklich durch die Gelegenheit gereizt, den Mord des Herzogs von Orleans zu rächen. Dieser Frevel mußte die Kluft zwischen den Parteien noch viel weiter aus einander reißen. Philipp der Gute, der Sohn und Nachfolger des Getödteten, war erfüllt von dem Gedanken, an dem Dauphin Rache zu nehmen, und England sollte sie ihm vollführen helfen. Am 21. Mai 1420 unterzeichneten Heinrich V., Philipp von Burgund und Isabeau im Parteihaß aller Mutterpflichten vergessend, für ihren unglücklichen Gemahl, zu Troyes einen Vertrag, welchem zufolge Heinrich Karl's Tochter Catharina heirathen, an des Dauphin Stelle Nachfolger im Französischen Reiche werden, und einstweilen die Verwaltung desselben erhalten sollte. So hatte sich die Burgundische Faction nun aufs engste mit den Feinden des Königreichs verbunden, und durch den Mord Johann's waren die letzten Bande zerschnitten, welche die Streitenden noch als Söhne eines Vaterlandes vereinigt hatten. Heinrich hielt einen glänzenden Einzug in Paris, wo ihn das Volk, dessen Abneigung gegen den Dauphin durch den Mord des Herzogs, seines Beschützers, noch höher gestiegen war, mit lauten Freudenbezeigungen empfing. Er ließ sofort die Stände von Frankreich berufen, und als alle, welche sich unter Englischem Einflusse befanden oder zu Burgund hielten, versammelt waren, den Vertrag von Troyes beschwören und sich selber die Huldigung leisten. Darauf klagte Herzog Philipp gegen den Dauphin vor dem Parlament, welches diesen, als einen Mörder, seiner Rechte verlustig erklärte, und zu ewiger Verbannung aus dem Reiche verurtheilte. Ihm die Provinzen, die er noch inne hatte, zu entreißen, setzte Heinrich, von den Burgundern unterstützt, den Krieg fort, und mit so vielem Erfolge, daß er sich bis auf Anjou und Maine alles Land im Norden der Loire unterwarf. Aber mitten in dieser Laufbahn des Glücks raffte ein frühzeitiger Tod den heldenmüthigen König im vier und dreißigsten Jahre seines Alters hin (31. Aug. 1422). Dadurch war der Dauphin von seinem furchtbarsten Feinde befreit, und auch das wenige Monate nachher erfolgte Ende seines Vaters Karl's VI. (22. Oct.) konnte er nur als einen Glücksfall betrachten, da mit jenem seinen Widersachern, in deren Händen er sich seit dem Einmarsche der Burgunder in Paris befunden hatte, ein Deckmantel und Vorwand ihrer willkürlichen Anordnungen genommen war. Dennoch stand ihm noch Schweres bevor. Die Engländer erklärten ihren neuen König,

den kaum neun Monate alten Heinrich VI., Heinrich's V. und Catharinen's Sohn, für den rechtmäßigen Herrscher von Frankreich, und sein Oheim, der treffliche Herzog von Bedford, der seinem ruhmreichen Bruder an Fähigkeiten kaum nachstand, zum Regenten in diesem Reiche bestellt, sorgte kräftig und eifrig für seinen Vortheil. Er trug über die Gegenpartei noch zwei bedeutende Siege bei Crevant und Verneuil (1423 u. 1424) davon, welche Karl's Lage immer verzweifelter zu machen schienen, aber eine unglückliche Verwickelung des Herzogs von Glocester hinderte ihn, sie nachdrücklich genug zu benutzen. Dieser, Heinrich's IV. dritter Sohn, schloß nämlich damals seine schon oben erwähnte Ehe mit der Erbin von Holland, und gerieth dadurch in eine Fehde mit Philipp (vgl. S. 47.), welche den Regenten gerade im entscheidenden Zeitpunkt der Unterstützung Burgund's beraubte, und auch, als die Sache ganz zu Philipp's Gunsten entschieden war, einen Kaltsinn gegen England bei diesem zurückließ, der von dem frühern Eifer sehr verschieden war. Darüber wurde während einiger Jahre der Krieg in Frankreich lässig und ohne Erfolg fortgesetzt.

Endlich kam der Graf von Salisbury mit frischen Truppen aus England herbei, und nun wurde die Belagerung von Orleans begonnen (October 1428), um durch den Besitz dieses wichtigen Orts eine sichere Grundlage zu weiteren Unternehmungen im Süden der Loire, wo man überdieß auf Guienne rechnen konnte, zu erhalten. Die Bewohner der Stadt und die Besatzung unter dem Grafen Dunois (einem natürlichen Sohne des ermordeten Herzogs von Orleans), leisteten kräftigen Widerstand; mancher tapfere Englische Krieger, auch der Graf von Salisbury selbst, verlor das Leben; aber es war doch zu fürchten, daß die Belagerten, von den Werken der Engländer immer mehr bedrängt, zuletzt nur den Ruhm haben würden, sich unter den Trümmern der Stadt, wie sie geschworen, begraben zu können. Der Winter war vergangen und die Entscheidungsstunde nahete; von Karl VII. war keine Rettung zu hoffen. Unentschlossen und schwach, und ein Spielwerk eifersüchtiger Parteien, die den Stand seiner Angelegenheiten noch verschlimmerten, verzweifelte dieser König gänzlich an einem glücklichen Ausgang, und faßte den Gedanken, nach dem Auslande, oder nach der Dauphiné zu ziehen. Nur seine kluge und entschlossene Gemahlin Maria von Anjou hielt ihn von der Ausführung dieses Entschlusses ab *), welche die letz-

*) Man schreibt gewöhnlich der bekannten Maitresse des Königs, Agnes Sorel (oder

ten großen Vasallen, die ihm noch treu waren, von ihm getrennt haben würde. Sie spornte ihn zur äußersten Verfechtung seiner königlichen Ehre, aber ihn zu retten schien doch ein Wunder erforderlich, und ein solches rettete ihn wirklich.

---

38. Das Mädchen von Orleans.
(1429—1431.)

Johanna d'Arc oder Day, eines Landmanns Tochter im Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs an der Grenze von Lothringen und Champagne, war es, welche durch ihre Thaten die Kraft innerer Begeisterung über alle äußere Macht bewährte, und durch die Einfalt einer gläubigen Seele alles Glück und alle Kunst sieggewohnter Helden zu Schanden machte. Von früh an in Zurückgezogenheit und Gebet stets zu Gott hingewendet, hatte ihr frommes Gemüth sich gewöhnt, nur vom Himmel Hülfe zu hoffen für den unglücklichen König Karl, zu dem und der Armagnacschen Partei ihr vaterländisches Dorf sich immer gehalten hatte. Aber sie war auch nicht minder von dem lebendigen Gefühle eigner Kraft und Kühnheit beseelt, und von dem inbrünstigen Verlangen, sie anwenden zu können zu des bedrängten Vaterlandes Rettung. Wie diese Empfindungen in einander schmolzen, alles Andere in ihrer Seele zurückdrängten, und sie mit der vollen Gewalt der höchsten religiösen und nationalen Begeisterung erfüllten, glaubte sie einen göttlichen, an sie ergehenden Beruf deutlich zu vernehmen, und die Gestalten ihres Innern, den Erzengel Michael, und die heilige Margaretha und Catharina, welche sie aufforderten, das Werkzeug der Befreiung ihres Landes zu seyn, leibhaftig zu schauen. Da sie den Unglauben ihrer eignen Eltern fürchtete, begab sie sich zu ihrem Oheim nach Bugie und entdeckte ihm ihren Wunsch, zum Könige geführt zu werden, dem sie ihren von Gott erhaltenen Auftrag verkündigen wolle. Der Oheim kam zuerst allein zum Ritter Baudricourt, dem Befehlshaber von Vaucouleurs, der ihm aber statt aller andern Antwort rieth, sie durch Ohrfeigen von ihrem Wahne zu heilen, und als sie selbst vor diesem erschien, fand sie keine bessere Aufnahme. Aber dennoch ging sie nicht wieder

---

Sorelle), einen großen Antheil an dieser Sinnesänderung zu; aber Delort, in seinem Essai critique sur l'histoire de Charles VII., Paris 1824, hat bewiesen, daß die Ehre davon allein der Königin gebührt.

heim, sondern blieb zu Vaucouleurs unter häufigem Fasten und Gebet, und nichts vermochte sie in ihrer felsenfesten Ueberzeugung irre zu machen. An dieser entzündete sich allmählig der Glaube Anderer, auch Baudricourt gab der Stimmung seiner Umgebungen nach, und so erreichte sie endlich ihren heißen Wunsch, zum Könige gesandt zu werden. Die Stadt rüstete sie mit Pferd und Waffen aus, und in männlicher Kleidung, welche sie seitdem auch nicht wieder ablegte, trat sie, von zwei Rittern begleitet, die Reise an. Der Weg führte über reißende Ströme und zwischen feindlichen Schwärmen und Städten hindurch, dennoch langte sie nach elf Tagen glücklich am Hoflager zu Chinon an (Ende Febr. 1429), zum Erstaunen Aller, welche darin eine Bewährung ihrer göttlichen Sendung erkannten. Am Hofe des Königs rathschlagte man indeß noch drei Tage lang, ob man sie vorlassen solle oder nicht. Endlich erhielt sie Zutritt und erklärte Karl VII. mit Zuversicht, daß Gott sie zu ihm gesendet, er solle ihr Leute geben, so werde sie die Belagerung von Orleans aufheben, und ihn zur Krönung nach Rheims führen; denn es sey Gottes Wille, daß seine Feinde, die Engländer, in ihr Land zurückkehrten. Man erzählt, sie habe dabei den König, der sich geflissentlich versteckt hatte, um sie zu prüfen, aus seiner zahlreichen und glänzenden Umgebung herauserkannt. Dann habe sie ihm ein nur ihm allein bekanntes Geheimniß entdeckt. Karl ließ ihre Aussagen hierauf zu Poitiers vor einer Versammlung von Rechts- und Gottesgelehrten prüfen, wobei man ihr mancherlei verfängliche Fragen vorlegte, auf die sie mit Verstand und Einfalt antwortete. Ein Predigermönch sagte ihr unter andern, warum sie, da es nach ihrem Vorgeben Gottes Wille sey, daß die Engländer vertrieben werden sollten, doch bewaffnete Leute fordere. „Die Krieger, sprach sie, werden kämpfen, und Gott wird den Sieg geben.“ Ein Carmeliter, ein sehr gelehrter und strenger Mann, sagte, die heilige Schrift verbiete, solchen Reden zu glauben, wenn sie nicht durch Zeichen und Wunder bestätigt würden. „Ich bin nicht nach Poitiers gekommen, erwiederte sie, um Zeichen zu thun, führt mich aber nach Orleans, und ich werde euch dort die Wunder zeigen, um derentwillen ich gesandt bin.“

Man beschloß, dies zu versuchen, und unter ihrer Leitung eine Zufuhr von Lebensmitteln nach der bedrängten Stadt zu schaffen. Der König gebot, sie mit dem Gefolge eines Befehlshabers und allem, was zur Aufrechthaltung solcher Würde im Aeußerlichen nöthig war, zu versehen. Sie selbst ließ sich zu Blois, wo die Anstalten zu dem Zuge

getroffen wurden, eine weiße Fahne verfertigen, nach dem Rath ihrer Erscheinungen, wie sie sagte. Auf derselben war der Heiland abgebildet, den Erdball in der Hand haltend und mit Lilien umgeben, nebst zwei knieenden Engeln an jeder Seite, und daneben die Namen: Jesus, Maria. Dieser Fahne bediente sie sich in allen Kämpfen und Schlachten als der einzigen Waffe, ihre Feinde zu besiegen. Zwar führte sie auch ein Schwert, welches sie, der Sage nach, als ein hinter dem Altar in der Kirche der heiligen Catharina zu Fierbois befindliches, nahe am Griffe mit fünf Kreuzen geziertes nachgewiesen, und das an dem bezeichneten Orte wirklich gefunden worden seyn soll; allein sie brauchte es höchstens in der Noth, um Andrängende abzuwehren; wie sie denn überhaupt nie darauf ausging, Feinde zu tödten, sondern sich begnügte, den Ihrigen voranzugehen. Um ihre Krieger der Hülfe Gottes würdig zu machen, führte sie unter den zügellosen Haufen eine strengere Disciplin ein; alle mußten beichten und sich der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen. Fluchen, Spielen und Plündern wurde bei harter Strafe verboten, und alle unzüchtigen Weibspersonen mußten sich entfernen; auch sollte eine Schaar von Priestern unter einem besondern Banner den Zug begleiten. Fast ohne Widerstand gefunden zu haben, erreichte man Orleans. Johanna hatte den Weg auf dem rechten Ufer der Loire gewählt, die Obersten aber den auf der andern Seite des Flusses eingeschlagen, weil sie ihn für sicherer hielten. Sie merkte jedoch, daß man sie hinterginge, und bald wurde es klar, daß ihr Rath gut gewesen sey, indem man zwei Meilen zurückgehen mußte, um die Einschiffung der Lebensmittel auf den Nachen, mit welchen die Bürger herauskamen, zu bewerkstelligen. Während die Besatzung an einer andern Seite einen Ausfall machte, um die Engländer zu beschäftigen, kam die Jungfrau mit zweihundert Lanzen unangefochten in die Stadt (27. April). Als sie auf ihrem grauen Streithengst und vollständig bewaffnet durch die Straßen ritt, wurde sie mit lautem Jubel empfangen. Ihr erster Weg war nach der Kirche, Gott zu danken. Dann begab sie sich in die Wohnung, die ihr im Hause des Schatzmeisters des Herzogs von Orleans angewiesen wurde. Da sie von frühem Morgen an bis zum Abend unter der Last der Rüstung stets zu Pferde gewesen war, ohne zu essen und zu trinken, entwaffnete man sie nun und bereitete ihr eine herrliche Mahlzeit. Allein nach ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit nahm sie nichts davon, als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen Schale, in welche sie ein wenig Brot that; dann begab sie sich zur

Ruhe. Am folgenden Morgen verlangte sie sogleich einen Angriff auf die Belagerungswerke der Engländer, und nur mit Mühe konnte man sie bewegen, zu warten, bis Verstärkungen von Blois eingetroffen seyn würden. Schon vor ihrer Ankunft in Orleans hatte sie die Engländer in einem Schreiben ermahnt, in ihre Heimath zu ziehen; jetzt wiederholte sie dieselbe Aufforderung. Aber die Feinde setzten ihren Herold gefangen und droheten, die Jungfrau, die sie mit den ärgsten Schimpfnamen belegten, zu verbrennen, wenn sie in ihre Hände fallen würde. Doch zeigten sich schon Spuren, daß trotz dieser angeblichen Verachtung ihre Erscheinung in den Gemüthern der Englischen Soldaten Furcht und Schrecken erzeugte, und der Glaube, daß das Mädchen von Orleans — so wurde sie jetzt genannt — mit wunderbaren und übernatürlichen Kräften ausgestattet sey, auch bei ihnen Wurzel faßte; nur leiteten sie dieselben nicht vom Himmel, wie die Franzosen, sondern von Zauberei und Teufelskünsten ab. Sie hielten sich daher ruhig hinter ihren Schanzen und Bollwerken, aber trotz der Tapferkeit, die sie in der Vertheidigung derselben zeigten, waren doch die Ausfälle der Franzosen unter der Anführung des Mädchens fast alle von einem glücklichen Erfolge gekrönt. Ein heftiger und blutiger Kampf entzündete sich besonders um das größte und wichtigste Werk, die Thürme, welche die Brücke über die Loire beherrschten, und den Belagerten die freie Verbindung mit dem Könige vom linken Ufer her abschnitten. Am 7. Mai in der Frühe ging das Mädchen mit den besten Kriegsleuten auf Fahrzeugen über den Fluß, um diese Feste im Rücken anzugreifen, während die Bürger die abgebrochene Brücke durch Balken wiederherzustellen suchten, damit sie dann die Engländer auch von vorn angreifen könnten. Johanna wurde durch einen Pfeil, der ihr tief in den Hals drang, gefährlich verwundet, entfernte sich, um sich verbinden zu lassen, kehrte aber bald wieder in den Kampf zurück, den die Feldherren eben abbrechen wollten, weil die Truppen von dem schon den ganzen Tag über dauernden Gefecht ermüdet, und durch die Verwundung der Jungfrau erschreckt waren. Aber ihr Wiedererscheinen begeisterte die Franzosen auf's Neue, sie verdoppelten ihre Anstrengungen, und das Schloß ward glücklich erstürmt. Wie sie es versprochen, zog das Mädchen siegreich über die Brücke in die Stadt ein, unter dem frohen Geläute aller Glocken und dem freudigen Zuruf der Bürger, denn dieser Sieg hatte die Rettung von Orleans entschieden. Die Engländer hoben am folgenden Tage die Belagerung auf, und setzten ihre

noch übrigen Werke auf dem rechten Ufer, die Frucht siebenmonatlicher Anstrengungen, selbst in Brand. Johanna befahl, ihren Abzug nicht zu stören, denn, sagte sie, es ist der Wille Gottes, daß man sie gehen lasse, wenn sie gehen wollen.

So hatte die Jungfrau ihr erstes Versprechen erfüllt; denn daß nur ihrer wunderbaren Hülfe dieser große Erfolg zu danken sey, war die allgemeinste Ueberzeugung*). Sie eilte, auch ihre zweite Zusage in Erfüllung zu bringen; nämlich die Krönung des Königs zu bewerkstelligen. Zu Tours kniete sie vor Karl nieder und sprach: „Wohledler Dauphin (denn so nannte sie ihn immer vor der Krönung), empfanget die heilige Salbung und eure königliche Krone zu Rheims. Ich bin sehr begierig, euch hingehen zu sehen; darum eilet." Und trotz des Widerspruchs der Feldherren, welche meinten, daß der König jetzt erst die Eroberung der Normandie versuchen sollte, die ihnen leichter und wichtiger schien als der Zug nach Rheims, drang doch Johanna mit ihren Ermahnungen durch. Von allen Seiten strömten Kriegsleute zusammen, theils dem Drange des vaterländischen Gefühles folgend, welches sich rein von jedem Parteitreiben, von jeder sündlichen Berührung der Welt aus der untersten Schicht der Gesellschaft, kühn und Gott vertrauend in der Jungfrau erhoben hatte, theils nur in der Absicht, sich dem neuen Waffenglück des Königs anzuschließen. Doch konnte man über nicht mehr als sechs- bis siebentausend Mann verfügen, um einen langen Weg zurückzulegen, auf welchem alle Städte, Schlösser, Brücken und Pässe in den Händen der Engländer und Burgunder waren. In Jargeau lag der Herzog von Suffolk mit einer ansehnlichen Besatzung; aber schon am dritten Tage rief die Jungfrau: Vorwärts zum Sturme; und als die Hauptleute meinten, es sey noch nicht Zeit, erwiederte sie: Zweifelt nicht, die Stunde ist da, wenn es Gott gefällt! Lange blieb das Gefecht ohne Entscheidung. Johanna an der Spitze der Ihrigen, war die erste auf der Leiter, als ein schwerer Stein herabgeworfen wurde, der ihren Helm zerschmetterte und sie selbst tief in den Graben stürzte. Man glaubte sie todt; aber in demselben Augenblick erhob sie sich und rief: Wohlauf, meine Freunde, der Herr hat sie in unsre Hand gegeben! und alsbald wurden die Mauern erstiegen. Kurz darauf ergab sich auch Beaugency und die Franzosen

*) Die Verehrung gegen sie als eine von Gott wunderbar begabte Jungfrau ging so weit, daß man ihre Kleider küßte, ja die Füße ihres Pferdes; sie selbst bezeigte darüber, als über ein abgöttisches Verfahren, Schmerz und Unwillen.

zogen auf Patay, wo sie Lord Talbot erwartete, der das Kommando übernommen und Verstärkungen aus Paris erhalten hatte. Die Engländer wurden überrascht, nach einem kurzen Handgemenge mit einem Verlust von zweitausend Mann aus dem Felde geschlagen und Talbot selbst zum Gefangenen gemacht. Bei diesem glücklichen Fortschritt der königlichen Waffen beeilten sich mehrere Städte im Norden der Loire die Zeichen Karls VII. aufzustecken, dessen Streiter sich zu gleicher Zeit täglich vermehrten. Doch wollten die Bürger der wichtigen Feste Auxerre, die dem Herzog von Burgund gehörte, ihre Thore nicht öffnen. Johanna drang auf Angriff und Sturm, aber Karl gestand der Stadt, für das Versprechen, dem Heere die nöthigen Lebensmittel zu liefern, Neutralität zu. Die nächste große Stadt Troyes that Widerstand, und das Heer, welches einige Tage vor derselben blieb, gerieth durch gänzlichen Mangel an Mundvorrath in große Noth. Im Kriegsrathe, dem Johanna nicht beiwohnte, war man zweifelhaft, was ferner zu thun sey. Die Meisten waren der Meinung, umzukehren und das gefährliche Unternehmen aufzugeben, nur Wenige waren für die Fortsetzung des Zuges. In dem Augenblicke, wo der Streit heftiger wurde, trat Johanna hinzu und sprach: „Edler Dauphin, berathet nicht länger, sondern laßt euer Volk gegen die Stadt ziehen. Im Namen Gottes, ich werde euch in drei Tagen durch Gewalt oder Güte hinein bringen." Sie bestieg darauf ihr Streitroß, und ordnete Alles zum Sturme, welches die Belagerten so mit Schrecken erfüllte, daß sie sich unterwarfen. Rasch trieb Johanna den König vorwärts, jeder Verzug war ihr ein Schmerz. Nun gab es auch kein Hinderniß mehr. Chalons unterwarf sich sogleich, und als sich das Heer der Stadt Rheims näherte, kamen dem Könige schon Abgeordnete entgegen, und versprachen Unterwerfung und Aufnahme (16. Jul. 1429), worauf die schwache Burgundische Besatzung, welche sich innerhalb der Mauern befand, schleunig zurückging. Noch in derselben Nacht wurden die Anstalten zur Feierlichkeit getroffen, die am folgenden Tage, einem Sonntage, vor sich ging. Während der Krönung und Salbung stand Johanna mit ihrer Fahne in der Hand neben dem Könige; nach Vollendung derselben kniete sie vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und sprach mit Thränen in den Augen: „edler König! jetzt ist Gottes Wille erfüllt, der verlangte, daß ich Orleans entsetzen und euch nach dieser Stadt Rheims führen sollte, daß ihr die heilige Salbung empfinget." Einige sagen, sie habe nun um die Erlaubniß gebeten, sich

zurückziehen zu dürfen, weil ihre Sendung vollbracht sey. Wenigstens war dieß letztere jeden Falls ihre Ueberzeugung; denn sie zeigte von jetzt an, obschon sie an den ferneren Unternehmungen Theil nahm, keinen eigenen Willen, sondern folgte den Beschlüssen der Heerführer, und wirkte nur noch durch ihre Gegenwart auf den Muth der Krieger*).

Der große Umschwung der Verhältnisse in Frankreich, welcher durch das Auftreten Johanna d'Arc's herbeigeführt wurde, war innerhalb weniger Wochen vor sich gegangen. Wie die Entsetzung von Orleans die Engländer aus dem Angriff in die Vertheidigung zurückwarf, so erhob die Krönung Karl VII. aus seiner Stellung als Parteihaupt der Armagnacs zu allen Ehren eines angestammten, mit seinem Volke durch die heiligsten Bande verknüpften Königs, der nun der Mittelpunkt des Nationalgefühls wurde. Zu einem solchen Standpunkte sich aus eigner Kraft zu erheben, hatte weder Karl, selbst in Schwäche und Ueppigkeit versunken, und schon früh durch das widrigste Hofleben verderbt, jemals vermocht, noch konnte solches Unternehmen den Großen seines Anhangs gelingen, weil sie alle, von Parteihaß und Leidenschaft verblendet, mehr oder weniger schwere Sünden auf sich geladen hatten. Nun aber war mitten in die Rohheit, Tücke und Hinterlist des bisherigen Kampfes eine Jungfrau getreten, die weder persönliche Interessen verfolgte, noch den Ehrgeiz der Ritter und Führer beleidigen konnte, und hatte verkündigt, daß der Herr die Buße thuenden, gläubigen Krieger Frankreichs zur Befreiung des heimischen Landes führen werde. Sobald sich diese daher von einer höhern Macht geleitet meinten und wirklich von einer solchen, dem erwachten Eifer für Volk und Vaterland, gestärkt und angetrieben wurden, erfolgte Sieg auf Sieg; und je geringer die Mittel, durch welche so Großes erreicht wurde, scheinen mochten, um so stärkere Zweifel mußten ihre Landsleute von der Englischen und Burgundischen Partei über die Rechtmäßigkeit ihrer Stellung und ihres Strebens ergreifen. Hierdurch bestimmt unterwarfen sich gleich nach der Krönung Laon, Soissons und fast alle Städte in Isle de France dem Könige, nachdem sie ihre Besatzungen vertrieben hatten; und dieser konnte bereits gegen Paris vorrücken. Aber hier waren die Einwohner theils den Engländern noch zu sehr er-

*) Der König erhob ihre ganze Familie in den Adelstand (December 1429, und befreiete auf ihr Ansuchen die beiden Dörfer Marey und Dom Remy von allen Steuern, welches Vorrecht bis auf die Französische Revolution fortgedauert hat.

geben, theils fürchteten sie die Rache Karls wegen der Ermordung der Armagnacs. Johanna drang mit dem Vortrabe über die erste Verschanzung und forderte die Bürger, welche die Brustwehr der Mauer vertheidigten, mit lauter Stimme auf, sich ihrem rechtmäßigen König zu unterwerfen Ihre Worte blieben ohne Wirkung und eben so vergeblich waren alle Versuche, über den breiten und tiefen Stadtgraben zu kommen. Dem dichtesten Hagel von Pfeilen und Kugeln ausgesetzt wurde sie verwundet. Dennoch ließ sie sich nicht zurückbringen und unterhielt das Gefecht mit weniger Mannschaft bis zum Abend. Ohne die unbegreifliche Unthätigkeit des Königs, der weder Unterstützung sendete, obwohl er sich mit sämmtlichen Truppen zu St. Denys befand, noch an einem andern Punkte angreifen ließ, wäre die Stadt an diesem Tage wahrscheinlich erobert worden. Betrübt über den unglücklichen Ausgang des von ihr geleiteten Unternehmens, erneuerte Johanna ihren Wunsch, in die Dunkelheit zurücktreten zu dürfen. Allein sie ward mit Bitten bestürmt und zum Bleiben bewogen. Der König zog wieder nach der Loire hin, um sich zu Chinon ungestört den Genüssen seines Hofes überlassen zu können, gerade während es nicht allzu große Anstrengungen gekostet haben würde, die Engländer ganz aus dem Lande zu treiben. Die Hauptleute wurden eifersüchtig auf einander, trennten sich und machten vereinzelte Unternehmungen. Johanna begleitete zuerst den Herrn von Albret, wiewohl nach ihrer Versicherung ihre Stimmen und Erscheinungen verkündeten, daß sie gefangen werden würde, und gewann durch ihr kühnes Wagen St. Pierre-le-Moutier. Im folgenden Frühling warf sie sich nach Compiegne, welche Stadt zu Karl VII. übergetreten war, und deshalb jetzt von dem Herzoge Philipp mit großer Heeresmacht belagert wurde. Gleich am Tage ihrer Ankunft wurde ein Ausfall gemacht. Als die Burgunder von allen Seiten schleunig herbeieilten, mußte man sich zum Rückzug entschließen; das Mädchen blieb ganz hinten, um den Marsch zu decken und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wie sonst beim Angriff als die erste, erreichte sie hier zuletzt das Thor, fand es aber verschlossen. Keiner ihrer Kriegsgefährten schützte sie, keiner wartete ihrer am Thore, kein Ritter erschien zu ihrer Vertheidigung. Seitdem man ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte, wurde sie vernachlässigt. Auch verlassen kämpfte sie tapfer, endlich riß sie ein Schütze vom Pferd, worauf sie sich dem Bastard von Vendome ergab (23. Mai 1430).

Die Furcht der Gegner vor dem Mädchen von Orleans bewährte

sich am stärksten durch die unmäßige Freude, welche diese Nachricht überall verbreitete, und durch die Rache, welche die Engländer an ihr zu nehmen gedachten. Zuerst suchte man sie den Burgundern welche sie milde behandelten, zu entreißen, indem behauptet wurde, daß sie nicht als eine Kriegsgefangene zu betrachten und zu behandeln sey, sondern als eine Zauberin und Teufelsbannerin; in dieser Hinsicht forderte sie die Pariser Universität, und besonders der den Engländern ganz ergebene Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, in dessen Sprengel sie gefangen war, vor das Gericht der Kirche. Hiervon unterrichtet, und in der höchsten Furcht, ihren Todfeinden in die Hände zu fallen, stürzte sich Johanna von der Höhe des Thurmes, in dem sich ihr Gemach befand, hinab. Ohnmächtig und stark verwundet, hob man sie auf, und endlich, nachdem die Unterhandlungen ein halbes Jahr gedauert, wurde sie für eine bedeutende Abkaufssumme, die der König von England zahlte, dessen Beamten überliefert. Diese schafften sie nach Rouen, wo sich Heinrich VI. und der Regent damals aufhielten. Hier wurde sie in den großen Schloßthurm gebracht*) und mit schweren Eisenketten gefesselt, bewacht von Leuten des gemeinsten Standes, die durch grobe, verhöhnende und schmutzige Reden ihr Gefühl verletzten, oder sich unanständige Mißhandlungen erlaubten. Die Engländer hatten ihren Tod beschlossen; die Urheberin alles Unglücks in Frankreich sollte ihre Thaten büßen, die besiegten Feldherren wollten ihre Schmach mit dem Blute der Jungfrau abwaschen, die Erfolge Karls sollten befleckt werden durch die Entdeckung, daß sie durch höllische Künste, durch Frevel gegen Christenthum und Kirche errungen seyen. In diesen Absichten ward nun das Verfahren gegen sie von einem geistlichen Gerichte begonnen, unter Leitung des Bischofs von Beauvais und eines Dominicaners, des Vicarius für den Großinquisitor von Frankreich in der Diöcese von Rouen. Diese beiden hatten allein das Urtheil zu fällen, die übrigen Doctoren der Theologie oder Priester waren nur zum Beisitz und zur Begutachtung versammelt. Man zählte deren gegen hundert, alle Franzosen. Ohne die Hülfe eines rechtskundigen Beistandes, ihrer Jugend und Einfalt überlassen, ward Johanna nun täglich fast vier Stunden lang verhört. Man brachte die unerlaubtesten und schändlichsten

---

*) Sie hätte eigentlich, da sie jetzt als eine Frevlerin gegen die Kirche behandelt ward, auch in ein geistliches Gefängniß gebracht werden müssen, aber der Bischof von Beauvais wollte dieß, um den Engländern zu gefallen, nicht zugeben.

Mittel in Anwendung. Auf die verfänglichen und verwirrenden Fragen, mit welchen sie ohne Unterlaß bestürmt wurde, antwortete sie, zur Verwunderung Aller, mit einer weit über ihre Jugend, ihr Geschlecht und sonstige Bildung gehenden Ruhe, Klarheit, Einsicht und Geistesgegenwart. Mancher läppischen Vorhaltung begegnete sie mit einer Art von Laune. So erwiederte sie auf die Frage: wie der Engel Michael aussähe: „Wie ein tüchtiger rechtschaffener Mann," und auf eine andere, ob die Erscheinungen nackt gingen: „meint ihr, es könne Gott ihnen keine Kleider schaffen?" Standhaft und fest beharrte sie dabei, daß sie bloß den Offenbarungen, welche sie erhalten, zufolge gehandelt habe. Die Beschaffenheit dieser Offenbarungen war der Hauptgegenstand des Verhörs, und die Richter brachten endlich heraus, daß ihre Erscheinungen nicht von Gott kämen, noch von den Engeln und Heiligen, vielmehr sey Alles Teufelswerk und Zauberei. Vorzüglich sah man darin Gotteslästerung, daß ein Weib einen göttlichen Befehl wolle bekommen haben, Mannskleider zu tragen. Auch die Pariser Universität gab ein Gutachten in dieser Weise. Vergebens berief sich Johanna auf das Urtheil des Papstes und des Conciliums zu Basel. Ihre Appellation wurde vom Bischofe unstatthaft gefunden und durch die Drohung, daß sie den Feuertod sterben müsse, wenn sie nicht erkläre, daß ihre Visionen Täuschung und Lügen seyen, ward sie endlich bewogen, eine Abschwörungsformel zu unterzeichnen, deren Inhalt ihr unrichtig mitgetheilt wurde, da sie nicht lesen konnte. Dennoch wurde sie hierauf, als eine schwere Sünderin gegen Gott, zu ewigem Gefängniß bei Wasser und Brot *) verurtheilt. Sie legte nun auch weibliche Kleidung an, und mußte versprechen, sich der männlichen nie wieder zu bedienen. Aber selbst diese Milderung war nichts als ein Gaukelspiel, denn nur der Tod der Heldin konnte die glühende Rachsucht ihrer Feinde befriedigen, und um diesen herbeizuführen, wurden ihr schmähliche Fallstricke gelegt. Wider das gegebene Versprechen brachte man sie in ihr früheres Gefängniß zurück, wo sie, wie vorher, von rohen Soldaten unmittelbar in ihrem Zimmer bewacht wurde. In der Nacht wurden ihre weiblichen Kleider mit männlichen vertauscht. Johanna merkte wohl, worauf es abgesehen sey, und blieb bis zum Mittag liegen, endlich aber mußte sie zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses aufstehen und jene Kleider anlegen. Mehr wollte die Arglist ihrer Wider-

*) „Au pain de douleur et à l'eau d'angoisse," heißt es in dem Urtheile.

sacher nicht. Der Bischof von Beauvais eilte sofort in das Gefängniß, um sich selbst von diesem Frevel zu überzeugen, und da Johanna kühn behauptete, daß die heiligen Frauen Catharina und Margaretha ihr von Neuem erschienen seyen, und ihren Widerruf getadelt hätten, und daß sie ganz bestimmt an die göttliche Natur dieser Visionen glaube, so ward sie nun als eine rückfällige Ketzerin betrachtet, der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben und von dem Bailli von Rouen ohne weitere Procedur des Feuertodes schuldig erklärt.

Dieses Urtheil ward ohne Säumen vollzogen. Am 30. Mai 1431 wurde sie auf einem Karren nach dem Marktplatze geführt, umringt von einer zahlreichen bewaffneten Schaar. Als sie ihr Urtheil gehört, kniete sie nieder und betete zu Gott und allen Heiligen, mit einer solchen Inbrunst, daß selbst Engländer zu Thränen gerührt wurden. Englische Soldaten ergriffen sie darauf, und schleppten sie mit Heftigkeit nach dem Scheiterhaufen. Hier setzte man ihr eine Mütze auf, auf welcher die Worte: Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige, zu lesen waren. So barbarisch und grausam waren ihre Verfolger, daß sie die Veranstaltung trafen, die Unglückliche nur langsam und allmählig von der Flammen erreichen zu lassen, um ihre furchtbaren Qualen zu verlängern. Ihre Asche ließen sie in die Seine werfen, damit kein Verehrer sie als eine theure Reliquie sammeln und aufbewahren könne. Aber den reinen Glanz, mit welchem ihr eben so kindlich schuldloses, als großartiges Leben in der Geschichte strahlt, haben sie nicht zu trüben vermocht, und kaum hätte ein schöneres Ende für sie gefunden werden können, als diese Besiegelung und Verklärung ihrer edlen Bestrebungen durch die Flammen. Nicht minder aber als die Engländer, welche in Johanna nur die verhaßte Feindin sehen konnten, die ihnen unersetzlichen Schaden an Land und Leuten gethan, hat König Karl an dem Mädchen von Orleans, die ihm sein Reich wiedergegeben, gefrevelt, indem er auch nicht einen Versuch zu ihrer Befreiung, ja nicht einmal zur Erleichterung ihres Schicksals machte, und doch hätte wenigstens der Schein von Gerechtigkeit, mit welchem ihre Feinde sich umgaben, die Untersuchung ihrer Sache von geistlichen Richtern, durch Verbote der kirchlichen Oberen oder des Papstes, sehr leicht verhindert werden mögen. Nicht einmal die Familie seiner Retterin, die in Dürftigkeit schmachtete, wurde von ihm unterstützt. Erst fünf und zwanzig Jahre später, als Johanna's Mutter um eine Revision ihres Urtheils beim Papste Calixtus III. gebeten hatte, und dieser den Erzbischof von Rheims hiermit

beauftragte, entzog sich Karl der Mitwirkung nicht. Das ganze gegen sie angewendete Verfahren, sammt der daraus hervorgegangenen Verdammung ward gegen alle rechtliche Form befunden, und durch öffentliche Bekanntmachung in allen Städten des Königreichs für ein Werk der Gewaltthätigkeit und Bosheit erklärt. Auf dem Platze, wo Johanna verbrannt worden war, wurde eine feierliche Procession gehalten, öffentlich zu ihrem Lobe gepredigt und ihr ein Denkmal errichtet. Ein ungleich herrlicheres und lebendigeres hat sie in den Gemüthern aller derer gefunden, welche in den Thaten so reiner Begeisterung, Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung den vom Himmel stammenden Funken fühlen und erkennen.

---

89. Karl VII.

Wenn die Engländer gehofft hatten, durch den Tod der jungfräulichen Heldin auch das keimende Glück Frankreich's zu vernichten, so mußten sie bald ihre Täuschung erkennen, denn der Geist, welchen das Mädchen in der Mehrzahl ihrer Landsleute erweckt hatte, ging keines Weges mit ihr unter. Nicht nur mißlangen dem Regenten einige Versuche auf feste Städte, worin im Grunde der Krieg von beiden Seiten bestand, sondern er mußte, durch fortgehende Geldforderungen, seiner Partei auch alle diejenigen entfremden, welche den Engländern einst am ergebensten gewesen waren, da er von seiner Heimath aus so gut als gar nicht unterstützt wurde. Noch standen indeß die Sachen nicht so verzweifelt, daß bei kräftiger Hülfe der Englischen Barone nicht ein großer Theil der bisherigen Eroberungen hätte behauptet werden können, aber in einheimische Streitigkeiten verwickelt, zeigten diese weder Lust noch Neigung, das Ansehen ihrer Krone in Frankreich zu befestigen, und bald ging auch die Hauptstütze der Englischen Macht in diesem Lande durch den Rücktritt des Herzogs Philipp verloren. Wie schon früher zwischen den Burgundern und Engländern Kaltsinn eingetreten war, ist oben bemerkt; der Tod der Gemahlin des Regenten, einer Schwester Philipp's, lösete das persönliche Band der beiden Häupter, und der hohe Preis, um welchen König Karl die Aussöhnung mit dem Herzoge von Burgund zu erkaufen geneigt war, zog diesen von der Englischen Partei gänzlich ab. In dem Frieden, welchen er 1435 zu Arras mit Frank-

reich schloß, erhielt er die Grafschaften Macon und Auxerre, und zur Entschädigung für die Verluste, welche ihm dieser Vertrag von Seiten der Engländer vielleicht zuziehen könnte, alle Städte und Herrschaften an der Somme, Ponthieu, Amiens, Abbeville u. s. w. Doch behielt sich der König für diese Gebietstheile das Recht des Zurückkaufes für eine bestimmte Summe vor. Der Herzog sollte außerdem, so lange Karl lebe, von jeder Lehnspflicht frei und unabhängig seine Länder beherrschen. Ferner erklärte Karl, daß der Mord Johann's des Unerschrockenen wider seinen Willen und zu seinem Mißfallen geschehen sey, und verhieß, die Thäter zu bestrafen. Einen nicht weniger empfindlichen Verlust erlitten die Angelegenheiten der Engländer in Frankreich durch den Tod des trefflichen Herzogs von Bedford, der wenige Monate nach dem Frieden von Arras zu Rouen erfolgte. Und daheim, im Rathe des jungen Königs herrschte Zwiespalt und böse Entzweiung, indem der Großoheim des Monarchen, der Cardinal von Winchester, und sein Oheim, der Herzog von Glocester, von Haß und Eifersucht gegen einander erfüllt, sich mit der größten Erbitterung anfeindeten und bekämpften. Dieser Zwist brachte in alle Staatsgeschäfte Stillstand und Verwirrung, und die Französische Regierung ermangelte nicht, die sich immer günstiger gestaltenden Verhältnisse zu benutzen. Auch in Paris, wo anfangs jeder Sieg der Engländer durch öffentliche Lustbarkeiten gefeiert worden war, mußte mit den steigenden Erpressungen, und besonders nach der Aussöhnung Philipp's mit dem Könige, der alte Parteihaß immer mehr erlöschen, da seitdem keine Burgundische und Armagnacsche Faction mehr existirte. Das Verlangen der Bürger nach der Wiederherstellung ihres Königs wuchs mit jedem Tage, und so öffneten sie endlich, gegen das Versprechen vollständiger Amnestie, den Französischen Truppen die Thore, während die schwache Englische Besatzung sich in die Bastille zurückziehen mußte. Alles rief: Friede! Friede! es lebe der König und der Herzog von Burgund! (13. April 1436.) Im folgenden Jahre hielt Karl seinen Einzug, und seine Rückkehr fand ohne die blutigen Reactionen statt, welche die Unterwerfung der Bürger unter seinem Vater und Großvater begleitet hatten (oben S. 90. 113.). Der Friede war das dringendste Bedürfniß und der sehnlichste Wunsch aller, und besonders der nördlichen Provinzen, welche, von feindlichen Schaaren und den unbesoldeten eigenen Kriegern um die Wette gemißhandelt, dem unsäglichen Jammer fast erlagen. Man eröffnete daher 1440 mit England Unterhandlungen. Hier waren in-

deß die Parteien auch über die Französischen Angelegenheiten nicht einig. Glocester, den die Hoffnungen seiner verstorbenen Brüder, Heinrich's V. und Bedford's, noch beseelten, wollte die Fortsetzung des Krieges; der Cardinal von Winchester und sein Anhang dagegen zeigten sich bereitwillig, fahren zu lassen, was nach ihrer Meinung doch nicht behauptet werden konnte, und waren daher für den Frieden. In eben diesem Sinne waren die Meinungen getheilt, als die Vermählung des Königs zur Berathung kam. Heinrich war höchst gutmüthig, nachgiebig, anspruchslos, und, wiewol nun schon über zwanzig Jahre alt, ganz von seinen Rathgebern abhängig. Man sah vorher, daß die Königin, wer sie auch sey, ihren schwachen Gemahl beherrschen werde. Der Herzog von Glocester wünschte seinem Zweck gemäß, daß die Tochter des Grafen Johann von Armagnac, des Sohnes des ermordeten Connetable, der über die Grafschaft Comminges mit Karl VII. in Streit gerathen war, gewählt werde, damit man durch das bedeutende Ansehen und die weitläufigen Besitzungen dieser Familie in Guienne Unterstützung im Kriege gegen den König gewinnen möge; die andere Partei aber ersah sich die Tochter des damaligen Titularkönigs von Neapel Renatus, des oben erwähnten Ludwig II. Sohn (S. 18.), aus dem jüngern Hause Anjou, die geistvolle und männliche Margarethe, deren Oheim, Karl Graf von Maine, Liebling und erster Minister Karl's VII. war, und setzte nicht nur diese Absicht, sondern auch einen Waffenstillstand durch (1444), wobei sogar Anjou und Maine an Frankreich zurückgegeben wurden. Einige Jahre nachher ward Glocester das Opfer der Ränke seiner Gegner. Man klagte ihn (1447) des Hochverraths an, und warf ihn ins Gefängniß, wo er nach siebzehn Tagen todt gefunden ward. Es ging das Gerücht, daß er heimlich ermordet worden sey. Sechs Wochen nachher starb auch der alte Cardinal von Winchester.

In Frankreich sah man den schwachen Zustand der Regierung des feindlichen Staates nicht ungern, und machte in der Zeit der Waffenruhe die nöthigen Vorbereitungen und Verbesserungen im Kriegswesen, um demnächst die Wiedereroberung der verlorenen Landschaften zu bewerkstelligen. So war es ein nicht unwillkommener Vorwand zur Erneuung der Feindseligkeiten, als eine Englische Kriegsschaar 1449 durch den Ueberfall der Stadt Fougeres in der Bretagne den Stillstand verletzte. Das entschiedenste Glück begünstigte die Französischen Unternehmungen. Innerhalb eines Jahres (1449 — 1450) war die ganze

Normandie den Engländern entrissen, und so wie der letzte Platz in dieser Provinz, Cherbourg, gefallen war, wandten sich die Französischen Waffen, einem reißenden Strome gleich, gegen Guienne. Ohne Schlacht und Belagerung ward auch diese ganze Provinz erobert; eine Stadt nach der andern ergab sich, aus England erschien nicht ein Mann zur Hülfe, und im August des nächsten Jahres (1451) wehte das siegreiche Französische Banner von der Mündung der Garonne bis an die Spanische Grenze. Indeß wünschte ein großer Theil des Adels von Guienne, durch Bedrückungen der Französischen Beamten aus seinem Taumel erweckt, die Englische Herrschaft wieder herbei, und knüpfte in London Verbindungen an. Jetzt endlich, da es zu spät war, entschloß sich Heinrich, ein Hülfsheer von achttausend Mann unter der Anführung des damals schon achtzigjährigen Talbot, Grafen von Shrewsbury, nach dem südlichen Frankreich zu senden (1452). Anfangs bezeichnete der glänzendste Erfolg die Laufbahn des heldenmüthigen Greises, der schon ein halbes Jahrhundert lang der Schrecken der Franzosen war, als er aber im folgenden Sommer das wohlbefestigte, und von dreihundert Feuerröhren vertheidigte Lager der Franzosen bei Chatillon mit allzuheftigem Ungestüm erstürmen wollte, fand er selbst den Tod, und seine Truppen erlitten eine vollständige Niederlage. Mit Talbot fiel sein edler Sohn, der trotz alles Andringens, sich zu retten, seinen Vater nicht überleben wollte. Die Wiedernahme der verloren gegangenen Städte war die Folge dieses Sieges der Franzosen, Guienne war von Neuem unterworfen, und die Vertreibung der Engländer aus Frankreich vollendet bis auf Calais, die einzige Stadt, welche ihnen von allen ihren Eroberungen blieb.

Wie Karl VII. das Unglück ohne widerstrebende Thatkraft über sich hatte hereinbrechen lassen, so war er auch bei der glänzenden Wiederherstellung seines Glückes weit mehr müßiger Zuschauer als Leiter und Lenker. Er besaß durchaus kein Feldherrntalent, und ließ sich ohne Ernst und nachdrückliche Kraft meist von Weibern und Günstlingen leiten. Doch widmete er dem innern Zustande seiner Staaten größere Aufmerksamkeit, als seinem Verhältnisse zu fremden und feindlichen Mächten, und zeigte sich im Ganzen in der Wahl seiner Diener nicht ohne Geschick und treffenden Blick. Frankreich war endlich von den tapfern Widersachern befreit worden, die es seit länger als hundert Jahren zum Ziel ihrer Angriffe gemacht hatten, aber die Folgen des Krieges, der besonders in den letzten Jahren auf das Verheerendste

geführt worden war, blieben noch lange sichtbar; ausgedehnte Landstrecken waren menschenleer, öde und mit aufgeschossenem Buschwerk bewachsen. Noch schlimmere Nachwehen waren jene im Laufe unserer Darstellungen schon mehrfach erwähnten räuberischen Söldnerschaaren, die größte Landplage jener Zeiten *). Um diesem Uebel ein Ende zu machen, wurden gleich nach dem Waffenstillstande von 1444 umfassende Maßregeln getroffen. Eines Theils der zucht- und herrenlosen Kriegsleute entledigte man sich durch den Zug nach der Schweiz (S. 71.). Von den übrigen wurden nur die tauglichsten auserlesen, alle anderen verabschiedet und mit nachdrücklichem Ernste an der Erneuerung ihrer Gewaltthätigkeiten verhindert. Aus jenen aber bildete man eine stets im Dienst bleibende und besoldete Truppe von Kriegsleuten zu Roß in funfzehn Schaaren, Ordonnanzcompagnien genannt, getheilt, jede zu hundert Lanzen, die Lanze in der Regel zu sechs Mann **). Im Jahre 1448 erging eine neue Verordnung, daß in jedem Kirchspiel des Reiches ein Schütze bewaffnet und geübt werden solle, um sich bei dem ersten Aufruf zu stellen. Da diese Leute von einem großen Theil der Steuern befreit wurden, hießen sie Freischützen (francs archers). Sie waren bestimmt, an die Stelle der Contingente zu treten, durch welche die Städte, seit den Zeiten Philipp August's, die königlichen Heere verstärkt hatten. Um den Compagnien ihren Sold regelmäßig zahlen zu können, wurde eine besondere Steuer ausgeschrieben und fortdauernd erhoben. Diese beiden Einrichtungen hatten die wichtigsten Folgen und bewirkten die vollständige Umwälzung aller mittelaltrigen Lebensformen in Frankreich. Durch die stehenden Truppen und die geübte Reserve des Volkes erhielt das ohnehin verfallende Ritterthum einen empfindlichen Stoß, und die Könige hatten eine stets bereite Macht in der Hand, jeden Versuch einer Auflehnung von Seiten des Adels oder der Städte schnell zu unterdrücken. Außerdem waren die großen Lehen theils durch Erbtheilungen zersplittert, theils durch Kauf, Erledigung oder Gewalt an die Krone gekommen, und der niedere Adel war durch die lange Kriegsnoth vermindert und verarmt. Dasselbe Schick

---

*) In modern times our *debts* and *taxes* are the secret poison, which still corrodes the bosom of peace; but in the weak and disorderly government of the middle ages, it was agitated by the present evil of the disbanded armies Gibbon History of the decline etc. T. XI. p. 153. Ed. Basil.

**) Es war ein Geharnischter (homme d'armes), ein Knappe, ein Reitknecht und drei Schützen, alle beritten.

sal hatte die Städte betroffen, und die feststehende Steuer überhob den König, sie zu den Reichsversammlungen zu berufen, auf denen sie einst so großes Ansehen behauptet hatten. Die Stände des Landes waren schon in den letzten Zeiten seltener als früher berufen worden; gewöhnlich unterhandelte man nur mit den einzelnen Provinzen. Mit der Macht kam auch die Freiheit und der Einfluß der Bürger und der Barone herab, und überhaupt hatte sich während der langen Kämpfe der Sinn von den alten Vorzügen und Rechten nur auf die Vertreibung des äußern Feindes, dessen Nähe doch Alles unsicher machte, gerichtet, das Volk war im Allgemeinen ermüdet und verlangte nichts als Ruhe. So konnte der Hof immer ungestörter auf die Verwandlung Frankreich's aus dem Lehnsstaat in die Monarchie der neuern Zeit hinarbeiten. Ein sehr bedeutender Schritt in dieser Hinsicht geschah durch eine Verordnung des Königs vom Jahre 1453, in welcher er die Niederschreibung aller Gewohnheitsrechte der einzelnen Seneschausseen, Baillagen und Herrschaften anbefahl, welche alsdann von dem Parlamente zu Paris revidirt werden und nur in dieser Form Gesetzeskraft haben sollten. Hiermit wurde zugleich einer großen Verbesserung und Abkürzung des rechtlichen Verfahrens der Weg geöffnet, da bisher die Appellationsrichter (Th. V. S. 331.) unmöglich alle die unendlich mannichfachen Satzungen und Gebräuche kennen konnten, die größtentheils nur durch mündliche Tradition in den einzelnen Landschaften existirten, von denen aus Berufungen an ihren Spruch gemacht wurden. Indeß wurde diese Sammlung der Gewohnheiten Frankreich's, welche unter dem Namen des grand coutumier bekannt ist, erst hundert Jahre nach Karl VII. vollendet. Auch die gallicanische Kirche hatte sich unter der Regierung dieses Herrschers unabhängiger vom Papste gestellt und gehörte seit der Zeit mehr dem nationalen Interesse, als dem allgemeinen Kirchenverbande an. Im Jahre 1458 berief der König die vornehmsten Prälaten und weltlichen Großen nach Bourges, welche die Beschlüsse der damals versammelten Baseler Synode, in Betreff der Wahlfreiheit der Stifte und Capitel, der Beschränkung der Abgaben und der Appellationen nach Rom, trotz des Widerspruchs von Seiten Eugen IV. annahmen; worauf das Parlament dieselben als Erweiterung der pragmatischen Sanction Ludwig's des Heiligen, unter eben diesem Namen in sein Register eintrug.

Die Unzufriedenheit der Adeligen mit der Herabdrückung ihres Standes machte sich in einem Aufstande derjenigen unter ihnen Luft,

welche noch größere Lehen inne hatten, oder durch Verbindungen und verwandschaftliche Verhältnisse mit dem Hofe eines bedeutenderen Ansehens genossen. Der Herzog von Bourbon, der Herzog von Alençon, der Graf von Vendome, der Bastard von Orleans traten bereits im Jahre 1440 zusammen, um dem König die Regierung zu entreißen, und den Dauphin Ludwig, der damals siebzehn Jahr zählte, an die Spitze des Staates zu stellen. Der Jüngling ging auf ihre Vorschläge ein, aber kaum waren die ersten Schritte geschehen, als Karl die Empörer durch die Einnahme mehrerer festen Plätze zwang, um Gnade zu bitten. Nach einiger Zeit machte der Dauphin einen ähnlichen Plan, wurde aber an der Ausführung verhindert und begab sich in seine Provinz, die Dauphiné, die er ganz unabhängig regierte. Als er aber auch ohne Erlaubniß des Vaters die Tochter des Herzogs von Savoyen heirathete, ließ Karl Truppen gegen ihn ausrücken, und Ludwig entwich zum Herzog Philipp von Burgund. Alle Aussöhnungsversuche blieben fruchtlos, Mißtrauen und Argwohn herrschten in Karl's Seele und der Kummer über den widersetzlichen Sohn beschleunigte sein Ende. Er war schon krank, als ihm ein Gerücht zu Ohren kam, daß Ludwig damit umginge, ihn zu vergiften. Von Schrecken ergriffen, enthielt er sich mehrere Tage lang aller Nahrung und verschlimmerte hierdurch sein Uebel, so daß er am 22. Julius 1461 im neun und funfzigsten Jahre seines Alters starb.

---

40. Niedersinken des Byzantinischen und Emporstreben des Osmanischen Reiches.

Die bisher geschilderte Lage der Hauptreiche Europa's im vierzehnten und der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, die inneren Fehden, von denen sie zerrissen wurden, und ihre daher stammende Kraftlosigkeit nach außen, der Verfall des Kaiserthums und des Papstthums in Deutschland und Italien, das Herabkommen des Ritterthums in Frankreich und England, so wie der verloren gegangene Sinn für das Große und Ganze der Europäischen Christenheit, machen es erklärlich, daß das Abendland nicht mit Ernst und Nachdruck in die Schranken trat, als es galt, die Vormauer gegen Asiatische Horden und den Islam, das Griechische Reich, wider die frische Kraft eines neuen Barbarenreiches zu schützen und zu erhalten.

Es war unter der Regierung Andronicus II. Paläologus (Th. V. S. 288.), des Sohnes jenes Michael, welcher die Trümmer des Constantinopolitanischen Kaiserthums wieder mit dem Nicäischen verbunden hatte, ohne dem Ganzen dadurch neue Kraft und neues Leben einhauchen zu können, als die Macht eines bisher unbekannten Türkischen Stammes sich mit reißender Schnelle in Kleinasien erhob. Zu den Zeiten Dschingischan's war Suleimán Schah, ein Häuptling Türkischer Wanderschaaren, an der Spitze von funfzigtausend Seelen von Chorasan westlich gezogen. Sein Sohn Ertogruhl leistete dem Seldschuckischen Sultan von Iconium (Th. IV. S. 182.), Alaeddin I., nützliche Kriegsdienste, und erhielt dafür als Grenzvertheidiger des Reiches wider die Griechen in der Gegend des alten Doryläum ein Gebiet angewiesen. Ertogruhl's Sohn Osman entriß, um die Zeit als sein Vater starb, den Griechen Stadt und Schloß von Karadschahissar, womit ihn Sultan Alaeddin III. belehnte, und ihm die Ehrenzeichen fürstlicher Würde, Fahne, Pauke und Roßschweif, übersandte (1289) *). Dieser Erwerbung folgten bald mehrere, und als der Chan der Persischen Mongolen Ghasan zehn Jahre später Alaeddin III. hinrichten ließ, und damit dieser Seldschucken-Dynastie, welche schon seit funfzig Jahren von den vordringenden Mongolen abhängig geworden war, ein gänzliches Ende machte, regierte auch Osman die Seinen als freier Gebieter. Neben ihm erhoben sich noch neun Führer turkmannischer Horden auf den Trümmern des Reiches von Iconium, aber das nach jenem genannte Volk verdunkelte und verschlang nach einigen Menschenaltern alle übrigen benachbarten Herrschaften und breitete seine Eroberungen weit aus in Asien und Europa.

Als Osman seinen Vorsatz, auf weitere Unternehmungen auszuziehen, den Seinen kund that, widersprach sein erfahrener Oheim Dündar, und von despotischer Wuth, die keine Einwendungen duldet, entflammt, ergriff der Neffe seinen Bogen und erschoß den neunzigjährigen Greis, eine Blutthat, welche, nach der Bemerkung des neuesten und kenntnißreichsten Geschichtschreibers dieses Volks, grauenvoll den Anfang Osmanischer Herrschaft bezeichnet, und in die lange Gallerie der Morde von Blutsverwandten, die gewöhnliche Vorhalle der folgenden Regierungen, als blutige Schwelle einführt **). So begann

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. I. S. 55.
**) v. Hammer, Bd. I. S. 66.

denn eine unübersehbare Reihe von Beute- und Eroberungszügen, welche die Unersättlichen stets weiter und weiter führte. Zugleich warfen sich andere Türkische Häuptlinge auf die ihnen zunächst gelegenen Striche Kleinasien's, die noch unter Byzantinischer Herrschaft waren. In diesem Gedränge rief der schwache Kaiser Andronicus Banden von Italienischen und Spanischen Miethstruppen herbei, welche in den damaligen Kriegen zwischen Neapel und Aragonien wegen Sicilien (Th. V. S. 172.) gedient hatten, gewöhnlich Catalonier genannt, weil der Kern aus Abenteurern dieses Volks bestand. Sie leisteten nützliche Dienste wider die Türken, erwiesen sich aber bald, nach der Art dieser furchtbaren Plage jener Jahrhunderte im Osten wie im Westen, dem Lande, das sie beschützen sollten, nicht weniger verderblich, als die äußeren Feinde. Sie plünderten und raubten, traten alles Recht mit Füßen, und erpreßten zugleich vom Kaiser ungeheure Summen als Sold. Der feige Hof, der sich nicht anders zu helfen wußte, ließ den Anführer der Catalonier, Roger de Flor, den er zum Großherzog von Romania und zum Cäsar erhoben hatte, meuchlerisch ermorden (1307). Ein Theil der Banden zerstreute sich zwar hierauf; funfzehnhundert Mann aber, welche sich den stolzen Namen der großen Compagnie gaben, begannen Krieg, des Führers Tod zu rächen, und ein ihnen entgegengesandtes Heer von vielen Tausenden war ihnen nicht gewachsen. Mit ihrem Glücke wuchs ihre Zahl, sie bemächtigten sich Gallipoli's, störten die Schifffahrt, und verbreiteten Verwüstung an beiden Ufern des Hellespont. Endlich waren Mangel und Uneinigkeit der Führer Ursachen, daß sie abzogen und nach Griechenland gingen. Sie schlugen und tödteten den lateinischen Herzog von Athen, Walther von Brienne, beherrschten eine Zeitlang Attika und Böotien und waren das Schrecken des Landes weit und breit. Solches waren die Gefahren, die den Fürsten, welcher auf dem Throne Constantin's des Großen saß, ängstigten, und diese Herrschaft wurde ihm von seinem Enkel, dem jüngern Andronicus, beneidet und streitig gemacht. Nach mehreren Empörungsversuchen desselben dankte der Kaiser 1328 zu seinen Gunsten ab, und starb vier Jahre nachher als Mönch in Dürftigkeit. Die Regierung Andronicus III. (bis 1341) war weder ruhmvoller noch glücklicher.

Indeß ging ganz Kleinasien an die Türken verloren; jene Küstenländer, an welche das christliche nicht weniger als das classische Alterthum die schönsten Erinnerungen knüpft, wurden die Beute gleichgül-

tiger, von Verachtung dessen, was sie nicht kannten, erfüllter Barbaren. Die Osmanen breiteten sich zunächst in Bithynien aus; Osman starb 1326 und das eben damals eroberte Brusa ward seines Sohnes und Nachfolgers Orchan (oder Urchan) Herrschersitz. Dieser Fürst übte zuerst in seinem Stamme die beiden höchsten Majestäts- und Souveränetätsrechte des Islam, Münzen mit seinem Gepräge schlagen, und seinen Namen im Kanzelgebet am Freitag nennen zu lassen*), und gab dem Osmanischen Reiche die ersten Staatseinrichtungen. Nikomedien und Nicäa fielen in seine Hände.

Trotz so drohender Gefahren trieben Ehrgeiz und Eifersucht am Byzantinischen Hofe fortwährend ihr verderbliches Spiel. Andronicus III. hatte die Vormundschaft über seinen neunjährigen Sohn Johann V. seinem Günstling Johann Kantakuzenus übertragen. Gegen diesen erhob sich eine Partei, ihn zu verdrängen, aber Kantakuzenus nahm selbst den Purpur, und es entstand ein sechsjähriger verwüstender Bürgerkrieg. Es kam so weit, daß die ärgsten Feinde des Reiches, die Türken, in den Streit gezogen wurden. Umurbeg, Fürst von Aidin, zog dem Kantakuzenus zu Hülfe, und war dieses auch nicht der erste Raubzug der Türken nach den Europäischen Küsten, so gab doch das Verständniß mit einer Partei im Innern größere Lockung und bequemere Gelegenheit. Bald verband sich Kantakuzenus auch mit dem mächtigeren Orchan, ja er gab ihm sogar seine Tochter zur Gemahlin, und die christliche Fürstin mußte sich dazu verstehen, einen Platz im Harem des Mohamedaners einzunehmen. Kantakuzenus siegte zuletzt ob, kam nach Constantinopel (1347) und gestand der verwittweten Kaiserin einen Vergleich zu, vermöge dessen er ihren Sohn zum Mitregenten annahm, sich aber für die nächsten zehn Jahre die alleinige Leitung der Staatsgeschäfte vorbehielt. Die Schwäche des Reiches wurde immer fühlbarer. Die Genueser in der von ihnen befestigten Vorstadt Constantinopel's, Galata, schrieben dem Kaiser Gesetze vor, und zerstörten, als er Krieg wider sie erhob, seine Flotte. Kantakuzenus verband sich mit den alten Feinden der Genueser, den Venetianern, aber das Gewicht, welches der Beistand des Römischen Reiches in diesem Kampfe zwischen zwei Italienischen Städten (vgl. Absch. 58.) in die Wage legte, wurde kaum gefühlt**). Kantakuzenus

*) v. Hammer, Bd. I. S. 87.

**) Gibbon, Vol. XI. p. 197.

konnte jedoch den Thron, den er sich angemaßt, nicht behaupten. Johann Paläologus, dem er, um ihn sich näher zu verbinden, seine Tochter gegeben, wollte der steten Bevormundung entledigt seyn, und erhob sich wider ihn. Vergebens rief Kantakuzenus den Türkischen Schwiegersohn wider den Byzantinischen auf. Die Türken kamen ihm zwar zu Hülfe, aber der Widerwille des Volkes gegen ihn war zu groß, er mußte abdanken, oder dankte, wie er selbst in seinen Memoiren sagt, freiwillig ab (1355) und ging in ein Kloster. Die Osmanen aber hatten nicht versäumt, diese Zwistigkeiten zu ihrem Vortheil zu benutzen. Es war Orchan's Sohn Soliman, der zuerst den Gedanken hatte, in Europa nicht bloß zu plündern, sondern dauernde Erwerbungen zu machen. Ein Erdbeben verwüstete um diese Zeit die Thracischen Küstenstädte und zerriß ihre Mauern. Durch solche Lücken drangen die Osmanen in die Städte und befestigten sich darin. Die wichtigste dieser Eroberungen war Kallipolis (Gallipoli), der Schlüssel des Hellespont und Stapelplatz des Griechischen und abendländischen Handels.

Soliman starb noch vor dem Vater an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, daher folgte bei Orchan's Tode (1359) ein jüngerer Bruder, Murad I. Dieser eroberte alles Land vom Hellespont bis zum Hämus, und machte das 1361 genommene Adrianopel zu seinem Herrschersitze. Zum erstenmal waren die Griechen in ihrer Hauptstadt, von der Asiatischen wie von der Europäischen Seite, von demselben Feinde umgeben. Aber es war nicht mehr das Griechische Reich allein, welches bedroht war. Die Ausbreitung der Moslemen in Gegenden, welche selbst den Arabern in der frischesten Begeisterung des Islam unzugänglich geblieben waren, mußten, wo nicht das ganze übrige Europa, doch die zunächst gelegenen Länder erwecken, und nachdem Papst Urban V. einen Kreuzzug wider die Türken ausgeschrieben, verband sich der König von Ungern, Ludwig der Große, mit den Serviern, Bosniern und Wallachen zum Kriege wider den Alle bedrohenden Feind. Aber sie wurden geschlagen, und die Slavischen Völker zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere der Pforte nach und nach entweder zinspflichtig oder völlig unterworfen. Sie versuchten zuweilen Empörungen, aber ohne dauernden Erfolg. Ein allgemeiner Aufstand der Servier, Bosnier und Bulgaren bedrohte im Jahre 1387 noch einmal die Osmanische Herrschaft in Europa, endigte jedoch mit der gänzlichen Unterjochung Bulgarien's. Die Osmanen trugen bei Kossova (1389) einen entscheidenden Sieg davon, aber Sultan Murad

wurde von einem Servier erschlagen, nach Türkischen Berichten auf dem Schlachtfelde, nach Servischen und Griechischen am Morgen vor dem Beginn derselben in seinem Lager *). Der sterbende Murad weidete sich noch an dem Anblick der Hinrichtung Lazar's, des vor ihn geführten gefangenen Servierkönigs.

Dieser Siegeslauf eines Volks, welches drei Menschenalter früher nur eine kleine, armselige Horde war, wird erklärlich theils durch die ununterbrochene Folge von kriegerischen, nicht im Harem, sondern im Rathe und im Felde erzogenen Herrschern, die, von Siegesdurst erfüllt, mit allen ihren Kräften, ohne irgend eine Rücksicht zu kennen oder zu achten, auf das Eine Ziel hinarbeiteten, theils durch die klug gewählten, höchst förderlichen Mittel und Einrichtungen für diesen Zweck. Dahin gehört vor allen andern die Bildung eines regelmäßigen, stehenden Fußvolks, zu einer Zeit, wo das ganze christliche Europa es noch nicht hatte, der berühmten Janitscharen, lange das Schrecken der Völker oft aber auch der Sultane selbst, bis sie mit dem Reiche, das sie groß und herrschend gemacht hatten, entarteten, und in unseren Tagen, um einer neu zu gründenden Ordnung der Dinge den Platz zu räumen, vernichtet wurden. Ein Reitervolk Asien's schuf diese Fußtruppen, aber nicht aus der eigenen Mitte, sondern, mit verruchter Staatskunst, aus der schönsten und kräftigsten Jugend der besiegten Völker. Auserlesene Knaben unter der zur Gefangenschaft verdammten christlichen Bevölkerung eroberter Provinzen wurden zum dreifachen Abfall, von Eltern, Vaterland und Glauben, genöthigt, im Islam und in Waffenübungen erzogen, und zu dem Kern der Kriegsmacht ihrer Herren gebildet. Der berühmte Scheich Hadschi Begtasch, Stifter und Vorsteher der im Osmanischen Reiche später sehr einflußreichen Mönchsverbindung der Begtaschi**), segnete die neue Stiftung ein und sprach: „ihr Name sey die neue Truppe (Jeni Tscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend;

*) v. Hammer, Bd. I. S. 211.

**) Trotz des Ausspruchs Mohammed's: „es ist kein Mönchthum im Islam,“ gewann doch die Neigung des Arabers als Wüstenbewohners zum einsamen und beschaulichen Leben das Uebergewicht über das Wort des Propheten, und dreißig Jahr nach seinem Tode wurde der erste Mönchsorden gestiftet. Seitdem vermehrten sich die Fakire (die Armen) und die Derwische (Thürschwellen) so bedeutend, daß man schon zwanzig Verbindungen vor der Stiftung des Osmanischen Reiches zählte. Danach nahm ihre Anzahl und ihr Ansehen noch bedeutend zu, so daß sie oft mit großem Erfolg auf die politischen Zustände und Unternehmungen einwirken konnten. Ihre Vorsteher hießen Scheiche.

immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlseyn" *). Später wurde zur Rekrutirung der Janitscharen ein regelmäßiger Knabenzins von den unterworfenen Christen eingefordert. Die Heranwachsenden wurden in strenger Zucht und harter Arbeit, ohne die weiche Pflege des väterlichen Hauses, erzogen. Zuerst erhielten sie nur Kleidung und Nahrung, dann aber, nach vier bis fünf Jahren in das Corps aufgenommen, regelmäßigen und reichlichen Sold, und Allen, die sich auszeichneten, war der Weg zu hohen Aemtern und Ehrenstellen eröffnet. Es gab aber auch andere Fußtruppen, deren Dienst auf Lehen gegründet war, Piade genannt, und unregelmäßige Streithaufen. Wie das Fußvolk wurden auch die Reiter organisirt, es dienten besoldete, belehnte und nur zum Kriege aufgebotene oder freiwillig sich einstellende. Die ersten (Spahi, eigentlich Sipahi genannt) wurden im Abendlande nicht weniger gefürchtet als die Janitscharen.

---

41. Bajazeth und Timur.

Als Bajazeth (oder Bajezid) auf dem Schlachtfelde bei Kossova seinem erschlagenen Vater in der Herrschaft folgte, war seine erste That die Hinrichtung seines einzigen Bruders. Härte, Ungerechtigkeit und Grausamkeit bezeichneten auch ferner die Handlungen seiner Regierung, in seinen Leidenschaften zeigte er sich heftig und unmäßig, er war der erste Sultan der Osmanen, der wider die Satzungen des Islam Wein trank. Aber die blutigen Siegesspuren seiner Vorfahren verfolgte er mit noch erhöhter Thätigkeit. Von der Schnelligkeit seiner Siege wider Christen und Moslemen von der Donau bis zum Euphrat hat er den Beinamen des Blitzes (Jildirim) erhalten. Er drang zuerst über die Donau vor, bemächtigte sich dann fast aller den Byzantinern noch gehörenden Plätze in Thracien, Macedonien und Thessalien, fiel in Griechenland ein, zog ohne Widerstand durch die Thermopylen und erstürmte Argos, während seine Reiter bis in die südliche Spitze des Peloponnes streiften. Darauf wendete er sich nach Osten und unterwarf den größten Theil des von den übrigen Türkischen Fürsten eingenommenen Kleinasien's seiner Herrschaft.

---

*) Nach der gewöhnlichen Meinung sind die Janitscharen eine Schöpfung Murad's I., v. Hammer aber, Bd. I. S. 91., hat bewiesen, daß ihre Einrichtung schon unter Orchan fällt.

Da nun das Ungewitter immer drohender heranzog, versuchte sich König Siegmund von Ungern durch auswärtige Hülfe zu stärken. Nach Frankreich ging eine eigne Gesandtschaft, welche alle Herzen durch Schilderung der Grausamkeit und des Blutdurstes der Türken gegen die unglücklichen Christen rührte und erschütterte, und besonders bei dem Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund Beförderung und Unterstützung fand. Er sandte seinen eignen Sohn, den uns wohlbekannten nachmaligen Herzog Johann den Unerschrockenen, damals Grafen von Nevers, in diesen Krieg, und die Blüthe des tapfern Französischen Adels begleitete ihn. Es befanden sich darunter der Graf de la Marche, Heinrich und Philipp von Bar, alle drei von königlichem Blut, der Graf von Eu, Connetable, und Johann von Vienne, Admiral von Frankreich, der Marschall Boucicaut, die Herren von Coucy und de la Tremouille u. s. w. Die Zahl dieses Heeres betrug tausend Ritter, eben so viele Knappen und sechstausend Söldner. Ihr Zug durch Deutschland schien aber nicht der einer Ritterschaar, sondern eines üppigen Hofes, so ungezügelt überließen sie sich allen Lustbarkeiten und Genüssen. Kein Gedanke an die Möglichkeit eines Unglücks kam in ihre stolzen, übermüthigen Seelen, nicht nur die Türken von Ungern zurückzudrängen schien ihnen ein Leichtes, sie dachten nach Asien zu ziehen, und das heilige Grab zu befreien. Ofen war der allgemeine Sammelplatz, auch Deutsche Schaaren stießen hier zu den Franzosen und Ungern. Sechzigtausend war die Zahl der von Siegmund wider die Türken geführten Krieger, ein Heer, wol stark und tapfer genug zum Siege, wenn Uebermuth und Uneinigkeit es nicht ins Verderben gestürzt hätte. Die Französischen Ritter prahlten, daß sie den Himmel, wenn er einstürzen wollte, mit ihren Lanzen aufhalten würden. Mit der Belagerung des von den Türken besetzten Nikopolis wurde der Feldzug begonnen. Bajazeth eilte zum Entsatze heran, die Vermessenen wollten die Nachricht davon zuerst nicht einmal glauben; als kein Zweifel mehr möglich war, geschah die Rüstung zur Schlacht (28. Sept. 1396) in unordentlicher Eil. Vergebens stellte Siegmund den Franzosen vor, daß sie ihre Kraft nicht gegen die zuerst erschienenen leichten Türkischen Reiter verschwenden, sondern gegen die Janitscharen und Spahis aufsparen sollten. Sie hielten dies für eine Beleidigung ihrer Ehre, und stürmten, überdies auch unter sich uneins, tollkühn und unbesonnen vor. Tausende fielen vor ihrer Tapferkeit, ein Treffen nach dem andern wurde zersprengt, die Janitscharen flohen, und die

zur Plünderung und zum allgemeinen Blutbad der Rache. Nur das Stadtviertel, wo die Scheiche und Gesetzgelehrten wohnten, erhielt Sicherheit. Jeder Soldat ward zur Lieferung einer bestimmten Anzahl von Köpfen aufgeboten; viele aber waren zuletzt von Blut und Beute so übersättigt, daß sie die vorgeschriebenen Köpfe lieber kauften. Nach der geringsten Angabe waren es siebzigtausend Erschlagene, die hier den Rache- und Blutdurst des Wütherichs befriedigen mußten. Als Iran durch solche Ströme von Blut beruhigt war, wandte sich Timur gegen das Chanat von Kaptschak (vgl. Th. V. S. 280.), wo Batu's Familie noch den Thron behauptete. Auch dieses Reich unterlag seinen siegreichen Waffen. Am 12. September des Jahres 1397 überschritt der Eroberer den Indus. In den vorderen Ländern Hindostan's waren der Herrschaft der Ghasnaviden (Thl. IV. S. 181.) drei Mohamedanische Dynastien hintereinander gefolgt, und hatten eine neue Völkerschicht auf das alte Brahmanenthum gepflanzt. Delhi, in dem Mittelpunkte der Stromsysteme des Ganges und Indus, war die Residenz dieser Fürstengeschlechter. Fast ungehindert drangen die Mongolen durch das Penjab bei den Altären vorüber, die Alexander am Ufer des Hyphasis als Grenzsteine seines Zuges errichtet hatte. Noch war keine Schlacht geschehen, und schon schleppte das Heer über hunderttausend Gefangene mit sich. Bei Delhi erwartete sie Mahmud II. aus dem Hause der Thogluk, mit der gesammelten Reichsmacht. Als der Anblick seiner Kriegselephanten auf den Gesichtern der Hindusklaven freudige Erwartungen zeigte, befahl Timur sie sämmtlich niederzuhauen, und eine Stunde kostete mehr als hunderttausenden das Leben. Noch größer war das Gemetzel in der darauf folgenden Schlacht, in welcher die Mongolen, trotz hartnäckiger Gegenwehr und des betäubenden Lärms der Indischen Glocken und Trompeten und der Beckenschläge, die von den Rücken der Elephanten herab ertönten, ihre Feinde niedermähten. Delhi wurde geplündert, von den überlebenden Einwohnern schleppte jeder Mongole so viel Sklaven fort, als er wollte, und gemeine Soldaten zogen wol mit fünfhundert davon. Von den rauchenden Trümmern, die er an Delhi's Stelle hinterließ, eilte Timur über den Yamuna und eroberte Merut, dessen ganze Bevölkerung lebendig geschunden wurde. Bald danach wurde der Rückzug angetreten, und in den Bergzügen von Sevalik, wohin sich schon längst eine zahlreiche Menge der, von den Mohamedanern aus Iran vertriebenen Persischen Feuerdiener

gerettet hatte, ein fürchterliches Blutbad und eine vollständige Vernichtung derselben angerichtet.

So war Geist, Macht und Art des Mannes, mit dem Bajazeth in Feindschaft gerieth, als er Fürsten aufnahm, die Timur vertrieben hatte, so wie bei diesem Kleinasiatische Herren, die Bajazeth verjagt, Schutz fanden. Mit Stolz und Hohn empfing und entließ Bajazeth Timur's Gesandte, da machte dieser sich auf, und nahm Siwas (das alte Sebaste), damals eine der bevölkertesten Städte Kleinasien's (1400). Furchtbar waren die Frevel, welche diese Einnahme bezeichneten, besonders die Todesmartern, welche den gefangenen Christen angethan wurden. Viertausend Armenische Reiter, welche große Tapferkeit bei der Vertheidigung gezeigt hatten, sollten lebendig begraben werden. Der Kopf wurde ihnen zwischen die Schenkel gebunden, je zehn in eine Grube gerollt, diese mit Brettern und dann erst mit Erde bedeckt, daß die Todesqual sich länger hinziehe. Ein Sohn Bajazeth's, der in des Eroberers Hände fiel, wurde hingerichtet. Auf diese Schreckensnachricht ließ der Sultan der Osmanen in Wuth und Schmerz von Constantinopel ab und zog nach Kleinasien. Timur hatte sich indeß südwärts gewandt. Vor Aleppo schlug er Ferrudsch, den Mameluckischen Sultan Aegypten's (vgl. Thl. V. S. 205.), zu dessen Herrschaft auch Syrien und Palästina gehörte, und drang mit den Fliehenden in die Stadt. Vierzehn Tage dauerte die Plünderung und Zerstörung. Bei Damaskus verloren die Aegypter die zweite entscheidende Schlacht. Wie aus Indien Steinhauer und Baumeister nach Samarkand geschleppt worden waren, so wurden auch die Gelehrten und die Stahlarbeiter dieser Stadt mitgeführt, den Glanz und die Bevölkerung von Timur's Herrschersitz zu vermehren. Danach wurde Feuer in die Gebäude geworfen, und alle Kunstwerke sammt der großen Moschee, mit denen einst die Omijaden diese Stadt geschmückt hatten (vgl. Thl. IV. S. 172.), wurden ein Raub der Flammen. Von hier richtete der Mongole seine blutig flammende Laufbahn nach Irak, wo sich, als die Macht des Chanats von Persien in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinabsank, die Dynastie der Ilchane in Bagdad erhoben hatte. Zum zweiten Male wurde diese Stadt von den Mongolischen Horden erstürmt, und eine Zerstörung begonnen, gegen welche die Thaten Hulagu's milde und schonend erschienen (Th. V. S. 280.). Jeder Mann des Heeres mußte einen Kopf liefern, wenn er seinen eigenen behalten wollte; so konnten neunzigtausend Schädel zum Siegesdenkmal

aufgerichtet werden (1401). Erst im folgenden Frühjahr machte sich Timur wieder gegen die Osmanen auf. Bei Angora (Ancyra) im alten Galatien trafen sich die Heere, zusammen wol eine Million Menschen, zur Entscheidungsschlacht. Sie geschah am 20. Julius 1402 und Timur blieb Sieger. Bajazeth ward gefangen, anfangs großmüthig aufgenommen, nach einem entdeckten und vereitelten Versuch zur Flucht aber in strengeres Gewahrsam gebracht *). Er starb im nächsten Jahre in der Gefangenschaft, und schon zwei Jahre nachher (1405) folgte ihm sein Besieger Timur, auf einem Zuge gegen China begriffen, um auch das vierte große Chanat, welches aus Dschingischan's Herrschaft hervorgegangen war, mit seinem Weltreiche zu vereinigen. Daß Asien nicht würde zusammengehalten werden können, hatte er eingesehen, aber Dschagatai und Persien als das Erbtheil seiner Nachkommen betrachtet. Doch durch die Zwistigkeiten derselben gingen auch diese Länder schon nach einigen Menschenaltern entweder an andere Stämme verloren, oder die bisher zusammengehaltenen Horden vereinzelten sich, um die frühere nomadische Lebensweise von Neuem zu beginnen. Dem Osmanenreiche schien gleich nach der Gefangennehmung und dem Tode Bajazeth's dasselbe Schicksal zu drohen. Denn als Timur Kleinasien verlassen hatte, traten die früher unabhängigen Türkischen Fürsten wieder hervor, und die vier Söhne Bajazeth's stritten in heftigen Bürgerkriegen um die Herrschaft. Es war der günstigste Zeitpunkt, die Osmanische Macht zu vernichten, oder doch wenigstens aus Europa zu verdrängen. Aber man ließ sie in träger Ruhe und sträflicher Gleichgültigkeit ungenutzt verstreichen. Kaiser Manuel, der, von seiner Reise zurückgekehrt, den Thron von Constantinopel wieder eingenommen hatte, war nicht der Mann zu großen Entschlüssen und Thaten, und das Abendland viel zu sehr in seine eignen unaufhörlichen Händel und Spaltungen verwickelt, um an Gefahren zu denken, die es nicht in der Nähe und unmittelbar bedrängten.

*) Der Erzählung nach wurde Bajazeth auf Timur's Befehl in einen eisernen Käfig gesteckt, und so auf den Zügen umhergeführt. Gibbon hat ein Zeugenverhör von Schriftstellern angestellt, nach welchem er die oft bestrittene Nachricht bestätigen zu müssen glaubt; v. Hammer dagegen, Bd. I. S. 318 fg., nach einer vollständigern Untersuchung, verwirft sie. Ihm zufolge hat sie ihre Entstehung dem mißverstandenen Worte Kafes zu danken, welches zwar einen Käfig bedeutet, aber auch eine vergitterte Sänfte, wie sie bei den Reisen des Harems gewöhnlich sind.

42. Wiederaufrichtung der Türkischen Macht und Eroberung von Constantinopel.

So geschah es denn, daß einer der Söhne Bajazeth's, Mohammed I., nachdem seine Brüder im Kampfe ihren Untergang gefunden, 1413 die Macht seines Vaters wieder vereinigte, und auch die Türkischen Emire in Kleinasien von Neuem unterwarf. Mohammed's Gerechtigkeit, Treue und Milde werden gerühmt, auch mit dem Kaiser Manuel stand er in gutem Vernehmen, der freilich seine Freundschaft durch das, was er gegen ihn zu thun unterließ, verdient hatte. Schlimmer stand Manuel mit Mohammed's Nachfolger Murad II. (1421—1451), der Constantinopel von Neuem einschloß und einen Sturm auf die Stadt unternahm. Indeß wurden die Osmanen diesmal zurückgeschlagen. Manuel starb 1425, und sein Sohn Johann VI. behauptete sich auf dem Throne nur durch einen Tribut, welchen er den Türken bezahlte. Das so zusammengeschrumpfte Reich wurde überdieß nach Manuel's Tode immer in Trennung erhalten; während dem Kaiser außer der Hauptstadt nur noch wenige Orte geblieben waren, kam der südliche Theil des Peloponnes, unter dem Namen des Despotats von Lakonien, an den zweiten Bruder Johann's, die nördliche Hälfte desselben beherrschte der dritte, Andronikus. Epirus, Akarnanien, Aetolien bildeten gleichfalls ein besonderes Despotat, das aber nicht einmal von einem Mitgliede der kaiserlichen Familie beherrscht wurde, und das Herzogthum Athen, mit Böotien und Thessalien, gehorchte dem Geschlechte der Acciajuolis, das den Anführern der Catalonier gefolgt war.

Es war auch den blödesten Augen klar, daß die Dauer dieser Ueberbleibsel des Römischen Weltreichs von dem Wohlgefallen der Türken abhing, welche zur Wegnahme der Beute nur darum nicht die erforderlichen Anstalten zu machen schienen, weil sie ihnen doch zuletzt nicht entgehen konnte. Da warfen die Hülflosen sehnsüchtige Blicke auf das Abendland, welches sie sonst weder liebten noch achteten, aber wenn noch Rettung möglich war, so mußte sie daher kommen. Als die Häupter der abendländischen Christenheit konnten in einem gewissen Sinne noch immer die Römischen Päpste betrachtet werden, wenigstens waren sie, wenn überhaupt noch irgend Jemand, am meisten im Stande, die Kräfte verschiedener Staaten auf Ein Ziel hin zu lenken. Aber die erste Bedingung päpstlichen Beistandes war die Wiedervereinigung der Morgenländischen Kirche mit der Römischen, ein bei den National- und

Religionsvorurtheilen der Griechen höchst schwieriges Unternehmen, wenn auch die Verschiedenheit der beiden Kirchen hauptsächlich nur in der anderweitig gebildeten Verfassung lag, da sich Widerwille und Abneigung auch an das Unbedeutendste hängen und zu einer unübersteiglichen Kluft gestalten können. Doch waren von den Zeiten des ersten Paläologen an stets Versuche zu einer solchen Verbindung gemacht, und immer wieder aufgegeben worden, besonders wenn das Glück den Griechen nur wieder einigermaßen zu lächeln schien. Als Adrianopel gefallen war, hatte sogar Johann V. selbst eine Reise nach dem Abendlande angetreten. Er erschien zu Rom vor dem damals dort befindlichen Papst Urban V. und beschwor seinen Gehorsam gegen denselben, so wie den Glauben der Römischen Kirche. Aber er erntete geringen Vortheil von diesem in den Augen seiner Unterthanen schimpflichen Schritte, und nicht minder fruchtlos war die Reise, welche sein Sohn Manuel im Jahre 1400 bis nach Frankreich und England antrat. Ernstlicher als seine Vorgänger betrieb bei der wachsenden Gefahr Johann VI. die Kirchenvereinigung. Es war die Zeit der Zwistigkeiten zwischen Eugen IV. und der Basler Synode. Beide Theile bemühten sich um den Griechischen Kaiser, und wir haben oben (S. 51.) schon gesehen, wie begierig Eugen diese Gelegenheit ergriff, eine neue Synode zu Ferrara zu eröffnen. Johann entschied sich für Eugen, verließ, von vielen Bischöfen und selbst von dem Patriarchen begleitet, seine Hauptstadt, kam nach Venedig, und hielt am 28. Februar 1438 einen prunkvollen Einzug in Ferrara, wo er vom Papste auf das ehrenvollste empfangen wurde. Die Griechen, welche ihrem Stolze dieses Entgegenkommen mit Mühe abgewannen, hatten sich geschmeichelt, den Papst an der Spitze der nur seines Winkes gewärtigen Prälaten und Fürsten von Europa zu sehen, und fanden zu ihrem Verdrusse ein nur schwach besuchtes Concilium, während die Mehrzahl der Väter der Kirche, von Basel aus, den Schritten Eugen's widersprach. Nach langen Unterhandlungen kam man über Rang und Ceremoniel überein, und nun begann eine Reihe ermüdender Streitigkeiten über die Frage, ob der heilige Geist vom Vater und dem Sohne, oder nur vom Vater ausgehe, über das Fegfeuer, das Primat des Papstes und das ungesäuerte Brod im Abendmahl. Je feiner die Ausdrücke zugespitzt wurden, um dadurch eine Vereinigung zu erzielen, je verwickelter wurde der Streit, die Versammlung wurde einer Seuche wegen von Ferrara nach Florenz verlegt, und man kam dennoch nicht zu Ende. Die Griechischen

Bischöfe waren des langen Haders überdrüssig, sie litten in dem fremden Lande oft an dem Nothwendigsten Mangel, da der Papst ihnen das zu ihrem Unterhalte verheißene Geld nur spärlich und wie ein Almosen auszahlen ließ, und mehrere von ihnen dachten heimlich zu entwischen. Die fünf und zwanzigste und letzte Sitzung des Concils brachte eben so wenig eine Uebereinstimmung hervor, als die früheren, aber Johann, welcher die von dem langen und mühsamen Werke erwarteten Früchte nicht verlieren wollte, drang in die Seinigen, sich zu fügen, und brachte sie auch nach einigen Monaten zur Annahme einer nach dem Willen der Lateiner verfaßten, und doch die Streitpunkte mehr beschwichtigenden und verhüllenden, als lösenden, Vergleichungsurkunde. Theils Ueberredungen, theils Drohungen, am meisten aber das dringende Verlangen, aus ihrer peinlichen Lage zu kommen, hatten die Griechischen Bischöfe, mit Ausnahme eines Einzigen, endlich zur Unterschrift vermocht. Am 6. Julius 1439 wurde die Vereinigung der beiden Kirchen feierlich verkündet, aber es konnte schon damals keinem Einsichtigen entgehen, wie wenig eine solche halb erkünstelte, halb erzwungene Vereinigung bedeuten könne. Die Rückkehrenden wurden in Constantinopel von dem fanatischen Volke mit Haß und Verwünschungen aufgenommen. Manche Bischöfe, welche die Friedensurkunde widerwillig unterschrieben hatten, sagten sich jetzt mit dem reumüthigen Bekenntniß der begangenen Sünde wieder davon los, und die kleine, der eingegangenen Verpflichtung treu bleibende Hofpartei war so verhaßt, daß alle Gemeinschaft mit ihr gemieden wurde.

Während Kaiser Johann von einem solchen Luftgewebe Rettung hoffte, rüstete sich Sultan Murad zu einem Kriege wider Ungern, um Rache zu nehmen für einen ihm durch Unterhandlungen von dort aus erregten Kampf mit den Karamanen, einem Türkischen Volke, welches sich gleichzeitig mit der Osmanischen Herrschaft im Südosten Kleinasien's erhoben hatte, und schon mehrfach zur Unterwerfung und Zinspflicht gezwungen worden war. Aber diesmal trafen die Türken im Abendlande auf einen Gegner, der ihnen vollkommen gewachsen war, den tapfern Johann Hunyadi, damals Woiwoden von Siebenbürgen. Mit funfzehntausend schlug er bei Vassag (1442) achtzigtausend Feinde, deren Anführer sich prahlerisch gerühmt hatte, die Ungern, wenn sie nur seinen Turban erblickten, würden Tagereisen weit fliehen*). Car-

*) v. Hammer, Bd. I. S. 451.

dinal Julian, den Papst Eugen, seiner dem Griechischen Kaiser gegebenen Verheißungen eingedenk, an den Ungrischen Hof gesandt hatte, wandte Alles an, den König Wladislav, der die Kronen von Ungern und Polen trug, zu einem größern und erfolgreichern Unternehmen wider den allgemeinen Feind der Christenheit zu bewegen. Er versprach die Unterstützung eines Kreuzzuges, den der Papst im ganzen Abendlande predigen ließ. Seine Worte wirkten, und im Sommer 1443 ging ein ansehnliches Heer, aus Ungern, Polen, Serviern, Wallachen und Deutschen Kreuzfahrern bestehend, über die Donau. Es war ein glorreicher Feldzug; wären ihm mehrere seiner Art gefolgt, die Macht der Türken hätte gebrochen werden mögen. Hunyadi siegte in zwei Schlachten bei Nissa und Jalovaz ob, und erstürmte noch am Vorabende des Christtages nach einem hartnäckigen Gefecht die Pässe des Hämus. Da aber das Jahr so weit vorgerückt war, Mangel und Krankheiten sich einzustellen begannen, beschloß man den Rückzug nicht ohne glänzende Pläne für das nächste Jahr. Diese Hoffnungen wurden erhöht durch das Versprechen von Hülfe zum ferneren Kriege, welches die Sieger von allen Seiten erhielten. Namentlich sagten der Papst, der Herzog von Burgund, Genua und Venedig auf das bestimmteste zu, daß ihre Flotten im Aegäischen Meere und im Hellespont erscheinen und so den Türken die Verbindung zwischen Europa und Asien abschneiden würden. Indeß that Murad, dem es ernstlich um Frieden zu thun war, vortheilhafte Versöhnungsvorschläge, und auf Hunyadi's Rath wies sie Wladislav nicht zurück. Im Julius 1444 wurde ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, auf die Bedingungen, daß die Türken Servien und die Herzogewina ihrem Beherrscher zurückstellen die Ungrische Oberherrschaft über die Wallachei anerkennen, und den gefangenen Schwager des Sultans, Mahmud Tschelebi, mit siebzigtausend Ducaten auslösen sollten. Nachdem ihm dies Geschäft gelungen, legte Murad, ein Fürst, dem die Gesinnungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht fremd waren, die Regierung nieder und übergab sie seinem vierzehnjährigen Sohne Mohammed, oder vielmehr den bisherigen Wesiren, um sich selbst mit seinen vertrautesten Gesellschaftern zu Magnesia dem Genusse der Ruhe und der Lebensfreuden zu überlassen *).

Kaum war der Waffenstillstand abgeschlossen, so trafen am Ungri-

*) Nicht, um in der Gesellschaft von Heiligen und Einsiedlern, unter Fasten und Gebet zu leben, wie Gibbon irrig sagt. S. v. Hammer, Bd. I. S. 458 und 652.

schen Hofe Schreiben des Cardinals Condolmieri, Oberadmirals der verbündeten christlichen Flotte am Hellespont, und vom Griechischen Kaiser ein, des Inhalts, daß die Karamanen stets unruhig, auch jetzt wieder in Aufstand seyen, die Flotte den Uebergang des Sultans nach Europa verhindern würde, und jetzt ein nie wiederkehrender Augenblick gekommen sey, die Macht der Türken in Europa zu vernichten. Das heilige Friedenswort war gegeben, aber der Cardinal Julian überwand die Einwendungen des Gewissens durch den täuschenden Glanz seiner Beredsamkeit, indem er dem verabscheuungswürdigen Satze, ein den Ungläubigen gegebenes Wort sey nicht zu halten, die gleichfalls irrige Behauptung hinzufügte, Ungern habe ohne Zustimmung des apostolischen Stuhles und der übrigen verbündeten Mächte der Christenheit kein Recht gehabt, einen Waffenstillstand mit den Türken einzugehen. So ward denn der eben so gewissenlose als in seinen Folgen verderbliche Krieg beschlossen. Aber die Macht, welche auszog, war gering, und betrug, nachdem noch mehrere Verstärkungen zu ihr gestoßen waren, nicht über vier und zwanzigtausend Mann. Nachdem die Donau überschritten war, wurde der Weg am Ufer des Schwarzen Meeres gewählt, und so kam man nach Warna. Hier war die erwartete Hülfsflotte noch nicht angekommen, statt dessen traf die Schreckensbotschaft ein, Murad, den die Kunde des Friedensbruchs aus seiner Ruhe aufgeschreckt hatte, nahe mit großer Macht. Durch den Verrath Genuesischer Kauffahrer war er mit vierzigtausend Kriegern über den Bosporus gekommen, während die vereinigten christlichen Schiffe am Hellespont lagen; für die Zahlung eines Ducaten Ueberfahrtsgeldes für den Mann hatten Jene — eine von der Geschichte leider nicht dieses eine Mal nur zu erzählende Schandthat — ihre christlichen Brüder dem Schlachtmesser der Türken überliefert. Im Ungrischen Lager entstand nun die Frage, was zu thun sey; einige Führer riethen schleunigen Rückzug an die Donau, der Cardinal Vertheidigung in dem zu befestigenden Lager, bis Hülfe herbeikäme, der König aber und Hunyadi waren für die Schlacht. Sie geschah am 10. November 1444 gegen den wol viermal stärkern Feind, durch dessen Reihen, als solle die Gottheit zum Mitstreiten aufgefordert werden, die Urkunde des gebrochenen Vertrages, auf eine Lanze gesteckt, getragen wurde. Schon war die Linie der Türken von der Tapferkeit der Christen durchbrochen, schon wandte Murad sein Roß zur Flucht, und stand nur wieder, nachdem ihm der Begler-Beg von Asien in den Zügel gefallen war: als König Wladislav zur Unzeit dem Aufrufe

seiner Polnischen Leibwache, sie in die Schlacht zu führen, folgte. Die Janitscharen, auf die er ansprengte, wichen anfangs dem Stoße; als aber die Polen bis an den Graben, den jene vor ihrer Stellung aufgeworfen hatten, gedrungen waren, wurden sie von der Ueberzahl des feindlichen Fußvolks umgarnt und niedergemetzelt*). Der König stürzte mit seinem verwundeten Rosse, ein alter Janitschar hieb ihm den Kopf ab, und steckte ihn auf eine Lanze. Nun war die Niederlage der Christen entschieden; die meisten suchten ihr Heil in der Flucht, unter ihnen auch Hunyadi. Der Anstifter alles dieses Unglücks, Cardinal Julian, kam bis an die Donau, wurde aber von einem Wallachen, der ihn in einem Kahne über den Strom ruderte und Gold an ihm sah, erschlagen. Murad kehrte nach Magnesia in den Ruhestand zurück, verließ ihn jedoch wiederum, und bestieg den Thron zum dritten Mal, als ein Janitscharenaufruhr sein kräftiges Einschreiten nöthig zu machen schien. Auch der Ungrische Krieg, welchen Hunyadi, nach Wladislav's Tod zum Gubernator des Reichs erhoben (vgl. Absch. 43.), unermüdlich fortführte, erforderte Murad's ganze Aufmerksamkeit. Seine große Uebermacht erfocht indeß in einer dreitägigen mörderischen Schlacht, auf dem Felde von Kossova (17.—19. Oct. 1448), welches schon einmal den Ruhm der Türkischen Waffen verherrlicht hatte (o. S. 146.), einen neuen Sieg über den Ungrischen Feldherrn und dessen tapfere Schaaren.

Diese Niederlage hätte vielleicht abgewendet werden mögen, wenn Hunyadi die ihm von Skanderbeg versprochene Hülfe erwartet hätte. Diesem allbekannten Kriegsfürsten ist nicht mit Unrecht unsterblicher Ruhm zu Theil geworden, weil er ein leuchtendes Beispiel gegeben, was unerschütterlicher Muth und Beharrlichkeit, mit Kunst und Klugheit gepaart, auch bei sehr geringer Macht, wider unzählbare Streitkräfte vermögen. Er hieß eigentlich Georg, und stammte aus der Familie Castriota, die sich eine Herrschaft im nördlichen Albanien gegründet hatte. Als Murad's Heere im Jahre 1423 zum ersten Mal Epirus mit Krieg überzogen, mußte Georg mit drei Brüdern, als Pfänder der Treue seines Vaters, den Türken folgen. Er ward beschnitten, und im Islam so wie für den Kriegsdienst erzogen. Seine ungemeinen Gaben hoben ihn schnell empor, schon früh erhielt er eine Führerstelle und gewann des Sultans hohe Gunst. Die Bewunde-

*) Mailath Geschichte der Magyaren, Bd. II. S. 227.

rung, welche die Türken seiner großen Tapferkeit zollten, erwarb ihm den Beinamen Iskanderbeg (d. i. Fürst Alexander). Dennoch zog Murad das Fürstenthum seines Vaters nach dessen Tode ein. So faßte Georg endlich den Entschluß, die schimpflichen Bande, die ihn an die Feinde seines Vaterlandes und seines Glaubens fesselten, zu zerreißen. Nach der verlorenen Schlacht bei Nissa (o. S. 158.) entwich er vom Türkischen Heere, und eine Bestallung, die er unter Androhung des Todes dem Staatssecretär Murad's abgezwungen hatte, eröffnete ihm die Festung Croja (1443), die im ehemaligen Gebiet seines Vaters in der Nähe des alten Dyrrhachium liegt. Ehe die List offenbar werden konnte, war die Türkische Besatzung durch seine Anhänger ermordet. Die kriegerischen Albanier fielen dem tapfern Manne freudig zu, unter seiner Führung waren sie in ihrer, wie in ihrer Feinde Meinung, unbezwinglich. Drei und zwanzig Jahre widerstand Skanderbeg der ganzen Macht des Türkischen Reichs und starb unbezwungen (1466).

Zweimal hatte Mohammed II. schon den Thron bestiegen und zweimal ihn dem Vater wieder einräumen müssen; zum drittenmal machte ihn der Tod desselben (1451) zum Herrn des Reichs. Die Geisteskraft und Willensstärke dieses Fürsten dienten einer unermeßlichen Herrschgier; wüthende Ausbrüche ungezügelter Leidenschaft, unmenschliche Grausamkeit gegen Besiegte und schändliche Wollust haben seinen Ruhm befleckt. Er begann die blutige Laufbahn gleich nach dem Tode seines Vaters mit einem Brudermord. Von dem Griechischen Reiche überdauerte seltsamer Weise das übrig gebliebene Haupt noch immer den längst dahin geschwundenen Körper. Murad hatte sich mit der Vasallenschaft des Byzantinischen Kaisers begnügt, und nach Johann's VI. Tode (1448) dessen Bruder und rechtmäßigen Nachfolger Constantin, den bisherigen Despoten von Lakonien (o. S. 155.), in dem Besitz des ärmlichen Restes bestätigt, den ein jüngerer Bruder, Demetrius, Jenem streitig machen wollte. So trennten Uneinigkeit und Bruderzwist die Griechen bis auf das Ende ihres politischen Daseyns, welches durch den festen Entschluß Mohammeds Constantinopel zur Hauptstadt des Osmanischen Reiches zu machen, nunmehr herannahete. Er begann damit, auf dem Europäischen Ufer dicht bei Constantinopel eine starke Festung bauen zu lassen, um die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere sperren zu können, und einem Heere aus Asien den Uebergang zu erleichtern, und als dies, wie es

nicht anders seyn konnte, zu Reibungen und Händeln führte, erklärte er den Krieg. Constantin war entschlossen, nicht feige zu weichen, sondern sich im Kampfe zu behaupten oder würdig zu fallen. Im September 1452 begann Mohammed die Vorbereitungen zur Belagerung. War es auch nur Eine Stadt, die der Stolze bezwingen wollte, so erkannte er doch die ganze Wichtigkeit und Schwierigkeit des Unternehmens, und brachte den Winter in der größten Spannung und Unruhe zu. Constantin, der das Abendland taub und außer Stande zu helfen fand, griff nochmals nach jenem Schattenbilde, welches seine Vorfahren schon öfters mit leeren Hoffnungen erfüllt hatte. Er wandte sich an den Papst Nicolaus V. und dieser sandte, um die Kirchenvereinigung von Neuem feierlich zu vollziehen, den Cardinal Isidor nach Constantinopel. Aber es hatte dies keine andere Folge, als daß der alte Haß der Griechen wider die Römische Kirche mit erneuerter Heftigkeit hervortrat. Es schien, als ob die Geistlichen und Vornehmen lieber von den Türken das Aergste erdulden, als mit Menschen Gemeinschaft haben wollten, die sich im Abendmahl des ungesäuerten Brodes bedienten. Aber eben so wenig, als mit einer solchen Duldung, wollten die Reichen dem Staate mit ihren aufgesammelten Schätzen zu Hülfe kommen. Verblendet von Eigennutz, versteckten sie ihr Geld eher, als daß sie es dem Kaiser hergegeben hätten, der dafür zahlreiche Schaaren hätte in Sold nehmen können.

Desto eifriger war der Sultan mit Allem beschäftigt, was zur Erreichung seines Zieles nöthig schien. Ein Ungrischer Stückgießer den man in Constantinopel schlecht bezahlte, bot ihm seine Dienste an, und goß ihm ein Wurfgeschütz, welches, der Erzählung eines Zeitgenossen zufolge, steinerne Kugeln von zwölf Centnern schleudern konnte*). Dafür mußte es von hundert Ochsen gezogen, und konnte nur siebenmal im Tage abgefeuert werden, zersprang auch nachher beim Gebrauche, und tödtete den Meister, der es verfertigt. Aber in der Kindheit der Geschützkunst legte man auf solche riesenhafte Massen, trotz ihrer großen Unbehülflichkeit, einen hohen Werth. Am 6. April 1453 begann die merkwürdige Belagerung. Das Heer, welches Mohammed vor die Stadt führte, zählte mehr als zweimal hundert und funfzigtausend Mann, und innerhalb derselben mußte Constantin die trostlose Nachricht vernehmen, daß zur Vertheidigung nur 4973 Waffenfähige

*) v. Hammer Bd. I. S. 266. sucht die Zweifel gegen diese Angabe zu beseitigen.

vorhanden seyen. Mit diesen und kaum zweitausend Söldnern mußte man jene ungeheure Schaaren bestehen. Johann de' Giustiniani, der mit neunhundert Mann von der Republik Genua zu Hülfe gesendet war, bot alle seine Kunst auf, mit so dürftigen Mitteln, hinter Mauern, die man in der sträflichsten Sorglosigkeit hatte verfallen lassen, die Vertheidigung möglich zu machen. Was den Griechen am meisten zu Statten kam, war, daß Constantinopel auch von der Seeseite angegriffen werden mußte, und die Schiffe der Türken zwar sehr zahlreich, aber von einer eben so schlechten Beschaffenheit waren, als ihre Bemannung ungeübt. Während Kriegsmaschinen alter und neuer Zeit neben einander die Mauern schon heftig erschütterten, erschien eine zweite Hülfe von fünf Genuesischen Schiffen. Sie wagten es gegen hundert und funfzig Türkische, die ihnen den Weg versperren wollten, den Kampf zu beginnen, und die Erfahrung, der Muth der Genuesischen Seeleute trugen den Sieg davon. Mohammed, der dem Kampfe vom Ufer zusah, ermahnte, versprach, drohte, und seiner selbst nicht mehr Meister, spornte er in der Wuth sein Roß in die Fluth. Vergebens, er mußte die Flucht der Seinen sehen und wie die Christen in den Hafen gelangten. Es gab also gewiß noch Wege, Constantinopel zu retten, sie wurden nur leider nicht benutzt. Mohammed, der wohl einsah, daß er ohne den Besitz des Hafens, welchen starke Ketten von außen sperrten (vgl. Th. V. S. 102.), die Stadt nicht gewinnen würde, entwarf und vollführte den kühnen Plan, einen Theil seiner Schiffe zu Lande vom Bosporus her über den freien Raum der zwischen Constantinopel und Galata sich befindet, hineinzubringen. Der unebene und hügelige, etwa zwei Stunden lange Weg wurde mit Brettern belegt, diese mit Fett schlüpfrig gemacht, und in einer Nacht wurden siebzig zweiruderige Schiffe und einige kleinere glücklich in den Hafen versetzt. So groß der Jubel der Türken war, so groß war die Bestürzung der Griechen. Giustiniani wollte die Schiffe in der Nacht verbrennen, aber der wohl berechnete Entwurf mißlang, weil die Genuesischen Bewohner von Galata (vgl. Thl. V. S. 288.), während der ganzen Belagerung gegen beide Theile treulos, ihn den Türken verrathen hatten.

Constantinopels letzte Stunde war gekommen. Seine geringen Vertheidigungsmittel schmolzen immer mehr zusammen, und während der grimmige Feind an den Mauern tobte, zerfraß im Innern das Gift der Uneinigkeit die letzte Kraft, denn die vornehmen Griechen sa-

hen Giustiniani's Verdienste mit Verdruß und Scheelsucht an. Die Flotte des Feindes war im Hafen, sein Landheer in den Gräben unter den Mauern, in denen schon eine weite Bresche geöffnet war. Aus astrologischen Grillen bestimmte Mohammed den 29. Mai für den Sturm; den Muth der Seinen entflammte er durch das Versprechen, daß Gefangene und Beute ihnen gehören sollten, sich behielt er nur die Gebäude vor. Am Abend vor dem verhängnißvollen Tage nahm Kaiser Constantin, besserer Zeiten und eines schönern Glückes werth, von den Seinen einen rührenden Abschied. Man umarmte sich unter Thränen, denn nichts schien das Verhängniß mehr übrig zu lassen, als rühmlichen Tod. Mit einer wol funfzigfach überlegenen Macht begannen die Feinde den Angriff, und konnten doch zwei Stunden lang keine Fortschritte machen, so sehr hatte die Bedeutung des Augenblicks die Kräfte der Belagerten erhöhet. Da ward Giustiniani, die Seele des ganzen Widerstandes, verwundet, und eilte, plötzlich aller Besonnenheit beraubt, nach Galata. Er wolle sich nur verbinden lassen, antwortete er dem Kaiser, der ihn zu bleiben ermahnte, aber er kehrte nicht wieder. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit, die Türken, denen die Veränderung nicht entging, verdoppelten ihre Anstrengungen und drangen in die Stadt ein. Der Augenblick, wo die Ruine des Griechischen Reiches zusammensank, war erschienen, aber Schmach und Feigheit seines letzten Kaisers haben ihn nicht befleckt, Constantin Paläologus fiel ehrenvoll im Kampfe. Sein Leichnam ward aus der Menge der Erschlagenen an der purpurnen, mit goldnen Adlern gestickten Fußbekleidung erkannt, und das abgeschnittene Haupt dem Sieger gebracht, der es an einer Säule öffentlich aufstellen ließ. Etwa zweitausend Christen waren niedergemetzelt worden, die übrige Bevölkerung schonte mehr der Geiz, als die Menschlichkeit der Eroberer. Alle Einwohner wurden als Kriegsgefangene betrachtet, und wer nicht ausgelös't wurde, in die Sklaverei verkauft. Die Güter waren der Plünderung des Heeres Preis gegeben, aber die Gebäude durfte keine Zerstörung treffen, denn Mohammed selbst wollte künftig in Constantinopel thronen. Um die ausgeleerte Stadt wieder mit Einwohnern zu füllen, wurden fünftausend Familien aus Kleinasien, unter Androhung der Todesstrafe, zur Einwanderung gezwungen. Mit der Verwandelung der Sophienkirche, der bisherigen Hauptkirche des Griechischen Reiches, in eine Moschee war am augenscheinlichsten bezeichnet, daß der dem Christenthume feindseligste Glaube jetzt in der Stadt herrsche, die ihr Begrün-

der einst unter dem Panier des Kreuzes, wie ein großes Siegesdenkmal desselben, erbaut hatte.

Europa vernahm die Botschaft mit Trauer und großem Schrecken, denn es war nicht zu hoffen, daß Mohammed's Ehrgeiz befriedigt sein werde, und nur zu bald zeigte sich, wie gerecht diese Furcht war. Papst Nicolaus V. that sein Bestes, die Völker durch Kreuz- und Ablaßpredigten zum Kriege wider die grausamsten Feinde des christlichen Namens zu entflammen, und sein Nachfolger Calixtus III. zeigte noch größern Eifer. Seine Legaten gingen durch alle Länder, fanden aber leider wenig Gehör; in Frankreich wurde die Bekanntmachung des päpstlichen Ausschreibens sogar verboten. Unter den vom Papste ausgesandten Rednern war ein merkwürdiger, von hoher Begeisterung erfüllter Mann, aus dem Orden der Franziscaner, Johann von Capistrano, einem Städtchen in den Abruzzen. Um den Sinn der Menschen auf den Krieg wider die Ungläubigen zu lenken, versuchte er die verschwundene Begeisterung für den heiligen Glauben wieder zu erwecken, und die Gemüther von den Gütern dieser Welt abzulenken. Schon im Jahre 1450 war er in Deutschland erschienen. Der Ruf seiner Heiligkeit ging vor ihm her, und als einem Propheten und Apostel zogen ihm Priester und Volk mit Reliquien entgegen, emsig bemüht, den Saum seines Kleides zu fassen. Kranke wurden zu seinen Füßen gelegt, daß er sie berühre und heile. Täglich hatte er zu Wien und zu Breslau zehn- bis zwanzigtausend Zuhörer, die er nur durch die hinreißende Lebhaftigkeit seiner Geberden fesselte, denn da er Lateinisch sprach, verstanden die Meisten seine Worte nicht. Als Bußprediger und Verkündiger göttlicher Strafgerichte wegen der herrschenden Ueppigkeit und Sittenverderbniß, ließ er in den Städten, durch welche er kam, Kleiderputz, Larven, Spiegel, Brettspiele und Karten zusammenbringen und auf einem öffentlichen Platze in einem großen Feuer verbrennen. Als Mohammed, den stolzen Siegeslauf bis in das Abendland fortzusetzen, im Jahre 1456 vor Belgrad erschien, kam Capistrano dem tapfern Hunyadi zu Hülfe, mit einem Kreuzheere, welches aus einer zusammengelaufenen Menge von Bürgern, Bauern, Studenten und Bettelmönchen, zum Theil nur mit Knitteln und Schleudern bewaffnet, bestand. Sie warfen sich in das geängstigte Belgrad. Am 21. Julius drangen die Janitscharen durch die zerschossenen Mauern, setzten sich in den Besitz der äußern Stadt, und stürzten sich im wüthenden Anlauf auf die Citadelle. Schon

wähnte Hunyadi, Alles sey verloren, aber Capistrano hielt durch unerschütterliche Zuversicht den Muth der christlichen Kämpfer aufrecht. Endlich vertrieben die Massen brennender Reisigbündel, welche die Besatzung hinabschleuderte, die Stürmenden aus dem Graben, worauf Capistrano, an der Spitze der Kreuzfahrer, einen Ausfall machte, und solches Schrecken verbreitete, daß die Türken sich in eine unordentliche, wilde Flucht warfen, deren Strome selbst Mohammed, wie sehr er drohte und wüthete, folgen mußte. Alles Belagerungsgeschütz, an dreihundert Stücke, wurde eine Beute der Sieger, vier und zwanzigtausend Türken hatten hier ihr Grab gefunden. Leider aber starb Hunyadi, der größte Held des Ungrischen Volkes, der ruhmreiche Vertheidiger der Christenheit, schon zwanzig Tage nach diesem Siege. Er verschied auf dem Krankenlager in den Armen seines Freundes und Waffenbruders Capistrano, der ihm noch in demselben Jahre nachfolgte.

Die Vertheidigung Belgrad's hatte den verheerenden Strom für einige Zeit von Ungern abgewendet, und Mohammed's Eroberungsdurst wandte sich nach anderen Seiten. David, der letzte in Trapezunt herrschende Comnene, wagte keine Vertheidigung, sondern überlieferte sein Reich (1461) in die Hände des Gewaltigen. Schon ein Jahr vorher war auch der Herrschaft, welche Demetrius und Thomas, die jüngeren Brüder Constantins, des letzten Byzantinischen Kaisers, im Peloponnes noch übten, ein völliges Ende gemacht worden. Sie fanden ein verdientes Schicksal, da sie selbst in diesen Zeiten der dringendsten Gefahr, von ihrer rasenden Leidenschaft, sich einander selbst anzufeinden und zu bekämpfen, nicht gelassen hatten. In ihren Sturz wurden auch die noch übrigen kleinen Herren in Griechenland verwikkelt, und nachdem die Fürsten gefangen und vertrieben, die Städte verbrannt und entvölkert, ihre Vertheidiger, zum Theil unter Martern, hingerichtet waren, war nun Griechenland, bis auf einige von den Venetianern besetzte Häfen, unterjocht. Ein Jahrhundert länger als die westlichen Provinzen des alten Römerreichs hatten die Griechen den stolzen Namen desselben bewahrt, nun hatten auch sie mit diesem Namen ihre Unabhängigkeit an erobernde Barbaren verloren. Aber wie ganz anders war ihr Loos gefallen! Jene hatten in ihren Siegern einen edlen Stamm gefunden, der sich zu ihrer Religion entweder schon bekannte, oder sie bald annahm, und voller Bildungsfähigkeit bald gänzlich mit ihnen verschmolz; diese ein in Hochmuth und dem Glauben an seine Vorzüglichkeit erstarrtes, dem Christenthume

mit Haß, seiner Bildung mit stumpfer Gleichgültigkeit und Verachtung entgegentretendes Volk, welches seinen Fuß nicht hart und schwer genug auf den Nacken der Unterjochten setzen zu können glaubte. Eine unversöhnliche, durch alle folgende Geschlechter forterbende Feindschaft zwischen Siegern und Besiegten war davon die nothwendige Folge. Die Byzantinische Kirchenverfassung, an deren Spitze der Patriarch von Constantinopel stand, wurde indeß von den Osmanen nicht angetastet, und die Geistlichen waren es, welche eigentlich während der Türkischen Herrschaft die Ueberreste ihres Volkes beherrschten. Man vermied es, vor die Richter und Beamten der Osmanen zu gehen, so daß die Griechen von dieser Zeit an gewisser Maaßen in den Naturzustand zurückkehrten, indem sie ihre Streitigkeiten von den Aeltesten der Gemeinden und den Priestern schlichten ließen. In dieser Zurückgezogenheit und Abschließung gelang es ihnen, aller Despotie zum Trotz, eine eigenthümliche Nationalität zu bewahren, welche nach dem Verlauf von beinah vier Jahrhunderten wieder ans Licht getreten ist.

Mohammed's Eroberungssucht und die vielfachen Berührungen seines Reiches mit halb besiegten, halb noch widerstrebenden Völkern trieben ihn in beiden Welttheilen in unaufhörlichen Kämpfen umher, und seine Macht wuchs wie ein reißender Strom. In Kleinasien machte er dem Karamanischen Reiche, lange dem gefährlichsten Nebenbuhler der Osmanischen Macht, mit welchem seit anderthalb Jahrhunderten stets entweder offene Feindschaft oder unsichrer Friede gewesen war, ein völliges Ende (1473). Servien, längst tributpflichtig, Bosnien und die Wallachei wurden erobert, und die Streifzüge der Türken nach Krain, Friaul, Kärnthen und Steiermark, welche bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts währten, begannen um diese Zeit. Mit den Venetianern gerieth der Sultan in Krieg wegen ihrer Besitzungen im Peloponnes (1463), wobei dieses unglückliche Land noch einmal auf das Fürchterlichste verheert und zu Grunde gerichtet ward Das Schicksal der Gefangenen war entsetzlich. Nach der Eroberung Negroponte's, welche den Türken über funfzigtausend Menschen kostete, wurden alle Venetianer gespießt oder geviertheilt. Die Hinrichtungsart, welche Mohammed vorzugsweise anwandte, war das Durchsägen oder Entzweihauen, weil er diesen Tod für den qualvollsten hielt. Sechzehn Jahre währte der Krieg, bis die Republik gegen manche Aufopferung Frieden erhielt (1479). Es soll damals sogar zwischen den Venetianern und dem Sultan ein Freundschafts- und Vertheidi-

gungsbündniß geschlossen worden seyn. Gewiß ist wenigstens, daß die Venetianer gleich darauf in einem Kriege mit Neapel die Türken zu Hülfe riefen. Sie kamen alsbald mit hundert Schiffen, und nahmen Otranto (1480). Nun war also schon ein Fuß auf Italien's Küste gesetzt; der Westen Europa's, an einem seiner empfindlichsten Theile verletzt und beschritten, lockte den Eroberer zu neuer Beute und neuem Ruhme. Rom, der Mittelpunkt der christlichen Welt, wurde Mohammed's Ziel; er schwur, den Glauben an den Gekreuzigten von der Erde zu vertilgen. Zum Glück für das Abendland starb er schon am 3. Mai 1481, und so konnte Otranto seinen Truppen bald wieder entrissen werden. Mohammed hat außer dem Ruhme eines gewaltigen Kriegers und Eroberers auch den eines Gesetzgebers erworben. Die Verfassung des Osmanischen Staates beruhte auf einem einfachen Mechanismus der Unterordnung und Verwaltung, welchem er durch mehrere Bestimmungen über die Abstufungen und Klassen der Reichswürden und Beamten und ihre Einnahmen noch festere Grundlagen verschaffte. In Bezug auf die Thronfolge machte er seinen Nachkommen den Brudermord zur Pflicht, um die Ruhe und Einheit des Reiches zu sichern, ein in Orientalischen Staaten häufig begangenes Verbrechen, hier aber zur gesetzlichen Handlung erhoben *). Dem Sultan zunächst steht der unumschränkte Stellvertreter desselben, der Großvezir; fünf Roßschweife sind das Abzeichen seiner Würde, und sein Gehalt betrug damals zweihunderttausend Aspern **). Allen Statthalterschaften in Europa und Asien sind die beiden Beglerbeg's von Rum und Anatoli vorgesetzt, unter ihnen verwalten Pascha's und Aga's die Provinzen, welche ihre Befehle wieder den Sandschakbegs zusenden. Zur Zeit der höchsten Ausdehnung unter Suleymann II. begriff das Reich an dritthalbhundert Sandschaks in ein und zwanzig Statthalterschaften. Die Rechtspflege verwalten die beiden Kadiaskere von Europa und Asien, unter ihnen die Mollah's in den größeren, die Kadi's in den kleineren Städten. Von großem Einfluß auf die Aussprüche der Richter, so wie auf die ganze Staatsverwaltung und selbst auf das Verhältniß zu auswärtigen

*) „Die meisten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse! sie sollen darnach handeln.“ So lauten die Worte des Gesetzes. v. Hammer, Bd. II. S. 221.

**) Man rechnet sechzig Aspern auf einen Thaler.

Mächten war das Collegium der Ulema's, der Gelehrten des religiösen und politischen Gesetzes, welche in allen wichtigen Dingen um ihr Gutachten (Fetwa) befragt wurden. Das Oberhaupt derselben, die in verschiedene Rangclassen und Abstufungen vertheilt waren, Besoldungen erhielten und allmählig zu höheren Stellen emporrückten, war der Mufti des Reiches. Für die Verhandlungen mit den fremden Staaten, für die Ausfertigung der Befehle des Sultans sorgten die Nischandschi, die Beamten des Staatssecretariats, denen später der Reis-Effendi vorgesetzt wurde; für die Finanzen die beiden Defterdare von Rum und Anatoli. Die Moslemen entrichteten den Zehnten von ihren Gütern, die Nichtmoslemen zahlten Kopfgeld, Grundsteuer, Vermögenssteuer und wurden außerdem von den Beamten und Statthaltern zu den willkürlichsten und härtesten Frohnen angehalten. Noch drückender mußte für die Christen der Knabenzins seyn, der an den Sultan zur Ergänzung seiner Sklaven, der Janitscharen und der besoldeten Reiterei (Sipahi), gewöhnlich alle fünf Jahre abgeliefert werden mußte. Die Stärke des Osmanischen Reiches, wie die aller Orientalischen Staaten (vgl. Th. IV. S. 175.), lag in der Zusammenfassung sämmtlicher Kräfte durch einen Verwaltungsmechanismus, wie der, dessen Hauptzüge wir eben angeführt haben, in der Concentration aller politischen Macht und Gewalt im Sultan, dem nirgends eine Schranke, es sey denn eine sehr schwache, von Seiten des Islam gesetzt war. Wenn aber die Osmanen diese Vorzüge für das ganze äußere Auftreten mit den übrigen Asiatischen Reichen mehr oder weniger theilten, so zeichneten sie sich vor diesen durch das Gewicht aus, welches das militärische Element in ihrem Leben, auch nach Vollendung ihrer großen Eroberungen, behauptete und durch die Einrichtungen, welche zur Verstärkung und Erhaltung der Kriegsmacht und des kriegerischen Sinnes im Volke getroffen waren. Des merkwürdigen Instituts der Janitscharen, welches in der Weltgeschichte nicht seines Gleichen hat, ist schon oben gedacht worden. Von früh an wurden die ausgehobenen Knaben im unbedingtesten Gehorsam erzogen, von früh an hatten sie keine andere Hoffnung, als dermaleinst die Gunst des Sultans zu erwerben. Aus denen, welche im Serail ihren Unterricht erhielten, wozu man die tüchtigsten wählte, nahm der Herrscher seine Beamten zu Krieg und Frieden, so daß selbst die Nationalität gegen den Vorzug der sklavischen Tüchtigkeit zurückstehen mußte. Aber außer den stehenden Truppen hatte die Pforte eine gewaltige Streitmacht in den Lehnsträgern. Der

größte Theil der erworbenen Provinzen war nämlich in größere und kleinere Güter (Siamet und Timare) vertheilt, und an Osmanische Besitzer vergeben worden. Den Inhabern derselben lag es ob, von jedem jährlichen Einkommen von dreitausend Aspern einen Reiter zu stellen, der vom April bis in den October zum Dienst verpflichtet war. So bedurfte es nur eines Befehls an die Beglerbegs von Rum und Anatoli, um dort achtzigtausend, hier funfzigtausend Reiter ins Feld zu rufen. Ein Erbadel aber, und in diesem eine dem Sultan gefährliche Macht, wie in den Europäischen Staaten, konnte aus diesen Lehnsträgern nicht erwachsen, weil ihre Güter nicht in der Weise erblich waren, wie im Abendlande. Die Söhne der Timarli erhielten nämlich nach dem Tode des Vaters, auch wenn dieser ein großes Gut vielleicht von sieben bis achthunderttausend Aspern Einkommen besessen, immer nur eines der untersten Klasse, was höchstens fünftausend Aspern eintrug, und konnten sich nur erst wieder durch Verdienst und Auszeichnung im Kriege zu ansehnlicheren Besitzungen emporarbeiten. Der Landbau auf den Gütern der Timarli wurde von Sklaven und von der früheren Bevölkerung im Verhältniß Leibeigener betrieben, die zu hohem Pachtzins und außerdem zu harten Frohnen aller Art verpflichtet waren. Erst später wurden ihre Leistungen geregelt.

---

43. Ungern und Polen.

Der Mannsstamm des Arpadischen Herrscherhauses, welches Ungern seit vier Jahrhunderten beherrschte, starb aus mit dem Enkel Bela's (Th. V. S. 285.), Ladislaus IV. (1272—1290), welcher den König Rudolf von Habsburg in seinem Kampfe gegen den übermächtigen Ottokar eifrig unterstützt hatte. Doch war noch ein nicht ebenbürtiger Nachkomme Andreas II. vorhanden, Andreas III., der jetzt, nach dem Willen des verstorbenen Königs und der Mehrzahl der Magnaten des Reiches, den Thron bestieg. Mit Weisheit und Mäßigung suchte er ihn zu behaupten, sowohl gegen Rudolf, der Ungern als erledigtes Reichslehn in Anspruch nahm, als gegen den Papst Nicolaus IV., welcher, alten Rechten des heiligen Stuhles gemäß, ebenfalls die Krone Ungerns nach seinem Gutdünken zu vergeben trachtete. Um einem Einfall Albrecht's von Oestreich, dem sein Vater das Ungrische Reich verliehen hatte, zuvorzukommen, drang er mit starker Heeresmacht über

die Grenze, und zwang den Herzog durch die Belagerung Wien's und durch die Verheerung des Landes zum Frieden. Zur Befestigung desselben vermählte er sich einige Jahre darauf (1296) mit Albrecht's Tochter, Agnes, die durch die unversöhnliche Rache, mit welcher sie die Mörder ihres Vaters verfolgte, auch in der Deutschen Geschichte bekannt geworden ist (vgl. Th. V. S. 308.). Nicht so leicht gelang es ihm, die vom heiligen Stuhl unterstützten Thronbewerber zurückzuweisen. Es war dies zuerst Karl Martell aus dem Hause Anjou-Neapel, der Sohn König Karl's II., dessen Gemahlin eine Arpadische Fürstentochter war *). Zwar schlug Andreas ihn zurück, als er im Jahre 1293 in Dalmatien landete, aber die dem König feindliche Partei unter dem Ungrischen Adel rief Karl Martell's Sohn, Karl Robert, herbei, und dieser sah sich bald von zahlreichen Anhängern umringt. Andreas zog gegen ihn aus, wurde aber plötzlich, durch den Abfall mehrerer Landschaften tief bekümmert, vom Tode ereilt (1301) Doch endete hiemit die Verwirrung des Reiches nicht. Gegen den Neapolitaner wurde Wenzeslaus von Böhmen erhoben (Th. V. S. 306.) und als dieser, vom Banne des Papstes bedroht und von Karl Robert's Bundesgenossen, dem Römischen König Albrecht, befeindet, das Unternehmen aufgab, wählte ein Theil des Adels, der Karl Robert noch immer widerstrebte, den Herzog Otto von Baiern, einen Enkel Bela's IV. von weiblicher Seite. Indeß fand dieser sehr geringen Anhang, und Papst Clemens V. brachte es endlich dahin, daß Karl Robert nach neunjährigen Kämpfen allgemein anerkannt wurde. So herrschte jetzt dasselbe Königshaus in Neapel und in Ungern, eine Verbindung, die beiden Reichen verhängnißvoll ward.

Während des Bürgerkrieges hatten Verwirrung und Gesetzlosigkeit im Lande überhand genommen, Karl Robert aber, ein einsichtsvoller Herrscher, versuchte diese Uebel mit Nachdruck und Kraft zu heilen. Handel und Städte blühten auf, Gerichts- und Münzwesen wurden geordnet. Als Karl II. von Neapel starb, hätte dieses Reich, nach dem Rechte der Erstgeburt, Karl Robert zufallen müssen, der Papst aber erklärte sich für Robert, einen jüngern Bruder Karl Martell's (Th. V. S. 367.), und der König von Ungern, friedlichen Ausgleichungen geneigt, fügte sich. In der Folge eröffnete er seinem Hause die Aussicht auf den Neapolitanischen Thron durch die Ver-

*) Vgl. die Stammtafel Th. V. S. 367.

mählung seines zweiten Sohnes Andreas mit Roberts Enkelin und Erbin Johanna. Dem ältesten Sohne, Ludwig, war Ungern bestimmt, Karl Robert hatte aber die Freude, ihn auch zum Thronfolger in Polen erwählt zu sehen.

Dieses Reich war aus langen Fehden und unsäglichen Verwirrungen (Th. V. S. 187.) endlich durch Wladislav Lokietek (d. i. der Zwerg) gerissen worden, der Groß- und Kleinpolen dauernd zu Einer Monarchie verband, und 1320 von Johann XXII. anerkannt, zu Krakau feierlich zum König von Polen gekrönt ward. Seine Tochter Elisabeth war mit Karl Robert vermählt, und dieser trug dazu bei, daß sein Schwager Kasimir dem Vater Wladislav nach dessen Tode (1333) unbestritten folgte. Kasimir, der Große genannt, vollendete das Werk seines Vaters, und erwarb sich besonders durch Sorge für Gesetze und Rechtspflege große Verdienste um das Land. Indem er den Bauern Erleichterung ihres Zustandes verschaffte, Schutz ihrer Personen und ihres Eigenthums gegen Druck und Willkür der Gutsherren und Befreiung von ungemeßnen Diensten gewährte, ward ihm der Beiname des Bauernkönigs zu Theil. Kasimir, der keine Söhne hatte, wünschte seinem Neffen Ludwig sein Königreich hinterlassen zu können, und erlangte die Einwilligung der Reichsstände.

Ludwig, der nach dem Tode seines Vaters (1342) als ein siebzehnjähriger Jüngling den Thron von Ungern bestieg, führt mit Recht den Namen des Großen. Seiner Züge nach Italien und der Eroberung Neapels, um den Mord seines Bruders Andreas zu rächen, ist schon oben gedacht worden (Th. V. S. 386.). Die Venetianer, welche Dalmatien schon seit Jahrhunderten in Anspruch genommen und in fortwährender Unruhe erhalten hatten, bekriegte er mit Glück, und zwang sie im Frieden (1358), allen Ansprüchen auf diese Provinz zu entsagen. Auch die Wallachei unterwarf er seiner Herrschaft und begründete einen nicht unbedeutenden Einfluß Ungerns auf die Servier und Bulgaren. Seine innere Regierung war trefflich. Er gab Gesetze, welche ihn als vorurtheilsfreien und einsichtsvollen Regenten beurkunden. Die Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit bestimmte er zuerst durch eigene Verordnungen. Den Städten war er gewogen wie sein Vater, Handel und Wissenschaften wurden befördert. Als in Polen 1370 mit Kasimir dem Großen das alte Regentenhaus der Piasten erlosch, bestieg er auch diesen Thron; hier aber ging von dem, was man nach der für Ungern

so wohlthätigen Regierung des Königs erwarten konnte, nichts in Erfüllung. Ludwig konnte die beiden Reiche nicht mit gleicher Sorgsamkeit umfassen, er überließ die Verwaltung Polens seiner Mutter Elisabeth, weil er glaubte, diese, dem alten Herrschergeschlechte entsprossen, würde die Gemüther leicht für das neue gewinnen. Aber Elisabeth war unklug genug, die früheren Diener und Rathgeber Kasimir's zu entfernen, und die Geschäfte Unerfahrnen anzuvertrauen, die durch Schmeicheleien ihre Gunst gewonnen hatten. Dies erregte Mißvergnügen und Parteiungen, und als eine alte, unter der vorigen Regierung abgeschaffte Steuer von Neuem eingefordert wurde, ward die Unzufriedenheit allgemein. Dazu kam, daß die Nationaleifersucht beider Stämme nicht ohne Einfluß blieb, so daß Elisabeth Polen endlich verließ, und nach Ungern zurückkehrte.

Als Ludwig der Große 1382 starb, erklärten sich die Polen gegen den Wunsch des Verstorbenen, der seiner ältern Tochter Maria und deren Verlobten Siegmund, dem zweiten Sohne Kaiser Karl IV., beide Reiche erhalten zu sehen wünschte, für dessen jüngere Tochter Hedwig, und setzten ihr die Krone auf. Da erschien eine Litthauische Gesandtschaft, die im Namen ihres Großfürsten Jagjel oder Jagello um die Hand der funfzehnjährigen Königin warb. Die Litthauer, ein damals noch heidnisches Volk, hatten sich im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, vorzüglich auf Kosten Rußland's, erobernd ausgebreitet. Jagello versprach mit seinem ganzen Volke das Christenthum anzunehmen und große Vortheile für Polen, wenn sein Begehren erfüllt werde. Es kostete zwar Mühe, Hedwig, die schon mit dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich verlobt war, zu bewegen, ihre Hand einem Fürsten, den sie sich schlimmer als einen Wilden dachte, zu reichen, endlich aber, von dem dringenden Verlangen der Polen bestürmt, fügte sie sich. Nachdem Jagello 1386 die Taufe empfangen hatte, begann er unter den Litthauern das Bekehrungswerk, und da es an Geistlichen, die der Landessprache kundig waren, fehlte, zog er selbst mit den Glaubensboten durch das Land, um ihre Worte seinen Unterthanen zu dolmetschen. Es ging hier, wie früher schon häufig bei solchen Bekehrungen in Masse. Das erstaunte und bestürzte Volk sah die Götzenbilder zerstört, ohne daß Rache vom Himmel erfolgte; das Beispiel der Großen, auch die weißen wollenen Röcke, welche die Täuflinge auf Befehl ihres Herrschers erhielten, wirkten als Lockung. So wurde Litthauen christlich, und stand fortan mit Polen unter einem Oberherrn,

wurde aber von besonderen Großfürsten aus dem Jagellonischen Fürstenhause regiert; eine Trennung, welche zu vielen, Jahrhunderte lang fortdauernden Streitigkeiten Anlaß gab, bis beide Länder völlig vereinigt wurden. So lose aber die Verbindung zwischen den beiden Staaten anfangs auch war, so erhob sich doch Polen unter den Jagellonen zu einem mächtigen Reiche, und trat nach außen mit Kraft und Nachdruck auf.

In Ungern wurde nach Ludwig's des Großen Tode seine zwölfjährige Tochter Maria allgemein als Königin anerkannt, aber ihre herrschsüchtige Mutter Elisabeth, welche die Verwaltung führte, machte sich und ihre Regierung, wie früher in Polen so jetzt auch in Ungern in kurzer Zeit verhaßt. Sie ließ sich gänzlich von Gara, dem Palatin des Reichs (Th. IV. S. 347.) leiten, einem Manne, der Muth, Festigkeit und Einsicht besaß, aber auch voll grenzenlosen Ehrgeizes war. Als er das mächtige Geschlecht der Horwathi demüthigen wollte, wandte sich dieses mit seinem Anhange an Karl den Kleinen von Neapel, der, wie schon oben (Abschn. 21.) erzählt ist, die ihm von den Unzufriedenen dargebotene Krone annahm. Heuchlerisch erklärte er bei seiner Ankunft in Ungern (1385), er sey nur gekommen, den Zwist des Adels mit der Fürstin zu schlichten, und mit nicht minderer Heuchelei trat ihm Elisabeth entgegen; aber schnell führte die Ungeduld der Leidenschaften von beiden Seiten eine furchtbare Entscheidung herbei. Karl hatte es dahin gebracht, daß er von den Seinen zum Gubernator Ungern's ernannt wurde, und bald darauf verlangten sie ihn auf einer Reichsversammlung zu Ofen auch zum König. Maria ward genöthiget, dem Throne zu entsagen, ja sie und ihre Mutter mußten selbst bei der Krönung ihres Verdrängers, wie zum bittern Hohne, gegenwärtig seyn. So glaubte Karl die Zügel der Regierung fest in seiner Hand zu halten, aber schon war sein Untergang beschlossen. Etwa sechs Wochen nach der Krönung ließ ihn Elisabeth unter dem Vorwande einer Unterredung auf ihr Zimmer im Schlosse zu Stuhlweissenburg laden. Er erschien, und als die Königin seine Begleiter zu entfernen gewußt hatte, hieb Blasius Forgacz, ihr Mundschenk, mit seinem Streithammer dem neuen Herrscher über den Kopf, daß er zusammensank. Ehe sich seine Italienischen Kriegsleute sammeln konnten, hatte der Palatin, längst mit der Königin einverstanden, das Schloß besetzt und den schwer Verwundeten in sichern Gewahrsam gebracht, wo er nach siebzehn Tagen endete, ob an den Folgen seiner

Verletzung, ob durch neue Gewaltthat, ist ungewiß (Febr. 1386). Aber mit Karl war die Partei, welche ihn herbeigerufen, noch nicht vertilgt. Auf dem Wege nach Dalmatien, wo Unruhen ausgebrochen waren, überfiel Ladislav Horwathi mit großer Uebermacht die Königin sammt ihrem Vertrauten. Das königliche Gefolge ergriff die Flucht, Forgacz wurde vom Roß geworfen und auf der Stelle geköpft, Gara fiel nach der heldenmüthigsten Gegenwehr, und Elisabeth wurde in den Kerker geschleppt, wo sie bald darauf starb. Nach anderen Nachrichten wurde sie ertränkt.

Schon vor Karl's des Kleinen Ankunft in Ungern war Mariens eben angetrauter Gemahl, Siegmund, der nachmalige Römische König und Kaiser, nach Böhmen gezogen, um Hülfe herbei zu holen. Auf die Nachricht, daß Elisabeth getödtet sey, und auch Maria von der Gegenpartei gefangen gehalten werde, kam er nach Ungern, und setzte das ganze Land zur Befreiung der rechtmäßigen Königin in Bewegung. Die Venetianer kamen ihm zu Hülfe, und Maria ward den Händen ihrer Feinde entrissen. Sie übertrug ihrem Gemahl, der schon zum König gekrönt war, alle ihre Regierungsrechte. Aber für Siegmund erschienen noch keine ruhigen Tage. Er besiegte zwar die Horwathi, aber die harte Strenge, welche er gegen dieselben zeigte, erregte großes Mißvergnügen und wiederholte Empörungen. Die Niederlage bei Nicopolis (Abschn. 41.) war nicht geeignet, solche Uebelstände zu vermindern, und nur Siegmund's Rückkehr hinderte für den Augenblick den Ausbruch eines neuen Aufstandes. Als er nun aber das Haupt der Mißvergnügten, den Wojwoden Stephan Laczk, hinrichten ließ, bereiteten ihm die erbitterten Großen dasselbe Schicksal, welches fünf Jahre zuvor durch seine eigene Mitwirkung seinen älteren Bruder, den König Wenzel, betroffen hatte (vgl. S. 10.). Sie nahmen ihn gefangen (April 1401) und setzten ihn auf ein festes Schloß, aus dem er jedoch nach achtzehnwöchentlicher Haft durch die Bemühungen seiner Partei befreit ward.

Er zog nun nach Böhmen, ließ aber so viele Keime des Mißvergnügens zurück, daß es den Unzufriedenen gelang, die Wahl eines Gegenkönigs durchzusetzen. Sie fiel auf Ladislaus von Neapel (Abschn. 21.), der auch bis Raab kam, und sich dort krönen ließ (1403), jedoch von Siegmund's Anhängern bald wieder vertrieben ward. Die Ruhe war nun leidlich hergestellt, aber Ungern bedurfte eines thätigern Königs. Als Siegmund Römischer Kaiser geworden war,

und die Sorgen, erst für die Herstellung des Kirchenfriedens, dann für die Beruhigung Böhmen's und die Unterdrückung der Hussitischen Unruhen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, vernachlässigte er die Ungrischen Angelegenheiten. Darüber gingen mehrere Provinzen verloren, Roth-Rußland (Galizien und Lodomerien) an Polen, Dalmatien an Venedig, und mit Schmerz mußten die Ungern sehen, wie die politische Größe ihres Reiches, welche Ludwig begründet hatte, in schneller Abnahme zusammensank. Ueberhaupt war jener bessere Zustand der Staaten von Ungern und Polen, den wir oben geschildert haben, nur durch die reichbegabten Persönlichkeiten Wladislav Lokietek's und Kasimir's, so wie Karl Robert's und Ludwig's hervorgerufen. Im Allgemeinen standen die Herrscher in beiden Reichen dem Volke zu fern, um der Adligen entbehren zu können, in deren Händen die eigentliche Macht lag, weil diese in unmittelbarem Verhältniß zu ihren Hintersassen und den eigenen Leuten standen, welche die Hauptmasse der Nation bildeten. Von dem geistigen Leben, welches die westlichen Staaten Europa's um diese Zeit durchdrang und belebte, fanden sich im Osten nur wenige Spuren, und für die Befestigung des königlichen Ansehens fehlte es an einem wesentlichen Elemente, an einem kräftigen Bürgerstande, der sich in Polen gar nicht, in Ungern, trotz der Pflege von Seiten der Herrscher, nur spärlich entwickelte. So konnte die Zügellosigkeit der Großen ungehinderter das Haupt erheben, Anarchie und Despotismus noch Jahrhunderte lang in Ungern wechseln, bis das Land endlich durch den festen Anschluß an ein Deutsches Fürstenhaus Friede und wenigstens äußeres Gedeihen fand. In Polen hatte Kasimir, um die Thronfolge seinem Neffen zu sichern, dem Adel die ausgedehntesten Bewilligungen zugestehen müssen, eben so konnte Ludwig nur durch neue Opfer die Krone auf dem Haupte seiner Töchter befestigen. Jagello, oder wie er als christlicher Herrscher Polens heißt, Wladislav II. ertheilte dem Adel völlige Steuerfreiheit, damit er seinen jungen Sohn nach seinem Tode als König anerkennen möchte. Dieser folgte dann dem Vater im Jahre 1434, erst zehn Jahr alt, und regierte zunächst unter ständischer Vormundschaft. Auf diesen Grundlagen erwuchs unter den Jagellonischen Herrschern die zügellose Freiheit der Polnischen Edelleute, welche von den Piasten größten Theils noch mit der Strenge Orientalischer Despotie beherrscht worden waren. Der Adel errang das vollständige Wahlrecht der Könige und so große

Privilegien, daß die Monarchie in Polen seitdem der Aristokratie den Vorrang abtreten mußte.

Nach Siegmund's Tode (1437) folgten ihm in Ungern und Böhmen seine Tochter Elisabeth und deren Gemahl Albrecht von Oesterreich, den auch die Deutschen zum König wählten. Die Ereignisse der kurzen Regierung dieses Fürsten sind schon früher dargestellt worden (S. 51.). Seine Wittwe Elisabeth war schwanger, da sie aber nicht glaubte, einen Sohn zu gebären, so versammelte sie die Großen, und erklärte ihnen, daß sie, obschon rechtmäßige Erbin der Krone, sich doch zur Verwaltung des Reiches zu schwach fühle, sie möchten daher einen König wählen, aber ihrer nicht vergessen. Die Wahl fiel auf den jungen Wladislav III. von Polen. Indeß gebar die Königin vier Monate nach dem Tode ihres Gemahls (22. Febr. 1440) doch einen Sohn, Ladislaus, der deswegen in der Geschichte den Beinamen Posthumus (der Nachgeborne) führt. Es ergriff sie nun eine heftige Reue wegen des gethanen Schrittes, ein Theil der Magnaten, gerührt von dem Anblicke des zarten Knaben, der aus dem ihm gebührenden Reiche verdrängt werden sollte, erklärte sich für sie, und Ungern wurde von einem neuen Bürgerkriege zerrissen. Es war aber damals die Zeit, wo Papst Eugen IV. seinen Entwurf, einen Kreuzzug gegen die immer gefährlicher herandrängenden Türken, endlich in's Werk setzen wollte. Er sandte daher, wie schon oben erzählt ist, den Cardinal Julian nach Ungern, der vor allen Dingen die streitenden Parteien versöhnen sollte. Dieser brachte dann in der That einen Vertrag zu Stande, dem aber die Ungrischen Stände nicht beitraten, und ehe neue Vermittelungen und Unterhandlungen zu Ende gediehen waren, starb Elisabeth plötzlich (24. Dec. 1442). Jetzt traten die meisten Anhänger des jungen Ladislaus auf Wladislav's Seite, als aber dieser bei Warna gefallen war, erhoben sich neue Verwirrungen, und was Johann Hunyadi in diesen bösen Zeiten für die Vertheidigung des in seinem Innern zerrissenen Reiches gegen die Osmanen vollbrachte, ist um so höheren Ruhmes würdig zu achten.

---

44. Deutschland unter Friedrich III.

(Reg. 1439—1493.)

Die Schwäche und der Verfall der kaiserlichen Regierung in Deutschland, welche unter Friedrich III. in einem bisher noch unerhörten

Maaße hervortreten, werden erklärlich, wenn man die oben (S. 52.) bereits geschilderte Gemüthsart dieses Herrschers, seine Langsamkeit und seinen gänzlichen Mangel an Thatkraft und zugleich die fast zur Unabhängigkeit gediehene Stellung der Deutschen Stände, so wie deren erloschenen Sinn für die Ehre des Gesammtvaterlandes in Erwägung zieht. Die Mittel, welche Friedrich durch seine Hausmacht zu Gebote standen, waren äußerst gering. Von den Provinzen, die er beim Antritte seiner königlichen Regierung besaß, Steiermark, Kärnthen und Krain, war Steiermark die beste, und trug doch nur siebentausend Mark ein, und da diese Länder, wie seine späteren Erwerbungen, der Schauplatz unaufhörlicher innerer Fehden und verwüstender Einfälle äußerer Feinde waren, so befand sich Friedrich gewöhnlich in drückender Geldnoth.

Die Vormundschaft über Kaiser Albrecht's Sohn, den jungen Ladislaus von Ungern, Böhmen und Oesterreich, mit welcher Friedrich durch das Testament des Verstorbenen beauftragt war, verwickelte ihn in die mannichfachsten Streitigkeiten. Der König war nebst der alten Ungrischen Königskrone von seiner Mutter Elisabeth schon beim Ausbruche der Händel mit Wladislav von Polen nach Oesterreich gesandt worden. Als Wladislav bei Warna gefallen war, öffnete sich den Parteikämpfen in Ungern wieder ein weites Feld, sogar die Einrichtung einer republikanischen Verfassung kam in Vorschlag; endlich wurde auf einem Reichstage zu Preßburg (im Mai 1445) der junge Ladislaus zum König, späterhin Johann Hunyadi zum Regenten oder Gubernator des Reichs während der Minderjährigkeit des Königs erwählt. Friedrich sollte nun seinen Mündel sammt der entführten Reichskrone den Ungern überantworten, weigerte sich dessen aber hartnäckig, und sah ruhig zu, als die Ungern deswegen verheerend in Oesterreich einfielen (1446). Erst 1450 wurde der Kriegsstand durch einen förmlichen Vertrag geendet. Die Böhmische Krone war nach dem Tode Albrecht's von den Ständen Friedrich selbst angetragen, von diesem aber eben so wie die für den Knaben Ladislaus in diesem Lande zu übernehmende Regentschaft ausgeschlagen worden. Dafür wurden nun während des Letztern Minderjährigkeit zwei Gubernatoren ernannt, Meinhard von Neuhaus als Haupt der Katholischen, und Praczek von Lippa, als Haupt der Utraquisten oder Kelchner, die sich zwar um die Herstellung der Ruhe in dem zerrütteten Reiche einiges Verdienst erwarben, keinesweges aber allen Verwirrungen ein Ende

machen konnten. Die begehrte Auslieferung des jungen Königs verweigerte Friedrich den Böhmen eben so wie den Ungern. Als Praczek nach einiger Zeit starb, kam an seine Stelle der tapfere und staatskluge Georg von Podiebrad. Damals war die kelchnerische Partei in Böhmen durch die nicht undeutlich ausgedrückte Absicht der katholischen, ihr die Zugeständnisse der Baseler Kirchenversammlung wieder zu entreißen, aufgeschreckt, und Podiebrad benutzte diese Stimmung, seinen Mitverwalter Neuhaus durch eine Ueberrumpelung Prag's zu stürzen, worauf er als alleiniger Gubernator anerkannt ward. Noch schlimmer ging es in Oesterreich, dem dritten Erbe des jungen Ladislaus. Das Mißvergnügen mit Friedrich's schlaffer Regierung führte zu offener Empörung, und als dieser im Jahre 1452 aus Italien zurückkehrte, wo er vom Papst Nicolaus die Kaiserkrone empfangen hatte (19. März), sah er sich plötzlich in Neustadt von vier und zwanzigtausend Mann belagert. Er mußte den Rebellen den zwölfjährigen König ausliefern, die ihn im Triumphe nach Wien brachten, und die Leitung des Landes dem Grafen Ulrich Cilly, einem Verwandten des Ladislaus von mütterlicher Seite, anvertrauten. Aber der Jüngling, auf den drei Völker ihre Hoffnung setzten, ward ihnen schon im achtzehnten Jahre seines Alters durch einen plötzlichen Tod entrissen (24. Nov. 1457). Sowol die Böhmen als die Ungern setzten hierauf Männer aus dem einheimischen Adel auf ihre erledigten Throne. Durch den Einfluß des schon bei Beendigung der Hussitischen Unruhen erwähnten Rokyczana, des kelchnerischen Erzbischofs von Prag, erhoben die ersteren den bisherigen Gubernator Georg Podiebrad zum König, die letzteren, da Hunyadi bereits ein Jahr zuvor gestorben war (o. S. 166.), dessen Sohn Matthias Corvinus. So wurden dem Hause Oesterreich zwei Kronen entrissen, die ihm König Albrecht erworben hatte; doch haben glücklich zusammentreffende Umstände Friedrich's Schwäche wieder ausgeglichen und, ehe ein Jahrhundert verging, das Verlorne seinem Geschlechte zurückgebracht. Nicht einmal Oesterreich, dessen Fürsten er vor dem Neustädter Aufstande zu Erzherzogen erhoben hatte, konnte Friedrich behaupten. Er mußte die oberen Lande seinem Bruder Albrecht überlassen, und die Ansprüche seines Vetters, des Erzherzogs Siegmund von Tyrol, durch einen Theil von Steiermark abkaufen.

Als die Nachricht von der Eroberung Constantinopel's nach Deutschland kam, erregte sie die gerechtesten Besorgnisse. Kaiser Friedrich berief sogleich die Fürsten zu einem Reichstage nach Regensburg (1454),

wo sein uns schon bekannter Geheimschreiber Aeneas Sylvius (denn er selbst pflegte die Reichstage selten persönlich zu besuchen) alle Beredsamkeit aufbot, einen Kreuzzug nach Ungern zu Stande zu bringen. Aber auch die Fürsten waren nach dem bösen vom Kaiser gegebenen Beispiele nur sparsam erschienen, und zuletzt wurde die Sache auf einen andern Reichstag, der nach Frankfurt ausgeschrieben wurde, verschoben. Unterdessen schickte man Gesandte an alle auswärtigen Mächte, um sie zur Unterstützung aufzuforderu, allein diese zeigten weder zum Kaiser noch zum Papst Vertrauen, indem sie glaubten, es sey Beiden nur um Geld zu thun. Zu Frankfurt versprachen danach die Deutschen Stände zwar zehntausend Reiter und dreißigtausend Fußgänger dem Königreich Ungern zu Hülfe zu senden, aber das Nähere sollte erst persönlich mit dem Kaiser zu Wienerisch Neustadt besprochen werden, wo durch den Tod Nicolaus V., der die Bewaffnung gegen die Osmanen kräftig betrieben hatte, Alles wieder in's Stocken gerieth. Glücklicher Weise bewirkte Capistrano's Feuereifer bei dem Volke, was Aeneas Sylvius' Beredsamkeit bei den Fürsten vergeblich durchzusetzen versuchte. Belgrad konnte unterstützt und gerettet werden, und mit dieser Stadt wurde ein Paß behauptet, dessen Besitz den Türken die Donaustraße und den Weg in das Herz von Deutschland geöffnet haben würde (vgl. S. 165.). Indeß war Aeneas Sylvius auf Friedrich's Empfehlung Cardinal geworden und nach dem Tode Calixtus III., der Nicolaus gefolgt und nur drei Jahre auf dem heiligen Stuhl gesessen hatte, ward er (am 27. Aug. 1458) unter dem Namen Pius II. selbst zum Oberhaupt der Kirche erhoben. In dieser Stellung setzte er sein ganzes Pontificat hindurch die Bemühungen, eine große Unternehmung gegen die Osmanen zu Stande zu bringen, auf das eifrigste und verdienstlichste fort. Zunächst lud er alle Könige und Fürsten Europa's zu einer Versammlung nach Mantua (1459). Aber da Niemand persönlich erschien, nur einige Gesandte schickten und Friedrich, dem es nicht gelegen war, seinem ehemaligen Diener den Fuß zu küssen, ebenfalls ausblieb; so konnte hier wiederum nichts Bestimmtes beschlossen werden. Bei den Deutschen Fürsten war um so weniger an einen Verein für weitaussehende Unternehmungen nach außen hin zu denken, da eine Reihe der verwüstendsten und heftigsten Fehden alle ihre Kräfte daheim in Anspruch nahm. So kamen denn, als Pius im folgenden Jahre den Cardinal Bessarion, einen gelehrten Griechen, der von der Kirche seines Volkes zur Römischen übergetretenen

war, nach Nürnberg sandte, um neue Verhandlungen zu eröffnen, wiederum sehr wenige, und als der Gesandte nach Worms ging, um sich mit den Rheinischen Ständen besonders zu berathen, sah er statt der gehofften Beilegung der inneren Streitigkeiten in allen Richtungen den Rauch brennender Städte und Dörfer zum Himmel steigen. Bessarion wartete noch einen dritten Reichstag zu Wien ab, aber auch dahin schickten die Fürsten, obschon sie Pius durch besondere sehr bewegliche Schreiben eingeladen hatte, nur Gesandte, die nach langem Hin- und Herreden ein weitläufiges Gutachten abgaben, daß die früheren Zusagen wegen eines Türkenzuges jetzt schwerlich erfüllt werden könnten, weil die Deutschen Lande durch schwere Kriege, die unterdeß in denselben ergangen, an ihrer Kraft und Macht sehr abgenommen hätten. Mit dem bittersten Schmerze sah Bessarion seine schönste und theuerste Hoffnung getäuscht, und sagte in gerechtem Unmuthe den Gesandten zum Abschiede offen heraus, daß die Fürsten ihr Spiel mit der Kirche Gottes und der Sache der Religion trieben.

Indeß war die Klage der Stände über Erschöpfung ihrer Mittel nicht ohne Grund. Während Friedrich III. mit den Schweizern (o. S. 70.), dann mit den Ungern und Oesterreichern beschäftigt war, verwüstete ein fünfjähriger erbitterter Bruderkrieg (1445—1450) zwischen den Söhnen Friedrich's des Streitbaren, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder Wilhelm, die Sächsischen Lande *); in Franken und Schwaben war Streit ausgebrochen zwischen dem Markgrafen Albrecht, dem zweiten Sohne des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, der nach dem Tode seines Vaters (1440) einen Theil der Fränkischen Besitzungen erhalten hatte, und der Stadt Nürnberg, zwischen Eßlingen und dem Grafen Ulrich von Würtemberg, zwischen Hall und Rothenburg und dem Erzbischof von Mainz.

*) Dieser Krieg gab zu dem bekannten Sächsischen Prinzenraube Veranlassung. Im Dienste des Kurfürsten hatte sich Kunz von Kaufungen ausgezeichnet und war durch seine tapferen Dienste bis zum Hofmarschall aufgestiegen. Nach dem Frieden zwang ihn Friedrich, einige, ihm während der Unruhen überlassene, Güter zurückzugeben, worauf Kunz drohte, sich an des Kurfürsten Fleisch und Bein zu rächen. In der Nacht zum 8. Julius 1455 erstieg er das Schloß zu Altenburg und entführte die beiden Söhne Friedrich's, Ernst und Albert, die beide noch im Knabenalter waren. Albert, mit welchem Kunz nach Böhmen eilte, wurde im Walde durch einen Köhler gerettet, Ernst von einem der Gesellen Kunzens ausgeliefert, dieser selbst ergriffen und enthauptet. Nach dem Tode Friedrich's des Sanftmüthigen (1464) theilten Ernst und Albert die Länder, und wurden Stifter der beiden noch blühenden Linien des Sächsischen Hauses. Ernst erhielt mit der Kurwürde den Kurkreis und Thüringen, Albert die Meißnischen Länder.

Von den Fürsten bedroht, schlossen ein und dreißig Schwäbische und Fränkische Städte einen Bund auf drei Jahr. Gegen sie vereinigten sich siebzehn Fürsten, funfzehn Bischöfe und fast der ganze Adel von Oberdeutschland. Der Krieg dauerte kaum ein Jahr, doch zählte man zweihundert eingeäscherte Dörfer und fünf und zwanzig verbrannte Ortschaften. Achtmal wurden die Bürger durch Albrecht's kühne Tapferkeit und entschlossenes Fechten, die ihm den Beinamen Achilles erworben haben, geschlagen; endlich gelang es den Nürnbergern unter Hans von Rechberg und Kunz von Kaufungen, den immer Siegreichen beim Billenreuter-See zu überwinden (1450), so daß sich nun beide Theile zu einer Ausgleichung geneigt finden ließen. Nach einigen Jahren überraschte Herzog Ludwig von Baiern die Reichsstadt Donauwerth, und schreckte die Bürger wieder auf (1458), während zu gleicher Zeit Pfalzgraf Friedrich bei Rhein mit dem Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, dem Grafen von Würtemberg und dem Markgrafen von Brandenburg und anderen Fürsten kämpfte. Die unglaubliche Schwäche des Kaisers, welcher in alle diese Zerwürfnisse gar nicht oder höchstens durch Befehle eingriff, denen Niemand Folge leistete, führte endlich auf den Gedanken, sich seiner ganz zu entledigen. Zur Ausführung eines solchen Entwurfs verbanden sich die bisherigen Widersacher, Diether von Mainz und Friedrich von der Pfalz, beide persönlich gereizt, dieser vom Kaiser, der ihm die Belehnung verweigerte, jener mit dem Papste entzweit, dem er bei einer Veränderung des Reichsregiments am sichersten trotzen zu können glaubte. Sie warfen ihre Augen auf den König Georg von Böhmen, der dem Erzbischofe vorzüglich geeignet schien, ein gegenpäpstliches Bestreben durchzuführen. Georg war nicht abgeneigt, und auch bei einigen Reichsfürsten, selbst bei Friedrich's Bruder Albrecht von Oestreich, fand der Plan Beifall, scheiterte aber bald an dem Widerwillen anderer Fürsten, vorzüglich Friedrich's II. von Brandenburg (Friedrich's I. ältesten Sohn und Nachfolger), welcher fürchtete, Georg als Kaiser möchte den Rückfall Brandenburg's an Böhmen betreiben. Die Händel Diether's aber mit dem Papste, hauptsächlich wegen der Annaten, für welche jener nur die Hälfte der von der päpstlichen Kammer geforderten übermäßigen Summe zahlen wollte, dauerten fort, und endeten mit einem vollkommenen Triumphe des Letztern. Pius ließ 1461 eine Bann- und Absetzungsbulle wider Diether ergehen, und bestellte statt desselben den Grafen Adolf von Nassau, Diether's frühern Mitbewerber.

zum Erzbischof. Da nun Diether und sein Bundesgenosse, der Pfalzgraf Friedrich, zum Widerstande rüsteten, auch um Adolf, den kaiserlichen Aufforderungen zufolge, die bisherigen Feinde Friedrich's mit mehreren anderen Fürsten sich sammelten, mußten die Waffen entscheiden. Eine heftige, mit wilden Verheerungen geführte Fehde begann: das Glück schien sich anfangs für Diether zu erklären, denn der Pfalzgraf trug in einem Treffen bei Seckenheim, wo sich der Neckar in den Rhein ergießt, einen Sieg davon, der die Häupter der Verbündeten in seine Hände lieferte; aber eine von den Gegnern versuchte Ueberrumpelung der Stadt Mainz, welche durch Verrath in der Nacht zum 27. October 1462 gelang, entschied für Adolf. Die Diether'n ergebenen Bürger hatten noch den ganzen folgenden Tag hindurch in den Straßen die tapferste Gegenwehr geleistet, mußten dies aber mit Vertreibung, die Stadt mit Raub und Plünderung und dem Verluste ihrer Reichsfreiheit büßen. Diether ward genöthigt, sich des Erzbisthums zu begeben, und hierauf vom Banne befreit. So war dem Papstthum, trotz aller seit länger als einem Jahrhundert auf dasselbe gerichteten Angriffe, durch kluge Benutzung der Umstände, wieder ein Sieg gelungen, durch den es über den ersten Kurhut des Reichs nach Gefallen verfügte.

Während die Rheinlande durch die Fehde Adolf's und Diether's in Flammen standen, wurde ein zweiter Krieg gegen Ludwig von Baiern geführt, der sich mit des Kaisers Bruder Albrecht, mit Georg von Böhmen, und zuletzt mit dem Pfalzgrafen Friedrich verbunden hatte. Wegen des Angriffs auf Donauwerth hatte der Kaiser die Reichsacht gegen ihn ergehen lassen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg den Oberbefehl gegen ihn ertheilt. Vier und zwanzig Reichsstädte leisteten diesmal der Aufforderung des Kaisers Folge, weil ihr eigener Vortheil die Schwächung des Herzogs von Baiern verlangte, aber obschon sie Albrecht führte, wurden sie dennoch von dem Herzoge bei Giengen (19. Juli 1462) besiegt, kurz nachdem dessen Rheinischer Bundesgenoß, Pfalzgraf Friedrich, bei Seckenheim die Oberhand erhalten hatte. Der Markgraf sammelte indessen seine Völker wieder, und that einen Einfall in Baiern, wo er alle Ortschaften an der Donau, von Rain bis Neuburg, verwüstete. Ein Stillstand und in dem folgenden Jahre ein Friede machten endlich dieser Bairisch-Brandenburgischen Fehde ein Ende.

Unterdeß waren auch die Versuche Albrecht's gegen seinen Bruder

in Oesterreich selbst, die er auf die Unzufriedenheit des Landes mit seinem Herrscher begründet hatte, fruchtlos geblieben, obgleich Ludwig von Baiern Unterstützung geschickt hatte, und der König von Böhmen, dem daran lag, daß keiner der streitenden Brüder obsiege, sondern fortdauernde Feindschaft ihre Macht immer mehr untergrabe, vermittelte (14. Juni 1462) einen zehnmonatlichen Waffenstillstand. In seiner Geldverlegenheit hatte der Kaiser die Zölle vermehrt, und die Münzen so verschlechtert, daß zwölf seiner neuen Pfennige kaum den Werth eines alten hatten. Das Unglück des Volkes vermehrten die entlassenen Söldnerschaaren beider Theile, welche das Land ausplünderten, und selbst die Zufuhr Wien's erschwerten. Gegen alle Klagen, Bitten und Beschwerden blieb Friedrich taub, und so gelang es denn endlich den Anhängern Albrecht's, der fortdauernd auf seines Bruders Verderben sann, das Volk von Wien gegen den Kaiser aufzuwiegeln. Der diesem ergebene Rath wurde abgesetzt und Wolfgang Holzer, ein kecker, verschlagener und beredter Mann, zum obersten Viertelsmeister ausgerufen. Auf die Nachricht von diesem Aufstande rückte Friedrich mit viertausend Mann vor Wien, doch war es gefährlich, Gewalt zu brauchen, denn drinnen in der Burg befand sich des Kaisers Gemahlin und sein einziger Sohn, zwei allzu kostbare Pfänder. Erst nach dreitägigen Unterhandlungen und nachdem Friedrich sein Kriegsvolk entlassen, öffneten ihm die Aufrührer die Thore. Als aber nun dieser seltsame Fürst, der, ohne je Kraft zum Handeln zu zeigen, doch in den Gefahren nie verzagte, und stets bei seinem Sinne blieb, von der Stadt Geld zur Befriedigung der Söldner verlangte und ihr den Blutbann nahm, brach die Unzufriedenheit von neuem aus. Die erbitterten Bürger erhoben sich, den Kaiser in der Burg zu belagern. Es wurden Gräben gezogen, Schanzen aufgeworfen, und das Geschütz gegen die Gemächer gerichtet, welche die kaiserliche Familie bewohnte. Friedrich, der nur einige hundert Leute um sich hatte, bewies in dieser mißlichen Lage eine rühmliche Standhaftigkeit, und rief mit lauter Stimme den Belagerern zu, er wolle diesen Ort vertheidigen, bis er sein Kirchhof werde; Gott aber werde der gerechten Sache beitreten, und den rechtmäßigen Landesherrn gegen den Trotz frevelhafter Unterthanen schirmen. Indeß erschien Albrecht, von den Wienern herbeigerufen, und förderte die Belagerung mit allen Kräften. Der Kaiser aber sandte an die Reichsfürsten um Hülfe, und wirklich eilte König Georg von Böhmen mit einem Heere herbei, stürmte die Vorstädte,

wurde aber zurückgeworfen. Doch gelang es ihm bald darauf (2 Dec. 1462), einen Frieden zwischen dem Kaiser und seinem Bruder zu Stande zu bringen. Albrecht erhielt Wien und Oesterreich unter der Ens gegen eine jährliche Abgabe von viertausend Goldgulden auf acht Jahre. Aber die Versöhnung war nicht dauernd, und bald erhoben sich wieder Zwistigkeiten. Friedrich brachte es dahin, daß die Reichsfürsten zu Regensburg seinen Bruder in die Acht erklärten; und dies würde die Losung zu neuen Bruderkriegen geworden seyn, wenn nicht Albrecht zum Glück den 4. December 1463 gestorben wäre. Er hatte während seiner kurzen Herrschaft die Wiener mit Gewaltthat und Grausamkeit schwer bedrückt. Eine Anzahl reicher Bürger vertrieb er unter dem Vorwande einer Verschwörung und zog ihre Güter ein; wer eine Klage hören ließ, ward gefoltert und unter Martern hingerichtet. Holzer beschloß, um der Noth abzuhelfen, sich Albrecht's zu bemächtigen und ihn dem Kaiser auszuliefern. Aber die Ausführung dieses Entwurfs mißglückte, Holzer wurde geviertheilt und dreizehn andere Bürger durch das Schwert hingerichtet.

Der Fürst, den wir in diesen Händeln eine so schwankende oder so zweideutige Rolle haben spielen sehen, der erst den Kaiser entthronen wollte, und ihm dann gegen seinen Bruder Hülfe brachte, der König Georg Podiebrad von Böhmen, hatte in seinem eignen Reiche die bedenklichsten Kämpfe zu bestehen. Die Schlesier hatten sich gleich bei seiner Wahl widersetzt, und nachdem die übrigen Stände der Provinz endlich zur Anerkennung gebracht worden waren, blieb die Abneigung der Breslauer gegen einen Hussitischen Herrscher so groß, daß selbst die ihm günstigen Erklärungen der Päpste Calixtus' III. und Pius' II. diesen Haß nicht zu dämpfen vermochten. Schon war Georg, nach dem Willen und Beispiel des Römischen Stuhls, als König von Böhmen von Kaiser und Fürsten anerkannt, nur die Breslauer fuhren fort, ihn zu verwerfen; sie nahmen Söldner an und sahen sich nach Bundesgenossen um. Die Rathmannen und Schöffen hätten gern nachgegeben, allein sie wagten es nicht, aus Furcht vor dem Pöbel, dessen Aufregung durch Volksredner und fanatische Priester unterhalten wurde An einem Tage schickten sechshundert fünf und zwanzig Böhmische, Mährische und Schlesische Herren den Breslauern Absagebriefe und verwüsteten das Gebiet der Stadt; König Georg erschien mit einem Heere. Dennoch trotzten die Bürger und schlugen sich tapfer, bis es endlich dem Legaten Pius' II. gelang, die Breslauer zu der Erklärung

zu bewegen (1459), daß sie dem Könige in drei Jahren huldigen würden; sie hofften nämlich, daß unterdeß eine Aenderung eintreten werde. Der heilige Stuhl hatte Georg Podiebrad in der Königswürde anerkannt und unterstützte ihn in den Breslauer Händeln, weil er hoffte, durch ihn die Hussiten in Böhmen unterdrücken zu können; denn Georg hatte sich seit seiner Thronbesteigung, obgleich er dieselbe den Kelchnern verdankte (o. S. 179.), aus Rücksicht für seine katholischen Unterthanen der Römischen Kirche genähert. Aber seine Gleichgültigkeit gegen den Türkenkrieg erbitterte den bisherigen Beschützer, Pius II., und als dieser sich stark genug glaubte, trat er offen gegen die Kelchner auf, um den König zu einer Entscheidung für oder wider jene Partei zu zwingen. Er entsetzte den hoch angesehenen Rokyczana des Erzbisthums, verbot bei schwerer Strafe den Gebrauch des Kelches und erklärte die Compactaten für nichtig. Breslau wurde nunmehr in den besonderen Schutz des apostolischen Stuhles genommen und zu erneuertem Widerstand aufgemuntert. Podiebrad blieb nicht unthätig. Als er das Ungewitter heraufziehen sah, war er dem in der Wiener Burg belagerten Kaiser zu Hülfe geeilt, um sich nach dieser Seite hin zu sichern; darauf verband er sich mit Ungern und Polen, und wandte sich wieder gänzlich den Hussiten zu. Bald schienen indeß alle diese Schritte überflüssig, da ihn der Tod von seinem großen Feinde, dem Papst, befreite. Wenn sich dieser durch geistige Gaben ausgezeichnete Mann nicht ohne Erfolg bemüht hatte, das alte Ansehen und die Vorrechte des päpstlichen Stuhles wieder herzustellen, und zu vernichten, was von Reformationsversuchen der Concilien noch übrig war, so machte er doch auch anderer Seits sehr bedeutende Anstrengungen, um den Pflichten, welche in der höchsten Stellung des Oberhauptes der Kirche lagen, zu genügen. Nachdem alle Gesandtschaften an die Europäischen Könige, um sie zum Kampfe gegen die Türken aufzufordern, vergebens geblieben waren, beschloß der unternehmende Greis, sich selbst an die Spitze eines Kriegszuges zu stellen, in der Hoffnung, daß die Fürsten und Völker, von Scham ergriffen, sich dann sämmtlich um sein Panier versammeln würden. Diese Hoffnung ging zwar nicht in Erfüllung, da aber der Krieg zwischen Venedig und den Osmanen damals zum Ausbruch kam (vgl. S. 167.), machte Pius sich allein auf den Weg nach Ancona, obgleich ihn Gicht und Fieber plagten, um die Flotte der Republik zu besteigen, welche nach Morea bestimmt war. Am zwölften August 1464 erschien der Doge Christoforo Moro mit zwanzig

Galeeren; aber der Papst erlag dem Kummer über die Schmach und Gefahr der Christenheit, er starb an demselben Tage, nachdem er sich noch ans Ufer hatte tragen lassen, um die Schiffe mit eignen Augen zu sehen. Zu seinem tiefen Schmerze hatte er erfahren müssen, daß das Papstthum, obschon diesem seine Tugenden und Bemühungen einen Widerschein frühern Glanzes zurückgegeben hatten, dennoch nicht mehr im Stande sey, den erschlafften Zeitgeist zu religiösen und würdigen Thaten zu erwecken. Ihm selbst als Papst schien es der größte Flecken in seinem Leben, daß er früher den Grundsätzen der Baseler Synode angehangen, und er hielt es für nöthig, in einer besondern Bulle einen feierlichen Widerruf jener Meinungen in die Welt zu schicken.

Indeß hatte der König von Böhmen durch den Tod des Papstes nichts gewonnen, da der Nachfolger Pius' II., Paul II., den Kampf gegen ihn noch viel heftiger fortführte. Er entsetzte ihn förmlich des Thrones, entband seine Unterthanen vom Eide der Treue, reizte Ungern und Deutsche zum Kriege, und ließ das Kreuz gegen ihn predigen. Böhmen ward von Neuem der Schauplatz von Verwüstungen und Gräueln, und ein großer Theil der Katholischen im Lande erhob wider den König die Waffen. Indeß wurden zwei Kreuzheere zurückgeschlagen, selbst der kriegskundige König Matthias von Ungern konnte nicht viel ausrichten, und als dieser auch endlich Mähren und Schlesien, wo die katholische Partei das Heft in Händen hatte, wegnehmen und sich selbst zum Herrscher von Böhmen ausrufen ließ, fuhr Georg dennoch unerschrocken fort, seine Krone zu vertheidigen, bis Verdruß und Kummer ihn ins Grab stürzten (1471). Er war ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften, der jedenfalls ein besseres Schicksal verdiente, als das, welches ihn betroffen hat. Aber auch nach seinem Tode erkannten die Böhmischen Stände Matthias von Ungern nicht als ihren Herrn, wie dieser wünschte, sondern erhoben den funfzehnjährigen Sohn Königs Kasimir II. von Polen, Wladislav, dem Podiebrad mit Uebergehung seiner eigenen Kinder die Krone bestimmt hatte, auf den Thron. So entbrannte auch Krieg zwischen Polen und Ungern. Schlesien, und vor Allen die Breslauer, hielten treu zu Matthias und machten große Anstrengungen für seine Sache, obgleich das Land furchtbar verwüstet wurde. Erst nach sieben Jahren (1478) schlossen die Könige von Polen, Ungern und Böhmen ihren Frieden in der Art, daß Wladislav Böhmen behielt, dem Matthias aber Mähren, Schlesien und die Lausitz abgetreten wurden.

Im Falle des Ablebens sollte einer den anderen in den genannten Ländern beerben.

Im Deutschen Reiche war unterdeß, nach Beendigung der großen Fehden, auf fünf Reichstagen (1466. 1467) über einen Türkenzug verhandelt worden, aber ohne besseren Erfolg als sonst. Zwei Jahre darauf drangen Osmanische Horden durch Kroatien nach Krain vor, und wenn sie auch die Belagerung der von ihren tapferen Bürgern rühmlich vertheidigten Stadt Mödling wieder aufheben mußten, so wurde doch die Landschaft gräulich verheert, viele Flecken und Dörfer in Asche gelegt, an sechstausend Menschen erschlagen, und gegen neuntausend Gefangene mit fortgeschleppt. Auch in dieser Noth blieben zwei Berathungen zu Wien und Regensburg fruchtlos. Als aber die Türken ihre verheerenden Raubzüge jährlich wiederholten, berief der Kaiser einen großen Reichstag nach Regensburg, dem er persönlich beizuwohnen beschloß (1471), und der dann wirklich zahlreicher besucht war, als die früheren. Selbst Burgundische, Venetianische und Dänische Gesandte stellten sich ein. Der päpstliche Legat Campanus eröffnete die Sitzungen mit einer langen Rede, aber der Kaiser schlief ruhig während derselben ein. Friedrich verlangte zur Grenzvertheidigung für seine Erblande zehntausend Mann, was die Fürsten sogleich bewilligten, die Städte machten aber wieder Schwierigkeiten. Dann sollte berathschlagt werden, wie auf das folgende Jahr ein mächtiger Heereszug gegen die Türken zu bewerkstelligen sey. Wegen Mangel an Lebensmitteln wurde der Reichstag nach Nürnberg verlegt, doch konnten auch hier die Städte zu keiner Entschließung gebracht werden. Zwei abermalige Versammlungen zu Augsburg (1473. 1474), auf denen dieses klägliche Spiel wiederholt ward, brachten keine besseren Früchte, und die Abgeordneten der Städte versicherten, daß man in so schweren Zeitläuften das kaiserliche Ansinnen nothwendig ablehnen müsse. Und doch war von den Reichsstädten nichts verlangt worden, als tausend Reiter von jenen zehntausend Kriegsleuten, welche dem Kaiser zu Regensburg bewilligt worden waren, zu stellen und zu unterhalten, während einzelne Bürgerschaften, wie Wien und Breslau, in ihren besonderen Streitigkeiten ohne Mühe und Anstand vier bis fünftausend Bewaffnete ins Feld schickten. Um so geringe Streitkräfte aufzubringen, zerarbeiteten sich Kaiser und Reich nun schon seit zwanzig Jahren, während es in Constantinopel nur eines Winkes bedurfte, um Hunderttausende unter die Waffen zu rufen. Indeß genügten auch kleinere Haufen, da Sultan Mohammed zum Glück im

Osten und in Morea mit den Venetianern (oben S. 167.) beschäftigt war, alle Gräuel der Verheerung in den Oesterreichischen Grenzlanden fast alljährlich zu wiederholen und viele Tausende in die härteste Sclaverei zu führen.

Als der Kaiser nach Beendigung des letzten Reichstages Augsburg verließ, erhoben die dortigen Schmiede einen Aufstand gegen sein zurückgelassenes Gefolge, und nahmen alle kaiserlichen Pferde, Wagen und Geräthe in Beschlag, wegen einer Schuld von siebentausend Gulden, die Friedrich nicht bezahlt hatte, und die Kölner, welche ihm eben große Geldversprechungen gethan, damit er einen Reichskrieg gegen den mächtigen Herzog von Burgund, von dem sie sich gefährlich bedroht sahen, bewerkstelligen möchte, mußten in Eil jene Summe aufbringen, um des Kaisers Habe und Leute frei zu machen. Der Erzbischof Ruprecht von Köln, ein heftiger und leidenschaftlicher Mann, der sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen aller Art hatte zu Schulden kommen lassen, war vom Papst Sixtus IV., dem Nachfolger Paul's II., seiner Würde entsetzt worden, wollte aber dem vom Capitel erwählten Administrator des Erzstiftes, Hermann von Hessen, nicht weichen. Als ihm die Städte Köln, Bonn und Neuß den Gehorsam aufkündigten, wandte sich Ruprecht an Karl den Kühnen von Burgund um Hülfe. Dieser ergriff begierig die Gelegenheit, dem Kaiser, welcher sich im vorigen Jahre auf einer Zusammenkunft in Trier seiner Forderung, zum Könige gekrönt zu werden, entzogen hatte (vergl. Absch. 49.), seine Rache fühlen zu lassen und seine Macht bis an den Rhein auszudehnen. Gegen Ende des Julius 1474 erschien er vor Neuß mit sechszigtausend Mann und zahlreichem wohlbedienten Geschütz; aber alle diese Macht ward zu Schanden vor der Entschlossenheit der Bürgerschaft und des Administrators, welcher sich in ihren Mauern befand. Siebzehn Thürme waren gebrochen, dreihundert Häuser durch das Geschütz zerschmettert, an funfzig Mal hatte der Herzog schon Sturm laufen lassen, nichts konnte den Heldenmuth der Bürger erschüttern, obgleich auch innerhalb der Mauern drückender Mangel an Lebensmitteln herrschte. Indeß zeigte Friedrich ungewöhnliche Thätigkeit, er schloß ein Bündniß mit Ludwig XI. von Frankreich, dem alten Feinde Burgund's, und bot das Reichsheer auf. Die Städte erschienen bereitwillig mit einem Viertheil ihrer Mannschaft, und so konnte der Kaiser im folgenden Frühjahr mit funfzigtausend Mann zum Entsatz der schwerbedrängten Stadt heranrücken. Vergebens suchte Albrecht Achilles, nach der Abdankung seines

älteren Bruders (1470) Kurfürst von Brandenburg, dem Friedrich wiederum den Befehl des Heeres übergeben hatte, unterstützt von den übrigen Fürsten, die ihrer Kampflust in häufigen Scharmützeln freien Lauf ließen, die Erlaubniß zu einer Schlacht von dem Kaiser zu erhalten, obgleich man sich den Burgundern bis auf eine Viertelmeile genähert hatte, und es zu einem hitzigen Gefecht mit dem Vortrabe kam, wobei die Deutschen im Nachtheil waren. Doch empfand auch Karl kein Verlangen, sich diesmal noch weiter mit den Kräften des Reiches zu messen, da sein Heer durch die Belagerung, welche schon zehn Monat gedauert hatte, auf das äußerste geschwächt war und andere Entwürfe ihn nach Frankreich riefen. Als die Feinde herankamen, ließ er neun Mal an einem Tage stürmen, um die Stadt wo möglich noch in seine Gewalt zu bekommen. Aber auch diese Anstrengungen blieben fruchtlos, und so nahm der Herzog denn die Vermittelung eines päpstlichen Legaten an, der einen Vertrag zu Stande brachte, in welchem Karl das Heer abzuführen und den abgesetzten Erzbischof nicht ferner zu unterstützen versprach (15. Juni 1475). Des Letzteren Würde erhielt der bisherige Administrator.

---

45. Friedrich III. und Matthias Corvinus.

Weit weniger ehrenvoll zog sich Friedrich aus den Streitigkeiten, in welche er mit dem berühmten König von Ungern, Matthias Corvinus, bald nach den eben erzählten Ereignissen gerieth. Als dieser am 24. Januar 1458 zum Herrscher seines Volkes erhoben worden war, zählte er noch nicht funfzehn Jahr, während die Verwirrungen im Innern des Reiches und die häufigen Einfälle der Osmanen die vollste Mannskraft des Herrschers zu fordern schienen. Aber trotz seiner Jugend zeigte sich Matthias bald diesen schwierigen Aufgaben gewachsen. Mit einer edlen Gestalt und einem zur Ertragung aller Beschwerden geschickten und geübten Körper verband er kriegerischen Muth, eindringenden Verstand und unternehmenden Geist. Seine Erziehung war viel sorgfältiger gewesen, als sie damals gewöhnlich war. Er lernte die alten Classiker kennen und schätzen, und wußte sich in der Lateinischen, der Deutschen und den Slavischen Sprachen mit Fertigkeit auszudrücken. Von einem heftigen Ehrgeize gespornt, liebte er es, sich in weitaussehende Entwürfe einzulassen, und bediente sich zur Ausführung derselben eben so gern schlauer

Kunstgriffe als gewaltsamer Mittel. Gleich im Anfange seiner Regierung wählte eine mit ihm unzufriedene Partei den Kaiser Friedrich zum Gegenkönig; Matthias wußte aber die aufgebrachten Großen zu versöhnen, und die Umstände so geschickt zu benutzen, daß der Kaiser nach langen Verhandlungen der Krone entsagen, und sich mit der Aussicht auf dieselbe für den Fall begnügen mußte, daß Matthias kinderlos sterben sollte. Spätere Aufstände, die sich einige Mal wiederholten, wußte er mit Geschick und Schnelligkeit zu unterdrücken. Die Türken hielt er in Schranken, und zeigte in den Kämpfen mit ihnen sein großes Kriegstalent. Um stets eine zahlreiche und geübte Streitmacht für seine Unternehmungen bereit zu haben, befahl er, da die Ungern meist zu Pferde fochten, daß jeder Grundeigenthümer auf die Mahnung des Königs von zwanzig Hufen immer einen Reiter stellen solle *), und beschäftigte sich mit der Ausbildung eines stehenden Fußvolks, welches er größtentheils aus fremden Söldnern zusammensetzte. Es waren gegen sechstausend Mann, und der König wußte sie mit solchem Muthe und solcher Kühnheit zu erfüllen, daß sie wegen ihrer Todesverachtung und Furchtbarkeit den Namen der schwarzen Schaar erhielten.

Ehe die im vorigen Abschnitt erwähnte Ausgleichung der Könige von Polen und Ungern über die Krone von Böhmen erfolgte, hatte Kaiser Friedrich den Wladislav mit der Böhmischen Krone und Kur belehnt (1477). Matthias ergrimmte, und rächte sich durch einen Einfall in Oesterreich, bei welchem sich ihm an siebzig feste Städte und Schlösser ergaben. Indeß vermittelte der Papst bald einen Frieden, in welchem der Kaiser nunmehr dem König von Ungern den Lehnsbrief für Böhmen ausstellte und hunderttausend Gulden zu zahlen versprach. Doch machte ihm die Aufbringung dieser Summe die ungeheuersten Schwierigkeiten. Er war in solcher Noth, daß er vom Abt zu Zwettel 'echszig Gulden, und von der Stadt Steyer neunzig Ducaten lieh. Trotz dem rief er in unbegreiflicher Verblendung den furchtbaren Gegner ald darauf von Neuem in sein wehrloses Land, als er einen Feind es Matthias, den aus Ungern entwichenen Erzbischof von Gran, in as Erzbisthum Salzburg mit gewaltsamer Verdrängung des rechtmäßigen Inhabers einsetzen wollte. Fünf Jahre hindurch verheerten die Ungern das Land nach allen Richtungen, gewannen nach und nach alle Städte, und endlich fiel auch Wien in ihre Hände (1485). Unerschüt-

*) Diese Truppen wurden Hussaren genannt, vom Ungrischen Huss zwanzig nd Ar Preis.

tert und in der festen Meinung, daß selbst die Verbannung den Glanz seiner höchsten Majestät nicht trüben könne, verließ Friedrich mit fünfhundert Reitern seine Erblande, und zog von einer Reichsstadt zur andern. Im folgenden Jahre (1486) setzte er auf einer Versammlung zu Frankfurt die Wahl und Krönung seines Sohnes Maximilian zum Römischen König durch. Die Fürsten übergaben hier den Vorschlag eines neuen feststehenden und von der kaiserlichen Machtvollkommenheit unabhängigen Kammergerichts, um das Fehderecht und die inneren Kriege für immer abzuschaffen. Bei Friedrich's Lebzeiten kam diese wichtige Angelegenheit indeß noch nicht zu Stande, weil ihm ein solches Gericht dem kaiserlichen Ansehen zu nachtheilig erschien; er begnügte sich wieder mit der Verkündigung eines Landfriedens auf zehn Jahre. Zwei Jahre nachher traten auf des Kaisers Ammahnungen die Schwäbischen Stände zur Haltung und Bewahrung desselben in einen besondern Bund zusammen, welcher in Kurzem eine eigene Kriegsmacht aufstellte, durch die dem Rauben und Plündern in diesem Theile Deutschland's mächtiger Einhalt gethan ward. Friedrich's Absicht war dabei vorzüglich die gewesen, dem drohenden Umsichgreifen des Bairischen Hauses eine Hemmung entgegenzusetzen, die bald noch durch eine in Baiern selbst entstandene Adelsgesellschaft, Löwlerbund genannt, vermehrt ward. Als aber Herzog Albrecht von Baiern den Kaiser durch die Herausgabe der Reichsstadt Regensburg, welche er an sich gerissen, zufrieden gestellt hatte, wurde der Löwlerbund wieder aufgelös't.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo Maximilian's Wahl zu Stande kam, war man zwar eins geworden, dem Kaiser zum Kriege gegen Ungern eine Geldhülfe von etwa siebenmal hundert tausend Gulden zu bewilligen, am Ende aber war doch nur der gewöhnliche Beschluß gefaßt worden, auf einem künftig zu haltenden Reichstage Alles vollends in Richtigkeit zu bringen. So zerrannen selbst die spärlichen Bewilligungen, zu denen man sich nach endlosen Berathungen verstand, zuletzt in neuen Schwierigkeiten, Ausflüchten, Aufschüben und kleinlichem Markten und Dingen fast gänzlich; den rechtsgelehrten Botschaftern der Stände aber erschien jeder dieser fruchtlosen Ausgänge, der die Ehre, ja die Sicherheit und den Bestand des Reiches den Türken und Ungern Preis gab, noch als ein Triumph, den ihre Klugheit und Rechtskunde davon getragen *). Auf einem neuen Reichstag zu

*) K. A. Menzel Geschichten der Deutschen. Bd. VIII. S. 129.

Nürnberg (1487) erklärte Friedrich endlich den Ständen, sie sollten es lieber offen heraus sagen, ob sie ihren Herrn verlassen wollten oder nicht, und rief dann jeden einzelnen Fürsten und Gesandten in der Versammlung zu einer bestimmten Erwiederung auf. Obgleich einige den Einwurf machten, es sey nicht Herkommen, also zu antworten, versprach doch jeder Kurfürst 3000 Gulden, die Städte Köln, Straßburg, Ulm und Nürnberg zusammen 8000, Augsburg und Frankfurt 3200 Gulden. Das war die Hülfe, um ein Heer aufzubringen und auszurüsten, das den mächtigen König von Ungern aus Oesterreich jagen sollte. Indeß wurden doch nun einige Werbungen angestellt, und Friedrich ernannte seinen Schwiegersohn, den tapfern und kriegskundigen Herzog Albrecht von Sachsen, der ihm schon sonst wichtige Dienste geleistet, zum Feldhauptmann. Dieser konnte aber mit seinen unbedeutenden Streitkräften nichts ausrichten, und schloß mit des Kaisers Bewilligung noch in demselben Jahre einen Stillstand, wonach dem Könige von Ungern alle Eroberungen in Oesterreich bis zu völliger Entschädigung für sämmtliche Forderungen und Kriegskosten verbleiben sollten. Eine solche Entschädigung herbeizuschaffen, war aber für Friedrich eine unlösbare Aufgabe; zum Glück eröffnete ihm Matthias' Tod (zu Wien 5. April 1490) die Aussicht, auf bessere Weise wieder in den Besitz des Verlornen zu kommen.

Der Ruhm siegreicher Kriege und Eroberungen war nicht der einzige, in welchem Matthias Regierung glänzte. Er war Kenner, Freund und Beschützer der Wissenschaften, stiftete (oder erneuerte) 1465 zu Ofen eine Universität, und errichtete an demselben Orte mit außerordentlichen Kosten eine Bibliothek, die an Zahl und Seltenheit der Handschriften wenige oder keine ihres gleichen hatte. Denn er besoldete nicht nur viele Schreiber, unter andern vier zu Florenz, welche Griechische und Römische Classiker für ihn abschreiben mußten, sondern kaufte auch viele Handschriften aus den Ueberbleibseln der Bibliotheken in dem nun von den Türken verheerten Griechenland. Aus allen diesen Anstalten strahlt indeß mehr die Ruhmsucht eines geistvollen Fürsten, als wahre Sorge für das Wohl seines Staats hervor. Um dieses Bestreben redlich zu verfolgen, war Matthias zu selbstsüchtig. Wie so viele Fürsten jener Zeit, trachtete er vor allem Andern nach unumschränkter Herrschaft, regierte willkürlich und übermüthig, und vergeudete in prächtigen Hoffesten, was durch harten Steuerdruck zusammengebracht war.

Nach seinem Tode begann wieder eine Bewerbung verschiedener Fürsten um die Ungerische Krone, in welcher Wladislav von Böhmen,

der in dem frühern Vertrag (oben S. 187.) zum Nachfolger bestimmt war, den Sieg davon trug. Indeß eroberte der Römische König Maximilian Oesterreich wieder, und fiel in Ungern ein, um die Oesterreichischen durch viele Verträge begründeten Ansprüche auf dieses Reich geltend zu machen. Doch vertrug er sich bald (1491) mit Wladislav auf die Bedingung, daß er diesen als König von Ungern anerkannte, im Fall derselbe aber ohne männliche Erben stürbe, das Königreich ihm zufalle.

---

46. Veränderungen in Deutschland seit der Hohenstaufischen Zeit.

Zwei Jahre nachdem Oesterreich wieder gewonnen war, endete Kaiser Friedrich in hohem Alter. Ein Schaden am Fuße hatte die Abnahme desselben nöthig gemacht und die Operation ging glücklich von Statten; als er aber während der Heilung an einem Tage acht Melonen aß und Wasser darauf trank, befiel ihn die Ruhr, welche seinem Leben in kurzer Zeit ein Ende machte (19. August 1493). Kein Herrscher hat so lange über Deutschland regiert, keiner so widrige Schicksale erfahren. Dennoch überwand er seine Gegner, indem er sie überlebte. Die Erblande seines Hauses, von denen er im Beginn seiner Regierung nur einen Theil besaß, sah er am Ende derselben sämmtlich, wenn auch zerrüttet und verarmt, unter seinem Zepter vereinigt, und von den glänzenden Aussichten für die Macht seiner Nachkommen, welche ihm der Tod Karl's des Kühnen von Burgund eröffnet hatte, wird noch später die Rede seyn. Bei weitem nicht so günstig standen die Sachen des Reiches. In Italien war das kaiserliche Ansehn vollkommen erloschen, und Friedrich war der letzte Kaiser, der die Krone in Rom empfing. Für Deutschland hatte es ebenfalls nur noch einer so schlaffen, funfzig Jahre dauernden Regierung bedurft, um die Keime, welche gegen das Ende der Hohenstaufischen Zeit gesäet und unter den folgenden Habsburgischen und Luxemburgischen Herrschern emporgesproßt waren, zur völligen Entfaltung ihrer Früchte zu bringen. Dem Kaiser war kein Recht mehr übrig geblieben, als die Verleihung der Reichslehen und Regalien und die Berufung der Reichstage, welche immer häufiger wurden, je weniger man auf denselben zu Stande brachte. Man berathschlagte damals in drei abgesonderten Collegien, im kurfürstlichen, im fürstlichen (zu welchem auch alle Prälaten, Grafen und

Herren gehörten), und im reichsstädtischen. Nur durch Uebereinstimmung dieser drei Abtheilungen, welche man durch gegenseitige Unterhandlungen, die sogenannten Re- und Correlationen, zu bewerkstelligen suchte und durch die Bestätigung des Kaisers konnte ein gültiger Beschluß oder ein Reichsgesetz abgefaßt werden. Auch in der Kriegsverfassung waren bedeutende Veränderungen vorgegangen. Der Reichsdienst durch die Ritterschaft der Stände, wie er bisher geleistet worden war, zeigte sich als ungenügend, und besonders als das Feuergewehr in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts allmählig häufiger in Gebrauch kam, machte sich die Nothwendigkeit eines Fußvolks wieder fühlbar. Zwar stellten die Städte Contingente dieser Art, indeß doch nicht in hinreichender Menge, und nicht für entferntere Unternehmungen. So wurden denn zuerst im Hussitenkriege außer einer bestimmten Anzahl von Reitern auch Fußgänger von allen Ständen gefordert, nach einem Anschlage, welcher die Reichsmatrikel genannt wurde, die sich indeß weniger nach der Größe der Reichslehen als nach den Kräften jedes Standes richtete, dem es übrigens ganz überlassen war, wie er sein Fußvolk zusammenbringen wollte. Doch war auch durch diese neue Einrichtung für ein kräftiges Auftreten nach Außen nichts gewonnen, und das Kaiserreich, welches unter den Ottonen, den Fränkischen und Hohenstaufischen Herrschern so gewaltig in die Verhältnisse der Nachbarländer eingegriffen hatte, nimmt in dem vergangenen Zeitraum fast keinen Theil mehr an den Schicksalen der übrigen Staaten, wenn auch Heinrich VII. noch schöne Thaten ritterlicher Tapferkeit in Italien vollbrachte.

Im Innern beschäftigte man sich fortwährend mit der Herstellung des Landfriedens, wie dies im Laufe unserer Erzählung mehrfach berührt worden ist. Rudolf von Habsburg begann seine Regierung mit solchen Bemühungen, und auf den letzten Reichstagen Friedrich's III. wendeten die Städte, welche der Ordnung und Ruhe für Handel und Gewerbe mehr als andere bedurften, fortdauernd gegen die Türkenhülfe ein, daß erst Friede im Lande aufgerichtet seyn müsse, ehe sie mit ihrem reisigen Zeug nach Ungern eilen könnten. Im Grunde war der Landfriede zu jeder Zeit gesetzlich gewesen; er wurde aber seit dem Tode Friedrich's II. viel häufiger als sonst durch Rauben und Plündern, durch Fehden, die nicht angesagt, oder gegen solche geführt wurden, die sich zu Recht zu stehen erboten hatten, gestört und gebrochen. Demnach wurden in den periodisch erneuten Landfriedensgeboten die

früheren Bestimmungen über Bestrafung der Unruhestifter immer von Neuem wiederholt und eingeschärft, oder anderweitige Verordnungen der Art hinzugefügt, und die mit dem Gericht belehnten Fürsten und Stände bei eigener Verantwortlichkeit zu kräftigerem Einschreiten ermahnt. Indeß blieben diese Verordnungen meisten Theils fruchtlos, weil es noch zu tief im Charakter der Nation lag, lieber sich selbst mit Gefahr der Güter und des Lebens Recht zu schaffen, als die Entscheidung der Staatsgewalt in Privatstreitigkeiten anzurufen, und zum Zwange war die letztere fast überall zu schwach. Selbst der Kaiser konnte im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert einen mächtigen Stand nicht nöthigen, gegen einen geringeren, den er bedrückte, Recht zu nehmen, wenn er es nicht jedesmal auf den ungewissen Ausgang eines Krieges ankommen lassen wollte. Hieraus kann man sich eine Vorstellung von dem inneren Zustande des Reiches in jenen Zeiten machen. Es gab mit den Besitzungen der reichsfreien Ritterschaft über tausend Territorien, deren Leiter und Vorsteher das Fehderecht übten, und außer diesen nahm jeder einzelne Freie, jeder Lehns- und Dienstmann das Waffen- und Vergeltungsrecht, wenn auch nicht gegen den Lehnsherrn, in Anspruch. Der unglaublich weit getriebene Mißbrauch der Befehdung, indem fast Niemand mehr klagte, weil er gewiß war, daß sich der Angreifer nicht stellen würde, führte zu einer großen Verwilderung der Menschen in sittlicher Beziehung und zu einer Auflösung aller Verhältnisse und Schranken des Staats. Allmählig fanden sich indeß Mittel gegen dieses Unwesen. Es waren die Verbindungen der Städte und Ritter unter einander, welche für Friede und Ruhe in ihrer Mitte sorgten, und die auf Betreiben der Kaiser immer häufiger errichteten vertragsmäßigen Landfrieden. Bei der Schwäche der kaiserlichen und fürstlichen Gewalt vereinigten sich nämlich die Stände einer Landschaft oder einer Provinz des Reiches, nicht nur um jeden an einem Mitgliede des Bundes begangenen Friedensbruch ahnden zu wollen, sondern auch um innerhalb desselben keine rechtmäßige Fehde beginnen zu lassen; vielmehr verpflichteten sie sich, unter allen Umständen ihr Recht vor den ernannten Schiedsrichtern (Austrägen) des Bundes zu suchen. Auf diese höchst wichtige Einrichtung fußend, und dieselbe weiter ausdehnend, gelang es denn endlich dem Nachfolger Friedrich's, das Fehderecht im ganzen Reiche unbedingt aufzuheben.

Indeß vollendeten die Deutschen Fürsten in dieser Periode ihre Herrschaft über die ihnen untergebenen Territorien, so daß fast jede

Einmischung des Kaisers in ihre Regierung und Gerechtigkeitspflege verschwand, und die Schwierigkeit, gegen den Mächtigeren Schutz und Recht zu erhalten, nöthigte immer mehr Prälaten, Städte, Dynasten und Ritter, die den Fürsten früher nur zum Heerbann und zur Lehnsgerichtsbarkeit verpflichtet gewesen, in das Verhältniß ihrer Landsassen zu treten. Wie einst die Grafen in den verwirrten Zeiten nach dem Tode Karl's des Großen die freien Landbesitzer gezwungen hatten, ihre Güter fortan als Lehen zu tragen, so gingen jetzt wieder die Lehnsleute des Reiches durch die Anmaßungen der Fürsten diesen verloren. Sie unterwarfen sich den Territorialgerichten, und gaben die Reichsstandschaft auf. Am Hofe der Landesherren findet man von nun an zur Leitung aller inneren und äußeren Angelegenheiten Kanzler und andere Beamte; über größere Kreise wurden Landeshauptleute oder sogenannte Vizthume (Vicedomini) gesetzt, und ihnen zur Verwaltung der Steuern Rentmeister oder Amtsverwalter zugesellt. Aber es fehlte darum noch sehr viel, daß die Fürsten eine absolute Gewalt über ihre Unterthanen behauptet hätten. Aus dem Adel ihrer Territorien bildete sich ein landsässiger Herrenstand, der ihnen oft mit großer Kraft gegenübertrat, so daß sich die Verhältnisse des Reiches zum Kaiser in den einzelnen Gebieten zu wiederholen schienen. Eine bedeutende Verstärkung erhielt jener Herrenstand durch die Ministerialen der Fürsten (vgl. Th. IV. S. 305.), welche im Laufe der Zeit, je mehr sich der Ritterstand im Ganzen gegen die vormaligen freien Stadt- und Landbewohner gehoben hatte, den lehnspflichtigen Rittern, da sie derselben Waffenehre genossen, allmählig gleichgestellt wurden. Ihre Güter wurden erblich, sie wußten sich der strengeren und persönlichen Abhängigkeit vom Landesherrn zu entziehen leisteten nur noch gemessene Kriegsdienste, und verschmolzen auf diese Weise endlich ganz mit den Vasallen Andrer Seits geriethen die Fürsten häufiger als sonst in Geldverlegenheiten. Die Kosten der Regierung und des Hoflebens mehrten sich durch die Rechtsgelehrten, welche bei der auch in Deutschland häufige werdenden Anwendung der Römischen Jurisprudenz in den Gerichten angestellt werden mußten, durch die Vergrößerung der Heere, das aufkommende Söldnerwesen, und besonders durch die rohe ungeschlachte Pracht und Verschwendung, das wilde Saufen und Prassen, welche an den Hofhaltungen der Fürsten im funfzehnten Jahrhundert in der unbeschränktesten Weise herrschten. Anfangs besteuerte man, um sich zu helfen, die Bauern auf den fürstlichen Domänen höher als zuvor; als

dies nicht ausreichte, wandte man sich an die angesehensten Landsassen. Sie bewilligten dann auch gewöhnlich das Verlangte, um größeren Nothständen vorzubeugen, besonders wenn der Fürst in Krieg begriffen oder von anderen Gefahren bedrängt war, doch mußte dieser dabei gewöhnlich die bisherigen Rechte der Betheiligten bestätigen oder neue zugestehen. Als aber die Bedürfnisse trotz dem immer häufiger und dringender, die Unterhandlungen immer schwieriger wurden, sahen die Landesherren sich endlich genöthigt, die höhere Geistlichkeit, die Ritterschaft und die Städte ihres Territoriums insgesammt berufen zu lassen, um von denselben neue Steuern (sogenannte Beden) bewilligt zu erhalten, die von den beiden ersten Ständen auf ihre Hintersassen vertheilt wurden. Hierdurch erhielten jene allmählig nicht bloß das Privilegium der Steuerbewilligung, sondern meist auch die Beaufsichtigung der Verwendung der erhobenen Gelder, und das höchst wichtige Recht, über alle bedeutenderen Angelegenheiten, über Krieg und Frieden gefragt zu werden, da der Landesherr in den meisten Fällen ohne ihre Unterstützung wirklich nicht in der Lage war, einen längeren Kampf zu führen. Hie und da erlangten die Stände noch größere Befugnisse. Sie konnten regelmäßig zu Landtagen als selbständige Corporationen auch ohne Berufung des Fürsten zusammentreten, ja im Fall derselbe die hergebrachten Freiheiten übertrat und verletzte, waren sie auch zu gewaltsamen Widerstand berechtigt. Ganz ebenso wie in den Territorien der weltlichen Landesherren bildeten sich diese Verhältnisse in denen der geistlichen Fürsten Deutschland's aus, nur daß den Bischöfen statt der Prälaten ihr eigenes Capitel gegenüberstand, welches sie oft sehr bedeutend einschränkte. Die einsichtigeren Landesherren richteten nun auch ihr Augenmerk auf die Förderung des Wohlstandes und auf eine geordnete Verwaltung ihrer Staaten, in welchen Bestrebungen die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg allen übrigen vorangingen.

---

47. Ludwig XI.

Ludwig war acht und dreißig Jahr alt, als sein Vater starb. In Begleitung seines Beschützers, des Herzogs von Burgund, eilte er nach Paris, und hier war die vollständige Reform des Hofes sein erstes Geschäft. Alle Räthe des vorigen Königs wurden abgesetzt, weil sie

größten Theils früher gegen den Dauphin gewirkt hatten; an ihre Stelle kamen Leute aus niederen Ständen, welche dem neuen Herrscher Alles verdankten. Viele von Karl VII. Verwiesene wurden zurückgerufen, viele Verurtheilte begnadigt. Nachdem Ludwig so seinem persönlichen Haß gegen die, welche die Geschäfte unter der Regierung seines Vaters geleitet, freien Lauf gelassen hatte, nahm er dennoch ihre Zwecke wieder auf, und vollendete, trotz der großen und bedeutenden Hindernisse, welche er bei diesen Bestrebungen fand, mit der feinsten und treulosesten Staatskunst, mit kaltblütiger Tyrannei, die Verwandlung Frankreich's in eine fast völlig unbeschränkte Monarchie.

Das Hauptaugenmerk der Politik des Königs richtete sich auf die Herabdrückung des Adels und vornehmlich auf die Schwächung der beiden, allein übriggebliebenen großen Vasallen, der Herzoge von Burgund und Bretagne, deren Macht der Krone noch Gefahr zu drohen schien. Zunächst forderte er, dem Vertrag von Arras gemäß, um seine Hauptstadt zu sichern, die jedem Einfall von den Niederlanden her bloßgestellt war, von Herzog Philipp die Zurückstellung der Städte und Herrschaften an der Somme für vier hundert tausend goldene Thaler (vgl. S. 137.), und erreichte durch geschickte Unterhandlungen seinen Zweck vollkommen, trotz des heftigen Widerspruchs von Seiten des Grafen von Charolais, des Sohnes Philipp's. Diese Nachgiebigkeit vermehrte die, zwischen dem Thronfolger und dem Herzoge von Burgund schon obwaltenden Zwistigkeiten, und Ludwig gedachte diesen günstigen Zeitpunkt zu benutzen, um ungehindert gegen den Herzog von Bretagne auftreten zu können. Aber er rief durch sein Beginnen einen Widerstand von solchem Umfang und von so drohender Gestalt hervor, wie er kaum erwartet werden konnte. Eine Botschaft des Königs forderte Franz II. von Bretagne auf, sich von nun an nicht mehr von Gottes Gnaden zu nennen, weil er nicht souverainer Herr sey, sondern noch eines Andern Gnade bedürfe, keine goldenen Münzen schlagen zu lassen, keine außerordentlichen Steuern von seinen guten Unterthanen zu erheben, und von denselben nicht mehr den Treueid zu fordern, denn sie hingen unmittelbar von der Krone ab. Die letzten Forderungen waren ohne Grund und Recht, aber Ludwig baute auf die Schwäche und den Wankelmuth dieses Fürsten. Der Herzog bat um Bedenkzeit, weil er ohne seine Stände hierüber nichts entscheiden dürfe, suchte sich aber unterdeß mit den geringeren Vasallen des Königs in Verbindung zu setzen, die sich

in derselben Weise bedroht sahen, und nach dem Fall eines so mächtigen Lehnsträgers nichts mehr zu hoffen hatten. Noch größere Zuversicht flößte ihm der Beitritt des Grafen von Charolais ein, der sich inzwischen mit seinem Vater versöhnt hatte (1464). Dem König entging das Ungewitter nicht, welches sich über seinem Haupte zusammenzog. Er versammelte die Großen seines Reiches zu Tours, um über die Unterwerfung des Herzogs von Bretagne zu berathschlagen, und bemühte sich hier, durch Herablassung und Freundlichkeit, welche ihm ebenso wohl als Härte und Ernst zu Gebote standen, dieselben seiner Sache zu gewinnen. Aber vergebens. Der Adel war durch die willkürliche Gewalt, welche der König übte, durch Eingriffe aller Art in seine viel hundert jährigen Freiheiten und Privilegien auf das äußerste erbittert und war entschlossen, sich mit seiner ganzen Kraft gegen Ludwig zu wenden. An die Spitze der Verbindung trat der eigene Bruder des Königs, der junge Herzog von Berry; mit ihm vereint waren die Herzoge von Bretagne, von Burgund, von Bourbon, von Alençon, von Orleans, die Grafen von Angouleme, von Armagnac, von Eu, die Herren von Albret und viele andere. Sie erklärten, daß sie die Waffen gegen den König ergriffen, weil er sie nicht liebe, und ihnen seine Gunst entzogen habe, weil sie die Unordnungen im Lande nicht länger ertragen, und das Unglück der Bürger und Bauern nicht länger mit ansehen könnten; ihre Verbindung sey für das „gemeine Wohl" Frankreich's geschlossen. Ludwig's Lage war äußerst gefährlich; vor Allem war es nöthig, daß er sich der Städte versicherte, wenn er den Thron behaupten und nicht alle Mittel zum Widerstand aus der Hand geben wollte. Sein prunkloses Wesen, seine einfache Lebensart, mußten ihn von vorn herein den Bürgern mehr als dem Adel nähern, und ihm die Liebe des dritten Standes gewinnen; aber dieser günstige Eindruck war durch die Last der hohen Steuersätze mindestens aufgewogen. Durch geschickte Maßregeln gelang es dem Könige jedoch, einen großen Theil der südlichen Provinzen in Ruhe zu erhalten, und in allen Städten, welche er betrat, buhlte er von nun an um die Gunst der Bürger. Er versprach ihnen alle erdenklichen Freiheiten, ging des Abends in ihre Häuser, um mit ihnen zu essen, unterhielt sich zutraulich über ihre Bedürfnisse und Verhältnisse, und bekümmerte sich selbst um die Haushaltung. Indeß sammelte sich der Adel in Bourbonnais, Herzog Franz drang von Osten, Karl von Charolais von Westen in das Königreich. Ludwig marschirte zuerst gegen den Herzog von Bour-

von und unterwarf mit großer Schnelligkeit und unermüdlicher Thätigkeit einen großen Theil des Landes, sah sich aber zur Rückkehr genöthigt, weil die Burgunder während dieser Zeit bis nach Paris vorgedrungen waren (1465). Einen Angriff auf die Vorstadt St. Denys und das Thor St. Lazare hatten die Bürger kräftig abgeschlagen. Der König eilte seiner guten Stadt zu Hülfe, aber bei Montlheri (16. Juli) verlegte ihm der Graf von Charolais den Weg. Das Treffen blieb unentschieden, Karl schlief auf dem Schlachtfelde; aber Ludwig erreichte auf einem Umwege Paris. Danach vereinigten sich die Bretagner, die Heereshaufen der Barone und die Burgunder, welche überdies Verstärkungen erhielten, zu Etampes, worauf sie, wol funfzigtausend Mann stark, die Belagerung von Paris begannen. Während Ludwig auf einige Tage nach der Normandie gegangen war, um von dort Kriegsvolk herbeizuführen, eröffneten die Herren Unterhandlungen mit den Bürgern, welche ihnen die Stadt überliefert haben würden, wenn der König nicht zur rechten Zeit in höchster Eile wieder eingetroffen wäre (28. August). Ludwig war jetzt stark genug, um eine förmliche Berennung der Stadt zu verhindern; er ließ häufig Ausfälle machen, jedoch ohne sich auf eine Schlacht einzulassen, in der er jedenfalls den Kürzern gezogen hätte, und rechnete auf die Wirkungen des Mangels, der sich bei der großen Masse des feindlichen Heeres und bei der damals gewöhnlichen schlechten Versorgung bald einstellen mußte. Es kam ihm daher theils aus diesem Grunde darauf an, die Sache in die Länge zu ziehen, theils wollte er der Uneinigkeit, die bei so vielen Häuptern gewöhnlich früher oder später auszubrechen pflegt, Raum geben, um dann auch heimlich die Verbündeten unter sich zu trennen. Endlich wurde ein Stillstand geschlossen und Unterhandlungen eröffnet, die bei den Gegnern des Königs schnelleren Fortgang hatten, weil der Graf von Charolais nach der Heimkehr Verlangen trug, um die Lütticher, welche auf Ludwig's heimliches Betreiben eine Empörung gegen ihren Bischof erhoben hatten, und das Limburgische plünderten, zu züchtigen. Aber auch der König wurde zu größeren Zugeständnissen bewogen, je mehr sich trotz aller Herablassung und Freundlichkeit von seiner Seite die Unzufriedenheit der Pariser steigerte. So kam denn am 30. October zu Conflans ein Friede auf folgende Bedingungen zu Stande: der Herzog von Berry sollte die Normandie erblich erhalten und die Herzöge von Bretagne und von Alençon sollten ihre Besitzungen nicht als Lehen vom Könige tragen, sondern als Va-

fallen des neuen Herrschers der Normandie. Ueberdies sollte der Erstere in seinen Hoheitsrechten nicht gekränkt werden; ja der König mußte ihm noch einige Städte abtreten. Der Graf von Charolais erhielt die Städte an der Somme zurück. Alle übrigen Edelleute der Verbindung wurden mehr oder weniger mit Gütern und Ehrenstellen bedacht. Um aber seinen neu erworbenen Einfluß zu befestigen, erlangte der Adel auch das wichtige Zugeständniß vom Könige, daß bis zum 15. December desselben Jahres zwölf Prälaten, zwölf Barone und zwölf Männer aus dem Rathe des Königs zusammentreten sollten, um über die Abstellung der Mißbräuche in der Regierung des Reiches Beschlüsse zu fassen und Anordnungen zu treffen, denen sich Ludwig unbedingt zu unterwerfen versprach.

Mit so ausgedehnten Bewilligungen mußte der König den Frieden erkaufen, der die Aristokratie und das feudale Wesen in Frankreich wiederherzustellen schien. Aber Ludwig war entschlossen, seine Gewalt nicht aufzugeben; er hatte die Vereinigten beschwichtigen wollen, um sie zu trennen und einzeln zu überwältigen. Außerdem war er zur Einsicht gekommen, daß er mehrere Fehler begangen habe, indem er zu streng und durchgreifend aufgetreten sey, und sich alle Anhänger und Diener der vorigen Regierung entfremdet habe. Er beschloß, die geschicktesten wieder an den Hof zu ziehen, sich besser zu rüsten, und von den Bedingungen des Friedens so wenig als möglich zu halten. Andrer Seits hatten auch die Herren vom Adel dem Volke gezeigt, daß, obschon ihre Vereinigung die Herstellung des Gemeinwohls zum Vorwand nahm, doch nichts weiter gemeint sey als ihre Macht und ihr Ansehn. Die Krieger der Verbündeten hatten weit und breit im Lande geplündert, während Ludwig bei seinen Märschen überall eine strenge Mannszucht aufrecht erhalten hatte. Die Commission zur Reform des Staates ließ der König gar nicht zusammentreten, und schon im nächsten Jahre benutzte er einen Zwist der Herzoge von Berry und Bretagne, um dem Erstern die Normandie wieder zu entreißen. Auch von den Uebrigen wußte er einen nach dem andern, besonders die Herzoge von Bourbon und Nemours und den Grafen von Armagnac, den Enkel des uns bekannten Connetable dieses Namens, zu gewinnen. Die kleineren Edelleute mußten sich der Gewalt fügen, und wurden einzeln überfallen, zum Theil auf das grausamste behandelt, viele mit dem Tode bestraft. Nur bei dem stolzen Karl von Burgund waren alle politischen Künste Ludwig's fruchtlos. Vergebens versprach er ihm Beistand

gegen die Lütticher, wenn er sich von dem Herzog von Bretagne lossage; Karl erklärte sich vielmehr noch feindseliger, als der Tod seines Vaters ihn zum Herzog von Burgund machte (15. Juni 1467), obwohl er eigentlich schon in den letzten beiden Jahren, bei zunehmender Schwäche Philipp's an Körper und Geist, fast alle Geschäfte geleitet hatte. Schon zweimal (1465, 1466) waren die Zwistigkeiten mit den Bürgern von Lüttich beigelegt worden, und im letzten Jahr hatte Karl deren Verbündete, die Bewohner von Dinant, durch Plünderung und Zerstörung ihrer Stadt schwer genug gezüchtigt. Dennoch erneute das unruhige Volk auf Ludwig's Betreiben jetzt von Neuem die Feindseligkeiten. Ludwig dachte sie nämlich arglistiger Weise dem Herzoge zu überlassen, um diesen dadurch wieder zur Aufopferung des Herzogs von Bretagne, den er selbst angreifen wollte, zu bewegen. Er schickte deshalb Gesandtschaften über Gesandtschaften, aber Karl's letztes Wort war, als er in Brüssel zu Pferde stieg, um sich an die Spitze der gegen Lüttich bestimmten Armee zu setzen: „Ich ersuche den König, nichts gegen Bretagne zu unternehmen;" worauf der Gesandte versetzte: „Gnädiger Herr, man hat Ihnen die Wahl gelassen, und wenn Sie unsere Freunde (die Lütticher) angreifen, so werden wir auf die Ihrigen losgehen." — „Gut," rief der Herzog, „die Lütticher sind beisammen, und ich erwarte ein Treffen, ehe drei Tage vergehen. Verliere ich es, so glaube ich freilich, Ihr werdet nach Euerm Belieben handeln; gewinne ich aber, so sollt Ihr wol die Bretagne in Frieden lassen." Karl's Schnelligkeit vereitelte auch den nunmehr vom Könige gefaßten Plan, den Lüttichern Hülfstruppen zu senden. Die Burgunder schlossen St. Trond ein, welches von dreitausend Bürgern von Lüttich besetzt war. Gegen dreißigtausend eilten den Belagerten zu Hülfe, aber bei Brusthem erlitten sie eine völlige Niederlage (27. October 1467); neuntausend blieben auf dem Platze. Der Sieger hielt einen stolzen Einzug in Lüttich, das sich nicht zu vertheidigen wagte, in voller Rüstung mit gezücktem Schwert, durch eine Oeffnung, welche in die Mauer gebrochen war. Alle Hausbesitzer standen unbedeckten Hauptes, mit Fackeln in den Händen, vor den Thüren. Sie mußten eine Brandschatzung von hundert und zwanzig tausend Gulden bezahlen, die Thürme und Wälle wurden niedergeworfen, die Fahnen, Geschütze und Waffen weggeführt, und fast alle Privilegien der Stadt vernichtet.

48. Ludwig XI. und Karl der Kühne.
(1468—1475.)

Wir haben gesehen, wie die Burgundischen Herzoge der jüngern Capetingischen Linie durch Glück und geschickte Benutzung der Umstände ein Ländergebiet zusammengebracht hatten, welches im Süden das Herzogthum Burgund und die gleichnamige Grafschaft, im Norden alle Provinzen von Luxemburg bis zum Meere hin umfaßte. Philipp der Gute hatte es verstanden, die unruhigen Flanderer und Brabanter, die Parteien in Holland, durch Achtung vor ihren Rechten und Freiheiten zu gewinnen. Die trefflichen Staatskräfte dieser Länder wurden durch ein geordnetes Finanzwesen erhöht; in den Niederlanden blühten, neben reichem Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts zu einer herrlichen Blüthe empor, und der Burgundische Hof, der meist in Arras seinen Sitz hatte, war an Glanz und Pracht des Aufwandes und der Bewirthung, an geselliger Bildung, an Ceremonie und Etiquette der erste in Europa, und diente anderen Fürsten mehr oder weniger zum Vorbild. Hieher zogen sich die Reste des Feudalismus zurück, welche durch das Bestreben der Französischen Könige nach concentrirter Staatsgewalt aus dem benachbarten Reiche vertrieben wurden, hier fand das spätere Ritterthum seinen Mittelpunkt. Aber es war dieses in den Zeiten, welche der Periode der Kreuzzüge folgten, wie alle anderen Gestaltungen des Mittelalters, herabgekommen und entartet, um neuen Erscheinungen Platz zu machen. Wie aus dem Lehnsverhältniß Liebe und Treue entwichen waren, so waren auch in dem eng damit verbundenen Ritterwesen Frömmigkeit, Ehre und Achtung der Frauen zu bloßen Formen des Umganges und des Anstandes geworden, während daneben die weiter gebildete Reflexion, das an sinnlichen Genüssen bereicherte Leben, die diese innere Aushöhlung bewerkstelligt hatten, ungescheut ihre Zwecke verfolgten. Der christliche Sinn aber war so sehr aus den Gemüthern verschwunden, daß man sich an die Sterne wandte, um die Zukunft zu erforschen, und andrer Seits auf der Erde durch Zauberei und Liebestränke die Herzen nach Wohlgefallen zu lenken gedachte *).

Unter den Fürsten der damaligen Zeit gab es keinen größern Gegensatz der Sitten und des Charakters als zwischen Ludwig von Frank-

*) Leo Lehrbuch der Universalgeschichte Th. II. S. 417.

reich und Karl von Burgund, die sich auch bereits auf dem Schlachtfelde bekämpft hatten. Der Letztere, welcher seiner ungestümen Tapferkeit wegen den Beinamen des Kühnen erhalten hat, war elf Jahre jünger als Ludwig; heftig, zufahrend, ohne Maß und Selbstbeherrschung. Von Jugend auf hatte ihn das Glück, welches den Burgundischen Namen begleitete, verwöhnt, und die Kenntniß der großen Eroberer der alten Welt, aus deren Geschichten er sich täglich vorlesen ließ, hatte die brennendste Ruhmbegierde in seinem Herzen entzündet. Nichts als Eroberungspläne im Auge, beschäftigte er sich mit dem inneren Zustand seiner Länder nur in der Absicht, Soldaten und Geld aus denselben zu erhalten. Seine Regierungsweise war tyrannisch, sein Verfahren roh und gewaltsam, seine Rechtssprüche grausam. Seine Umgebungen behandelte er mit übermüthigem Stolz und hochfahrender Brutalität. Er selbst war in Genüssen mäßig, aber er hielt es für fürstlich, den höchsten Glanz und den ungemessensten Ueberfluß um sich her zu verbreiten. Wie andere Herrscher jener Zeit bildete er allmälig zum Kern größerer Kriegsheere über zwanzigtausend Mann stehender Schaaren heran, dreihundert Stück Geschütz und zweitausend Wagen mit Vorräthen folgten ihm ins Feld. Alle Gebiete von der Nordsee bis zu den Alpen, ja bis zum Mittelmeer, sollten zu einem großen Königreich vereinigt, das östliche Europa sollte von den Türken befreit werden. Sieg und Ehre durch ritterliches Kämpfen zu erlangen, war sein einziges Streben, auf das Größte und Höchste war sein Blick gerichtet. Während sich Karl auf diese Weise weitaussehenden und phantastischen Plänen hingab, behielt Ludwig nur das Zweckmäßige im Auge. Den Werth des Geldes kannte er zu gut, um Verschwender zu seyn, seine Hofhaltung bestand aus wenigen Dienern, seine Kleidung war einfach, ja ärmlich und schmutzig. Nicht in den Waffen suchte er seinen Ruhm, sondern in geschickter Führung von Unterhandlungen, Intriguen und Ränke waren ihm stets willkommner als offener Kampf. Wenn dem Herzoge von Burgund bei allem Muthe und aller Fähigkeit zu Anstrengungen jene ruhige Besonnenheit und jene innere Stätigkeit fehlten, welche große Unternehmungen bei unerwarteten Hindernissen allein glücklich zu Ende zu führen vermögen, so gelangte Ludwig dagegen durch die kälteste und schärfste Ueberlegung, durch eine künstliche Hinterlist, eine studirte Treulosigkeit, wie diese sich unter den Kämpfen der Italienischen Dynasten ausgebildet hatten, langsam aber sicher zu seinem Ziel. Auf tausend Umwegen weiß er es zu erreichen; was sich ihm auch in den Weg stel-

len, welcher Unfall ihn auch treffen mag: Alles wird durch Schlauheit und List beseitigt.

Ohne den Angriff Ludwig's abzuwarten, brach der Herzog von Bretagne vereint mit dem Herzoge von Berry in die Normandie, um diese Provinz wieder zu erobern (1467). Ludwig war indeß wohl gerüstet, und zwang seine beiden Gegner zu einem Waffenstillstande, während dessen für den Herzog von Berry eine Ausstattung zur Entschädigung für die verlorne Normandie bestimmt werden sollte. Zu diesem Endzweck versammelte der König im folgenden Jahre die Stände des Reiches zu Tours und wußte dieselben so für sich zu gewinnen, daß sie erklärten, dem Herzog dürfe nur ein jährliches Gehalt ausgesetzt, keineswegs aber wieder eine Provinz übergeben werden. Ludwig beschloß hierauf, seinen Vortheil weiter zu verfolgen. Kaum war die Zeit des Stillstandes abgelaufen, als zwei königliche Heere, von der Normandie und von Anjou her, in die Grenzen der Bretagne einbrachen (1468) und so reißende Fortschritte machten, daß der Herzog sich entschließen mußte, einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er jede Verbindung mit Karl von Berry und Karl von Burgund aufzugeben versprach. Alles war so schnell von Statten gegangen, daß die Unternehmung geendigt war, ehe Karl der Kühne, der in diesem Jahre die Hände frei hatte und seinem Bundesgenossen zu Hülfe eilen wollte, seine Kriegsleute bei Peronne, auf der Grenze von Artois, hatte versammeln können. Ein Krieg mit diesem auf's höchste erbitterten Fürsten schien unvermeidlich, und Ludwig hatte, so glaubte man allgemein, diesen Kampf nicht zu scheuen. Seine besten Truppen, die Ordonnanzcompagnieen und die freien Schützen, waren in bedeutender Anzahl unter erfahrenen Hauptleuten längs den Burgundischen Gebieten aufgestellt, und die Abtheilungen, welche gegen die Bretagne gebraucht worden waren, befanden sich in eiligem Anmarsch zu ihrer Verstärkung. Alle waren von Muth und Ungeduld beseelt. Dennoch empfand Ludwig keine Lust, seinen Thron auf die Entscheidung der Schlachten zu wagen, vornehmlich weil er befürchten mußte, daß ein Einbruch der Burgunder den größten Theil der Französischen Edelleute, die in Karl dem Kühnen den Vertreter und Verfechter ihrer gemeinsamen Interessen, den treuen Verbündeten des Herzogs von Bretagne sahen, sofort wieder gegen ihn unter die Waffen rufen würde. Deshalb sandte er in der Stille den Lüttichern Geld und munterte sie auf, die erlittene Schmach, sobald sich Gelegenheit zeige, wieder an dem Herzoge zu rächen, und eröffnete

mit diesem selbst neue Unterhandlungen. Vergebens wurden ihm große Summen angeboten, wenn er vom Kriege abstehen wolle. Endlich entschloß sich Ludwig, seinen Gegner persönlich zu besuchen, um hiedurch eine Ausgleichung zu bewerkstelligen. Er glaubte, daß seine Diener überall, wo er nicht selbst gegenwärtig sey, nicht treu und eifrig genug handelten, und hatte überdies eine große Vorstellung von der Gewalt, welche sein Geist und seine Rede auf Andere übten, wie er denn auch wirklich einen solchen Einfluß durch angemessenes Benehmen, scharfsinnige Einwürfe und Antworten und gewandte Auffassung der ihm gegenüberstehenden Charaktere äußerte. Bei Karl's bekannter Sinnesart schien er keine Befürchtungen für Freiheit oder Leben hegen zu dürfen; eine schriftliche Versicherung des Herzogs in diesem Sinne überhob ihn vollends aller Bedenklichkeiten, und die Vorstellungen seiner Räthe wurden nicht weiter beachtet. So traf er denn in den ersten Tagen des Octobers, nur von achtzig Schützen und sechszig Gensdarmen begleitet, um dem Herzog einen Beweis seines vollkommensten Vertrauens zu geben, zu Peronne ein. Karl eilte ihm entgegen, sie bewillkommten und umarmten sich und ritten, freundlich mit einander sprechend, in die Stadt. Die Straßen waren mit Burgundischen Truppen angefüllt, überall begegnete der König Edelleuten und Anführern, die früher von ihm beleidigt oder vertrieben worden waren. Zu seiner persönlichen Sicherheit verlangte er daher das Schloß von Peronne zu bewohnen, welches der Herzog ohne Anstand bewilligte. Am folgenden Morgen begannen die Unterhandlungen in wenig versprechender Weise, als schon Tags darauf die Nachricht einlief, daß Lüttich in vollem Aufstande und der Bischof vertrieben sey. Schon wären die Empörer gegen Tongern gezogen, hätten diese Stadt überfallen und mehrere Domherren in Gegenwart ihres Bischofs niedergemacht; unter ihnen habe man aufregende und Beifall spendende Französische Boten gesehen. Karl ließ sofort die Thore sperren er rasete vor Wuth, und Ludwig zitterte vor dem Abgrunde, an den ihn seine treulose Staatskunst und der unwillkommene Eifer seiner Bundesgenossen geführt. Indeß gelang es ihm, einige Räthe des Herzogs zu bestechen. Als dieser sich einigermaßen besänftigt hatte, wurde zuerst der Beschluß gefaßt, den König von Frankreich gefangen zu halten und seinen Bruder Karl von Berry auf den Thron zu erheben. Danach wurde aber dem Herzoge dringend vorgestellt, daß er durch den Bruch des freien Geleites seinem Hause einen ewigen Schandfleck zuziehen würde, er möge den günstigen Augenblick

lieber benutzen, dem Könige eine Reihe vortheilhafter Bewilligungen abzuzwingen und ihn dann entlassen. Mit vieler Mühe ließ sich der Herzog endlich bewegen, zu einem solchen Vertrage seine Zustimmung zu geben. Er wurde auf der Grundlage des Friedens von Conflans entworfen, weitere Bestimmungen betrafen die völlige Souverainetät des Herzogs in allen bisher von Frankreich abhängigen Lehnsherrschaften, und die Einräumung von Champagne und Brie an den Herzog von Berry, wodurch dieser für den Verlust der Normandie entschädigt werden sollte. Ludwig, in Todesangst, bewilligte und unterzeichnete Alles, was ihm vorgelegt ward, und beschwor den Frieden in Gegenwart des Herzogs. Um ihn noch mehr zu demüthigen, nöthigte ihn Karl, mit gegen Lüttich zu ziehen und der Züchtigung dieser Stadt beizuwohnen. Die verzweifelten Bürger, ohne hinreichende Waffen und ohne Geschütz, vertheidigten sich hinter ihren eilfertig und schlecht hergestellten Wällen von Schutt mit Löwenmuth und machten mehrere Ausfälle, die dem Herzog viele Leute kosteten. Bei dem ersten riefen sie, im Vertrauen auf ihren heimlichen Bundesgenossen: Es lebe Frankreich; aber Ludwig sprengte ihnen selbst mit dem Feldgeschrei: es lebe Burgund, entgegen. Als der Kern ihrer Streiter geblieben war, flüchteten die Weiber, Kinder und Greise allmählig aus der Stadt in die Ardennen. Am 30. October drangen die Burgunder ohne Widerstand über die Wälle, denn die zurückgebliebenen Einwohner hatten fast alle, von der Unmöglichkeit längeren Widerstandes überzeugt, in den Kirchen Schutz gesucht. Diese wurden verschont, die übrigen getödtet und in die Maas geworfen. Nachdem die Häuser ausgeplündert waren, ließ Karl die Stadt bis auf die Kirchen und Klöster niederbrennen.

Kaum sah sich Ludwig in Freiheit, so dachte er schon darauf sich von den zu Peronne eingegangenen Verbindlichkeiten wieder los zu machen. Vor Allem war es ihm beschwerlich, dem Herzoge von Berry Champagne und Brie einzuräumen, da beide Provinzen an die Burgundischen Staaten grenzten und mithin die engste Verbindung ihrer Herrscher zu erwarten war. Er bot seinem Bruder Guienne an, obgleich dieses Land größer und reicher als die anderen Gebiete war, und dieser ließ sich endlich auch zur Annahme des Vorschlags bewegen. Um ihn immer mehr von Burgund abzuziehen, wurde eine Zusammenkunft beider Brüder auf einer Schiffbrücke über die Sevre, in der Nähe des Schlosses Charon, verabredet. Auf der Mitte der Brücke wurde eine hohe Wand von Balken gebaut und nur mit einer

kleinen Oeffnung versehen, welche indeß auch mit zwölf eisernen Stangen dicht vergittert war. Karl und Ludwig kamen von den verschiedenen Ufern, jeder nur mit zwölf Begleitern, welche ihre Schwerter und Dolche vorher hatten ablegen müssen. Doch erwachte in Berry's Seele bald wieder ein brüderliches Zutrauen; es wurde dem Könige leicht, ihn ganz für sich zu gewinnen, und schneller, als er es erwarten konnte, war die größte Einigkeit unter ihnen hergestellt (1469).

Nach der Aussöhnung mit dem Herzoge von Berry wurden auch der Graf von Armagnac und der Herzog von Nemours, die neue Unruhen erregten, gedemüthigt, und Ludwig, im Innern völlig gesichert, begann nun die Bestimmungen des Friedens von Peronne auch gegen Burgund zu brechen. Er nahm Appellationen Burgundischer Unterthanen an das Pariser Parlament an und sandte Botschaft nach Flandern, um die Angeklagten vorzuladen, ungeachtet er auf diese Befugniß in dem Vertrag von Peronne feierlich Verzicht gethan hatte. Noch weiter ging der König, als er mehrere Besitzungen des Herzogs auf der Grenze unter dem Vorwande, daß ihm dieser dafür noch nicht gehuldigt habe, in Beschlag nehmen ließ. Karl ergrimmte, und befahl die Staatsboten ins Gefängniß zu werfen. Nun berief Ludwig eine Versammlung der Notabeln*) nach Tours (Nov. 1470), und klagte den Herzog öffentlich des Friedensbruches an. Karl habe seine Räthe gefangen genommen, die schuldigen Huldigungen verweigert, vom Könige von England den Hosenbandorden empfangen, und die Unterthanen in den neuerworbenen Städten in ihrem Eide zum Dienste gegen Jedermann, also den König nicht ausgenommen, verpflichtet. Die Versammlung erklärte hierauf den Herzog des Majestätsverbrechens schuldig, und stimmte einmüthig dahin, daß er, als ein königlicher Vasall, vor das Pariser Parlament zur Rechenschaft zu laden sey. Die Vorladung ward sogleich nach Gent durch einen Gerichtsboten abgefertigt, den Karl in seiner auffahrenden Heftigkeit in Ketten legen, nach einigen Tagen aber wieder fortziehen ließ. Darauf überfielen Ludwig's längst bereitstehende Truppen St. Quentin, Roye, Montdidier und Amiens, die nur durch schwache Besatzungen geschützt waren (Jan. 1471). Karl war durchaus ohne Vorbereitung, und konnte erst

*) D. h. angesehener Männer, die der König selbst dazu auswählte. Daß es keine Versammlung der Reichsstände (États généraux) war, zeigt Garnier, Hist. de France, T. XVII. p. 421.

im folgenden Monat gegen die Somme vorrücken. Um den Uebergang über diesen Fluß zu erzwingen, nahm er Pecquigny und wendete sich dann gegen Amiens. Die Stadt war mit Vorräthen, Mannschaft und Geschütz im Ueberfluß versehen, so daß sich die Belagerung sehr in die Länge zog; zu einer Schlacht war Ludwig in keiner Weise zu bewegen, und aus der Bourgogne liefen die traurigsten Nachrichten von den Verwüstungen ein, welche durch den Einbruch Französischer Truppen in die dortigen Länder verursacht wurden. So wurde im April ein Waffenstillstand auf drei Monate geschlossen, durch welchen der König im Besitz seiner Eroberungen blieb. Karl benutzte diesen, um den Herzog von Guienne wieder an sich zu ziehen; er stand im Begriff, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben, um ihn dadurch auf immer an sich zu fesseln, als dieser schwache und wankelmüthige Fürst (28. Mai 1472) eines plötzlichen Todes starb, wie man allgemein glaubte, durch einen Benedictiner vergiftet, und wie Viele hinzufügten, auf Veranstaltung des Königs. Ja, Karl der Kühne brach racheburstig noch vor Ablauf des Waffenstillstandes über die Grenze, eroberte Nesle und ließ ein schreckliches Blutbad unter der Besatzung anrichten. Eine Proclamation klagte den König des Brudermords öffentlich an und erwähnte zur Bekräftigung, daß dem Herzog von Burgund selbst auf Ludwig's Anstiften mehrmals nach dem Leben getrachtet worden sey. Erst achtzehn Monate später antwortete Ludwig auf diese furchtbare Anklage dadurch, daß er Commissarien zur gerichtlichen Untersuchung des Mordes ernannte. Aber noch ehe diese beendet war, wurde der Benedictiner im Kerker plötzlich todt gefunden; ein Mitschuldiger desselben verschwand auf eine räthselhafte Weise; die Acten des Processes sind nie zum Vorschein gekommen. Diese Umstände werfen allerdings einen starken Verdacht auf Ludwig, der auch sonst Vergiftungen nicht scheute, um sich eines Widersachers ohne Geräusch zu entledigen; aber für die unparteiische Geschichte ist Alles zusammengenommen doch nicht hinreichend, ihn geradezu des Brudermordes zu zeihen. Guienne wurde als eröffnetes Kronland eingezogen. Inzwischen nöthigte die Grausamkeit, mit welcher die Burgunder das Land verheerten und die Bewohner niedermetzelten, die Bürger und die Besatzung von Beauvais zum hartnäckigsten Widerstand. Karl mußte die Belagerung aufheben und drang weiter in die Normandie bis nach Rouen vor, um sich mit dem Herzoge von Bretagne, der auf seinen Antrieb von Neuem die Waffen gegen den König ergriffen hatte, zu vereinigen. Dieser aber er-

schien nicht, weil er durch einen Einfall des Königs in seinen eigenen Besitzungen beschäftigt war, vielmehr fand Karl zahlreiche Französische Streitkräfte am linken Ufer der Seine versammelt. Diese Umstände, so wie Mangel an Lebensmitteln in dem verwüsteten Lande und ein Einfall der Franzosen in Artois zwangen ihn zur Umkehr. Auf diesem Rückzuge wurden seine ermüdeten Truppen durch den Grafen Dammartin, den muthigen und geschickten Feldherrn Ludwig's, durch fortwährende kleine Angriffe und Gefechte bedeutend geschwächt, indeß der König selbst in der Bretagne bis nach Nantes hin glücklich vordrang. So wurde denn wieder ein Waffenstillstand geschlossen. Während der Dauer desselben vernichtete Ludwig die hartnäckigen Vasallen im Süden Frankreich's, welche sich im letzten Kriege wieder geregt hatten. Den Herzog von Alençon, der sich in alle Verbindungen gegen ihn eingelassen hatte, ließ er überfallen, festnehmen und nach Paris bringen, wo er zwei Jahre nachher im Louvre verschmachtet ist. Dem Grafen von Armagnac, der sich in seiner festen Stadt Lectoure wohl verwahrt hatte, war so leicht nicht beizukommen. Ludwig mußte ein Belagerungscorps gegen ihn senden; aber der Graf vertheidigte sich tapfer, bis der Anführer der königlichen Truppen, der Cardinal Goffredi, ihm sichres Geleit zum Könige, um sich zu rechtfertigen, und völlige Vergessenheit des Geschehenen für alle seine Anhänger zugestand. Dieser Vertrag wurde auf das Sacrament beschworen, aber kaum hat Armagnac die königlichen Truppen eingelassen, so wird er niedergestoßen, die Stadt geplündert und der Erde gleich gemacht, und seine schwangere Gemahlin gezwungen, einen Trank zu verschlucken, der das Kind im Mutterleibe tödten sollte, an dem sie aber selbst nach zwei Tagen den Geist aufgab (1473).

Ungeachtet begünstigender Verhältnisse, kriegerischer Einsicht und wohlgeübter Truppen hatte der Herzog von Burgund bisher nichts gegen den König ausrichten können, dessen verschlagene Treulosigkeit auch die augenblicklich abgezwungenen Zugeständnisse jedesmal wieder zu vereiteln wußte, und dessen gewaltsame Maßregeln seine Vasallen trotz aller Unterstützung Burgund's immer mehr unter die Gewalt der Krone brachten. Nachdem der Krieg zweimal vergebens erneut worden war, beschloß der Herzog planmäßiger und überlegter zu verfahren, den Angriff mit aller Macht zu unternehmen und so lange fortzusetzen, bis sein Gegner aus dem letzten Schlupfwinkel vertrieben sey. Durch ein Bündniß mit König Eduard IV. von England, der die verlorenen

Besitzungen seiner Vorfahren in Frankreich wieder zu erobern hoffte, wuchs seine Zuversicht in dem Grade, daß er die Entthronung Ludwig's für gewiß ansah. Eduard sollte an dessen Stelle zum König des Nachbarreiches erhoben werden; für sich selber gedachte Karl die an seine Staaten grenzenden Provinzen zu erwerben. Leicht wurden der Herzog von Bretagne und der Graf Ludwig von St. Pol, Connetable von Frankreich, der schon längst eine zweideutige Rolle spielte, und erst kürzlich vom Könige zur Befestigung seiner Treue die Stadt St. Quentin erhalten hatte, für diese Entwürfe gewonnen (1474). Karl's Heer war schnell versammelt, aber Eduard forderte die Verschiebung des Krieges bis in's nächste Jahr, um für ein so wichtiges Unternehmen die erforderlichen Rüstungen machen zu können. Dieser Umstand verursachte das vollständige Mißlingen des ganzen Planes, indem der Herzog die Zwischenzeit und sein Kriegsvolk zur Ausführung anderweitiger Entwürfe und Heldenthaten zu benutzen gedachte, und jene bereits in der Deutschen Geschichte dargestellte Belagerung von Neuß unternahm, welche bis in den Juni des nächsten Jahres fortdauerte, und seine Armee vollständig ruinirte. Während ihn Ungeduld und Leidenschaft vor den mannhaft vertheidigten Wällen verzehrten, brachte Ludwig die Schweizer und den Herzog Renatus von Lothringen gegen Burgund unter die Waffen, welche Karl's Truppen schlugen (vergl. Abschnitt 49.), und danach dessen südliche Besitzungen ungehindert unterwarfen. Der König selbst ließ im folgenden Jahre seine Heerestheile in Artois und in der Picardie, so wie in der Bourgogne über die Grenzen vorrücken. Auf beiden Punkten begünstigte ihn das Glück, im Norden kamen die Franzosen bis unter die Mauern von Arras. Am 5. Juli 1475 landete Eduard zu Calais mit einer schönen und zahlreichen Armee. Er hatte erwartet, den Herzog von Burgund im Felde, den König von Frankreich geschwächt, und reichliche Magazine für seine Truppen zu finden. Nichts von alle dem war der Fall. Endlich erschien Karl der Kühne, nachdem er sich acht Tage hatte erwarten lassen, aber allein und ohne Heer, zu Eduard's größtem Mißvergnügen. Man zog auf St. Quentin, wo man vom Connetable mit offenen Armen empfangen zu werden gedachte, doch dieser schloß jetzt treulos seine Thore und ließ auf die Englischen Krieger feuern. Alles dies verbunden mit den drohenden Streitkräften, welche Ludwig zusammengebracht hatte, bewogen den König von England, Ludwig's Anerbieten zu einem Vergleiche nicht auszuschlagen, und

Geschenke an Eduard's Günstlinge, die jener nicht sparte, beschleunigten den Abschluß desselben. Ludwig, der das Geld gering achtete, sobald höhere Vortheile dadurch zu erreichen waren, bezahlte dem Könige von England für die Zurückführung seines Heeres auf der Stelle fünf und siebenzigtausend goldene Thaler, und versprach ihm außerdem ein Jahrgeld von fünftausend Thalern. Um einem ähnlichen Unternehmen von Seiten England's für die Zukunft vorzubeugen, ließ er auch mehreren Räthen und Günstlingen Eduard's alljährlich große Summen einhändigen. Nach der Annahme des Vertrages ward eine Zusammenkunft beider Fürsten verabredet. Zu Pecquigny wurde eine Brücke über die Somme geschlagen, und mit der gewöhnlichen Scheidewand versehen. Man näherte sich von beiden Seiten dem Gitter, die Bestimmungen des Friedens wurden verlesen und beschworen, die Könige umarmten einander durch die engen Zwischenräume, und wetteiferten in Freundschaftsversicherungen. Ein Augenzeuge dieses Auftritts, der Geschichtschreiber Commines, erzählt, daß an der einen Seite der Somme, von welcher der König von England an die Brücke gelangte, ein Sumpf gewesen sey, über welchen ein gemachter Weg geführt habe, und fügt dann die, Gesinnungen und Denkweise jener Zeit sehr bezeichnenden, Worte hinzu: „Wenn man hier nicht ehrlich zu Werke gegangen wäre, so wäre dies ein gefährlicher Weg gewesen. Die Engländer aber bemerkten dies nicht einmal, und auch daraus sah ich, daß sie lange nicht so fein als wir sind."

Noch in demselben Jahre schloß auch Herzog Karl, der sich schon während der Anwesenheit Eduard's in andere weitaussehende Entwürfe gegen Lothringen und die Schweiz verwickelt hatte, und Frankreich wo alle seine Versuche scheiterten, immer mehr aus den Augen verlor, einen neunjährigen Waffenstillstand mit dem Könige (15. September 1475) und gab ihm den Connetable Preis, der das Opfer seiner eignen, überfeinen, zweideutigen und treulosen Staatskunst wurde. Als einer der angesehensten Französischen Vasallen theilte er mit den übrigen das Bestreben, Ludwig's Plänen entgegen zu wirken, da er aber an Karl's Grenzen Besitzungen hatte, fürchtete er diesen nicht minder, und glaubte seinen Vortheil am besten zu wahren, wenn er beide im Gleichgewicht zu halten suchte. Geübt in Ränken und Künsten der Schlauheit, gelang es ihm auch eine Zeitlang, diese schwierige Rolle durchzuführen, und die Fürsten in Furcht zu erhalten, zuletzt aber konnte es nicht fehlen, daß er beiden gleichmäßig verdächtig und ver-

haßt ward. Darum gab der Herzog dem Ansuchen des Königs leicht Gehör, der ihm in einem Artikel des erwähnten Waffenstillstandes die großen und reichen Besitzungen des Connetable, selbst St. Quentin mit eingeschlossen, versprach, wenn er diesen Verräther nicht unterstützen wollte. Der Graf von St. Pol stand nämlich damals noch auf der Burgundischen Seite, obgleich er seine Stadt den Engländern nicht geöffnet hatte, wie oben erwähnt worden ist. Um sein Leben zu retten, beschloß der nun von beiden Seiten Bedrohte, Karl dem Kühnen, zu dem er immer noch Vertrauen hatte, weil er sein Jugendfreund gewesen war, alle seine Güter anzubieten, wenn er ihm gegen Ludwig Schutz gewähre. Der Herzog schwankte; als er aber erfuhr, daß St. Quentin schon in des Königs Händen sey, und dieser ihn benachrichtigen ließ, er werde jene Stadt, nebst den übrigen Orten, so bald räumen, als ihm der Connetable ausgeliefert werde, konnte er nur bei der Erfüllung des Vertrages seine Vortheile finden. Außerdem belagerte er damals Nancy, die Hauptstadt von Lothringen, und fürchtete dieses Land niemals zu bezwingen, wenn der König einen Vorwand fände, den Waffenstillstand zu brechen, in welchem er ausdrücklich versprochen hatte, die Unternehmungen des Herzogs gegen Lothringen nicht zu stören. Diese Betrachtung entschied ihn; er gab dem Bailli von Mons, wohin sich der Connetable geflüchtet hatte, Befehl, ihn auszuliefern. Es geschah; der Graf ward nach Paris gebracht, daselbst vor dem Parlament als Hochverräther und Majestätsverbrecher angeklagt, und vor dem Rathhause öffentlich enthauptet (23. December 1475). Er war des Königs Schwager und Oheim der Königin von England, und ein Sprößling des Luxemburgischen Grafenstammes, der in Deutschland selbst den Kaiserthron besetzt hatte. Ludwig übergab dem Herzoge in der That die Güter des Hingerichteten, vielleicht weil er die Gelegenheit nicht mehr fern hielt, dies und noch Größeres wieder zu erwerben.

---

49. Karl's des Kühnen Untergang.

Der innere Krieg, welcher die Länder der Eidgenossen unter Oesterreichischer und Französischer Theilnahme funfzehn Jahr lang verwüstet hatte, wurde endlich durch schiedsrichterlichen Spruch ohne bedeutende Aenderungen im Länderbesitz, zur Ruhe gebracht (1450). Seit dieser

Zeit verstärkten sich die Schweizer (so wurden die Eidgenossen vorzüglich seit jenem Kriege genannt) durch den Anschluß mehrerer angrenzenden Gebiete, die bisher anderen Herren gehorcht hatten. Im Jahre 1458 warf sich ihnen die Oesterreichische Stadt Rappersweil in die Arme, zu nicht geringer Freude, da sie von da aus oft beunruhigt worden waren. Bald darauf bot sich Gelegenheit zu noch bedeutenderen Erwerbungen dar. Erzherzog Siegmund von Oesterreich, dem Tyrol und die vorderen Lande gehörten (vgl. oben S. 179.), war mit dem Papst Pius II. wegen eines Streites, der zwischen ihm und dem Bischof von Brixen entstanden war, zerfallen. Der Papst sprach den Bannfluch aus, und benachrichtigte die Schweizer von der Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse „mit dem ehrlosen Majestätsverbrecher Siegmund, weiland Herzog". Die Schweizer, mit Siegmund wegen Rappersweil ohnehin in Mißverhältniß, ergriffen begierig diesen Anlaß, ihn zu befehden. Zürich, Uri, Schwyz, Lucern, Unterwalden und Glarus ließen ihre Schaaren ausrücken, durch welche bald der ganze Thurgau erobert wurde (1460), und um Dießenhofen zu belagern, schickten auch Bern, Freiburg und Solothurn Hülfsvölker. Siegmund mußte 1461 in einem auf funfzehn Jahre geschlossenen Frieden den Eidgenossen ihre Eroberungen überlassen, aber noch ehe diese Frist abgelaufen war, entstand ein neuer Krieg. Siegmund war nicht glücklicher als zuvor; die siegreichen Eidgenossen zwangen ihm im Waldshuter Frieden (1468) die Kriegskosten ab. Falls das Geld nicht zur bestimmten Zeit einträfe, mußte er Waldshut und den Schwarzwald abzutreten geloben. Da er nun nicht im Stande war, die Zahlung zu leisten, und doch die Unterpfänder den Schweizern nicht gern lassen wollte, entschloß er sich, auf den Rath seines Adels, fremden Beistand anzurufen. Nachdem er sich bei Deutschen Fürsten und bei Frankreich vergeblich darum bemüht hatte, wandte er sich an Karl den Kühnen. Von diesem nahm er auf das Unterpfand der vier Waldstädte im Schwarzwalde, und seiner Besitzungen im Elsaß, im Sundgau und im Breisgau, funfzigtausend Gulden auf, und überlieferte so dem mächtigen Burgunder den Schlüssel der oberen Rheinlande, denn bei Siegmund's Genußliebe und schlechter Wirthschaft schien Wiedereinlösung kaum denkbar. Aber der Adel hoffte von dem kriegsgewaltigen Herzoge, was ihm selbst so oft mißlungen, Demüthigung der verhaßten Schweizerischen Bauern und Vernichtung ihres Bundes. Hiezu schien um so mehr Hoffnung zu seyn, da Peter von Hagenbach, vom Herzoge

zum Vogt über die Pfandschaft gesetzt, das Volk durch Uebermuth und Härte reizte, die Eidgenossen hie und da beschädigte, und als sie sich seinen Absichten entgegenstellten, harte Drohworte fallen ließ.

Indeß hatte Karl das Herzogthum Geldern und die Grafschat Zütphen gewaltsam an sich gerissen, und suchte die Belehnung darüber beim Kaiser nach. Doch noch Größeres wurde von diesem verlangt. Er sollte den ehrgeizigen Fürsten zum König von Burgund erheben, wodurch dieser die alten Rechte des Arelatischen Reiches auf Savoyen, die Schweiz, die Dauphiné und die Provence zu erneuen hoffte, und das Reichsvicariat über alles Land jenseits des Rheins in seine Hände legen, woraus Karl wohl ganz andere Früchte zu ziehen gewußt hätte, als Friedrich und dessen Vorgänger seit Jahrhunderten. Karl ließ dem Kaiser dagegen die Hoffnung einer Verbindung seiner Erbtochter Maria mit dem jungen Maximilian sehen. Beide Häupter hielten deswegen 1473 eine Zusammenkunft zu Trier, wo der Kaiser mit zweitausend fünfhundert Pferden seinen Einzug hielt, Karl mit mehr als achttausend Pferden, sechstausend Mann zu Fuß und seiner zahlreichen Leibwache in goldgestickten seidnen Kleidern, erschien. Man wetteiferte in Glanz und Prunk der Aufzüge und Festlichkeiten. Die Belehnung mit Geldern ging vor sich, der Herzog leistete die Huldigung für sämmtliche, dem Deutschen Reiche lehnbare, Besitzungen, welche er beherrschte; als aber Alles die Königskrönung erwartete, zu der Krone und Scepter und die Throne in der Kirche des heiligen Maximinus schon bereit waren, entfernte sich der Kaiser den Abend vor dem dazu bestimmten Tage plötzlich ohne Abschied vom Herzoge. Friedrich war mißtrauisch geworden, ob Karl nach vollzogener Krönung auch in Betreff der Heirath Wort halten werde, auch fürchtete er die fernere Entwickelung der in so blendendem Glanze erschienenen Macht, welche ihn selbst wohl zuletzt verdrängen könne, und Ludwig XI. hatte nicht unterlassen, diese Besorgniß durch Einflüsterungen zu nähren.

Mit großem Unmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung zog Karl nach dem Elsaß. In seinem Zorne gegen die Deutschen gestattete er seinen Leuten große Ungebühr, steuerte Hagenbach's wachsender Tyrannei nicht, behandelte eine Gesandtschaft Bern's mit Uebermuth und entließ sie ohne Antwort. Die üble Stimmung, welche ein solches Betragen bei den Eidgenossen weckte, die auf den übermüthigen Nachbar ohnehin schon mit großem Bedenken sahen, benutzte der kluge, stets spähende und lauernde Ludwig, sie zu einer Verbindung gegen

den Herzog zu bewegen, da er den Ausbruch eines Krieges mit Burgund täglich erwarten mußte (S. 212.). Und da der Kaiser die Nothwendigkeit, Karl's Uebermacht Grenzen zu setzen, nicht weniger fühlte, auch Siegmund aus den verpfändeten Gebieten stets Klagen über das unerträgliche Joch Hagenbach's hören mußte, brachte der gemeinschaftliche Vortheil sogar einen Bund zwischen den alten Feinden, Oesterreich und den Schweizern, zu Wege. Im April 1474 schwuren Siegmund und alle Eidgenossen, unter Gewährleistung König Ludwig's, die „ewige Richtung", durch welche hinfort aller Krieg und aller Groll zwischen ihnen abgethan, und Freundschaft und Verein seyn sollte. Zugleich schlossen Straßburg, Basel, Colmar und Schlettstadt mit Siegmund ein Bündniß, in welchem sie sich verpflichteten, die Pfandsumme aufzubringen, damit sie der bedenklichen Burgundischen Nachbarschaft erledigt würden. Auf diese Nachricht eilte Hagenbach nach Breisach, um sich eines haltbaren Platzes zu versichern, brachte aber dort durch sein stolzes und tyrannisches Verfahren die Bürger so gegen sich auf, daß sie Aufruhr erhoben und ihn gefangen setzten. Seine Kriegsleute, achthundert bis tausend an der Zahl, erbaten und erlangten freien Abzug. Auch die benachbarten Städte vertrieben ihre Besatzungen, und Siegmund, der dem Herzoge jetzt die Pfandschaft aufkündigte, ließ in Breisach ein Gericht niedersetzen, welches theils aus Oesterreichischen, theils aus eidgenossischen Gliedern bestand. Von diesem ward Hagenbach, ohne Rücksicht auf die sehr gegründete Einwendung, daß ein Diener nur von seinem Herrn bestraft werden könne, zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Karl der Kühne schwur den Mördern seines treuen Beamten blutige Rache, aber die Entwürfe, welche er damals gegen Frankreich verfolgte, dann die Belagerung von Neuß (oben S. 189.), hinderten ihn, seinem Ingrimm freien Lauf zu lassen; doch wurde Stephan von Hagenbach, des verhaßten Vogtes Bruder, mit sechstausend Reitern und einigem Fußvolk zur Behauptung oder zur Wiedereroberung der verpfändeten Landschaften nach dem Elsaß gesendet, der denn auch bald im Sundgau die fürchterlichsten Verheerungen anrichten ließ. Die Schweizer, durch Hagenbach's Hinrichtung mehr im Unrecht gegen Karl, als dieser gegen sie, waren nicht ohne Bedenken, einen Krieg zur Unterstützung Siegmund's zu unternehmen, der sie aus ihrem Bundeskreis hinaus auf den Schauplatz der großen Weltbegebenheiten führte, aber der Ehrgeiz und die Kriegslust einiger einflußreichen Män-

ner, vorzüglich des Schultheißen von Bern, Nicolaus von Dießbach, rissen Alles fort. So wurde denn mit Frankreich ein engerer Bund auf Hülfsgelder geschlossen, und dem Herzoge von Burgund, der sich damals im Lager vor Neuß befand, durch Bern, im Namen aller Eidgenossen, Fehde angesagt. Schweizer und Oesterreicher, nun Freunde, und gemeinschaftlich durch weiße Kreuze bezeichnet, rückten über den Jura und nahmen mehrere feste Orte ein. Zum Entsatz von Hericourt, welches von ihnen eingeschlossen wurde, rückte eine Burgundische Armee von fünf und zwanzigtausend Mann herbei; aber sie erlag der Schweizerischen Tapferkeit und erlitt am 13. November 1474 eine vollständige Niederlage. Karl selbst richtete seine Waffen, nachdem er die Belagerung von Neuß aufgehoben und mit dem Könige von Frankreich den oben erwähnten Waffenstillstand geschlossen, zuerst gegen den Herzog Renatus II. von Lothringen *), der mit Ludwig wider ihn im Bunde gestanden, nun aber von diesem in der gewöhnlichen treulosen Weise verlassen worden war. Renatus' Truppen wurden mit leichter Mühe aus dem Luxemburgischen vertrieben, wohin sie vorgedrungen waren, die Lothringischen Städte leisteten keinen bedeutenden Widerstand, und als sich Nancy dem Herzoge von Burgund ergeben hatte, huldigte diesem das ganze Land. Karl hielt einen glänzenden Einzug, längst hatte er Lothringen, welches die Niederlande von der Bourgogne trennte, zu erwerben gewünscht, Nancy sollte zur Hauptstadt seines großen Reiches in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich erhoben werden. Mit leichter Mühe gedachte er nun auch den Elsaß zu gewinnen und die Schweizer zu demüthigen. Schon im Januar 1476 brach er von Besançon auf, mit einem großen Heere und jener ungemein schönen Artillerie, durch die er lange die Niederländischen Städte in Gehorsam gehalten, durch welche Lüttich fiel, und Lothringen erobert wurde. Er führte den größten Theil seines Hofes mit sich, die allberühmte Pracht seines Vaters, von ihm selbst königlich vermehrt, die

*) Das Herzogthum Oberlothringen war im Jahre 1048 von Kaiser Heinrich III. dem Grafen Gerhard von Elsaß übergeben worden, dessen Nachkommen es in erblicher Folge bis zum Jahre 1431 beherrscht hatten. Die Tochter des letzten Herzogs Karl III. war verheirathet an Renatus I., den zweiten Sohn Ludwig's von Neapel, aus dem jüngeren Haus Anjou. Dieser folgte seinem Schwiegervater, und überließ das Herzogthum seinem Sohn, alsdann seinem Enkel Johann, der 1470 ohne Nachkommen starb. Hierauf kam die Succession an Renatus II., Sohn einer Tochter Renatus' I. und des Grafen Ferri von Baudemont.

ganze Dienerschaft im höchsten Glanz, eine Menge Kaufleute und lustiger Dirnen begleitete das Heer, wie wenn es auf einen Bacchischen Freudenzug, nicht wider die Helden von Sempach und Laupen auf ernste Waffenthaten ginge *). Einige feste Plätze, welche die Schweizer zu besetzen unterlassen hatten, wurden von ihm genommen; aus einigen anderen wurden ihre Kriegsleute vertrieben. Die Besatzung der Burg von Granson ergab sich, auf das Wort des Herrn von Ronchant, eines Burgundischen Edelmanns, der aus dem Lager des Herzogs kam und freien Abzug anbot; Karl aber ließ diese Männer sämmtlich, vierhundert und funfzig an der Zahl, theils hängen, theils im Neufchateler See ertränken. Sie gingen in den Tod mit einem Muthe, der die Feinde erschütterte. Es war der letzte Tag der Ehre Karl's und seines Glücks. Nicht fern von Granson trafen die Heere, beide im Marsch begriffen, am 3. März unvermuthet auf einander. Der Herzog gebot über mehr als vierzigtausend Krieger, nur die Hälfte konnten ihm die Schweizer, obgleich durch Zuzug von Straßburg, Colmar, Basel und Schlettstadt verstärkt, entgegenstellen. Als sie des Feindes ansichtig geworden, fielen die Eidgenossen nach ihrer Gewohnheit auf die Kniee und beteten, so daß die Burgunder sie höhnten und verspotteten, wie einst die Ritterschaft Leopold's in der Schlacht bei Sempach gethan hatte. Aber bald sahen die Reisigen Karl's des Kühnen, nicht minder als jener Adel, wie sehr sie sich getäuscht. Schon hatte die Schlacht mehrere Stunden heftig getobt, als die hinteren Abtheilungen der Eidgenossen allmählig auf dem Schlachtfelde ankamen. „Was ist das für ein wildes Volk?" fragte Karl Herrn Brandolf vom Stein, der vor Granson gefangen worden war, „sind es auch Eidgenossen?" Das, antwortete Jener, sind erst die wahren Schweizer vom hohen Gebirg, die Männer, welche die Oesterreicher schlugen. Da tönten grausenerregend die Schlachthörner der Schweizer, der Uristier und die Kuh von Unterwalden. „Was wird aus uns werden? sprach der Herzog, schon die ersten haben uns ermüdet." Und als nun wieder neue Schaaren aus den Hohlwegen emporstiegen, ergriff ein entsetzlicher Schrecken das ganze Burgundische Heer, es wandte sich zur Flucht. Auch Karl, der die Fliehenden mit dem Schwerte zurücktreiben wollte, ward mit fortgerissen **). Kaum Tausend der Seinen waren geblieben und doch

*) Johann v. Müller, Th. V. S. 3.

**) Sein Hofnarr, der ihn oft von Hannibal, dem er nachstreben wollte, hatte reden hören, rief ihm zu: Monseigneur, nous voilà bien annibalés.

war der Ruhm seiner Unüberwindlichkeit dahin, und mit diesem jene Menge von Kriegszeug und Waffen aller Art. Unermeßliche Schätze, die Karl und seine Hauptleute mit sich geführt, wurden sämmtlich, im Lager zurückgelassen, die Beute der Sieger. Man zählte vierhundert und zwanzig Stücke größern Geschützes, und etwa eben so viele mit Seide behängte prächtige Zelte, in dem kostbarsten derselben, dem des Herzogs, Prunkgeräthe und Prachtstücke vom höchsten Werthe. Die schönsten Gold-, Silber- und seidnen Stoffe, die feinste Leinwand wurden von den Kriegern wie Landtuch geachtet, silberne Teller, die sie für Zinn hielten, um wenige Groschen hingegeben. Das Geld wurde in Hüten vertheilt, Diamanten, welche jetzt die glänzendsten Kronen schmücken, zuerst verachtet, dann um unbedeutendes Geld verkauft.

Voll Ingrimm und innerer Wuth strengte Karl Alles an, den Krieg zu erneuern. Seine Unterthanen mußten den sechsten Mann stellen und den sechsten Pfennig zahlen, ihr Murren achtete er nicht. So erschien er denn schon zu Anfang des Juni wieder in der Schweiz mit großer Kriegsmacht, wüthender Streitgier und neuen Hoffnungen, aber er war seit dem Unglückstage von Granson nicht mehr der alte. Seine Wange war blaß, der verwirrte Blick enthüllte sein Inneres, das von Zorn, Haß und Scham erfüllt war. Er richtete seinen Marsch von Lausanne nach Murten, um nach der Einnahme dieses Ortes das nah gelegene Bern zu belagern, und mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Adrian von Bubenberg, der die Besatzung von Murten befehligte, schrieb den Bernern: „Der Herzog von Burgund ist hier mit seiner ganzen Macht, seinen Italienischen Söldnern und einigen Verräthern aus Deutschland. Bürger und Räthe mögen weder sich selbst, noch die anderen Eidgenossen übereilen. Ich werde Murten vertheidigen.“ Er hielt Wort. Sein heldenmüthiger Widerstand gab den Eidgenössen und ihren Verbündeten im Elsaß Zeit, sich zu sammeln und den Bernern zu Hülfe zu ziehen. Von den kriegskundigen Hauptleuten, Hans von Hallwyl aus Bern und Hans Waldmann aus Zürich, mit großer Einsicht geordnet und geführt, griffen sie, einige dreißigtausend stark, am 22. Junius die Burgunder, welche nicht viel zahlreicher waren, in ihren Verschanzungen an. Der Ausgang des Treffens wurde den Letzteren noch verderblicher, als der Tag von Granson. Als der Herzog sich mit dreitausend Reitern zur Flucht gewandt hatte, waren seine aufgelös'ten Schaaren der Wuth der Sieger Preis gegeben, die

ihrer zu Granson frevelhaft getödteten Landsleute gedenkend, keinem Bittenden das Leben schenkten. An funfzehntausend des Burgundischen Heeres lagen erschlagen *), alle Uebrigen waren versprengt. Karl kam mit wenigem Gefolge an den Genfersee zurück. Er war in einem abwechselnden Zustande von Wuth und Geistesabwesenheit; oft saß er lange schweigend da, in ganz vernachlässigter Gestalt, ohne Speise zu sich zu nehmen, dann sprang er plötzlich auf, knirschte mit den Zähnen, und raufte sich die Haare. Noch immer voll Rachegedanken gegen die Schweizer, versammelte er die Stände der Grafschaft und des Herzogthums Burgund, stellte ihnen vor, daß das Glück sich zwingen lasse, erinnerte, daß die alten Römer sich durch Standhaftigkeit nach dem Unglück von Cannä den Ruhm von Zama erstritten hätten, und verlangte eine Stellung von vierzigtausend Mann, von Jedem den vierten Theil seines Vermögens. Die Stände aber entschuldigten sich mit ihrer gänzlichen Erschöpfung. Eben so weigerten sich die Niederländer, ihm zuzuziehen. Er hatte Alles durch seine Tyrannei aufgebracht, mit der Furcht vor seiner Macht schwand auch der Gehorsam. Aber obschon er täglich fühlen mußte, wie tief sein Ansehen gesunken sey, schlug er es dennoch aus, den Frieden, welchen der Papst, der Kaiser, der König von Ungern zu vermitteln trachteten, anzunehmen, weil die Schweizer die Wiederherstellung des ihm besonders verhaßten Herzogs von Lothringen begehrten.

Diesem war es indeß mit Französischer Geldhülfe, mit vierhundert Reitern und achthundert Fußgängern, welche ihm Straßburg stellte, und mit dreihundert Lothringischen Lanzen gelungen, den größten Theil seines Landes wieder zu erobern, dessen Bewohner ihn mit Freude empfingen. Nur Nancy hielt sich noch mühsam. Karl, der die Ueberreste seines Heeres gesammelt hatte, wollte der Stadt zu Hülfe eilen, aber sie ging verloren, einige Tage ehe er anlangte. Sein höchstes, ja einziges Vertrauen besaß damals der Neapolitanische Graf Campobasso, ein treuloser Verräther, durch dessen Schuld Nancy ohne Unterstützung aus den Niederlanden geblieben war, und der sich jetzt gegen den Herzog Renatus erbot, seinen unversöhnlichen Feind ihm oder dem Tode zu überliefern. Karl der Kühne hatte unterdeß seiner

*) Die Knochen der Getödteten wurden einige Jahre nachher in ein besonderes Beinhaus gebracht. Dieses Denkmal alten Ruhmes stand bis auf unsere Tage, wo es (am 2. März 1798) von einem Heere republicanischer Franzosen zerstört ward, denen auch die Erinnerung an die Kraft eines fremden Volkes verhaßt war.

Seits wieder die Belagerung von Nancy unternommen (22. Octob.) und setzte sie trotz der eintretenden strengen Kälte mit seiner gewöhnlichen Halsstarrigkeit fort. Gegen den Rath der Hauptleute führte er sein muthloses, durch Anstrengungen, Hunger und Frost ermattetes und durch seine Härte erbittertes Heer dem Herzog von Lothringen entgegen, als dieser am 5. Januar 1477, durch Schweizer und Elsasser verstärkt, mit zwanzigtausend Mann frischer Streiter zum Entsatz heranrückte. Zwei Tage vorher war der Graf von Campobasso mit achthundert Lanzen zu Renatus übergegangen, aber die Eidgenossen erklärten: „an der Seite eines verrätherischen Welschen zu streiten, sey weder der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß." Darauf legte sich Campobasso im Rücken des Burgundischen Heeres unterhalb Nancy an die Brücken über die Meurthe und Mosel, über welche der Rückzug Karl's vor sich gehen mußte. Die Flucht blieb nicht aus, denn das geschwächte Heer ward in kurzer Zeit überflügelt, und Karl's beste Hauptleute wurden getödtet. Er selber rettete sich nur mit wenigen Getreuen aus der allgemeinen Verwirrung; als er über einen zugefrornen Sumpf setzen wollte, brach das Eis unter ihm. Vergebens strebte er sich emporzukämpfen; er ward in diesem hülfslosen Zustande erschlagen, ob von Feindes- oder Verräthershand, ist ungewiß. Erst am zweiten Tage, nach langem Suchen, wurde sein entstellter Leichnam gefunden. Herzog Renatus, ein milder, jedem edlen Gefühle offener Mann, vergoß Thränen beim Anblick seines gefallenen Gegners, ergriff dessen kalte Hand und sprach: „Theurer Vetter, ihr habt uns viel Uebles gethan, Gott habe eure Seele!" Darauf ließ er den Todten feierlich zu Nancy beisetzen, und folgte selbst in Trauerkleidung dem Sarge.

---

50. Maria von Burgund und Maximilian.

Die schönen und zahlreichen Provinzen, die Karl der Kühne besessen, waren nun ohne Haupt, und schienen fremdem Ehrgeiz eine leichte Beute. Karl's Tochter, die zwanzigjährige Prinzessin Maria, von allem kräftigen Beistande verlassen, war in der Gewalt der Niederländer, die in der allgemeinen Verwirrung, nach dem vorangegangenen harten Druck der Regierung, nur für sich und für die Befestigung ihrer Freiheiten, keinesweges aber für das Ganze sorgen wollten.

Indeß zog Ludwig XI., der seine Freude über den Tod des verhaßten Gegners gar nicht einmal zu verbergen strebte, nicht nur das Herzogthum Burgund als ein eröffnetes Lehn der Krone Frankreich mit bewaffneter Hand ein, obgleich sein Recht daran nichts weniger als klar war, sondern bemächtigte sich auch der Städte an der Somme, die er Karl'n so ungern abgetreten hatte, und der diesem kürzlich erst überlassenen Besitzungen des Connetable, ebenso wie der Grafschaft Burgund (der Franche Comté), die ein unbestreitbares Lehn des Deutschen Reiches war. Indem er aber auch die Niederländischen Provinzen an sich reißen wollte, verwickelte er sich in den Schlingen seiner eigenen treulosen Staatskunst, die ihn diesmal um den gehofften größern Gewinn betrog.

Erschrocken über die Fortschritte des Königs und über die Unruhen im Inneren des Landes, wo Brügge, Brüssel und Antwerpen die Burgundischen Steuereinnehmer vertrieben hatten, berief Maria die Stände der Niederlande, und suchte ihre Hülfe durch Bewilligung der größten Privilegien zu erkaufen. Zum König von Frankreich sandte sie ihren Kanzler Hugonet und den Herrn von Imbercourt ab, um einen Frieden zu bewerkstelligen, und gab ihnen ein Schreiben mit, in welchem sie erklärte, der König möge nur mit diesen, die ihre vertrautesten Räthe seyen, unterhandeln und Alles durch deren Hände gehen lassen. Da Ludwig als erste Bedingung die ihm als Lehnsherrn zustehende Vormundschaft über das Fräulein von Burgund in Anspruch nahm, kehrten die Abgeordneten unverrichteter Dinge zurück, ließen sich aber bewegen, in die Uebergabe von Arras, welches der König, der durch Artois nach Flandern vordrang, damals belagerte, zu willigen. Bald darauf schickten auch die Flandrischen Stände, denen Maria feierlich hatte versprechen müssen, niemals ohne ihren Rath zu handeln, eine Gesandtschaft wegen Einstellung der Feindseligkeiten. Arglistig zeigte der König den Mitgliedern derselben Mariens Brief, und erklärte, daß er mit ihnen nicht unterhandeln könne, da ersichtlich sey, daß die Leitung der Angelegenheiten von anderen, nämlich den Räthen der Herzogin, ausgehe. Entrüstet kamen sie nach Gent zurück, dessen Bevölkerung schon früher von Ludwig im Geheimen bearbeitet worden war, und bewegten diese durch ihren Bericht von der vermeintlichen Treulosigkeit Maria's zu fürchterlicher Wuth. Jene beiden Räthe wurden verhaftet, grausam gefoltert und zum Tode verurtheilt. Vergebens suchte die Herzogin das Leben ihrer Diener, welche sie

mit kindlicher Verehrung liebte, zu retten. In Trauer gekleidet, eilte sie auf das Rathhaus, von hier auf den Marktplatz mit aufgelöstem Haar und Thränen in den Augen. Schon begann sich das Mitleid bei einem Theil der Bevölkerung zu regen, aber die Mehrzahl blieb bei ihrem wilden Sinn und während beide Parteien ihre Piken gegen einander erhoben, thaten die Henker ihre Pflicht. Ohnmächtig trug man die unglückliche Fürstin nach Hause. Wie viel nun auch Ludwig durch diesen Verrath gewonnen zu haben glaubte, so trotzten ihm die Genter doch auch fernerhin, weil sie von Französischer Herrschaft nichts wissen wollten; die Fortschritte seiner Waffen wurden durch die tapfere Vertheidigung Lille's und Douay's gehemmt, und in Mariens Seele hatte ein so heftiger Widerwille gegen seine Hinterlist Wurzel geschlagen, daß der Hauptpunkt seiner Entwürfe, durch die Vermählung des Dauphins, der freilich damals erst sieben Jahre zählte, und der Fürstin von Burgund alle ihre Besitzungen zu gewinnen, an dieser entschiedenen Abneigung scheiterte. Indeß sah Maria sehr wohl ein, daß sie nur durch eine Heirath aus ihrer bedrängten Lage kommen könne, und gedachte deshalb von Neuem der früher schon betriebenen Verbindung mit dem Sohne Kaiser Friedrich's III.

Erzherzog Maximilian, damals neunzehn Jahre alt, ein schöner Jüngling, von großem, starkem Körperbau und wahrhaft königlichem Anstande, war in allen Stücken der entschiedenste Gegensatz seines Vaters, schnell beweglich und wandelbar, nach kühnen Abenteuern dürstend, und schon in früher Jugend zu verschwenderischer Freigebigkeit geneigt. Dem Vater, der ihm dies mit Kummer über seine Zukunft verwies, antwortete er, er wolle nicht ein König des Geldes werden, sondern des Volkes und aller derer, die Geld besitzen. In vielen Sprachen, Künsten und Wissenschaften war er bewandert und erfahren, in der Uebung und dem Gebrauch aller Waffen hatte er seltene Fertigkeit erlangt. Auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, suchte er das Gefährlichste auf. Einst verstieg er sich bei der Gemsenjagd auf der Martinswand, einem steilen Bergrücken in der Nähe von Insbruck, so sehr, daß er neunzehn Klafter hoch auf schroffen Felsen wie in der Luft schwebte, und Jedermann ihn verloren gab, bis er am dritten Tage gerettet ward. Seine Keckheit ging so weit, daß er zu verschiedenen Malen mit Löwen kämpfte, und auch in späteren Jahren blieb ihm die Lust an ähnlichen gefährlichen Wagstücken.

Von der Gesinnung der Prinzessin und von den günstigen An-

sichten ihrer Räthe unterrichtet, sandte Kaiser Friedrich eine feierliche Gesandtschaft zur Brautwerbung für seinen Sohn nach Flandern. Zu Löwen gaben sämmtliche Niederländische Stände ihre Einwilligung und am zwanzigsten August 1477 ward die Vermählung des jungen Fürstenpaares unter großen Festlichkeiten zu Gent begangen. Ludwig ließ nun von dem Kriege, welchen er gegen die Burgundischen Staaten unternommen hatte, um so weniger ab, da er die reichen Provinzen mit dem größten Verdrusse dem Oesterreichischen Hause verknüpft sah, und es ward damals der Grund zu einer Eifersucht und einem Hasse Frankreich's gegen dasselbe gelegt, die Jahrhunderte hindurch beiden Reichen, ja dem ganzen Europa verhängnißvoll geblieben sind. Der mehrere Male durch Waffenstillstand unterbrochene Krieg lief für Ludwig nicht glücklich, dessen Truppen am 7. August 1479 von Maximilian in einer blutigen Schlacht bei Guinegate geschlagen wurden. Größere Schwierigkeiten verursachten dem jungen Herrscher innere Unruhen seiner neuen Unterthanen, die bald nach seinem Regierungsantritt in Geldern und Holland ausgebrochen waren. Noch bedenklicher wurde seine Lage, als er das Unglück hatte, seine geliebte Maria schon am 27. Mai 1482 zu verlieren. Eine nicht minder leidenschaftliche Liebhaberin der Jagd als ihr fürstlicher Gemahl stürzte sie auf einer Falkenbaize bei Brügge, als sie, in eifriger Verfolgung eines Reihers begriffen, über einen Graben setzen wollte, und wurde tödtlich verletzt. Auf dem Sterbebette ermahnte sie die Edeln des Landes zur Treue gegen ihren Gemahl, und forderte dann diesen selbst, der untröstlich vor ihr stand, mit zitternder Stimme auf, die Kammer zu verlassen, da es so besser für sie beide seyn würde. Dem Ehevertrage zu Folge war ihr Sohn, der vierjährige Erzherzog Philipp, der Erbe ihrer Länder. Maximilian wurde von den nördlichen Provinzen als Vormund des Knaben ohne viele Schwierigkeit anerkannt, aber die Genter wußten sich des jungen Philipp zu bemächtigen, die Stände von Flandern setzten selbständig einen Regentschaftsrath ein und knüpften auf der Stelle Unterhandlungen mit Frankreich an. Als sich auch Holland und Brabant diesen Schritten anschlossen, mußte Maximilian endlich in die Verlobung seiner Tochter Margarete mit dem Dauphin Karl, so wie in die Abtretung von Artois und der Freigrafschaft Burgund willigen, auf welche Bedingungen dann die Niederländischen Stände am 23. December 1482 zu Arras mit Ludwig XI. Friede schlossen. Des Herzogthums Burgund und der Städte

an der Somme geschah gar keine Erwähnung, als verstände es sich von selbst, daß sie dem Könige gebührten. So weit ging der Haß der Genter, welche Flandern wieder zu einer selbständigen Grafschaft erheben wollten, gegen Maximilian, denn Ludwig hatte in der That nur geringere Zugeständnisse erwartet.

Inzwischen erkämpfte sich Maximilian in den folgenden Jahren wieder größeres Ansehen in den Niederlanden, so daß er 1484 mit Heeresmacht gegen Flandern aufbrechen, das Gebiet von Gent verwüsten und im folgenden Frühjahr Sluis erobern konnte. Dies brachte die Aufrührer endlich zur Unterwerfung, Brügge und Gent erkannten seine vormundschaftliche Regierung an. Doch erregte der wiedereröffnete Krieg mit Frankreich, Ungebührlichkeiten der schlecht bezahlten Söldner, Geldforderungen, und Maximilian's fremdes Wesen die Flanderer bald zu neuen Unruhen. Gent stellte sich unter den Schutz Frankreich's, von wo aus alle diese Bewegungen geschürt und erhalten wurden; zu Brügge, in dessen Mauern sich Maximilian selbst befand, zogen die Zünfte am 1. Februar 1488 unter ihren Fahnen mit funfzig Geschützen auf den Marktplatz und verlangten Rechenschaft über die Kriegskosten und Absetzung der schlechten Räthe. Ein falsches Gerücht von heranziehenden Truppen vermehrte die Aufregung des Volkes, am nächsten Tage wurde der Palast geplündert und Maximilian selbst gefangen und in Haft gehalten. Seine Diener wurden gefoltert, mehrere seiner Anhänger hingerichtet, er selbst war in Lebensgefahr, da es nicht an Solchen fehlte, die zu dem Schlimmsten riethen. In dieser Noth erschien eines Tages Maximilian's lustiger Rath, Kunz von der Rosen, der ihn noch vor dem Einreiten in Brügge vergebens gewarnt hatte, in seinem Gefängniß, als Mönch verkleidet, und verlangte, daß der Fürst in der Kutte entfliehen sollte, während er an seiner Statt zurückbliebe. Aber trotz aller Bitten ließ sich Maximilian dazu nicht bereden, er wollte mit dem Verderben eines edelmüthigen, treuen Dieners seine Rettung nicht erkaufen. Indeß that Papst Innocenz VIII. die Städte Gent, Ypern und Brügge in den Bann, und die übrigen Niederländischen Stände verwendeten sich für Maximilian's Freiheit. Kaiser Friedrich handelte bei der Nachricht von dem Schimpf und der Gefahr seines Sohnes mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und brachte selbst die Deutschen Fürsten zu größeren Anstrengungen. Von Insbruck eilte der schon drei und siebzigjährige Herrscher nach Köln, um sich hier an die Spitze des Reichs-

heeres zu stellen. Schon war er bis Mecheln vorgerückt, als der befreite Maximilian nach sechszehnwöchentlicher Gefangenschaft sich bei ihm einfand. Die Empörer hatten nämlich, geschreckt durch die Anstalten, welche gegen sie getroffen wurden, schon am 16. Mai einen Vertrag mit ihrem gefangenen Fürsten abgeschlossen, wonach Flandern wieder einen besondern Regentschaftsrath erhielt, die Verhältnisse mit Frankreich dem Frieden von Arras gemäß geordnet werden sollten, und Maximilian die Entfernung aller fremden Söldner aus den Niederlanden versprechen mußte. Diese Bedingungen wurden jetzt als erzwungen für nichtig erklärt, und Friedrich schritt mit dem Reichsheere zur Belagerung von Gent. Dies Unternehmen scheiterte jedoch an dem tapfern Widerstande der Bürger, allein nach Friedrich's Abzuge setzte Albrecht von Sachsen, der Sohn des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen (o. S. 181.), mit einem Theil des Heeres den Krieg so einsichtsvoll und glücklich fort, daß Gent, Brügge und Ypern durch ihre Magistrate knieend Abbitte thun und dreihundert tausend Goldstücke zur Strafe bezahlen mußten (1489). Nach Unterdrückung eines neuen weit um sich greifenden Aufstandes in Holland und Friesland hatte Maximilian endlich, nach einer zwölfjährigen stürmischen Regierung, über alle seine Widersacher gesiegt und sah sich in unbestrittenem Besitz sämmtlicher Niederländischen Provinzen.

---

51. Ludwig's XI. Ausgang.

Der Herzog von Bretagne wurde durch den Untergang aller seiner früheren Bundesgenossen, der Herzoge von Berry und Alençon, des Grafen von Armagnac, des Connetable und endlich Karl's des Kühnen, immer besorgter für seine eigene Erhaltung und Sicherheit. Er sah sich nach neuen Bundesgenossen um, und als der König nach dem Tode des Herzogs von Burgund sich mächtiger als je zuvor auszubreiten begann, knüpfte er ein heimliches Einverständniß mit Eduard IV. von England, damit dieser dem weiteren Vordringen Ludwig's Einhalt thun möchte. Der König von Frankreich, durch geheime Agenten an fremden Höfen von Allem unterrichtet, beschloß, diesen Umtrieben ein Ende zu machen, um jeder möglichen Störung seiner Entwürfe gegen die Burgundischen Staaten vorzubeugen. Während er in Artois eindrang, erreichte ihn eine Gesandtschaft des Herzogs, die er sofort in's Gefängniß werfen ließ. Nach zwölf Tagen befahl er, den Kanzler von Bre-

tagne, welcher sich unter den Abgeordneten befand, vorzuführen. Dieser betheuerte seine Unschuld, als ihm Ludwig zwölf Briefe seines Herzogs an Eduard mit zehn Antworten des Letzteren, von beiden eigenhändig unterzeichnet, vorhielt. Der Unterhändler war nämlich von Ludwig gewonnen worden, hatte jedesmal in Cherbourg seine Schreiben auf das genaueste copiren lassen, und die Originale dann dem Könige von Frankreich zugesendet. Der Hochverrath des Herzogs war entdeckt, und dieser mußte Alles für sich befürchten, indeß hatte ihn der König diesmal nur schrecken wollen; er war in den Niederlanden hinreichend beschäftigt, und begnügte sich mit der Einziehung der dem Herzoge gehörigen Grafschaft Etampes und einer neuen feierlichen Verpflichtung desselben, dem Könige gegen Jedermann zu dienen (1477).

Dagegen wurde der Herzog von Nemours ein Opfer der grausamen Rachgier Ludwig's. Auf diesen Vasallen hatte er einen tödtlichen Haß geworfen, weil sich derselbe früherhin seinen Maßregeln widersetzt hatte, mehreren Bündnissen gegen ihn beigetreten war, und für einen Freund des hingerichteten Connetable galt. Der Herzog wurde auf seinen Gütern überfallen, weggeschleppt, und in einen kalten, feuchten Kerker unter der Erde geworfen, dessen ungesunde Ausdünstungen nach einigen Tagen seine Haare schneeweiß färbten. Man drohte dem Unglücklichen mit der Folter, wenn er nicht Alles bekennen würde, und erzwang so jedes Geständniß von ihm. Das Urtheil des Gerichts, welches aus Mitgliedern des Parlaments und aus königlichen Commissarien bestand, entschied, daß der Herzog als Majestätsverbrecher zu enthaupten sey, und seine Güter dem Könige anheim fallen sollten. Ludwig soll die Unmenschlichkeit so weit getrieben haben, daß er die sechs unerwachsenen Kinder des Herzogs unter das Schaffot stellen ließ, damit sie von dem Blute ihres Vaters beträufelt würden. Die ansehnlichen Besitzungen des Hingerichteten theilte der König unter seine Diener aus; von den Richtern wurden drei Parlamentsräthe, die milder hatten verfahren wollen, ohne Weiteres abgesetzt. Im Jahre 1481 starb der letzte männliche Sprößling der Titularkönige von Neapel aus dem Hause Anjou, der Graf Karl von Maine, Besitzer der Provence. Durch seine schlauen Künste hatte Ludwig zu bewirken gewußt, daß er von dem Grafen im Testamente zum Erben eingesetzt worden war, und so wurde jetzt die Provence mit der Krone Frankreich vereinigt.

Ludwig sah sich am Ziele seiner Bestrebungen. Die Aristokratie, die ihn im Anfange seiner Regierung an den Rand des Verderbens

gebracht hatte, war vernichtet, machtlos, ihre Besitzungen großen Theils in seiner Hand; Burgund zerstückelt, in seinem Inneren zerrissen, der Herzog von Bretagne geschreckt und gedemüthigt. Wenn er aber die Mittel überdachte, durch welche alles dieses erreicht war, diese lange Kette von Treulosigkeit und Verrath, von Arglist und Gewalt, wenn ihn die zunehmenden Jahre und seine schwindenden Kräfte an sein Ende mahnten, so mußte Furcht vor der Zukunft sein Inneres erfüllen. Mißtrauen und Argwohn wuchsen mit jedem Tage in seiner Seele. Hatte er früher die Vasallen gefürchtet, so schienen ihm jetzt seine Beamten und Räthe nicht minder gefährlich; in jeder Miene glaubte er Lust zur Empörung oder Freude über seinen nahen Tod zu lesen. Auf den geringsten Verdacht hin setzte er treue Diener ab, verwickelte sie in die langwierigsten Processe und sperrte sie in eiserne Käfige, die nur acht Fuß in's Gevierte hatten, mit ungeheuern Schlössern verwahrt waren, und an starken Ketten in der Luft schwebten. Das Schloß Plessis bei Tours, wo er sich in der letzten Zeit seines Lebens gewöhnlich aufhielt, war von außen fürchterlich befestigt. Vierhundert Schützen bewachten die Zugänge, die des Nachts fest verrammelt wurden. Fast alle Tage wechselte er die Bedienung, und nahm zuletzt nur noch ganz fremde und einfältige Personen in das Schloß. Seine Räthe ließ er nur selten, und nur in den wichtigsten Angelegenheiten vor sich, und damit seine Magerkeit und seine elende Farbe nicht so deutlich in die Augen fielen, zeigte er sich jedesmal in den prächtigsten Staatskleidern, er, der früher stets in einem Wamms von grobem Tuche, mit einem alten Hut bedeckt, einhergegangen war. Um sich den Gehorsam seiner Unterthanen zu erhalten, strafte er grausamer und häufiger als früher, und machte mehr Geräusch von sich als je. Aus England ließ er sich große Hunde, aus Neapel schöne Pferde, aus Sicilien Maulthiere, ja aus Africa junge Löwen kommen. Abergläubisch wie er war, wurde auch ein als Wunderthäter berühmter Einsiedler aus Calabrien auf seinen Befehl herbeigeholt, der ihm sein Leben verlängern sollte. Der einzige Mann, der sich dem von Todesfurcht gefolterten Tyrannen unentbehrlich zu machen wußte, war Meister Jacob Cottier, sein Arzt und ein gewaltiger Astrolog. Dieser sagte ihm keck in's Gesicht, wenn er mit ihm so wie mit den Andern verführe und ihn fortschicke, werde er keine Woche mehr leben, und erhielt den König dadurch nicht bloß in steter Gunst und Fügsamkeit, sondern sogar in Angst und Zittern. Seinen Sohn, den Dauphin, zu sehen,

hatte Ludwig bis auf die letzten Stunden seines Lebens verschoben. Er hatte diesen schwächlichen Prinzen von seiner Geburt an von sich entfernt gehalten. Ganz zuletzt erst ließ er ihn vor sich kommen, und legte ihm in wenigen aber nachdrücklichen Worten das Wohl und die Ehre seines Reiches ans Herz. Der 30. April 1483 war sein Todestag. Ludwig war ohne Zweifel ein Mann von durchdringendem Verstande, fester Willenskraft und nie ruhender Thätigkeit. Die Lebhaftigkeit und Schärfe seines Geistes gab Allem, was er sagte, etwas Anziehendes, und es sind viele treffende Aussprüche von ihm aufbewahrt worden. Bei seiner Gemüthsart und Handlungsweise mußte ihm wahre Religiosität fremd seyn, aber geheime Furcht vor einer höheren Macht brachte ihn dazu, die äußeren Gebräuche der Kirche sorgfältig zu beobachten, den Heiligen und der Mutter Gottes die angelegentlichste Verehrung zu widmen. Er beschenkte ihre Altäre und Bilder äußerst reich, denn er glaubte auch die Himmlischen bestechen zu können, wie er die Menschen durch Geld zu seinen Absichten lenkte. Besonders waren ihm die geringeren Stände lieb, die Großen, die ihn entbehren konnten, haßte er. Aus jenen wählte er seine Diener und Räthe, so wie seine Gesellschafter. Der Oberprofoß Tristan l'Hermite war einer der Vertrautesten und das stets bereite Werkzeug unzähliger geheimen Hinrichtungen. An den Höfen fremder Fürsten, in seinem eigenen Lande hatte er durch ungeheuern Geldaufwand ein Spionirsystem in Gang gebracht, wie dieses von der geheimen Polizei späterer Zeiten kaum wieder erreicht worden ist. Er selbst führte Listen über die bedeutenderen Einwohner der Städte, ging in das kleinste Detail ein und war von Allem unterrichtet. Seine Regierungsthätigkeit war außerordentlich. Er übersah, ordnete und bewerkstelligte im Grunde Alles allein, seine Beamten waren fast nichts als mechanische Werkzeuge in seiner Hand. Fortdauernd erhielten sie die ausgedehntesten Instructionen, für jeden vorkommenden Fall wurden ihnen besondere Rathschläge ertheilt. Ludwig's Gesetze sind ebenso zahlreich als umfassend. Sorge für Kunstfleiß und Gewerbe beschäftigten ihn in hohem Grade, und eine ausführliche Verordnung über den Bergbau zeigt eine sehr genaue Kenntniß dieses Zweiges. Er hinterließ seinem Nachfolger eine weit unbeschränktere Macht, als er von seinem Vater erhalten hatte, ein vergrößertes und beruhigtes Reich, gehorsame Unterthanen und Achtung bei den Nachbarn. Die Kraft der Ritterschaft, durch die langen Kriege mit England, durch seines Vaters Thätigkeit gebrochen, ist

vollkommen beseitigt, der Einfluß des ebenfalls ermüdeten Bürgerstandes hört auf, weil Ludwig die Reichsstände nicht mehr beruft, und die Steuern ohne Anfrage und Bewilligung einfordern läßt. Er hob jährlich von seinen Unterthanen nahe an fünf Millionen Livres, und besoldete dafür weit mehr stehende Truppen als Karl VII. Nach der Schlacht von Guinegate schaffte er die von diesem eingeführten Freischützen, die von den Kirchspielen unterhalten wurden, ab, und nahm für die dagegen erhobene Abgabe sechs bis achttausend Schweizer als stehende Truppen in Sold *). Alle Staatskräfte und Mittel der Monarchie waren geregelt und in der Hand des Herrschers vereinigt, und spätere Fürsten haben auf diesen Grundlagen das absolute Königthum errichten können. Doch die Geschichte darf über der politischen Würdigung der Thaten, von denen sie zu berichten hat, der sittlichen nicht vergessen. Sie brandmarkt Ludwig's feige Grausamkeit, die mit dem Leben und den Martern Anderer spielte, seine verrätherische Gewissenlosigkeit gegen Jeden, der einige Kraft zeigte, und wendet sich mit Abscheu von dem Menschen, wenn sie der Einsicht und Thatkraft des Staatsmannes Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber selbst abgesehen davon gingen seine politischen Bestrebungen weniger aus einer klaren und festen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Centralisation der Staatsgewalt hervor, als aus Egoismus und Selbstsucht, die keine Schranke, keine Macht über sich dulden wollten, und die vollständige Zurückdrängung der ständischen Verhältnisse kann als der erste Keim zu jener furchtbaren Umwälzung betrachtet werden, welche drei Jahrhunderte nach Ludwig XI. Frankreich und ganz Europa erschütterte.

---

52. Ausbruch des großen Englischen Bürgerkrieges unter Heinrich VI.

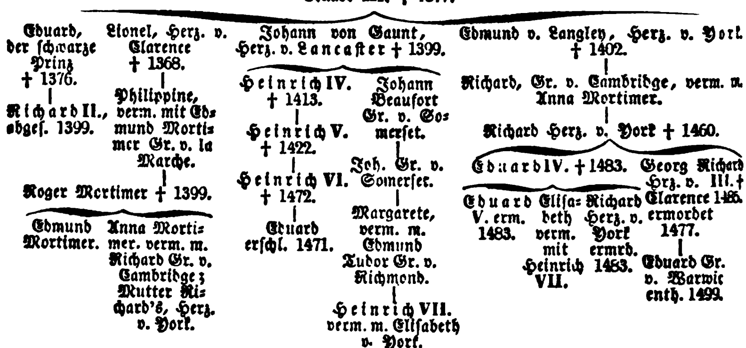
König Heinrich VI., unter dessen kraftloser Regierung, wie wir oben (Abschn. 39.) gesehen haben, alle Eroberungen in Frankreich verloren gingen, blieb auch zum Manne herangereift, das Spiel seiner Räthe und seiner ehrgeizigen Gemahlin, die, schon als Angehörige eines fremden und feindlichen Herrscherhauses, den Engländern verhaßt war. Die Unzufriedenheit des Volkes, die mit jedem neuen Verluste an Kriegsehre

*) From the jealousy natural to tyrants, he confided in these foreign mercenaries as the most devoted instruments of oppression, and the most faithfull guardians of the power, which he had acquired. Robertson.

und Land immer größer wurde, richtete sich besonders gegen den Herzog von Suffolk, Heinrich's mächtigsten Minister und Liebling der Königin. Das Unterhaus klagte ihn des Verraths an, und er wurde auf fünf Jahre aus dem Königreiche verbannt; als er sich aber schon eingeschifft hatte, schickten ihm seine blutdürstigen Feinde ein Geschwader nach, und ließen ihn auf dem Meere enthaupten (1450). Unmittelbar auf Suffolk's Hinrichtung folgte die Empörung eines kühnen und verschmitzten Irländers von niedrigem Stande, Namens Johann Cade, der wegen seiner Verbrechen aus England hatte fliehen müssen, jetzt aber zurückkehrte und sich Mortimer nannte, mit dem Vorgeben, der Familie dieses Namens anzugehören, die von dem zweiten Sohn König Eduard's III. abstammte. Er stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen in Kent, schlug einen gegen ihn gesandten Heerhaufen des Königs, und nahm sogar von der Stadt London Besitz. Zwar konnte er den Betrug nicht lange verbergen, und ward auf der Flucht getödtet; aber sein Beispiel zeigte doch hinreichend, was ein Mann von höherm Gewichte und edleren Absichten allenfalls der Regierung von England würde bieten dürfen.

Als ein solcher trat jetzt der Herzog Richard von York auf, der sich theils in Frankreich, theils in Irland hervorgethan, und in dem letztern Lande eine lange und gefährliche Rebellion mit vieler Geschicklichkeit gestillt hatte. Er glaubte ein näheres Recht an die Krone zu haben als Heinrich, und wurde durch dessen große Schwäche und die Unzufriedenheit des Volkes mit seiner Regierung gereizt, es geltend zu machen. Väterlicher Seits stammte er zwar von dem vierten Sohne Eduard's III. ab, und Heinrich von dem dritten *), aber seine Mutter

*) Stammtafel zur Erläuterung der Ansprüche der Häuser Lancaster und York.



war eine Urenkelin des zweiten Sohnes jenes Königs. Dazu kam, daß Heinrich's Großvater, Heinrich IV., sich durch gewaltsame Entthronung seines Vorgängers den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte (oben Abschnitt 35.), und wie sehr dies auch damals mit der Zustimmung der meisten Großen und des Volks geschehen war, so erschien es doch späterhin einem Theile der Engländer in dem Lichte gehässiger Usurpation, und jetzt um so mehr, als es die Regierung eines so untüchtigen Enkels zur Folge hatte. Als die Factionen sich späterhin sichtbarer theilten, gaben die Zeichen der beiden Fürsten ihnen unterscheidende Namen. York's Partei hieß die weiße, und die königliche oder Lancastersche die rothe Rose. Ohne Erlaubniß des Königs kehrte der Herzog von York aus Irland zurück, erklärte sich für die Interessen des Volkes, und erzwang an der Spitze von viertausend Mann von Heinrich die Zusammenberufung eines Parlaments zur Abstellung von Mißbräuchen in der Regierung (1450). Hier trat ihm aber Edmund, Herzog von Somerset, als Haupt des königlichen Anhanges so geschickt entgegen, daß er seine Absichten, welche zunächst die Entfernung mehrerer Diener des Königs vom Hofe betrafen, nicht durchsetzen konnte. Danach sammelte der Herzog ein Heer, um auf diese Weise zum Ziel zu kommen, jedoch wußte ihn Heinrich durch scheinbares Nachgeben zu täuschen, und zu einer persönlichen Zusammenkunft zu verlocken, die mit York's Gefangennehmung endigte. Es war ein entscheidender Augenblick, und der König hätte sich seines gefährlichen Feindes für immer entledigen können; allein er entließ ihn nach seiner gewöhnlichen milden Weise unangetastet auf sein Schloß Wigmore an den Grenzen von Wales, nachdem er ihm einen feierlichen Eid der Treue abgefordert. Zwei Jahre darauf ward der König bedenklich krank, und die Königin glaubte sich am besten zu sichern, wenn sie den Herzog von York freiwillig in den Rath beriefe. Sein Einfluß überwog in Kurzem Somerset's Ansehen, der dann auf sein Betreiben in den Tower gesetzt wurde, während das Parlament ihn selbst, so lange des Königs körperliche und geistige Schwäche fortdauere, zum Protector des Reiches ernannte. Im December 1454 genas Heinrich, machte der Herrschaft York's ein Ende, befreite Somerset aus dem Tower und verlangte, daß die beiden Herzoge ihre Streitigkeiten der Entscheidung von Schiedsrichtern überließen. York war nicht Willens diesen Ausspruch abzuwarten, er verließ den Hof, sammelte Truppen, überfiel und schlug die Königlichen in St. Albans (22. Mai 1455) und bekam den König

selbst in seine Hände. Somerset war geblieben. Richard benutzte sein Glück mit Mäßigung und Besonnenheit. Er behandelte den König ehrerbietig und schonend, ließ sich aber durch das Parlament wieder zum Protector ernennen, worein die Mehrheit der Lords jedoch nur zögernd und ungern willigte*). Auf diese Stimmung bauend, führte die Königin Margarete ihren Gemahl im nächsten Jahre vor das Oberhaus, und erklärte demselben seinen Wunsch, selbständig zu regieren. Die Vollmacht des Protectors ward aufgehoben, und Richard stieg, ohne Widerstand zu versuchen, von seiner hohen Stelle herab. Aber die Zwietracht war damit nicht gelöscht, obschon einige Zeit in trüglicher Ruhe vorüberging, sie drang vielmehr immer tiefer in die Nation ein. Die Stärke der Yorkisten lag in der Stadt London und in den umliegenden Grafschaften, überhaupt mehr in der mittlern und niedern Volksclasse. Dagegen war der größte Theil des Adels der regierenden Dynastie sehr ergeben. Dieser mußten in der That ein so langer Besitz und zwei Thronfolgen mit völliger Einstimmung des ganzen Volkes bei jedem Ruhe und ungestörte Fortdauer der Ordnung Liebenden auf das kräftigste das Wort reden.

Ein zufälliger Vorfall brachte die Feindschaft der Parteien wieder zu offenem Ausbruch. Der Graf von Warwic, ein Freund und Verwandter Richard's, und durch diesen während seines Protectorats zum Befehlshaber von Calais ernannt, war durch Tapferkeit, Reichthum, Glanz, Beliebtheit und ein zahlreiches Gefolge bewaffneter Dienstleute der mächtigste Genosse der Yorkischen Partei. Einer von seinen Leuten gerieth mit einem Diener des Königs in Zwist, die Zahl der Streitenden wuchs von beiden Seiten, und der Auftritt wurde so lebhaft, daß man dahinter tiefer liegende Pläne vermuthete. Der Hof zog Truppen zusammen, Warwic eilte in seine Statthalterschaft zurück, sein Vater, der Graf von Salisbury, brachte in Eil einige Mannschaft auf, die er dem Herzog von York zuführen wollte. Bei Bloreheath auf der Grenze von Staffordshire traf er auf eine Abtheilung des königlichen Heeres und schlug dieselbe vollkommen (23. September 1459). Trotz dieses glücklichen Erfolges zerstreuten sich York's Truppen, als der König mit starker Macht gegen ihn heranrückte. Der Herzog entkam mit seinen vornehmsten Anhängern, worauf die Flüchtigen von einem zu Coventry versammelten Parlament für Verräther des Reiches erklärt

*) Hallam Zustand von Europa im Mittelalter, Deutsche Uebers. Bd. II. S. 502.

wurden. Aber im folgenden Jahre kam Warwic von Calais herüber, und gewann einen Sieg bei Northampton (10. Juli 1460), wobei der König abermals gefangen ward. Nun erst trat Richard mit seinen Ansprüchen auf die Krone von England öffentlich hervor, und legte sie dem Hause der Lords vor. Diese entschieden endlich dahin, daß nach Heinrich's Tode die Nachfolge auf Richard und dessen Erben übergehen solle, da das Recht zwar für den Herzog spräche, der Eid der Treue sie aber an den König bände, der acht und dreißig Jahre im Besitz des Thrones sey. Mit dieser Ausgleichung waren der Herzog und der ohnehin in der Gewalt seiner Gegner befindliche König zufrieden, nicht aber die Königin, welche die Thronfolge ihres Sohnes so leicht nicht aufgeben wollte. Sie war gleich nach der Schlacht bei Northampton zu den Baronen in Nordengland geflohen, und hatte dort durch ihre Beredsamkeit und Anmuth so viele derselben für sich gewonnen, daß sie an zwanzigtausend Kriegsleute in's Feld führen konnte. York eilte ihr entgegen, obgleich sein schleunig zusammengerafftes Heer nur fünftausend Mann zählte, und in der Hoffnung, durch Tapferkeit den Mangel der Stärke zu ersetzen, wagte er einen offenen Angriff. Der Erfolg war vorherzusehen. Dreitausend seiner Anhänger starben den Heldentod, und er selbst wollte sie nicht überleben. Dieser Sieg, bei dem Städtchen Wakefield am 24. December 1460 erfochten, entfesselte alle Leidenschaften der Lancasterschen Partei, und wüthende Rachsucht ließ dann im Fortgange des Bürgerkrieges beide Theile mit einer Wildheit und Grausamkeit verfahren, die diesen Unruhen bisher fremd gewesen waren. Margarete befahl, dem erschlagenen Herzog das Haupt abzuschneiden und es mit einer papierenen Krone auf das Thor von York zu stecken. Sein dritter Sohn, der Graf von Rutland, ein schöner Jüngling von siebzehn Jahren, ward ergriffen, vor den Lord Clifford gebracht, und von diesem mit eigener Hand erstochen. Alle anderen Gefangenen von hoher Geburt, unter ihnen der Graf von Salisbury, starben unter dem Henkerbeil.

Durch diesen Unfall war jedoch die Yorkische Partei noch bei weitem nicht ausgerottet, ja nicht einmal niedergebeugt. Herzog Richard hinterließ, außer einem zahlreichen Anhang, noch sechs Kinder, unter denen Eduard, der älteste Prinz, das Werk seines Vaters mit Eifer ergriff, Truppen anwarb und ein königliches Corps bei Mortimerscroß am ersten Februar des folgenden Jahres in die Flucht trieb. Indeß zog die Königin selbst mit ihrem siegreichen Heere von Wakefield auf

London. Bei St. Albans stellte sich ihr ein Yorkischer Heerhaufe, vom Grafen Warwic geführt, in den Weg, da Eduard noch nicht herbeigekommen war. Warwic wurde geschlagen (18. Febr. 1460), und König Heinrich, der sich als Gefangener in seinem Lager befunden hatte, dadurch befreit. Aber die Truppen der Königin, größten Theils Grenzbewohner aus dem Norden, zerstreuten sich beutegierig nach der Schlacht im Lande herum, so daß Eduard mit den Resten des Warwicschen Heeres vereinigt, dennoch ungehindert in die Hauptstadt einrücken konnte. Hier hieß ihn das Volk, bezaubert von seiner königlichen Gestalt, von seiner Jugendfülle, er zählte erst neunzehn Jahr, und seiner Freundlichkeit, mit lautem Jubelgeschrei willkommen. Der Lord Falconberg, einer seiner Anhänger, hielt vor der Stadt Heerschau über einige Abtheilungen, und der Bischof von Exeter ergriff diese Gelegenheit, um an die Anwesenden eine Rede über den grundlosen Anspruch und die Unfähigkeit Heinrich's, und über das Recht und die Gaben Eduard's zu halten. Der Beifall, den die Rede erhielt, wurde als ein Ausspruch der öffentlichen Meinung angesehen, und Tags darauf in einem großen Rathe erklärt, Heinrich habe dadurch, daß er sich mit den Truppen der Königin vereinigt, den Vergleich gebrochen, und die Krone an Eduard von York verwirkt. So ward denn dieser am folgenden Tage (5. März 1461) feierlich in London unter dem Namen Eduard IV. zum Könige ausgerufen.

---

53. Eduard IV.

(1461—1483.)

Auf diese Weise hatte ein Sprößling des Hauses York den Thron von England bestiegen, aber der furchtbare Bürgerkrieg, der das Land zerriß war keineswegs geendet. Die muthige Königin Margarete, welche die Hoffnung auf Sieg und Herrschaft noch immer nicht aufgab, und abermals sechszigtausend Mann in Yorkshire um sich versammelt hatte, mußte sogleich von Neuem bekämpft werden. Am 29. März 1461 wurde ihr Heer bei Towton völlig geschlagen. Eduard hatte geboten, keinem Lancastrier Pardon zu geben, und so wurden ihrer an acht und zwanzigtausend getödtet. Mit Mühe entkamen Margarete und ihr Gemahl Heinrich nach Schottland, Eduard hingegen kehrte im Triumph nach London zurück, und hatte die Krone auf seinem Haupte befestigt.

Ein Parlament, welches darauf versammelt ward, zeigte sich dem Sieger so gefügig, daß es die drei letzten Regierungen für unrechtmäßig erklärte, und Heinrich VI., seine Gemahlin, seinen Sohn, dreizehn Herzöge, Grafen und Lords, und wer sonst noch der Sache des Hauses Lancaster mit Eifer gedient hatte, ächtete, und ihrer Güter verlustig erklärte. Eine beispiellose Strenge und Härte, die indeß der grausamen und gegen seine Feinde unversöhnlichen Gemüthsart Eduard's entsprach. Er war ein Herrscher von ausgezeichneten Eigenschaften, in Gefahren zeigte er schnelle Besonnenheit und großen Nachdruck, doch fehlte ihm eine sittlichere Haltung, und wenn ihn nicht dringende Sorgen in Anspruch nahmen, überließ er sich ausschweifenden Vergnügungen und sinnlichen Genüssen ohne Maß.

Nach kurzer Zeit erschien Margarete in den nördlichen Provinzen zum dritten Mal unter den Waffen (1462). Aber trotz Schottischer und Französischer Unterstützung, die sie sich zu verschaffen gewußt hatte, mußte sie der Uebermacht weichen, und ihre Anhänger in verschiedene feste Plätze vertheilen. Während dieser Kämpfe gerieth die Königin, da sie überall helfen und ermuntern wollte, in zahllose Entbehrungen und Gefahren. Als sie einst mit ihrem Sohne und weniger Begleitung durch eine waldige Gebirgsgegend zog, wurde sie von Räubern angefallen, geplündert und fortgeführt. Aus Furcht, an Eduard ausgeliefert zu werden, gab sie sich nicht zu erkennen, und als die Bande über die Theilung der Beute in Streit gerieth, benutzte sie diese Verwirrung, mit ihrem Sohne in das Dickicht zu entspringen. Plötzlich tritt ihr ein einzeln nachkommender Räuber in den Weg, und dringt mit gezücktem Schwert auf sie ein. Verzweiflung führt Margarete die Geistesgegenwart zurück: „Hier, mein Freund," ruft sie, „ist eures Königs Sohn, ich vertraue ihn eurem Schutze." Der Räuber, überrascht von so seltsamer Ehre, übernimmt diese Verpflichtung mit dem Eifer des treusten Unterthanen und führt die beiden Unglücklichen wohlbehalten zu den Lancastriern. Indeß eroberte der Graf von Warwic eine Feste nach der andern, so daß sich Margarete endlich mit zweihundert Begleitern nach Flandern einschiffen mußte (1463). Von hier begab sie sich zu ihrem Vater nach Lothringen, wo sie einige Zeit in stiller Verborgenheit zubrachte. König Heinrich VI. war nicht so glücklich. Nachdem er fast ein ganzes Jahr lang in Lancashire und Westmoreland herumgeirrt, und von der Treue der Einwohner dieser Provinzen, die sich ihm durchaus ergeben zeigten, geschützt und verborgen worden war, verrieth ihn

endlich ein Mönch von Abingdon. Zu Islington empfing der Graf von Warwic den gebeugten, bereits zum dritten Mal gefangenen Herrscher, ließ ihm die Füße an die Steigbügel schnüren, führte ihn dreimal um den Schandpfahl und brachte ihn dann zu strengem Gewahrsam in den Tower (1465).

So war die Ruhe im Innern des Reiches hergestellt, nach außen sicherte sich Eduard IV. durch Bündnisse. Dennoch gab er selbst in Kurzem zu neuen Unruhen Veranlassung. Er hatte Elisabeth Gray, die Tochter des Lord Wydeville und Witwe eines eifrigen Lancastrier's, geheirathet, der im zweiten Treffen bei St. Albans gefallen war. Die unbesonnene Begünstigung aller Anverwandten dieser Frau, sogar ihrer Kinder erster Ehe, von Seiten des Königs, erweckte ihm große Unzufriedenheit in der Mitte seiner eigenen Partei. Als Warwic, dem Eduard vor Allen seine Krone verdankte, und seine Brüder, der Lord Montague und der Bischof von Exeter, die sich ebenfalls große Verdienste um den König erworben, und ihn bisher nach ihren Wünschen geleitet hatten, am Ende ihres ganzen Einflusses durch die Wydevilles beraubt wurden, dachten sie auf Widerstand und Rache. Als nun damals ein Aufruhr der Bauern in Yorkshire ausbrach, stellten sich zwei Anverwandte Warwic's an die Spitze der Insurgenten, schlugen das königliche Heer bei Edgecote (26. Juli 1469), und ließen den Lord Wydeville mit seinem jüngeren Sohn, den Vater und den Bruder der Königin, welche sie gefangen hatten, zu Northampton hinrichten. Während dieser Zeit hatte der Graf von Warwic selbst die Vermählung seiner Tochter Isabelle mit Eduard's Bruder, Georg von Clarence, dem der Uebermuth der Wydevilles ebenfalls im Wege stand, in seiner Stadt Calais feierlich begangen; er landete jetzt in England, und zwang den König, der von den meisten seiner Anhänger verlassen war, ihm seinen vorigen Einfluß wieder einzuräumen. Indeß war das frühere Vertrauen nicht herzustellen, und als Clarence und Warwic statt einen Aufstand in Lincolnshire zu bekämpfen, denselben vielmehr durch heimliche Versprechungen unterhielten, erklärte sie der König, nachdem es ihm gelungen war, selbst die Empörer zu schlagen und hiedurch sein Ansehen von Neuem zu befestigen, für Verräther des Reiches. Die Geächteten entkamen nach Frankreich, wo Ludwig XI., der gern einen mächtigen Nachbar auf diese Art beschäftigt sah, ihnen mit Freuden seine Hülfe anbot. Zu diesen Dreien trat auch Eduard's alte Feindin, die Königin Margarete, die damals in Angers lebte, hinzu; die Entthro-

nung Eduard's ward beschlossen, und Warwic, so groß seine Feindschaft gegen das Haus Lancaster war, willigte jetzt selbst in Heinrich's VI. Wiedererhebung. Unterstützt von Französischem Gelde, setzten Warwic und Clarence nach England über, und Margarete versprach, mit ihrem Prinzen, der Warwic's zweite Tochter Anna heirathen sollte, in Kurzem nachzukommen. Treue Mitverschworne hatten unterdeß schon an der Küste die vornehmsten Häupter der Lancasterschen Partei versammelt, in wenig Tagen war ein Heer von sechszigtausend Mann beisammen, und Eduard, der gar keine Gegenanstalten getroffen, sondern seine Zeit in Liebeshändeln vergeudet hatte, sah mit Schrecken, daß sich nur wenig Kriegsvolk bei seinen Fahnen einfand. Aber auch unter diesem waren Verräther. Mitten in der Nacht ward er überrascht, aber glücklicher Weise noch zu rechter Zeit gewarnt, so daß er sich auf's Pferd werfen, und mit dreitausend Reitern nach Norfolkshire fliehen konnte. Zu Lynn fand er einige Schiffe, mit denen er auf der Stelle nach Holland unter Segel ging. Von Seeräubern angegriffen, entkam der König mit genauer Noth, und mußte seine Fahrzeuge bei Alkmar auf den Strand laufen lassen. So eilig war diese Flucht gewesen, daß er nichts mit sich führte, den Hauptmann seines Schiffes zu belohnen. Er schenkte ihm seinen Zobelpelz, mit der Vertröstung, ihn künftig einmal, vielleicht in bessern Zeiten, besser zu belohnen (1470).

So schnell war ein stolzer und mächtiger König in einen hülfesuchenden Bettler verwandelt. Warwic war elf Tage nach seiner Landung Meister des ganzen Königreichs; er zog Heinrich VI. wieder aus dem Tower auf den Thron, und erwarb sich, da seine Tapferkeit und sein Glück den Engländern nun schon zwei Herrscher gegeben hatte, den Beinamen des Königmachers. Das Parlament, gewohnt, sich vor der Uebermacht zu beugen, bestätigte Alles. Heinrich ward auf's Neue als König, und sein junger Sohn Eduard, der noch mit der Mutter in Frankreich verweilte, als sein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Auf einmal sah man also im ganzen Reiche Alles umgestürzt, die Lancastrier hatten wieder die Oberhand, alle Einrichtungen Eduard's IV. wurden vernichtet, im Namen Heinrich's herrschten Warwic und Clarence, und wer von der Yorkschen Partei die Küste erreichen konnte, entwich außer Landes. Eduard's Gemahlin, die schöne Elisabeth, flüchtete in das Gotteshaus zu Westminster, und ward in diesem Zufluchtsort von einem Sohne, dem nachmaligen Thronerben, entbunden. Doch wenn sich die

Sieger auch mit Gütern und Ehrenstellen reichlich bedachten, so befleckten sie doch ihre Erfolge nicht durch Blutvergießen.

In den Niederlanden herrschte um diese Zeit Karl der Kühne, seine Gemahlin war Eduard's Schwester, also konnte der Letztere Hülfe und Unterstützung erwarten. Doch wollte der Herzog von Burgund nicht öffentlich mit England brechen, weil dies sofort ein Bündniß zwischen Warwic und Ludwig XI., der ihn eben damals unvorbereitet überfallen hatte und seinen Truppen hinreichend zu thun gab (oben S. 209.), zur Folge gehabt haben würde. Er begnügte sich daher, seinen Schwager unter der Hand mit Geld zu versehen, und miethete mehrere Hanseatische Schiffe für ihn, mit welchen Eduard am 25. März 1471 zu Ravenspur in Yorkshire landete, an derselben Stelle, wo Heinrich Bolingbroke sein Fahrzeug verlassen hatte, um Richard II. vom Throne zu stoßen. Heuchelnd erklärte und beeidete er, er strebe nicht wieder nach der Krone, sondern wünsche nur, in seine väterliche Erbschaft York aufgenommen zu werden. Aber als er seine Schaaren mit jedem Tage mehr anwachsen sah, ward auch seine Sprache offner. Er zog auf London zu; Clarence, der schon seit längerer Zeit wieder ein geheimes Einverständniß mit seinem Bruder unterhielt, ging mit einem beträchtlichen Heerhaufen zu ihm über, und während Warwic seine Streitkräfte bei Coventry sammelte, wurde Eduard schon in London eingelassen (11. April). Warwic hatte nicht sechs Monat die Regierung verwaltet. Der schwache Heinrich VI. ward zum vierten Male seiner Freiheit beraubt und in den Tower gesetzt. Indeß nahten die Lancastrier mit drohender Kriegsmacht, aber kühn zog ihnen König Eduard entgegen, und als sich die Heere am 14. April bei Barnet trafen, verlor Warwic nach sechsstündigem Gefecht Sieg und Leben. Auch sein Bruder Montague fiel.

An demselben Tage, da dies entscheidende Gefecht geliefert ward, kam Margarete, Heinrich's VI. Gemahlin, mit ihrem nun achtzehnjährigen Prinzen Eduard aus Frankreich an. Sie vernahm die Schreckensbotschaft, und wollte schon zurückfliehen, als sich der Rest der Lancasterschen Partei um sie versammelte. So erwartete sie denn den König zu ihrem Verderben, denn der Tag von Tewkesbury (4. Mai) bewirkte die völlige Niederlage dieser Schaaren, und brachte sie selbst mit ihrem Sohne und einen großen Theil des Adels in Eduard's Gewalt. Als man den jungen Fürsten in das Zelt des Siegers führte, fragte ihn dieser in stolzem Tone, wie er es habe wagen können, in sein Reich zu kommen.

Um meines Vaters Krone und mein Erbe zu verfechten, antwortete der Jüngling. Ergrimmt über diese Kühnheit schlug ihn der König mit seinem Panzerhandschuh in's Gesicht, und die anwesenden Lords, unter denen selbst die Herzoge von Clarence und Glocester, des Königs Brüder, waren, sahen das für ein Zeichen an, mehr zu thun. Sie rissen den Unglücklichen hinaus, und durchbohrten ihn mit ihren Dolchen. Von den gefangenen Baronen wurden viele grausam hingerichtet. Auch König Heinrich, der einzige, dessen Leben die Yorksche Partei nun noch beunruhigen konnte, starb kurz darauf plötzlich in seinem Gefängniß, an demselben Tage, als Eduard seinen siegreichen Einzug in London hielt. Es ging ein Gerücht im Volke, Eduard's jüngster Bruder, der eben genannte Richard von Glocester, habe ihn mit eigener Hand ermordet. Margarete blieb im Tower, bis Eduard, vier Jahre nach seiner Wiedereinsetzung, als Bundesgenosse Karl's des Kühnen nach Frankreich zog, diese Unternehmung aber bald durch den Frieden von Pecquigny wieder beendete (oben S. 213.). In jenem Vertrage wurde nämlich außer den früher bereits erwähnten Bedingungen festgesetzt, daß die Wittwe Heinrich's VI. für funfzigtausend Kronen, die Ludwig XI. zu zahlen übernahm, freigelassen werden solle. So brachte Margarete, die nach Hume's Ausdruck eben so wenig mit den Tugenden ihres Geschlechts geziert, als den Schwachheiten desselben unterworfen war, die letzten Jahre ihres Lebens in stiller Zurückgezogenheit zu. Sie starb in Frankreich 1482.

Ohne Nebenbuhler behauptete nun Eduard IV. die Krone von England, die Frucht so vieler Kämpfe, so mancher Wechselfälle des Glückes, bis an sein Ende. Doch war seine Regierung auch jetzt von Unruhe und Argwohn nicht frei, denn nach dem völligen Unterliegen der Lancasterschen Partei wandte das siegende Haus die entfesselten Leidenschaften gegen seine eigenen Glieder und Genossen. Eduard konnte es seinem Bruder Clarence nicht vergessen, daß er ihm längere Zeit feindlich gegenübergestanden, eine Erinnerung, welche durch des Herzogs unfügsames und eigenwilliges Wesen erhalten werden mochte. Auch mit dem Herzoge von Glocester, seinem jüngeren Bruder, verfeindete sich Clarence bald nach der Schlacht bei Barnet, weil jeder von ihnen die ganze Erbschaft des Grafen Warwic in Anspruch nahm *). Ein neuer Grund zum Mißvergnügen wurde es für Clarence, als er sich nach Karl's des Kühnen Tode um dessen Erbtochter Maria bewer-

*) Um ein Anrecht auf diese Erbschaft zu gewinnen, hatte Richard von Glocester kurz vorher die Wittwe des ermordeten Prinzen Eduard, Anna von Warwic, geheirathet.

den wollte, und Eduard, der solche Macht in der Hand seines Bruders fürchtete, ihn die dazu erforderlichen Schritte zu thun verhinderte. Diese Stimmung benutzten die Feinde des Herzogs am Hofe, um denselben durch fernere Kränkungen weiter fort zu reißen und wo möglich öffentlich bloß zu stellen. John Stacey, einer von den Dienern des Herzogs, wurde der Zauberei angeklagt und gab auf der Folter den Lord Burdet, einen Freund seines Herrn, als Mitschuldigen an; beide wurden vor Gericht gestellt und nach kurzem Verfahren enthauptet. Wie sich erwarten ließ, sprach Clarence laut für die Unschuld seines Freundes und gegen die Ungerechtigkeit der Verfolgung. Als Eduard hievon benachrichtigt wurde, warf er seinem Bruder vor, die Gerechtigkeitspflege geschmäht zu haben und ließ ihn in den Tower bringen. Aus sorgsam aufgefangenen, entstellten oder erdichteten Reden des Herzogs gegen den König wurden mühselig mehrere Gründe zusammengebracht, um von den Lords ein Todesurtheil zu verlangen, und diese, sclavisch oder feige gesinnt, gaben ohne Widerspruch ihre Zustimmung. Die einzige Gnade, deren sich der Herzog als Bruder des Königs zu erfreuen hatte, war die, daß ihm die Wahl der Todesart selbst überlassen ward. Er hatte Mannestrotz genug, auch dieser furchtbarsten aller Nothwendigkeiten mit seiner gewöhnlichen Laune ins Gesicht zu sehen, und wünschte, in einem Fasse Malvasier ersäuft zu werden, welchen Wein er immer vorzüglich gern getrunken hatte (18. Febr. 1478).

---

54. Eduard V.

(1483.)

Als König Eduard IV. am 9. April 1483 starb, zählte sein ältester Sohn, der denselben Namen trug, erst dreizehn, der jüngere, Richard, erst sieben Jahre. Ihre Mutter Elisabeth, deren älterer Bruder, welcher zum Grafen von Rivers erhoben worden war, und deren Söhne erster Ehe, der Marquis von Dorset und der Lord Gray, hofften für den Unmündigen zu regieren. Aber durch die Begünstigung der Wydevilleschen Familie, welche Eduard IV. früherhin um Thron und Reich gebracht, die er trotz dem nach seiner Wiederherstellung, wenn auch nicht in dem Maße als zuvor, fortgesetzt hatte, war schon in den letzten Jahren seiner Herrschaft die Eifersucht des alten Adels, an dessen Spitze die Lords Stanley und Hastings standen, von Neuem erweckt worden. Ver-

gebens hatte Eduard auf dem Sterbebette die beiden Parteien zu versöhnen gesucht. Die Gegner der Wydevilles strebten diesen die erwartete Herrschaft zu entreißen, und bemühten sich deshalb, den Herzog von Glocester auf ihre Seite zu ziehen. Sie stellten ihm vor, daß er als väterlicher Oheim die Regentschaft führen müsse, und ihre Anträge wurden nicht zurückgewiesen.

Richard von Glocester, berüchtigt durch die tiefe Entartung der menschlichen Natur in ihm, und allbekannt durch das Bild, welches eine hohe poetische Meisterhand von ihm entworfen, war von kleinem Körper und zurückschreckender Häßlichkeit. Bei der finstern Verschlossenheit seines Gemüths hatten sich, so lange sein Bruder lebte, von der ungemessenen Herrschsucht, die ihn beseelte, nur wenige Spuren gezeigt. Jetzt hegte er keinen geringern Plan, als den, selbst die Krone an sich zu reißen. List und Verstellung öffneten ihm die Bahn, Gewalt und Mord führten weiter. Beim Tode seines Vaters befand sich der junge König zu Ludlow, an der Grenze von Wales, bei dem Grafen Rivers und seinem Stiefbruder, dem Lord Gray. Die verwittwete Königin wollte, daß diese beiden ihren Souverain unter dem Schutze eines Heeres nach London führten, aber die Gegenpartei, welche sich durch diese Maßregel gefährlich bedroht sah, erhob in den Berathungen so heftigen Widerspruch, daß Elisabeth nachgab, und Rivers nur mit geringer Begleitung aufbrach. Zu Northampton traf er den Herzog von Glocester, der ihn und Gray mit Auszeichnung empfing und auf das freundlichste bewillkommte. Am folgenden Morgen beschuldigte Richard sie jedoch plötzlich, ihm die Zuneigung seines Neffen entzogen zu haben, und ließ sie greifen. Darauf begab er sich zum Könige, beugte das Knie und versicherte ihn seiner treusten Ergebenheit; zugleich befahl er aber dessen Gefolge und Dienern bei Todesstrafe auseinander zu gehen und sich nie wieder blicken zu lassen. Erschreckt, und von Allen, die sein Vertrauen gehabt, verlassen, weinte der Knabe, doch Glocester beschwor ihn, sich zu beruhigen, da nur die Treulosigkeit der Wydevilles solche Vorsicht nöthig mache. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen flüchtete Elisabeth mit ihrem zweiten Sohn Richard, ihren Töchtern und dem Marquis von Dorset in die Westminsterabtey, indeß der Herzog, als er mit seinem gefangenen Neffen in London ankam, von den anwesenden Lords und Prälaten zum Protector des Reiches während der Minderjährigkeit Eduard's V. ernannt wurde. So schienen die Barone obgesiegt zu haben, und die Wydevilles vom Throne verdrängt zu seyn;

aber bald mußten die Ersteren zu ihrem Schrecken erfahren, daß sie einem Dritten in die Hände gearbeitet hatten. Richard wußte wohl, daß Stanley's und Hastings' Anhänglichkeit an die Söhne Eduard's IV. nicht zu erschüttern seyn würde, und eilte daher, ehe sie seine tiefer liegenden Pläne errathen und dieselben durchkreuzen könnten, sie zu stürzen und durch ihren Fall die übrigen Mitglieder ihrer Partei einzuschüchtern. Während alle Anstalten zu der bevorstehenden Krönung getroffen wurden, versammelte Glocester am 13. Juni einen Rath im Tower, in welchem der junge König seinen Wohnsitz hatte nehmen müssen. Der Herzog schien heiter und zutraulich. Nach einer Weile entfernt er sich, kehrt dann mit wilder Miene und hastigem Schritte in das Zimmer zurück, und fragt die Versammlung, welche Strafe Diejenigen verdienen, die sich an ihm, dem Verweser des Reichs und dem Oheim des Königs, vergriffen. Lord Hastings nahm das Wort und sagte: „Die Strafe der Verräther." — „Nun wohl, rief der Protector, diese Verräther sind meines verstorbenen Bruders Weib und seine Buhlerin, Johanna Shore *), sammt allen ihren Gehülfen und Mitverschwornen! Seht her, wie sie mich behext haben." Dabei entblößte er seinen linken Arm, der ganz dürr und verschrumpft erschien. Die erschrockenen Räthe, die recht gut wußten, daß dies ein altes Uebel bei ihm war, sahen sich angstvoll und schweigend an, bis Richard zu Hastings gewendet fortfuhr: „Ihr selbst seyd der Vertraute dieser nichtswürdigen Shore; aber bei Sanct Paul, ich will mich nicht eher zu Tische setzen, als bis mir euer Kopf gebracht ist." Er schlug mit der Faust auf den Tisch, und auf dies Zeichen stürzte ein Haufe Bewaffneter herein, von denen einer, wie durch Zufall, mit seiner Streitaxt auf den Lord Stanley losschlug, ihn aber nicht tödtlich verwundete. Die übrigen schleppten den unglücklichen Hastings gewaltsam in den Hof des Tower, zogen ihn bei den Haaren auf einen Balken, und hieben ihm den Kopf herunter. Nachmittags erschien eine Bekanntmachung an das Volk, worin diese schnelle Hinrichtung durch die Beschuldigung gerechtfertigt werden sollte, daß Hastings sich gegen den Herzog von Glocester verschworen habe. Stanley blieb mit dem Erzbischof von York und dem Bischof von Ely, zwei einflußreichen Mitgliedern seiner Partei, in Richard's Gewahrsam. Zu derselben Zeit, als Hastings ermordet wurde, erschien Ratcliffe, einer

*) Johanna Shore war die Gattin eines Bürgers zu London, und hatte trotz der Unbeständigkeit Eduard's IV. in seinen Leidenschaften, dessen Neigung bis an seinen Tod gefesselt. Jetzt sollte Hastings einen näheren Umgang mit ihr unterhalten.

der verwegensten Anhänger des Protectors, zu Pontefract, wo Rivers und Gray mit einigen anderen ihres Anhangs bewacht wurden, und ließ sie enthaupten. So waren beide Parteien durch den Sturz ihrer Führer vernichtet, und Niemand schien übrig, von dem der Protector kräftigen Widerstand hätte befürchten müssen. Eduard V. war im Tower in Gewahrsam, zur Sicherheit beschloß Richard, auch seinen Bruder, der sich noch unter Elisabeth's Augen in Westminster befand, in seine Gewalt zu bringen. Von zahlreichen Bewaffneten begleitet, begab er sich dorthin, entschlossen, nöthigen Falls Gewalt anzuwenden; aber Elisabeth, von der Unmöglichkeit sich zu widersetzen überzeugt, gehorchte seiner Aufforderung, nachdem sie den Knaben unter strömenden Thränen noch einmal umarmt hatte, denn sie fühlte, daß sie ihn nicht wiedersehen werde. In den Tower gebracht, freuten sich die Knaben ihres Wiedersehens, und ihren kindlichen Sinn trübte keine Ahnung von der grausamen Tücke des Oheims.

So eilte Richard unter Blut und Freveln seinem Ziele zu. Der folgende Schritt war eine schamlose Frechheit. Er beschuldigte seine Mutter des Ehebruchs, und erklärte, seine beiden älteren Brüder, König Eduard und der Herzog von Clarence, seyen unechte Kinder, er dagegen sey allein der rechtmäßige Sohn und Erbe des Herzogs Richard von York. Diese schändliche Behauptung streute er nicht nur selbst in Gesprächen aus, sondern befahl auch dem Doctor Shaw, einem Geistlichen, sie von der Kanzel herab zu verkündigen, da er nunmehr entschlossen war, mit seinen Absichten öffentlich hervorzutreten. Am 22. Juni predigte Shaw in der Paulskirche. Er begann die große Sittenlosigkeit König Eduard's IV. zu schildern, griff die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit Elisabeth Gray an, da er schon heimlich einer andern Frau verbunden gewesen, und folgerte daraus die Illegitimität seines Sohnes, Eduard's V. Dann ging er auf den andern Punkt über, daß der verstorbene König gar nicht der Sohn Richard's von York gewesen sey. „Aber, rief er aus, und bei diesen Worten erschien, wie es verabredet war, der Protector in der Kirche, hier haben wir das wahre Ebenbild jenes Helden, hier gleicht jeder Zug dem des Vaters.“ Diese jämmerliche List war darauf berechnet, daß die Zuhörer, getroffen durch die Worte des Redners, den Herzog sogleich zum König ausrufen sollten. Aber Alles blieb still, denn die Bürger waren empört über den Tyrannen sowohl, als über dessen unwürdiges Werkzeug. Da Richard indessen diesen Versuch nicht aufgeben wollte und konnte, so ließ er durch

den Lord Mayor von London die Bürgerschaft auf das Stadthaus berufen und vertraute die Führung seiner Sache dem Herzog von Buckingham, seinem Vetter und treuen Genossen alles bisher vollbrachten Frevels. Dieser hielt dann eine Rede ähnlichen Inhalts wie Shaw, und fragte am Schlusse die Versammelten, ob sie den Herzog von Glocester zum Könige haben wollten. Aber obgleich er seine Frage noch einmal wiederholte, blieb Alles ruhig, worauf dann der Lord Mayor die Sache durch einen seiner Beamten zum dritten Mal vortragen ließ, damit es die Bürger besser verständen. Dennoch regte sich keine Zunge. „Hm! rief Buckingham, das ist eine seltsame Hartnäckigkeit! Sagt doch nur auf irgend eine Art eure Meinung, Freunde. Es geschieht ja ohnehin nur aus einer besondern Gefälligkeit gegen euch, daß wir euch fragen, denn die Lords und Gemeinen haben hinlängliche Gewalt, einen König zu bestimmen. Aber ich wünschte doch auch von euch ausdrücklich zu hören, ob ihr den Herzog von Glocester zu eurem Herrn haben wollt oder nicht." Nach allen diesen Bemühungen warfen dann endlich einige, zu diesem Ende gemiethete Leute im Hintergrunde des Saales die Mützen in die Höhe und riefen: „Gott erhalte den König Richard!" Danach begab sich am folgenden Tage (26. Juni) der Herzog von Buckingham, von mehreren Baronen und Herren und einigen angesehenen Bürgern begleitet, zum Herzoge, und überreichte eine Adresse, worin er ersucht wurde, die Krone von England, die ihm durch Erbrecht sowohl als durch die Wahl des Volkes gebühre, nicht auszuschlagen. Richard heuchelte Ueberraschung, zeigte Unruhe und Verlegenheit, und erklärte endlich, daß er keinen Ehrgeiz besitze, mithin habe die angetragene Würde keinen Reiz für ihn, er liebe seinen Neffen und werde ihm den Thron aufbewahren. Aber als Buckingham das heuchlerische Possenspiel noch weiter trieb und schamlos erklärte, daß das freie Englische Volk sich nie einem Bastard unterwerfen werde, that Richard, als ob er sich in die Nothwendigkeit und in den gemeinschaftlichen Willen des Volks ergebe. Bald nach seiner Krönung erhielt der Befehlshaber des Towers, Sir Robert Brakenbury, den Auftrag, die beiden Söhne Eduard's IV. heimlich erwürgen zu lassen, aber dieser erklärte fest, daß eine Handlung der Art weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen bestehen könne. Als der neue Herrscher darauf das Land durchreiste, um die Huldigung der Barone und Städte zu empfangen, sandte Richard seinen Stallmeister, Sir Jacob Tyrrel, von Warwic aus mit dem schriftlichen Befehl an Brakenbury, Jenem auf

vier und zwanzig Stunden die Schlüssel des Tower zu übergeben. In der Nacht stieg Tyrrel mit Forest, einem versuchten Mordgesellen, und Dighton, seinem Reitknecht, zum Schlafgemach der Prinzen hinauf, und blieb an der Thüre stehen, während die arglos Schlummernden von seinen beiden Gehülfen mit Betten und Kissen erstickt wurden. Die nackten Leichname begruben die Mörder am Fuß der Stiege und warfen einen Haufen Steine auf die Stätte des Frevels *).

55. Richard III.
(1483 — 1485.)

Um sich in dem Besitze des Thrones zu befestigen, sparte Richard keine Art von Belohnung und Erhöhung für schon geleistete oder erst zu erkaufende Dienste, und verschenkte die Schätze, welche Eduard IV. aufgehäuft hatte, mit verschwenderischer Hand. Aber bald brachen Spaltungen zwischen ihm und dem Einflußreichsten seiner Verbündeten, dem Herzog von Buckingham, aus, den Richard, wie es scheint, nur darum verderben wollte, weil er das vorzüglichste Werkzeug seiner Erhebung gewesen war, und seine Schlauheit wie seine Macht jeden Falls Besorgnisse erweckte. Von Stund an wurde Buckingham aus einem warmen Freunde ein heftiger Feind des Anmaßers. Die Anhänger des Hauses Lancaster richteten damals ihre Augen auf den Grafen Heinrich von Richmond, der mütterlicher Seits aus diesem Geschlechte stammte, und am Hofe des Herzogs Franz von Bretagne lebte, wohin er nach der Schlacht bei Tewkesbury geflüchtet war, um Eduard's IV. Verfolgungen zu entgehen. Buckingham hatte den Gedanken, diesen Prinzen auch der Yorkschen Partei dadurch annehmlich zu machen, daß er insgeheim eine Vermählung desselben mit Eduard's IV. ältester Tochter, Elisabeth, in Vorschlag brachte. So hoffte er nicht bloß, dem neuen Bewerber alle Stimmen zu verschaffen, sondern auch den langen Streit zwischen der rothen und weißen Rose durch die Vereinigung beider auf immer beizulegen. Die geheimen Unterhandlungen begannen hierauf mit dem Grafen und mit der verwittweten Königin; beide willigten mit Freuden ein; und danach wurde der achtzehnte October 1483 zu

*) Einige Schriftsteller haben diesen Frevel geläugnet, und Richard's Andenken davon reinigen wollen. Ihre Gründe sind geprüft und widerlegt von Lingard, Vol. III. p. 674. Ed. in 4.

einem allgemeinen Aufstand gegen den König bestimmt. Aber noch begünstigte diesen das Glück. Der Graf von Richmond wurde durch stürmisches Wetter verhindert, mit den Truppen, die er in Frankreich geworben, zu landen, und ebenso machten heftige Regengüsse, ungangbare Wege und hochgeschwollene Ströme Buckingham's Vereinigung mit den übrigen Häuptern der Lancastrier, die in den entfernten Provinzen Kriegsvolk zusammengebracht hatten, unmöglich. Der Herzog mußte die Flucht ergreifen, ward aber verrathen und enthauptet. Ein gleiches Schicksal traf die übrigen Empörer. Richard wollte indeß alle Pläne dieser Art auch für die Zukunft vereiteln, und suchte deshalb Eduard's IV. älteste Tochter, welche seine Widersacher gegen ihn hatten erheben wollen, mit großer Schlauheit seinem Hause zu verbinden. Durch Verheißungen und Drohungen gelang es ihm endlich, die verwittwete Königin aus ihrer Freistätte zu locken, wo sie sich noch immer befand, nachdem er einen feierlichen Sicherheitseid für sie und ihre Tochter beschworen hatte. Dann zog er die junge Elisabeth an den Hof, überhäufte sie mit Auszeichnungen, und hatte sie schon zur Gemahlin seines Sohnes bestimmt, als dieser plötzlich starb. Dennoch behielt die Prinzessin die Gunst des Königs, und man bemerkte mit Verwunderung, daß sie stets in derselben Kleidung erschien, wie Richard's Gemahlin Anna, und als die Letztere im Februar 1485 erkrankte, bot Richard selbst, noch vier Wochen vor deren Ende, der Elisabeth seine Hand. Dieser Entwurf, zu dem die Fürstin, vom Glanz der Krone geblendet, freudevoll ihre Zustimmung gab, scheiterte aber an dem Widerspruch der treusten und wichtigsten Anhänger Richard's, welche befürchten mußten, daß Elisabeth, auf den Thron gelangt, ihnen den Mord ihrer Brüder, so wie die Hinrichtung der Wydevilles vergelten würde.

Inzwischen hatten die Widersacher Richard's nicht aufgehört, an seinem Sturze zu arbeiten, und der Abscheu vor dem Tyrannen verschaffte ihnen täglich mehr Genossen und Freunde. Von dem Könige von Frankreich, Karl VIII., unterstützt, landete Graf Heinrich von Richmond endlich mit dreitausend Mann in Milford-Haven, an der Küste von Wales (7. Aug. 1485), und sah in Kurzem alle Anführer der Lancasterschen Partei in seinem Lager versammelt. Richard, der Zeit gehabt hatte, sich auf diesen Fall vorzubereiten, ging ihm mit einem weit zahlreichern Heere entgegen, und traf ihn in der Ebene von Bosworth, unweit der Stadt Leicester. Am 21. August kam es zur

Schlacht. Was Richard befürchtet hatte, geschah; seine eigenen Leute liefen schaarenweise zu dem Feinde über, schon am Abend vorher hatte ihn Lord Stanley mit siebentausend Mann verlassen. Als die noch treuen Schaaren übermannt wurden, sprengte Richard vor, und suchte seinen Gegner im Getümmel. Der feindliche Bannerträger sank unter seinen Streichen, doch eben, als er den Grafen Richmond erreichte, ward er vom Pferde gerissen und getödtet. Nach seinem Falle ward die Flucht allgemein, und der Sieg war für den Grafen entschieden. Noch auf dem Schlachtfelde riefen Freunde und Feinde ihn unter dem Namen Heinrich VII. zum Könige aus, und schmückten ihn mit der Krone, die Richard während des Treffens auf dem Helm getragen hatte. Den Leichnam des Letztern zog man unter einem Haufen von Erschlagenen, ganz unkenntlich und mit Blut besudelt, hervor, und brachte ihn nach Leicester, wo er ohne Feierlichkeit begraben ward.

So endete die mit König Heinrich II. begonnene Dynastie der Plantagenet auf dem Englischen Thron, und mit ihr der dreißigjährige Bürgerkrieg zwischen den Parteien der rothen und weißen Rose, in welchem das edelste Blut in Strömen geflossen war. Was in Frankreich nach dem Tode Philipp's des Schönen durch die langen auswärtigen Kriege, durch die blutigen Unruhen im Innern, die Kämpfe der Burgunder und Armagnacs und die schlaue Staatskunst Karl's VII. und Ludwig's XI. bewirkt worden war, die Schwächung und Unterdrückung der Vasallen und des Bürgerstandes, dasselbe war jetzt zum Theil aus denselben Ursachen in England eingetreten. Der Krieg mit dem Nachbarreiche hatte auch den Englischen Adel, wenn auch nicht in dem Maße, wie den Französischen, geschwächt. Den Ruin desselben vollendete der Bürgerkrieg, wo jedem Siege der einen oder der andern Partei die blutigsten Hinrichtungen folgten. Die dem Schlachtschwert und dem Henkerbeil entgangen waren, verloren mindestens ihre Güter. Eben so wenig hatte das Haus der Gemeinen das hohe Ansehen, welches es einst unter dem dritten Eduard durch die Vereinigung der Städte mit der Ritterschaft erworben, behaupten können. Nach dem Ausbruche des Kampfes der beiden Rosen, bis zu welcher Zeit es ihnen großen Theils gelungen war, die alte Stellung beizubehalten, brachte sie das barbarische Durchgreifen der Machthaber um alle Gewalt, und setzte sie dermaßen in Schrecken; daß schon unter Eduard IV. von keinen Petitionen um Bewilligung von Gerechtsamen und Abstellung von Beschwerden, wie sie ehedem so häufig vorkamen,

mehr die Rede ist, und das Parlament von nun an nur gebraucht wird, die willkürlichen Maßregeln der Herrscher zu sanctioniren. Die Geistlichkeit hatte sich keines größeren Einflusses zu erfreuen, und auf ihre Rechte konnte eben so wenig als auf die der Französischen Prälaten eine haltbare Schranke gegen die künftigen Könige begründet werden. So waren die ehemals kräftigsten und wirkungsreichsten Gestaltungen des Mittelalters in beiden Reichen untergraben und herabgekommen.

---

56. Italien seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts.

Wie nach dem Tode des ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, der Staat desselben dem Untergange nahe war, ist oben dargestellt worden (Abschn. 21.). Zehn Jahre nachher wurde sein ältester Sohn, Johann Maria, ein Ungeheuer von Grausamkeit und wildem Blutdurst, der sich die Verbrecher überliefern ließ, um sie von seinen Hunden hetzen und zerreißen zu lassen, ermordet (1412); jetzt aber erhob sich dessen jüngerer Bruder, Philipp Maria, mit unerwarteter Thätigkeit, rächte den Tod Johann Maria's an den Mördern, und strebte nach der Wiederherstellung der Macht seines Vaters. Diesem war er in manchem Betracht an Gemüths- und Denkungsart ähnlich. Wie Johann Galeazzo glühte er von Ehrgeiz, ohne den Muth zu haben, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, übte er eine treulose Staatskunst, die Feinde und Freunde betrog, suchte er auf versteckten und krummen Wegen zu seinem Ziele zu gelangen, aber an Geistesgaben und Willensstärke kam er ihm nicht gleich. Indeß gewann er durch verrätherische List und durch die kriegerische Tüchtigkeit seines Feldherrn Francesco da Carmagnola viele Städte wieder, die unter seines Vaters Botmäßigkeit gestanden hatten, aber während seiner Minderjährigkeit verloren gegangen waren, und trachtete nach neuen Erwerbungen. Genua, der größten innern Zerrissenheit Preis gegeben, und von Carmagnola bedrängt, begab sich unter seine Oberhoheit (1421); als er aber anfing, seines Vaters Absichten auf Toscana zu erneuern, und Forli besetzte (1422), erwachten die Florentiner aus ihrer Ruhe. Sie ergriffen die Waffen, erlitten jedoch bei Zagonara eine Niederlage (1424), und ein Versuch, den sie machten, mit Hülfe der Ausgewanderten Genua zum Aufruhr und zur Empörung zu bringen, mißglückte gleichfalls. Doch bald gab ein großer

von Philipp Maria selbst begangener Fehlgriff seinen Feinden eine mächtige Waffe in die Hände. Mit dem gewöhnlichen Mißtrauen der Tyrannen fing er an, den Geist, den Reichthum und das Ansehn seines Feldherrn Carmagnola zu fürchten, und gedachte ihn zu verderben. Carmagnola floh nach Venedig, schreckte die Republik durch Enthüllung der ihm wohl bekannten ehrgeizigen Absichten des Herzogs, und unterstützte dadurch die Florentiner, welche Venedig zur Theilnahme an ihrem Kriege zu bewegen suchten *). Das Bündniß kam zu Stande und Carmagnola erhielt die Leitung des Krieges (1426). Gleich zu Anfang des Feldzuges fiel Brescia in seine Hände; auch Savoyen trat der Verbindung gegen den Herzog bei, und so sah sich dieser genöthigt, obgleich er Forli bereits aufgegeben, noch in demselben Jahre einen Frieden abzuschließen, in welchem auch Brescia den Venetianern blieb. Aber bald bereute Philipp Maria diese, von seinen eignen Unterthanen gemißbilligte Nachgiebigkeit, und ergriff im Vertrauen auf die Kriegskunde und das Glück der beiden berühmtesten Condottieri seiner Zeit, des Francesco Sforza und des Niccolo Piccinino, die Waffen von Neuem; allein seine Heere erlitten bei Maccalo durch Carmagnola eine große Niederlage (1427), und er mußte sich durch Abtretung von Bergamo und einem Theil des Gebiets von Cremona einen neuen Frieden erkaufen. Wenige Jahre darauf gab die Unterstützung Lucca's gegen die Florentiner und geheime Verbindungen, welche der Herzog in Brescia angeknüpft hatte, seinen Widersachern Veranlassung, den Krieg gegen ihn zum dritten Male zu beginnen. Jetzt wurde Carmagnola indeß bei Soncino geschlagen (1431) und eine ansehnliche, mit großen Kosten ausgerüstete Venetianische Flotte auf dem Po völlig vernichtet. Diese Unfälle schrieb man in Venedig der Verrätherei des Feldherrn zu und das Collegium der Zehn (vgl. Abschn. 58.) beschloß ihn gefangen zu nehmen. Da aber die damaligen Heere in Italien aus Soldtruppen bestanden, die nur dem Feldherrn verpflichtet und von diesem allein abhängig waren, schien es gefährlich, offen gegen ihn zu verfahren. Carmagnola wurde demnach unter dem Vorwande einer Berathung nach Venedig eingeladen, überall ehrenvoll empfangen und mit besonderen Feierlichkeiten in den Palast geführt. Mit Gesprächen hielt man ihn bis zur Nacht fest

*) „Genua, sagt der Florentinische Gesandte bei Simonetta, weil ihr ihm Hülfe versagtet, machte Philipp Maria zum Herrn, wir, wenn ihr abermals zaudert, werden ihn zum König machen müssen, ihr dann zuletzt zum Kaiser."

dann wurde er, angeblich durch einen nähern Ausgang, ins Gefängniß geführt. Die Folter erpreßte das Geständniß seiner Schuld, welches man haben wollte, und mit einem Knebel im Munde ward er auf dem Marcusplatze enthauptet (1432). Indeß ging der folgende Feldzug unter anderen Hauptleuten für die Republik nicht glücklicher, welche sich deswegen gegen Herausgabe aller Eroberungen von Seiten Philipp Maria's leicht zum Frieden entschloß.

Aber der rege Ehrgeiz des Herzogs ruhete nicht, die Schranken zu durchbrechen, welche ihm die beiden Republiken setzten. Er begann den Krieg von Neuem; Brescia sollte wiedergewonnen werden, der tapfere und kriegskundige Piccinino erhielt den Auftrag dazu. Dieser fand jedoch einen tüchtigen Gegner an dem Nebenbuhler seines Ruhms und seiner Kunst, dem Francesco Sforza, der in diesem Kriege den Verbündeten seinen Geist und seine Schaaren lieh. Beide Republiken, besonders Venedig, strengten alle ihre reichen Kräfte an. Das Kriegsglück wechselte; plötzlich aber bot der Herzog, beleidigt von seinen Condottieri, die, weil er kinderlos war, ihn noch bei seinem Leben beerben wollten, und für ihre Dienste Städte und Länder forderten, selbst den Frieden an. Er wandte sich an Sforza, dem er seine uneheliche Tochter zur Ehe versprach, und unter dessen Vermittelung kam ein Vertrag zu Stande, zum größten Schmerz des überraschten Piccinino. Venedig behielt alle seine Eroberungen, und gewann noch Peschiera und einige andere Oerter, auf Kosten des Herzogs von Mantua, der mit Mailand verbunden gewesen war (1441). Ravenna mit seinem Gebiet ergab sich freiwillig an Venedig, welches auf diese Weise langsam aber sicher seine Macht auf dem festen Lande ausbreitete, worauf jetzt sein Ehrgeiz gerichtet war. Florenz dagegen ging ohne Erweiterung seiner Herrschaft aus allen diesen Kriegen hervor, denn selbst der Versuch, Lucca zu erlangen, wollte nicht gelingen, und es hatte seine Kräfte nur angestrengt, um sich, nach dem Ausdrucke Macchiavel's, in Armuth und Uneinigkeit zu stürzen, den Venetianern aber Herrschaft und Macht zu verschaffen. Statt Mailand's mußte daher jetzt Venedig den Florentinern Besorgniß erregen, und eine solche zeigte sich schon in der Art, wie sie bei dem Tode des unruhigen Philipp Maria (1447) an dem Kampfe über dessen Besitzungen Theil nahmen.

Ehe wir aber zur Darstellung dieser Spaltungen übergehen, müssen die früheren Begebenheiten in Neapel nachgeholt werden. Dem

Könige Ladislaus (oben Abschn. 21.) war in der Regierung dieses Reiches seine Schwester Johanna II. gefolgt, eine wegen ihres Leichtsinns und unsittlichen Wandels nicht minder als ihre Vorgängerin gleiches Namens berüchtigte Fürstin. Ihr Hof war der Schauplatz großer Ränke und Unruhen, zu welchen ihr Verhältniß mit einem gewissen Pandolf Alopo, dem sie sich und ihr ganzes Reich überließ, den Grund legte. Da dieser Günstling von niederm Stande war, so erbitterte seine unbeschränkte Gewalt die Barone um so mehr, und diese verlangten von der Königin, daß sie, da ihre erste Ehe mit dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich ohne Kinder geblieben sey, zur Wahl eines zweiten Gemahls schreite. Endlich willigte sie ein, dem Grafen de la Marche, Jacob von Bourbon, aus dem königlichen Hause von Frankreich, ihre Hand zu geben (1415), dem aber die Bedingung gemacht ward, sich des königlichen Titels und aller hieraus entspringenden Rechte zu enthalten. So hoffte sich Pandolf neben oder über ihm behaupten zu können, zumal da er auch den ältern Sforza, der ein berühmter Condottiere und von Ladislaus mit großen Besitzungen im Königreiche beschenkt war, auf seine Seite gezogen hatte. Als aber der Graf de la Marche in Neapel erschien, fand er sogleich an dem unzufriedenen Adel eine bedeutende Stütze. Sie bewogen ihn, dem Namen und der That nach als König aufzutreten, worauf er den Günstling Johanna's hinrichten, Sforza ins Gefängniß werfen, und die Königin unter strenger Aufsicht halten ließ. Bald beleidigte indeß der neue Herrscher seiner Seits durch Bevorzugung seiner Landsleute den einheimischen Adel und es entstanden Bewegungen zu Gunsten der Königin, die zuletzt ihre Freiheit und die Wiederherstellung ihrer Gewalt zur Folge hatten. Der König verließ bald nachher, als er sah, daß keine bessere Stellung für ihn zu erreichen sey, seine Gemahlin und das Land (1419), und ging in ein Kloster, wo er noch zwanzig stille Jahre verlebte. Ihres Gatten entledigt, überließ sich Johanna um so ungescheuter einem neuen Lieblinge, dem Caracciolo, der an ihrer Statt die ganze Regierung nicht ohne Verstand und Einsicht leitete. Es konnte indeß nicht ausbleiben, daß seine hohe Stellung Andere mit Eifersucht und Neid erfüllte, besonders fand sich Sforza durch seine Zurücksetzung verletzt und gekränkt. Um sich an dem Günstlinge und der Königin zu rächen, beschloß er, ermuntert von Papst Martin V., der nach seiner Ankunft vom Costnitzer Concilium in Italien dem von Ladislaus begründeten Einfluß Neapel's

auf den Kirchenstaat ein Ende machen wollte, die Ansprüche des Hauses Anjou zu befördern, und rief Ludwig III., den Sohn Ludwig's II., der Ladislaus bekämpft hatte, herbei. Die Königin nahm dagegen einen anderen sehr angesehenen Condottiere, den Braccio di Montone, welcher im Kirchenstaat Besitzungen hatte, in Dienst, und forderte, um einen noch stärkern Rückhalt zu gewinnen, durch das Versprechen der Nachfolge in Neapel auch den König Alfons V. von Aragonien, der eben mit der Eroberung von Corsica beschäftigt war, zur Hülfe auf. Dieser Unterstützung hatte sie denn auch die Zurückdrängung Ludwig's und Sforza's, die schon bedeutende Fortschritte gemacht hatten, zu danken, aber der Retter selbst brachte sie in neue Gefahren. Alfons traf nämlich Anstalten, sich des Reichs so zu versichern, daß er den schon sichtbar gewordenen Wankelmuth der Königin und die Eifersucht ihres Lieblings nicht mehr zu fürchten habe; er bemächtigte sich der Person des Caracciolo und schien der Johanna ein gleiches Schicksal bereiten zu wollen, als diese sich in das Kastell von Capua rettete, den König von Aragonien aller seiner Ansprüche auf Neapel beraubte und nunmehr selbst Ludwig III. adoptirte (1423). Sforza trat in ihren Dienst zurück und zwang Alfons, die Belagerung von Capua aufzuheben, wogegen Braccio zu jenem überging. Aber Ludwig von Anjou drang jetzt tief in Neapel vor, und eroberte die Hauptstadt, so daß nur einige Punkte in den Händen der Aragonier blieben. Nach Alfons' Entfernung zeigte Caracciolo gleich Eifersucht gegen Ludwig wie früher gegen jenen, und vermochte sich jetzt um so leichter in seiner hohen Stellung zu behaupten, da es in seiner Macht stand, die Aragonier wieder herbeizurufen, falls Ludwig ihn selber bedrohe oder einschränke. Aber im Vertrauen auf seine gesicherte Stellung mißbrauchte der übermüthige Günstling seine Gewalt in jeder Weise. Sogar die Königin mißhandelte er körperlich, so daß diese endlich, Caracciolo's überhaupt überdrüssig, seinen Feinden freie Hand ließ, welche ihn nach einem Festmahl auf seinem Schlafzimmer ermordeten (1432). Bald darauf starb Ludwig ohne Erben (1434), und da auch die Königin keine Nachkommen hinterließ, setzte sie bei ihrem Tode (1435) Ludwig's Bruder, den Herzog Renatus I. von Lothringen, zum Erben ein.

Alfons von Aragonien beschloß indeß, sich mit den Waffen in der Hand die Nachfolge in Neapel zu erkämpfen, auch erklärte sich ein Theil des Adels für ihn, und Renatus war in Gefangenschaft Herzog Philipp's des Guten von Burgund, der seine Ansprüche auf

Lothringen nicht anerkennen wollte, sondern den Enkel des verstorbenen Herzogs Karl begünstigte (vgl. o. S. 218.). Alfons belagerte zunächst Gaeta. Die Bürger wandten sich an die Genueser, welche im Fall der Eroberung dieser Stadt bedeutende Verluste an Waaren und Geld zu befürchten hatten, um Hülfe. Auch der Herzog von Mailand, ihr Oberherr, mit welchem Renatus' Gemahlin wegen eines Bündnisses gegen Alfons unterhandelte, munterte sie zu diesem Unternehmen auf. Mit sechszehn Schiffen griffen sie die noch einmal so starke Aragonische Flotte an und eroberten alle Fahrzeuge des Königs, bis auf ein einziges. Alfons mit seinem Bruder und vielen angesehenen Herren seiner Umgebung wurden gefangen und dem Herzoge Philipp Maria überliefert (1435). Aus dieser schlimmen Lage rettete sich der König durch Klugheit und Gewandtheit. Er stellte dem Herzoge vor, welche Gefahr daraus erwachsen würde, wenn die Franzosen sich in Neapel festsetzten, weil sie zu ihrer Sicherheit auch nach Genua und Mailand streben müßten und würden *), und es gelang ihm, den Herzog in dem Grade zu überzeugen, daß er ihm nicht nur die Freiheit schenkte, sondern auch seine Unterstützung zur Eroberung Neapel's versprach. Auch Renatus wurde zwei Jahre darauf befreit; aber obgleich er die Herzen der Neapolitaner zu gewinnen wußte, fehlten ihm doch alle Mittel, da ihn die Aufbringung seines Lösegeldes ganz erschöpft hatte, um den Krieg gegen Alfons mit Nachdruck zu führen. So erhielt denn der Letztere nach fünfjährigen Kämpfen die Oberhand und bald darauf auch vom Papste die Belehnung (1442). Renatus mußte nach Frankreich zurückkehren. Nach ferneren Erwerbungen in Italien strebte Alfons nicht sondern begnügte sich bis an seinen Tod (1458), in die Verhältnisse dieses Landes als bewaffneter Vermittler einzugreifen, und durch seine Verbindungen mit einzelnen Mächten die Störung des Gleichgewichts im Innern abzuwehren, oder durch die Vereinigung Aller dem Auslande entgegenzutreten, und es gelang ihm wie seinen Nachfolgern dann vorzüglich durch eine engere Verbindung mit dem neuen in Mailand emporgestiegenen Herrschergeschlecht, Italien eine Zeitlang von allem fremden Einfluß frei zu erhalten.

*) Wie gegründet diese Betrachtung war, wird die neuere Geschichte lehren.

57. Francesco Sforza.

(Geb. 1401, gest. 1466.)

Frühzeitig war in Italien der Gebrauch von Soldtruppen emporgekommen, weil mit dem wachsenden Reichthume der Städte die begüterten und wohlhabenden Bürger es bequemer und leichter fanden, Kriegssteuern zu zahlen, als selbst ins Feld zu ziehen. Die Bedürfnisse des Landadels, für ein pracht- und genußreiches Leben, wozu der Ertrag seiner Besitzungen nicht mehr genügte, hinreichende Summen in Händen zu haben, sich im Kriege Ehre und Ruhm zu erkämpfen, kamen den Städten dabei entgegen; mit den Gefolgen ihrer Dienstleute und angeworbener Söldner fochten die Edelleute gern die Fehden der Bürger für bestimmte Gelder aus. Die Parteikämpfe im Schooße der Gemeinden, welche oft die Vertreibung der einen oder der anderen Faction zur Folge hatten, ließen es an zahlreichen Armen, die nur im Kriege Unterhalt erwerben konnten, nicht fehlen; auch aus fremden Ländern, namentlich aus dem südlichen Deutschland, kamen kampflustige Jünglinge in großer Menge, welche durch Waffendienst Nahrung und Vermögen zu erwerben hofften. Auf diese Weise bildeten sich außer den kleineren stehenden Söldnerheeren der Städte im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts auch größere Waffengesellschaften oder Compagnien, welche im Lande herumzogen, und von den kriegführenden Republiken oder Dynasten für gewisse Zeiten oder Unternehmungen gemiethet wurden. Von den Contracten, welche die Anführer dieser Haufen mit den Dienstherren schlossen, erhielten sie den Namen Condottieri. Aber auch die Kriegsleute selbst machten Verträge mit ihren Führern über die Aufrechterhaltung der Ordnung und Disciplin, über die Vertheilung der Beute, über den Sold und die Ausübung der Gerechtigkeitspflege, welche diese nicht überschreiten durften. Einem Condottiere, der sich durch Tapferkeit und Kriegskunde auszeichnete, schlossen sich dann die Führer kleinerer Schaaren ebenfalls contractmäßig an. Der erste, welcher statt der gemischten und der Mehrzahl nach aus Fremden bestehenden Söldnerhaufen wieder ganz Italienische Heere bildete, war Alberico da Barbiano, und es ist schon oben erwähnt worden, mit welchem Erfolge er an der Spitze dieser Truppen den Kaiser Ruprecht nach Deutschland zurückwarf. Da die Söldnerschaaren den Krieg zur Beschäftigung ihres Lebens machten, so konnten die Feldherren an eine fortschreitende Uebung derselben, und an die

Ausbildung einer größeren Fertigkeit ihrer Streitmassen zum Kampfe denken, ein Bestreben, was bei Aufgeboten der Bürger niemals Statt gehabt hatte, und nur in gewisser Weise, nämlich für den Zweikampf, von den Rittern betrieben worden war. Auch für die Anführer selbst wurde der Krieg erst jetzt ein Gegenstand der Kunst. Die Leidenschaften und Absichten der kriegführenden Parteien waren ihnen ganz fremd, die Condottieri interessirten sich einzig und allein für den Kampf selbst, für dessen geschicktere oder ungeschicktere Art und Führung, und auf diese Weise wurden die Anfänge der Taktik und Strategie neuerer Zeiten durch die Kriegsunternehmungen der Italienischen Heerführer des funfzehnten Jahrhunderts begründet. Alberich's Schule galt für die beste, fast Alle, welche sich später auszeichneten, sind aus derselben hervorgegangen. Indeß erwachten bei den Condottieren im Laufe der Zeit auch andere Zwecke, als bloße Kriegführung. Im Gefühl ihrer Macht, strebten sie sehr begreiflich auch bald nach Herrschaft und Landbesitz. Es bedurfte daher einer großen Kunst, welche die Herzoge von Mailand, und Philipp Maria besonders, wohl verstanden, die Spannung und Feindschaft, welche zwischen den Condottieri selbst herrschte, zu benutzen, um einen durch den andern in Schranken zu halten. Leichter konnte dies geschehen, seit sich unter Alberich's Schülern zwei rivalisirende Parteien gebildet hatten, die eine von Braccio di Montone, die andere von dem ältern Sforza geleitet. Bei diesen Beiden sprach sich auch jenes Bestreben nach Land und Herrschaft am bestimmtesten aus, und der Erstere schien nicht fern von diesem Ziele zu seyn. Er hatte den kraftlosen Zustand des Kirchenstaats während des Costnitzer Conciliums benutzt, das ganze Gebiet zwischen Perugia und Rom in seine Gewalt gebracht, auch auf die letztere Stadt schon seinen Blick gerichtet, ja von einem Italienischen Königthume geträumt. Denn auch die eben erzählten Neapolitanischen Händel, in welche er nach dem Abfall Sforza's durch die Königin Johanna hineingezogen wurde, wollte er zur Erweiterung seiner Herrschaft und zur Vernichtung seines Nebenbuhlers, der in Unteritalien große Besitzungen hatte, benutzen. Allein beide Kriegsfürsten endeten hier ihre Laufbahn. Auf dem Wege gegen Braccio ertrank Sforza in den Wellen des Pescara, und Braccio verlor gegen Sforza's Heer Sieg und Leben (1424), welchen Vorfällen dann die schon erwähnte Eroberung Neapel's durch Ludwig von Anjou folgte.

Braccio vererbte seine Bestrebungen auf Piccinino, Sforza auf

seinen Sohn Francesco. Die oben erzählten Kriege des Herzogs von Mailand Philipp Maria gegen Florenz und Venedig haben schon gezeigt, wie Beide ihre Eifersucht und ihren Ruhm bewährten. Wenn aber das Glück den Sforza mehr begünstigte, und ihn zuletzt auf den herzoglichen Thron von Mailand hob, so schien es auch das größere Verdienst anzuerkennen. Sforza war der Abgott aller Krieger. Die Würde seiner Gestalt unterstützte seine Beredsamkeit, wenn er seine Schaaren zum Kampfe ermunterte; und wenn er mit blitzendem Schwert den Flüchtigen sich entgegenwarf, tönte seine gewaltige Stimme wie der Donner durch die Schlacht *). Indem er mit derselben Strenge, mit welcher er sich beherrschte, auch von seinen Soldaten Gehorsam forderte und erzwang, gewann er auch ihre Liebe durch Großmuth und Freigebigkeit und durch die Lust, die er bezeigte, sie geschmückt in Gold, Silber und Seide zu sehen. Im offnen Kampfe der Waffen entwickelte er eine große kriegskünstlerische Einsicht, und in Verlegenheiten einen Reichthum von Hülfsmitteln; in der Behandlung und Leitung der verwickelten Verhältnisse der Italienischen Staaten bewies er sich durch Besonnenheit und Schlauheit als Meister in jener arglistigen Staatskunst, welche der Geist und der Zustand dieses Landes erzeugt hatten. Alle diese Eigenschaften halfen ihm das große und glänzende Ziel erringen, welches der Tod des kinderlosen Herzogs Philipp Maria ihm öffnete. Er hatte, wie wir wissen, die uneheliche Tochter desselben geheirathet, aber mehr als von diesem Anspruche mußte er von der Schärfe seines Schwerts und seines Verstandes die Vernichtung der Schwierigkeiten erwarten, welche sich ihm entgegenstellten. Mailand selbst, von dem schrecklichen Joche der Visconti endlich befreit, wollte, um einem neuen zu entgehen, eine freie Verfassung begründen: andere Staaten, wie Florenz, schienen dies begünstigen zu müssen, oder sie suchten, wie Savoyen, Ferrara, Venedig, und sogar Frankreich **), das Mailändische ganz oder theilweise für sich zu gewinnen. Florenz wurde zwar endlich durch die persönliche Freundschaft Sforza's mit dem dort

---

*) Als die Venetianer einmal während der Nacht sein Lager überfielen, weil sie ihn abwesend glaubten, eilte Sforza den Soldaten voran, und rief mit seiner furchtbaren Stimme: ich bin hier! um Jene dadurch aus ihrem Irrthum zu reißen und zurückzuscheuchen.

**) Der Herzog Ludwig von Orleans war, wie schon oben (Abschn. 36.) erwähnt ist, mit Valentina, der Schwester Philipp Maria's, vermählt gewesen, und Karl VII. wollte die daher rührenden Ansprüche dieses Hauses unterstützen.

Alles geltenden Cosmus von Medici zur Begünstigung seiner Zwecke bewogen, das Uebrige hing indeß von seiner Klugheit und von seinem Glück ab. Er trat zuerst mit scheinbarer Verzichtleistung in die Dienste des neuen Mailändischen Freistaates, bemächtigte sich aber doch der Stadt Pavia, und wußte die gerechten Besorgnisse der Mailänder über diesen Schritt zu beschwichtigen. Um sie ganz sicher zu machen, wandte er sich mit desto größerer Thätigkeit gegen die Venetianer. Es gelang ihm, sie aus Piacenza zu vertreiben; darauf erfocht er einen glänzenden Sieg über ihre Flotte, die der Stadt hatte zu Hülfe kommen sollen, bei Casalmaggiore, und brachte ihnen noch einen dritten Schlag bei Caravaggio bei (1448). In beiden Treffen erlangte er durch seine Geistesgegenwart und kluge Besonnenheit den Sieg *).

Die aus allen Eroberungen verdrängten Venetianer mußten für ihr altes Besitzthum fürchten, denn Sforza rüstete sich, Brescia zu belagern, das ihm die Mailänder im Dienstvertrage zugesagt hatten. Zu ihrem Glück vermehrten Sforza's Erfolge den Argwohn der Mailänder gegen ihren Feldherrn in dem Grade, daß dieser am Ende befürchten mußte, sie würden die Venetianer selbst gegen ihn zu Hülfe rufen. Er beschloß also, einem solchen Schritt zuvorzukommen, und machte selbst mit den Venetianern einen Bund, kraft dessen er Alles, was er im Gebiete von Brescia und Bergamo erobert hatte, räumte, und ihnen Crema und die Ghiara d'Adda überließ; Venedig versprach dagegen, ihm mit Truppen und Geld zur Eroberung Mailand's zu helfen. Vom Pferde herab machte er den versammelten Soldaten diesen Entschluß bekannt, der mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. Die Mailänder, von ihrem Condottiere und ihren alten Feinden zugleich bedroht, rüsteten sich gegen beide mit höchster Erbitterung, konnten aber dennoch die reißenden Fortschritte Sforza's nicht aufhalten, der sein Lager endlich vor den Mauern ihrer Stadt aufschlug. Inzwischen wandten sich die Venetianer wieder von ihm ab. Bei jenem Bündnisse war es ihre Absicht gewesen, sich von einem gefährlichen Gegner zu befreien

*) Blutig waren diese Schlachten nicht; die Condottieri begnügten sich, ihre Feinde zu fangen und zu entwaffnen. Bei Caravaggio soll Venetianischer Seits nur ein Mann geblieben seyn. Wenn dies auch nicht buchstäblich zu nehmen ist, so richtete man allerdings den Krieg zu jenen Zeiten nicht auf die Vernichtung von Heeresmassen, denn diese waren überall leicht zu haben, sondern hauptsächlich auf die Verheerung der Landschaften, um dem Gegner die Bezahlung seiner Miethstruppen unmöglich zu machen.

und Mailand durch diesen so bedrängen zu lassen, daß es sich ihnen in die Arme werfen sollte. Zum Herrn der Mailänder wollten sie Sforza keinesweges erheben. Sie machten ihm daher jetzt einen andern Vorschlag, vermöge dessen Mailand, mit dem sie sofort Friede schlossen, mit dem ganzen Gebiet zwischen der Adda, dem Ticino und Po, mit Ausschluß von Pavia, einen Freistaat bilden, er aber als Herr von Alessandria, Tortona, Parma, Pavia, Cremona u. a. m. erkannt werden sollte.

Sforza verhehlte seinen Unwillen hierüber besser als seine Soldaten, welche die abziehenden Venetianischen Schaaren beinahe gemißhandelt hätten, und suchte durch List zu seinem Ziele zu gelangen. Scheinbar bereit, diesem Frieden beizutreten, schickte er Abgeordnete nach Venedig, in der Absicht, Zeit zu gewinnen und die Venetianer hinzuhalten, um indeß die Mailänder, welche den Abschluß des Vertrages für gewiß ansahen und sich durch einen Waffenstillstand, den Sforza eingegangen war, ganz sicher wähnten, rasch zu bezwingen. Die Bürger hatten den Krieg fast ganz vergessen, ihren Getreidevorrath zur Aussaat verwendet, und an neue Zufuhr nicht gedacht, als der Stillstand zu Ende lief, Sforza die Unterhandlungen in Venedig abbrach, und die Einschließung Mailand's von Neuem begann, welche bald die Hungersnoth in der Stadt auf den höchsten Gipfel brachte. Die Schaaren der Venetianer, die der Stadt zu Hülfe kommen sollten, wurden um so leichter abgewehrt, weil weder der Feldherr noch die Regierung von Venedig Alles thaten, was sie hätten thun können, der Erstere aus persönlichen Rücksichten, die Zweite, weil sie hoffte, Mailand, auf's äußerste gebracht, werde sich dennoch zuletzt lieber ihr als dem Sforza überliefern. Allein das geringere Volk in Mailand war voll Haß gegen die Venetianer, erkämpfte durch einen Aufstand die Oberhand, und berieth in einer allgemeinen Versammlung über die in dieser Bedrängniß zu ergreifenden Maßregeln. Man war einig, daß wieder ein Fürst zum Oberhaupte gewählt werden müsse, nur von einem solchen sey Rettung zu erwarten. Einige schlugen den König von Neapel, Andere den König von Frankreich, noch Andere den Papst dazu vor, allein diese Helfer waren, andere Bedenklichkeiten nicht gerechnet, allzufern; endlich wagte Einer, Sforza zu nennen. Der Gedanke, daß dieser sofort die ungeheure Noth, unter der Alle litten, enden könne, durchfuhr die Gemüther; der Haß schwieg, das Verlangen nach ihm sprach sich laut aus, und die Thore wurden geöffnet, um ihn zu empfangen. An der Spitze seiner Schaaren, umrauscht von dem Jubel

des Volks, ritt er in die Stadt (26. März 1450). Sein erster Weg ging in die Kirche der Jungfrau Maria, der Beschützerin des Viscontischen Hauses, der er vom Pferde herab, weil die um ihn wogende Menge ihm nicht abzusteigen erlaubte, dankte, während er selbst, so über Alle hervorragend, der Schutzgott schien, dem das frohlockende Volk seine Blicke und seinen Dank zuwendete. Die Venetianer sandten zwar den Jacob Piccinino, Niccolo's Sohn, den sie in Sold nahmen, wider den neuen Herzog von Mailand, und König Alfons von Neapel, mit ihnen verbündet, griff die Florentiner an, aber Beides blieb ohne Erfolg, und der Krieg endete mit einer Vereinigung der vier Mächte, Florenz, Neapel, Mailand und Venedig, um die Ruhe im Innern und Sicherheit gegen Außen zu behaupten.

Diesem Systeme blieb Sforza bis an seinen Tod treu. Mit Cosmus von Medici in Florenz vereinigt, wirkte er fortdauernd zur Erhaltung des Gleichgewichts, welches sich zwischen seinem Staate und Venedig, zwischen dem Kirchenstaat und Neapel, endlich zwischen Nord- und Süditalien gebildet hatte. In der Mitte stand Florenz, stets dem Schwächern zur Hülfe bereit. Als nach Alfons' Ableben dessen unehelicher Sohn und Nachfolger in Neapel, Ferdinand I., von dem Papste und den unruhigen Baronen bedrängt ward, und die Letzteren Johann von Anjou, einen Sohn des Prätendenten Renatus, herbeiriefen, hielt Sforza die Florentiner, welche diesen Prinzen unterstützen wollten, davon ab, vermochte sie und die Venetianer zur Neutralität, und vermählte seine Tochter, die geistreiche und gelehrte Hippolyta, mit Ferdinand's ältestem Sohne Alfons. Eine andere uneheliche Tochter hatte er mit Piccinino vermählt, wodurch die alte Feindschaft zwischen der Sforzaischen und Braccianischen Partei beigelegt schien. Piccinino aber ward gleich nach seiner Heirath das Opfer einer schändlichen Treulosigkeit des Königs Ferdinand von Neapel, der ihn zu sich lockte und umbringen ließ. Sforza ward von Vielen beschuldigt, um diese Verrätherei gewußt und sie befördert zu haben, doch wahrscheinlich ohne Grund. Im Innern herrschte er mit Milde, und gewann und bewahrte sich die Liebe seiner Unterthanen, sonst stellte er die Art und Weise der Administration einer militärisch organisirten Monarchie, wie sie unter der Viscontischen Herrschaft bestanden hatte, wieder her.

Galeazzo Sforza, seines Vaters Nachfolger im Herzogthum Mailand (1466), war von den Eigenschaften desselben nicht entblößt, besaß aber dabei eine solche Bösartigkeit des Gemüths, daß man ihm

die Vergiftung seiner Mutter Schuld gab. Es wird eine Reihe von Grausamkeiten von ihm überliefert, vor denen die menschliche Natur schaudert. Einige ließ er lebendig begraben, Andere zwang er ihren eigenen Koth zu essen und ließ sie bei dieser Nahrung verschmachten. Die Gemarterten verhöhnte er, und seine freche Lüsternheit brachte in die edelsten Häuser Mailand's Schande und Trauer. Seine Verschwendung forderte die ungeheuersten Summen, welche das Volk durch drückende Auflagen zusammenbringen mußte. Endlich reizten seine Unthaten drei Jünglinge aus vornehmen Geschlechtern, ihn in der Stephanskirche niederzustoßen (1476). Sein Sohn Johann Galeazzo, erst acht Jahre alt, wurde als sein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt.

---

58. Venedig.

Dieser Staat zeichnete sich unter den übrigen Republiken Italien's nicht nur durch großen Reichthum und daher rührende Macht, sondern auch durch eine seltene Klugheit, Ordnung und Festigkeit seiner Staatseinrichtungen aus, welche allmählig zum strengsten Aristokratismus erwachsen, mit der größten Feinheit und Umsicht in einander geschlungen und ausgebildet, mit der ängstlichsten Sorgfalt beschützt und bewacht wurden. Venedig entging dadurch den inneren Stürmen, welche andere Italienische Staaten zerrütteten, schwächten und Tyrannen oder Fremden in die Hände lieferten, aber der Charakter der Regierung gedieh auch zu starrer, unmenschlicher Härte, zur Unterdrückung aller gemüthlichen Beziehungen des Lebens, und zu argwöhnischer Niederhaltung jedes selbständigen Strebens, die nur so lange, als den herrschenden Geschlechtern noch Venedig's Größe über Alles ging, keine schädlichen Folgen erzeugten.

Die Dogenwahlen, an denen lange Zeit das Gesammtvolk Antheil gehabt (vgl. Th. IV. S. 251.), waren häufig mit tumultuarischen Auftritten begleitet gewesen, und hatten den Parteiumtrieben ein weites Feld eröffnet. Als nun im Jahre 1172 der Doge Vital Michieli, weil er in einem Kriege, den die Republik mit dem Griechischen Kaiser Manuel (Th. V. S. 101.) über den Besitz der Dalmatischen Küste führte, unglücklich gewesen und eine Vermögenssteuer ausgeschrieben hatte, in einem Volksaufstande ermordet wurde, gab dies, um ähnlichen Freveln für die Folge vorzubeugen, Veranlassung zu einer großen

Staatsveränderung. Es ward verordnet, daß aus den angesehensten Männern jedesmal elf gewählt werden sollten, um den neuen Dogen zu ernennen, und zugleich ein großer Rath von 450 bis 480 Gliedern eingesetzt, der anfangs als ein von den Abgeordneten des Volks gewählter, dasselbe zu vertreten schien, aber doch schon den durch Geburt und Reichthum Ausgezeichneten, die vorzugsweise hinein kamen, als Grundlage überwiegender Macht diente. Die Wahlart des Dogen blieb zwar noch schwankend, indeß konnte das Volk den frühern Einfluß darauf nicht wiedergewinnen, und wurde nach geschehener Ernennung gewöhnlich durch Geldspenden abgefunden. Indem auf diese Weise die Aristokratie sich auszubilden begann, richtete sich die Eifersucht des Adels auch nach oben, auf die Verminderung der Gewalt des Dogen. Denn in dieselbe Zeit fällt die Bestimmung, welche demselben sechs Räthe nach der Wahl des großen Raths an die Seite setzt, ohne deren Zuziehung er in keiner Staatsangelegenheit entscheiden durfte. Dieser kleine Rath mit dem vorsitzenden Dogen hieß die Signoria; im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts wurden auch die drei Häupter des Rathes der Vierzig, der Quarantie, darein aufgenommen. Dieses Collegium war ursprünglich das höchste Criminalgericht, hatte die alleinige Entscheidung über bedeutende Verbrechen, und sprach in den übrigen, so wie in Civilsachen, in zweiter Instanz. Da sich aber weil insbesondere Staatsverbrechen zur Competenz der Quarantie gehörten, gerichtliche und politische Thätigkeit in derselben vereinigten, so wurde sie im Laufe der Zeit zu einer zwischen der Signoria und dem großen Rath stehenden Behörde. Alle Vorschläge zu Beschlüssen und Gesetzen, welche die Signoria an den großen Rath bringen wollte, werden zuvor von den Vierzig berathschlagt. Noch konnte indeß der Doge den Beschränkungen von Seiten des kleinen Raths dadurch entgegen wirken, daß er verfassungsmäßig in wichtigen Fällen angesehene Bürger (die Pregadi) zur Berathung zusammenrief; noch war auch der Eintritt in den großen Rath jedem Venetianischen Bürger eröffnet: denn diese Versammlung wurde alljährlich durch zwölf Wähler, zu denen jedes der sechs Stadtviertel zwei ernannte, erneuert; und in so fern blieb noch immer ein demokratisches Element in der Verfassung. Aber allmählig wurde es mehr und mehr zurückgedrängt. Der große Rath, fast nur aus den Familien genommen, die sich durch Abstammung von den alten Römischen Geschlechtern oder durch großes Vermögen auszeichneten, riß nach und nach die Ernennung aller Magistrate an sich, auch der

Pregadi, wozu jährlich sechszig bestimmt wurden, deren Auswahl folglich dem Dogen genommen ward; endlich ernannte er auch seine eignen Wähler. Auf diese Weise war nun eine Geschlechterherrschaft, gleich der der Nobiles im alten Rom, vorbereitet, doch eine in so fern schon weit mächtigere, als die Volksversammlungen bereits ganz unbedeutend geworden waren, und endlich ganz aufhörten. Aber die Venetianische Aristokratie ging noch weiter. Nachdem die Republik des heiligen Marcus durch die Eroberung Constantinopel's (1203) eine stärkere Richtung auf auswärtige Erwerbungen erhalten, und in Besitz sehr bedeutender Landschaften gekommen war, gelang es den meisten adligen Familien, sich durch die Anführung im Kriege, oder durch die Verwaltung der neuen Provinzen immer höher über das Volk zu erheben. Hierauf fußend, glaubten sie sich endlich stark genug, diese Vorherrschaft durch eine förmliche Ausschließung aller Neulinge zu einer bleibenden Staatsinstitution machen zu können. Dies geschah am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als nach dem Tode des Dogen Johann Dandolo (1289) das Volk ein Oberhaupt nach seiner Wahl tumultuarisch begehrte. Da beschloß der von dem Adel erhobene Doge Gradenigo, über den Vortheil seines Standes den seiner Würde verkennend oder vergessend, durch Befestigung der Herrschaft des Ersteren allein, das Staatsschiff vor künftigen Stürmen dieser Art sicher zu stellen. In Verbindung mit den damals vorzüglich einflußreichen Vierzig setzte er es im Jahre 1296 durch, daß das Recht im großen Rathe zu sitzen auf die damaligen Mitglieder desselben und Diejenigen, die es in den vier vorhergehenden Jahren gewesen, beschränkt wurde. Aus diesen sollten die Vierzig alljährlich durch Wahl den großen Rath besetzen, und zwar so, daß alle die hineinkämen, welche in der Kugelung von den vierzig Stimmen zwölf davongetragen. Um die Unzufriedenheit, die eine solche Maßregel nothwendig erregen mußte, zu mindern, und zugleich zu bestimmen, wer nach dem Erlöschen jener Auserlesenen an ihre Stelle treten sollte, wurden Listen von anderen Wählbaren angefertigt, aber bald auf Diejenigen beschränkt, die entweder selbst oder deren Vorfahren einmal Mitglieder des großen Raths gewesen wären. Endlich im Jahre 1319 wurde die neue Gestaltung der Dinge durch den Beschluß vollendet, daß es künftig gar keine Wahl und keine Erneuerung der Versammlung mehr geben solle. Die Glieder derselben, so wie sie damals bestand, in ein besonderes Register, das goldene Buch genannt, eingetragen, behielten allein das Recht, für immer darin zu

sitzen, und übertrugen es ihren Nachkommen; auch sollten, was den Charakter der Erbaristokratie vollkommen bezeichnet, die Söhne, die das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, schon beim Leben der Väter an den Sitzungen Theil nehmen dürfen. Diese große Staatsveränderung, in der Venetianischen Geschichte das Schließen des Raths (il serrar del consiglio) genannt, war in so fern ein Werk der Willkür und Anmaßung, als sich dadurch plötzlich viele angesehene Bürger Venedig's, deren Vorfahren nur seit 1172 nie in den großen Rath gewählt waren, von allem Antheil an der Staatsregierung ausgeschlossen sahen. Um diese von gewaltsamen Widerstreben abzuhalten und ihnen zu zeigen, daß ein geduldiges Erwarten wol noch am sichersten zum Ziele führe, wurden einige neue Adlige, wie sie genannt wurden, gemacht, diese Gunst aber immer seltener ertheilt. Das Murren des Volkes achtete man nicht, und eine Verschwörung, die Marino Bocconio, ein Mann aus dessen Mitte, um eine Gegenumwälzung zu bewirken, anzettelte, wurde entdeckt und durch die Bestrafung der Urheber sogleich erstickt (1304).

Gefährlicher schien ein anderes Unternehmen dieser Art zu werden, das aber nicht vom Volke, sondern von einigen edlen Geschlechtern, besonders den Querini und Tiepolo ausging, die selbst zum Theil noch im Rathe saßen, aber ihren den Bürgern günstigeren Einfluß in demselben ganz vernichtet sahen, und voll Haß auf den Führer der Aristokratie, den Dogen Gradenigo, blickten. Ein Krieg wegen Ferrara, dessen sich die Venetianer bemächtigt hatten, dafür aber von dem Bannstrahle Clemens' V. getroffen und wieder daraus vertrieben wurden, gab der Unzufriedenheit neue Nahrung und größere Stärke. Es kam zu einem verzweifelten Gefechte auf dem Marcusplatz (1310), in welchem jedoch Gradenigo den Sieg davon trug, so daß der versuchte Umsturz der neuen Ordnung der Dinge nur eine sichere Begründung derselben herbeiführte.

Im Schrecken über die mit Mühe bestandene große Gefahr wurde eine Commission von zehn Männern niedergesetzt, um zu erforschen, wer sich Alles in die Verschwörung eingelassen, und diesen zu ihren Geschäften eine dictatorische Vollmacht auf zwei Monate ertheilt. Als diese Frist abgelaufen war, wurde sie verlängert, und dann immer wieder von Neuem, bis dieser furchtbare Rath der Zehn 1335 für eine bleibende Staatsbehörde erklärt wurde, die für die Sicherheit der Republik wachen und allen Befürchtungen wegen neuer Unruhen für

immer ein Ende machen sollte. Unter dem Vorwande, für die Ruhe des Staates zu sorgen, mischten sich die Zehn in alle Angelegenheiten, in die Verwaltung, Krieg und Frieden u. s. w. Sie gingen endlich so weit, Beschlüsse des großen Rathes zu vernichten, Mitglieder aus demselben zu verbannen, ja über den Dogen zu richten. Jährlich wurde diese Behörde erneuert, und erst nach zwei Jahren waren die Glieder wieder erwählbar. Die Signoria hatte Theil an ihren Sitzungen. Durch sie war der alte Rath der Vierzig nicht nur von der Untersuchung der Anklagen wegen Hochverraths, sondern auch wegen aller anderen erheblichen Verbrechen ausgeschlossen. Wenn den Zehn eine Anzeige gemacht war, so untersuchten die drei Vorsitzer, ob die Sache vor das Gericht gehöre, und traten im Bejahungsfalle selbst als Kläger auf. Der Angeschuldigte erhielt keinen Vertheidiger, durfte weder Verwandte noch Freunde sehen und wurde nie mit den gegen ihn auftretenden Zeugen zusammengestellt. Wurde er verurtheilt, so konnte der Rath nach Gutdünken die Hinrichtung öffentlich oder heimlich veranstalten. Dieses Schicksal traf auch den sechs und siebzig jährigen Dogen Marino Falieri, der, in seinen persönlichen Interessen durch die Aristokratie verletzt, einen Versuch zu ihrem Sturze wagte. Zunächst veranlaßt, wie erzählt wird, durch Michael Steno's, eines der drei Häupter der Vierzig, Frechheit gegen sein junges und schönes Weib, verschwor er sich mit einigen Leuten aus den niedrigsten Volksklassen, welche, durch einen eben beendeten Krieg gegen Genua (unten S. 270.) zum Bewußtseyn ihrer Kraft gekommen, den Uebermuth des nun längst sicher gewordenen Adels mit neuem Unwillen trugen. Die Nacht des funfzehnten April 1355 war zur Niedermetzelung der Aristokraten und zur völligen Umwandelung der Verfassung bestimmt. Erst am Tage vorher erhielten die Zehn Kenntniß von diesem Complott. Die Theilnehmer aus dem Volke wurden sofort gehängt; um über den Dogen zu richten, gesellten sich die Zehn noch zwanzig der angesehensten Adligen zu. Am 17. April wurde er im Hofe seines Palastes enthauptet.

Der Schrecken, welchen ein solches Gericht verbreiten mußte, wurde in der Folge noch durch den von den Staatsinquisitoren ausgehenden übertroffen. Der Rath der Zehn kam oft in den Fall, für Untersuchungen eigene Commissarien zu ernennen, und daraus erwuchs im Jahre 1454 die Einsetzung einer besondern Behörde von drei Rich-

tern, unter dem Namen der Staatsinquisitoren *). Sie wurden aus den Zehn erwählt, und behielten ihre Würde, so lange sie unter diesen saßen. Die Gewalt, die ihnen zugetheilt ward, war unumschränkt, ja sie hatten die Befugniß, sich ihre Geschäftsordnung selbst zu entwerfen, und nach Beschaffenheit der Umstände daran zu ändern. Man kannte das Daseyn dieses schrecklichen Gerichts, aber nicht die Glieder desselben; der Rath der Zehn traf die Wahl, aber wen sie getroffen, blieb ein Geheimniß. Eine unsichtbare Macht breitete ihren furchtbaren, stets zum Treffen bereiten, nie fehlenden Arm über Alle aus, durchdrang alle Verhältnisse der Gesellschaft, der Freundschaft, des Lebens in seinen mannichfaltigsten Beziehungen. Vom Letzten im Staate bis zum Dogen hinauf war Jedermann der steten Beobachtung und Aufsicht dieses Gerichts und seinen strengen Rügen unterworfen. Ja damit auch die drei Glieder desselben selbst immer die Empfindungen des über dem Haupte schwebenden Schwertes hätten, war ein Stellvertreter unter den Zehn ernannt, den zwei Inquisitoren sich zugesellen konnten, um, wenn es ihnen nöthig schien, über den dritten zu richten. Wer verdächtig geworden war, verschwand auf geheimnißvolle Weise, nur ahnen konnte man, daß er in dem Dunkel der furchtbaren Inquisitionskerker begraben war. Keine Regel band die Inquisitoren bei ihrem Verfahren, als die Uebereinstimmung ihres Urtheils; die Mittel der Erforschung, die Geltung der Zeugnisse, die Anwendung der Folter, um Geständnisse zu erpressen, die Wahl der Strafen, alles dies war ihnen überlassen. Eherne Rachen, in den Straßen vertheilt, waren stets geöffnet, namenlose Angaben aufzunehmen, heimliche Lauscher schlichen sich in alle Gesellschaften, alle Paläste. Alle Staatsbeamten ohne Ausnahme waren dem fürchterlichen Tribunale Gehorsam schuldig; es schrieb seine Befehle meist mit wenigen Zeilen auf Zettel, von keinem Gliede des Gerichts unterzeichnet; dennoch wurden sie mehr geachtet, als alle Anordnungen der unmittelbaren Behörden, Niemand wagte Widersetzlichkeit.

Durch solche Mittel erkaufte Venedig den festen Bestand seiner Institutionen. Nicht gegen das Volk war die Inquisition hauptsächlich gerichtet; dieses ließ man gewähren, wenn es sich nur jeder Einmischung in die Staatsangelegenheiten begab, und um Regierung und Verwaltung völlig unbekümmert lebte; zumeist aber gegen die Adligen,

*) Daru Histoire de Venise, T. II. p. 424.

die ehrgeizige Absichten blicken oder nur leise vermuthen ließen, um alle auf Umwälzung gerichteten Pläne schon in den ersten Keimen ersticken zu können. Und so sehr überwog der Standesgeist den Anspruch auf die unverletzliche Sicherheit der Personen bei den Einzelnen, daß sie sich das Walten der Inquisition in aller ihrer Machtfülle und Strenge gefallen ließen, weil sie keine geringere Gewalt als eine solche für hinreichend hielten, um jenen Zweck zu erreichen*), und somit der Aristokratie eine unsterbliche Dauer zu sichern.

Nach der Befestigung der Adelsherrschaft durch die Einsetzung des Gerichts der Zehn sank die Macht des Dogen, die schon vorher durch den großen und kleinen Rath manche Verringerung erfahren hatte, immer tiefer herab. Die Furcht, daß der mit dem Namen des Fürsten Begrüßte, dem in so vielen anderen Italienischen Staaten gegebenen Beispiele folgend, nach unumschränkter Gewalt streben werde, fügte stets neue Beschränkungen hinzu. Der Doge mußte schwören, daß er durch keinerlei Mittel nach Erweiterung seiner Macht trachten, und Andere, die mit solchen Plänen umgingen, wenn er es in Erfahrung gebracht, selbst anzeigen, daß er das Geheimniß der im Rathe verhandelten Dinge bewahren, keinen Brief einer fremden Regierung anders als in Gegenwart seiner Räthe öffnen und lesen, keine Geschenke annehmen, Venedig ohne Erlaubniß nicht verlassen, weder selbst noch durch seine Verwandten und Diener Handel treiben, keine liegenden Gründe außerhalb des Venetianischen Gebiets erwerben wolle, u. s. w. Seine Söhne und Enkel durften bei seinen Lebzeiten in keiner Behörde der Republik Gesetzvorschläge machen und keine Staatsämter bekleiden. Um die Mitwirkung jeder Gunst oder Partheilichkeit bei der Ernennung eines neuen Dogen auf das strengste auszuschließen, war schon im dreizehnten Jahrhundert eine Wahlart ersonnen worden, die Zufall und Ueberlegung auf das mannichfaltigste mit einander verschlingen sollte**).

*) On a besoin d'une magistrature cachée, parce que les crimes qu'elle punit, toujours profonds, se forment dans le secret et dans le silence. Cette magistrature doit avoir une inquisition générale, parce qu'elle n'a pas à arrêter les maux que l'on connoit, mais à prevenir même ceux qu'on ne connoit pas. Montesquieu, de l'Espr. d. lois. L. II. ch. 3.

**) Dreißig Glieder des großen Raths, durch das Loos bestimmt, verminderten sich durch abermaliges Loosen bis auf neun. Von diesen neun erwählten vier jeder fünf, und fünf jeder vier. Ueber diese vierzig wurde dann ballotirt, und wenn jeder sieben Stimmen der neun erhalten hatte, verminderten sie sich durch das Loos bis auf zwölf. Von den

In den äußeren Verhältnissen Venedig's treten während des vierzehnten Jahrhunderts vorzüglich die Kämpfe mit Genua hervor. Als die Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes Europa durchdrang, war der Antheil dieser Städte an den großen und schweren Kämpfen von den glänzenden Aussichten auf den irdischen Vortheil neuer einträglicher Handelsverbindungen geweckt und genährt worden, und aus der Durchkreuzung dieser Vortheile ging dann nach einiger Zeit gegenseitige Eifersucht und heftiger Streit hervor. Die Verdrängung der Genueser aus ihren Handelsprivilegien im Byzantinischen Reiche (vgl. Th. V. S. 106.), nach der Eroberung Constantinopel's durch die Lateiner, gab Veranlassung zum Ausbruch des ersten Kampfes, und als den Genuesern dann wieder nach dem Untergange des Lateinischen Kaiserthumes ihrer Seits durch die dem Griechischen Kaiser Michael Paläologus gewährte Unterstützung gelungen war, Meister des Handels von Constantinopel und im Schwarzen Meere zu werden, folgten neue Kriege. An der nördlichen Küste des Pontus besaßen die Genueser Kaffa, eine Stadt, wohin der blühende Handel eine solche Bevölkerung gelockt hatte, daß man sie Klein-Constantinopel nannte *). Der unermeßliche Verkehr dieser Punkte setzte eine kleine, an einer felsigen Küste des Mittelmeeres gelegene Republik in Stand, das Meer mit ihren Schiffen zu bedecken und Seeausrüstungen zu machen, denen unter allen damaligen Staaten allein das im Besitz ähnlicher Vortheile befindliche Venedig gleich zu kommen vermochte. So große Hülfsmittel von beiden Seiten gaben den Kämpfen eine aussichtslose, nur wenn augenblickliche Erschöpfung eingetreten war, durch Waffenstillstände unterbrochene Dauer. So war 1349, als die Genueser die Venetianischen Schiffe, die nach dem Schwarzen Meere handeln wollten, weg-

zwölf ernannte der erste drei, jeder der folgenden zwei Personen. Eine neue Kugelung über diese fünf und zwanzig, in der man neun Stimmen haben mußte, folgte, und Verminderung der fünf und zwanzig auf neun. Diese neun ernannten fünf und vierzig, die sich in der Kugelung mit sieben Stimmen behaupten mußten. Wiederum verminderten sich die fünf und vierzig bis auf elf, von denen acht jeder vier und drei jeder drei ernannten, und erst diese ein und vierzig, wenn sie neun Stimmen unter den elf davon getragen hatten, und im großen Rath von einer absoluten Mehrheit bestätigt waren, waren die eigentlichen Wähler. Sie wurden in einen Saal geführt und hier so lange eingeschlossen, bis sie einen Dogen ernannt hatten. Sobald einer der von ihnen aufgeschriebenen Namen eine Mehrheit von fünf und zwanzig Stimmen erhielt, war es geschehen. Der erste Doge, der auf diese Weise erhoben ward, war Lorenzo Tiepolo im Jahre 1268.

*) Mannert, Geographie der Griechen und Römer, Th. IV. S. 304.

nahmen, wieder ein Krieg ausgebrochen, in welchem der von den Genuesern beleidigte Johann Kantakuzenus (o. S. 145.) und der mit ihnen wegen des Besitzes von Sardinien und Corsica verfeindete König Peter IV. von Aragonien auf die Seite Venedig's traten. Die verbündete Flotte ging durch die Dardanellen und lieferte den Genuesern im Angesicht von Constantinopel eine Schlacht, in welcher diese den errungenen Sieg durch Ströme ihres edelsten Blutes erkaufen mußten (1351). Weit entscheidender aber war die Schlacht bei Algeri an der Sardinischen Küste im folgenden Jahre, wo ein und dreißig Genuesische Galeeren und viertausend fünfhundert Gefangene in die Hände der siegenden Venetianer und Aragonier fielen. Dieser Schlag versetzte ganz Genua in Schmerz und Betrübniß, alle Staatskräfte waren erschöpft, die Factionen schoben einander gegenseitig die Schuld des Unglücks zu, und damals war es, wo die Republik in ihrer Verzweiflung den Entschluß faßte, sich dem mächtigen Johann Visconti von Mailand zu ergeben (Th. V. S. 387.). Visconti ließ den Venetianern durch den berühmten Petrarca Friedensanträge machen, aber in ihrem stolzen Siegesgefühl wiesen sie sie von sich. So wurde der Krieg auch auf das feste Land versetzt. Genua, welches unter dem kräftigen und dadurch wohlthätigen Einfluß seines neuen Schutzherrn zur Ruhe und Einheit zurückgekehrt war, entwickelte sogleich wieder eine große Macht. Sein Flottenführer Paganini Doria erschien im Adriatischen Meere, und schreckte Venedig durch seine Nähe, so daß die ganze Bevölkerung die Waffen ergriff. Unterdeß kreuzte die Venetianische Flotte unter Niccolo Pisani im Genuesischen Meere, und Doria verließ den Adriatischen Busen wieder. Beide Gegner trafen sich endlich an der Küste von Morea. Hier lag die Venetianische Flotte in der Bai von Sapienza, die Genuesische griff sie an und trug einen glänzenden Sieg davon. Unter den fünf bis sechstausend Mann, welche Doria gefangen nach Genua führte, war auch Pisani. Dieses Unglück machte die Venetianer zum Frieden geneigt. Sie schlossen ihn 1355, und entsagten darin dem Handel nach dem Schwarzen Meere, mit Ausnahme von Kaffa, während das neue Bewußtseyn von Kraft, welches die Genueser durchdrang, sie zur Abschüttelung des Mailändischen Joches ermuthigte.

Nach einigen Jahrzehnden faßte die immer glimmende Eifersucht zwischen den beiden Staaten wieder neues Feuer. Die Venetianer, stets darauf bedacht, ihren Nebenbuhlern das Uebergewicht im Oriente

streitig zu machen, fanden Mittel, sich der wichtigen Insel Tenedos zu bemächtigen, und die von den Genuesern aufgeregten Griechen suchten sie dem tapfern Befehlshaber Karl Zeno vergebens wieder zu entreißen (1377). Gleich darauf kam der Griechische Kaiser Johann V. wieder auf den Thron, den ihm sein Sohn Andronikus geraubt hatte. Er haßte die Genueser als Freunde seines aufrührerischen Sohnes und begünstigte ihre Gegner. Dazu kam eine andere Reibung auf der Insel Cypern. Dieses Reich war in zwei Parteien getheilt, von denen die eine es mit den Venetianern, die andere mit den Genuesern hielt. Jede der beiden Republiken hatte dort einen Bailo (Handelsconsul). Bei der Krönung des jungen Königs Peter II. entstand zwischen diesen ein Rangstreit, den der Hof zu Gunsten des Venetianers entschied. Die rachsüchtigen Genueser wagten es, das Fest zu stören, man griff einander an, es floß Blut, und das erbitterte Volk stach mehrere Genueser nieder. In kurzer Zeit erschien eine Genuesische Flotte, Famagusta wurde geplündert, die dortigen Venetianer gefangen genommen, der König selbst rettete sich nur durch die Flucht. Diese Feindseligkeiten gaben die Veranlassung zu einem neuen Kriege, der von Chioggia genannt (1378—1381), dem heftigsten aller bisher geführten. Es war eine große Verbindung wider Venedig, dessen wachsende Macht und stolze Haltung ihm viele Feinde erregt hatte. Der König Ludwig der Große von Ungern, der sich den Besitz des eroberten Dalmatien versichern wollte (o. S. 172.), Franz Carrara von Padua, voll Zorn und Aerger über einen sehr harten und demüthigenden Frieden, den ihm die Republik nur eben erst abgerungen hatte, der Patriarch von Aquileja, der älteste Feind Venedig's, traten auf Genua's Seite. Nur Bernabo Visconti verband sich mit Venedig, machte sich aber nur zur Stellung einiger Hülfstruppen anheischig.

Der Krieg eröffnete sich mit Glück für die Angegriffenen. Der große Venetianische Seeheld, Victor Pisani, griff mitten im Sturme bei Capo d'Anzio die Genuesische Flotte an, und erfocht einen Sieg (1378), der noch erfolgreicher und entscheidender gewesen seyn würde, wenn die Signoria seine Kühnheit getheilt und ihm erlaubt hätte, Genua selbst anzugreifen, wo auf die Nachricht von dieser Niederlage ein heftiger Zwist zwischen Adel und Volk ausgebrochen war. Die Republik wollte aber lieber die Gelegenheit benutzen, Dalmatien wiederzuerobern, und Pisani mußte auf die wichtigsten Städte dieses Lan-

des Angriffe machen, die aber nur bei Cattaro und Sebenigo glückten, bei Zara, Trau u. a. dagegen scheiterten, und zugleich die Venetianische Flotte in einen sehr üblen Zustand versetzten. Pisani war endlich gezwungen, sich in den Hafen von Pola in Istrien zurückzuziehen, um von hier aus Venedig gegen etwanige Angriffe der Genuesischen Flotte zu decken. Denn diese, die unter Lucian Doria's Anführung im Adriatischen Meere erschienen war und in den Dalmatischen Häfen Trau und Zara eine sichere Zuflucht und neue bequeme Angriffspunkte gefunden hatte, drohete, den Venetianern die Zufuhr, die ihnen vom Lande her schon fast ganz abgeschnitten war, auch vom Adriatischen Meere her zu stören. Pisani fühlte das Mißliche seiner Lage, und trug darauf an, mit seiner Flotte in Venedig einlaufen zu dürfen, um seine beschädigten Schiffe auszubessern und seine durch Krankheit und Mangel geschwächte Mannschaft wieder zu stärken. Allein die Signoria befahl ihm zu bleiben, und überlieferte dadurch ihn und sich dem unglücklichen Schicksale, welches er geahnet hatte. Die Genueser überfielen ihn (Januar 1379) in dem Hafen von Pola, und obschon ihr Führer Doria selbst umkam, zerstörten sie doch die Venetianische Flotte. Nur mit vier Galeeren entkam der heldenmüthige Pisani, aber um den großen Vortheil, den ihnen dies hätte gewähren können, brachten sich die Venetianer selbst. Der Feldherr, dessen Rathschläge, wenn sie befolgt worden wären, Flotte und Heer gerettet haben würden, ward der Unvorsichtigkeit und der Nachlässigkeit angeklagt, von seinen leidenschaftlichen Richtern verurtheilt, und seine hülfreiche Kraft durch schimpfliche Ketten in dem Augenblick gefesselt, wo die siegesstolze Seemacht Genua's und ihr Bundesgenosse, Franz von Carrara, von der Landseite vor Venedig's Lagunen erschienen. Nach sechstägiger Belagerung und den heftigsten Stürmen war das wichtige Chioggia in den Händen der Genueser, und der unmittelbare Angriff auf die Stadt dadurch um ein Großes erleichtert.

Das Venetianische Volk, von Schrecken und Besorgniß erfüllt, drang in die Signoria, deren Schatz leer war, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber Peter Doria's stolze Antwort: „er werde nicht eher Friede machen, als bis er den vier metallenen Pferden auf dem Marcusplatze den Zaum angelegt," vernichtete die hierauf gerichtete Hoffnung. In dieser Noth denkt das Volk des Einzigen, der es retten kann; Alles ruft nach Pisani; um sein Gefängniß wogt stürmischer Aufruhr. Der Senat muß ihn endlich den engen Mauern

seiner Haft entreißen, und ihm das weite Meer wieder zum Spielraum geben. Ein neuer Geist durchdringt schnell Alles. Die Muthigen weihen ihre Kräfte dem Feldherrn, die Reichen ihre Schätze der Regierung, und das Glück wendet sich von Neuem zu Denen, die es mit Vertrauen erhoffen. Aus Malamocco, wohin die Genueser bereits vorgedrungen waren, mußten diese wieder weichen, und Pisani beschloß nun, die Stadt durch eine kühne Unternehmung zu befreien. In der Nacht des drei und zwanzigsten Decembers 1379 lichtete die Venetianische Flotte, welche der Doge, Andrea Contarini, selbst bestiegen hatte, die Anker, und mit dem Anbruch der Tageshellung griffen sechzehn leichte Galeeren, welche das erste Treffen bildeten, die Genueser in Chioggia unvermuthet an. Diese waren in der größten Sorglosigkeit, weil sie die Venetianer für angstvoll und entmuthigt hielten, und hatten nicht einmal Wachtschiffe ausgestellt, so daß es den geschickten Anordnungen Pisani's gelang, an diesem und dem folgenden Tage unter hitzigen Gefechten die Ausgänge des Hafens von Chioggia durch Versenkungen zu sperren. Bald erschien, den Muth und die Kraft der Venetianer, welche sich durch diese glücklichen Vorfälle schon wieder gehoben hatten, noch zu stärken und zu erhöhen, der wackere Karl Zeno (1. Januar 1380), der bisher mit einer andern Abtheilung der Venetianischen Flotte an den Küsten von Genua und Sicilien, in Constantinopel und an anderen Stellen des Mittelländischen Meeres der Welt noch die Lebenskraft Venedig's gezeigt hatte, während die Stadt selbst schon unter den Todesstreichen ihrer Feinde zu erliegen schien. Von beiden Seiten ward nun mit Anstrengung aller Kräfte gefochten, an Chioggia schien die Entscheidung des ganzen Krieges zu hangen. Nachdem Peter Doria, der kühne und geschickte Führer der Genueser, geblieben war, gelang es Zeno's Einsicht und Tapferkeit, dieselben aus dem Besitz der Insel Brandolo zu treiben, die vor Chioggia lag, und sie auf diese Weise ganz einzuschließen. Doch waren sie zum hartnäckigsten Widerstand entschlossen und verjagten, um mit den Lebensmitteln so lange als möglich zu reichen, alle Einwohner aus jenem Platz. Eine Genuesische Flotte eilte zu ihrer Rettung herbei, und besiegte eine Abtheilung der Venetianischen Galeeren, konnte aber dennoch nicht zu den Belagerten durchdringen, so daß diese sich nach der heldenmüthigsten Vertheidigung am 21. Juni 1380, noch 5000 Mann stark, ergeben mußten. Venedig war gerettet; das abziehende Kriegswetter entlud sich nur noch in der Ferne durch gefahrlosere

alte Adel, der seine Verdrängung durch die Zünfte nicht verschmerzen konnte, mit Eifer und Haß einmischte. Um die Ordnung wieder herzustellen und die Macht der Demokratie zu befestigen, bewirkte dann im Jahr 1292 einer jener Prioren, Giano della Bella, die Einsetzung eines Gerichtsbannerherrn (gonfaloniere di giustizia), um den, wenn er die Blutfahne aussteckte, sich ein Aufgebot aus den zwanzig Compagnien, in welche die Bürgerschaft zum Behuf des Kriegsdienstes vertheilt war (zuerst tausend, später viertausend Mann), sammeln sollte, um Jeden, der auf der Straße Unruhen erhob, niederzuschlagen; wobei es besonders auf den Trotz und Ungehorsam des Adels abgesehen war *). Doch mit dieser Anstalt zur Bezähmung desselben noch nicht begnügt, wurde Giano Urheber einer Gesetzgebung (der sogenannten Justizverordnungen), der an Herabwürdigung des Adels keine andere gleich kommt. Mit Ausnahme einer Anzahl von Adelsgeschlechtern wurden alle anderen von den höheren Staatsämtern ausgeschlossen. Wer in das Adelsbuch eingetragen war, mußte Sicherheit stellen, daß er gesetzlich leben wolle; für die Strafgelder eines Adligen mußten alle Blutsverwandte bis in's vierte Glied haften; gegen Bürgerliche sollte kein Adliger, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Prioren, eines Zeugnisses fähig seyn; Adlige, die sich um den Staat verdient gemacht, sollten zur Belohnung unter die Bürgerlichen versetzt werden. Alles dieses mußte der Adel über sich ergehen lassen, weil er, unter sich selbst in vielfacher Spannung und Feindschaft lebend, ohnmächtig geworden war. Die ganze Heftigkeit seines Hasses richtete sich gegen Giano, der seinen Weg fortwandelte, während sich schon in seinem eignen Stande heimliche Feinde wider ihn erhoben. Viele aus der höhern Bürgerclasse, erfüllt von Neid und Eifersucht über seinen Ruhm und sein Ansehn, beförderten die Anschläge des Adels zum Sturze des Verhaßten. Ein Edelmann aus dem angesehenen Hause der Donati, der einen Bürger in einer Fehde erschlagen haben sollte, wurde freigesprochen. Das aufgeregte Volk sammelte sich vor seines Führers und Vertreters Giano Haus und forderte unter Schreien und Toben Gerechtigkeit, aber dieser verwies sie an den Gonfaloniere und an die Prioren. Diesen Vorfall benutzten Giano's Gegner, wenn sie denselben nicht angestiftet hatten, und verklagten ihn fälschlicher Weise, er

*) Macchiavelli, Istor Fior. L. II. Op. T. I. p. 81.

habe den Aufruhr verschuldet. Ehe sein Urtheil gefällt war, ging Giano freiwillig in die Verbannung (1294), in der er auch starb.

Indeß erntete der Adel von dem Verderben dieses Mannes keinesweges die Früchte, die er davon erwartet hatte, und sein Haß gegen alle reichen Bürger entbrannte nun mit desto größerer Heftigkeit. Unter diesen zog damals Niemand in einem solchen Grade die Aufmerksamkeit auf sich, als Vieri, das Haupt des Hauses Cerchi, durch seine großen im Handel erworbenen Glücksgüter und den geräuschvollen Gebrauch, den er in Prunk und Aufwand, wie Emporkömmlinge pflegen, davon machte. Es konnte nicht fehlen, daß in einer Stadt wie Florenz ein solches Haus bald an die Spitze einer politischen Partei kam. Den Cerchi, als noch nicht lange aus der Dunkelheit Emporgekommenen, war der alte Haß zwischen Gibellinen und Guelfen fremd, daher Viele, die noch heimlich zu der erstern Partei gehörten, sich ihnen anschlossen. Der Adel aber faßte einen besondern Ingrimm gegen sie, und besonders trat das Adelsgeschlecht der Donati, welches vorzüglich zur Vertreibung des Giano della Bella beigetragen hatte, mit Neid und Spott über die emporgekommenen Bürger hervor. Allerlei Reibungen steigerten die gegenseitige Erbitterung, bis ein von außen hinzukommender Zündstoff die Feindschaft in lichte Flammen emporschlagen ließ.

In Pistoja, von dessen Bewohnern ein Geschichtschreiber unserer Tage *) sagt, sie seyen vielleicht das heftigste, gewaltthätigste, aufrührerischeste Volk, dessen die Geschichte gedenkt, war lange Kampf gewesen zwischen dem Gibellinischen Geschlechte der Panciatichi und dem Guelfischen der Cancellieri, bis die Ersteren bei der allgemeinen Unterdrükkung ihrer Partei in Toscana vertrieben wurden. Da geschah, daß zwei junge Männer aus verschiedenen Zweigen der Cancellieri in einem Gasthause beim Wein in Streit geriethen, und von beiden Seiten die Rache mit so vieler Heftigkeit und Grausamkeit betrieben ward, daß jene beiden Zweige dieses Geschlechts, mit dem Namen der Weißen und Schwarzen bezeichnet, einander bald als die erbittertesten Todfeinde verfolgten und ganz Pistoja in den Strudel ihres mit der vollen Gluth Italienischer Sinnesart geführten Kampfes hineinzogen. Die Florentiner, als Vertreter der ganzen Guelfischen Partei in Toscana, fürchteten, daß die Gibellinen die blutige Verwirrung

*) Sismondi Histoire des républiques Italiennes du moyen âge, T. IV. p. 95.

benutzen möchten, um nach Pistoja zurückzukehren, und schlugen sich daher ins Mittel. Ihr Erbieten, den Streit zu schlichten, ward angenommen, und ihnen auf drei Jahre eine außerordentliche Gewalt in der Stadt eingeräumt. Sie zwangen nun die Häupter beider Parteien, Pistoja zu verlassen, und wiesen sie nach Florenz, warfen aber dadurch die Brandfackel in die eigene Stadt. Die Weißen wurden von den Cerchi aufgenommen, und gewannen dadurch unvermerkt eine Gibellinische Farbe; die Cerchi aber, klug genug, einen beim Volke verhaßten Namen zu meiden, nahmen die Parteibenennung ihrer Schützlinge an. Natürlich schlossen sich nun die Schwarzen den Donati an, und diese hießen fortan Schwarze. Bei dem ersten Anlaß brach offener Streit und mit großer Heftigkeit aus, so daß die Prioren die Führer beider Factionen aus der Stadt verwiesen. Da aber der herrschende Gewerbstand den Cerchi geneigt war, so war es nur mit der Verbannung der Schwarzen Ernst und die Weißen erhielten bald die Erlaubniß zurückzukehren. Ihr Triumph schien entschieden, alle Aemter wurden durch sie besetzt, die Anhänger der Gegenpartei überall verdrängt. Aber wie eine vom Standesgeist erhitzte und verblendete Faction es selten verschmäht hat, Fremde gegen die eigne Vaterstadt aufzurufen, vermochten auch die verbannten Schwarzen den Papst Bonifacius VIII., ihnen auswärtige Hülfe zu verschaffen. Karl von Valois, der Bruder König Philipp's des Schönen von Frankreich (vgl. Th. V. S. 319.), ward dazu erkoren, und froh der dargebotenen Gelegenheit, sich mit den Schätzen der Toscanischen Städte zu bereichern, auch wol Größeres zu erringen, kam er nach Italien, wie ein Menschenalter früher sein Großoheim Karl von Anjou. Indeß hätte Florenz seine geringe Kriegsmacht, da er nur fünfhundert Reiter herbeiführte, verlachen können, wenn die Weißen sich selbst mehr vertraut hätten, und nicht in einem unseligen Schwanken zwischen Gibellinischen und Guelfischen Gesinnungen halbe Maßregeln ergriffen hätten. Endlich ließen sie den Französischen Fürsten ein (4. Nov. 1301), nachdem er vorher Brief und Siegel gegeben, sich keine Anmaßung, keine Eingriffe in die Verfassung, kein Verfahren gegen bestehende Verfügungen erlauben zu wollen, aber bald mußten sie seine Treulosigkeit erfahren. Obschon Karl an Eides Statt versichert hatte, daß seine Franzosen keinen Verbannten noch Verdächtigen in die Stadt lassen würden, wurden doch den Schwarzen schon in der nächsten Nacht die Thore geöffnet. Voll von Rachedurst und Uebermuth erbrachen, plün-

derten, verbrannten sie viele Häuser der Weißen, und wilder Mord erfüllte die Straßen der Stadt. Nachdem der erste Sturm vorüber war, begann eine geordnete Verfolgung; alle bedeutenden Familien der unterliegenden Partei, voran das ganze zahlreiche Geschlecht der Cerchi, wurden, nachdem sie große Geldstrafen hatten erlegen müssen, aus der Stadt vertrieben. Nachdem Karl seinen Golddurst gesättigt, zog er ab, und überließ Florenz der siegreichen Partei der Schwarzen. Dem Adelstande erwuchs aus diesem Siege der Donati wiederum kein Vortheil, wol aber wurde und blieb er ein großer und vollständiger Triumph der Guelfen, und Florenz erhob sich immer mehr zum Haupte dieser Partei in Toscana, ja in ganz Italien, wie es denn kurze Zeit nach diesen Ereignissen dem Kaiser Heinrich VII. mit großer Kühnheit entgegentrat (Th. V. S. 350). Im Inneren bildete sich aus den reicheren Mitgliedern der sieben oberen Zünfte (zu den früher schon genannten sechs war noch als siebente die der Richter und Notaren gekommen) mit den Familien, die sich zu ihnen hielten, ein höherer Bürgerstand, Popolo grasso genannt, der an Zahl der Glieder, an Reichthum und politischer Bedeutung immer mehr zunahm und die alten Geschlechter immer mehr in Schatten stellte. Seit der Einsezzung der Prioren als obersten Stadtrath hatten diese Geschlechter eigentlich das Regiment in Händen, auch nach der Vertreibung der Weißen behaupteten sie sich, und die Edelleute blieben ebenso wohl als die niederen Zünfte und das gemeine Stadtvolk, der Popolo minuto, von ihnen abhängig. Das Collegium der Prioren, vereinigt mit dem Gerichtsbannerherrn, dem Volkshauptmann und zwölf sogenannten guten Leuten, hieß die Signorie der Stadt. Nach einem mißlungenen Versuch der Verbannten, mit Hülfe einiger unzufriedenen Adeligen in der Stadt ihre Rückkehr zu erzwingen, wurde die Herrschaft des Popolo grasso durch neue Einrichtungen befestigt, aber zugleich die Bildung einer festen Aristokratie aus dem Schooße desselben durch die Einführung eines Ostracismus verhindert, um Alle, deren Einfluß Besorgnisse gegen die bestehende Ordnung der Dinge einflößen könnte, durch Stimmenmehrheit der Bürger zu Geldbußen oder zur Verbannung auf bestimmte Zeit verurtheilen zu können (1323). Auch die Wahl der Signorie wurde verändert, um den Unruhen vorzubeugen, welche durch das Bestreben der verschiedenen Parteiungen unter den Bürgern, Männer ihrer Farbe hineinzubringen, veranlaßt worden waren. Bisher hatten sich die alten Prioren mit Hinzuziehung einiger angese-

henen Bürger und der Beamten der oberen Zünfte ergänzt, und so war es bereits mehreren Familien aus dem Popolo grasso gelungen, sich fast ausschließlich im Besitz der Stellen der Signorie zu erhalten. Diesem Uebelstande so wie allen tumultuarischen Bewegungen vorzubeugen, bestimmte man, daß die Namen der zu ernennenden Prioren auf zwei und vierzig bis zwei und funfzig Monate im Voraus in verschlossene Beutel geworfen, und bei jedem Wechsel der Signorie nur so viel Zettel herausgelost werden sollten, als neue Prioren ins Amt traten.

Die Unbeständigkeit und das plötzliche Verzagen im Unglück, welche in Demokratien gewöhnlich sind, bewirkten indeß, daß die Florentiner ein selbst gewähltes Uebel auf sich luden, wodurch der Wohlstand und die Macht der Republik für einige Zeit zerrüttet wurden. Nachdem sie schon im Jahre 1313, um dem Joche Kaiser Heinrich's VII. zu entgehen, den König Karl Robert von Neapel zum Signore ihrer Stadt ernannt hatten (Th. V. S. 351.), welches Amt dieser durch halbjährlich wechselnde Vicarien zu ihrer Zufriedenheit bis 1321 verwaltet hatte, übergaben sie im Jahre 1325, als Castruccio Castracani ihren Truppen bei Altoposcio eine große Niederlage beigebracht, alle ihre Schlösser erobert, die Umgegend ihrer Stadt in eine Einöde verwandelt hatte, Karl Robert's Sohn, dem Herzog Karl von Calabrien, die Herrschaft auf zehn Jahre. So wenig Hülfe ihnen dieser indeß gegen Castruccio leistete, so drückend wurde sein Aufenthalt in der Stadt. Der Adel hoffte durch ihn sich wieder aus seiner untergeordneten Stellung erheben zu können, und trachtete deshalb, ihm eine monarchische Gewalt zu verschaffen, durch die er dann die Volksverfassung stürzen sollte. Wirklich erlangte Karl Rechte, die bisher die Signoren niemals ausgeübt hatten, da deren Auftrag früher immer nur auf die obere politische Leitung in einer bestimmten Periode, unter Mitwirkung des Raths und der republicanischen Behörden, gerichtet gewesen war. Er konnte nach Gutdünken Krieg und Frieden schließen, und ernannte nicht bloß die Prioren, sondern sämmtliche Beamte innerhalb und außerhalb der Stadt, und trieb so viel Geld auf, daß die Bürger die Steuern kaum noch zahlen konnten. Dennoch geschah nichts zu Gunsten des Adels; aber Karl's Regierung wurde, nachdem die Florentiner durch Castruccio's Tod von ihrer Furcht befreit worden waren, diesen immer verhaßter, bis endlich ihr Bedrücker im Jahre 1328 zu ihrer größten Freude starb. Sie gedachten nie wieder einen Herrn aufzunehmen

und suchten alle innere Parteiung durch noch complicirtere Wahlbestimmungen als die vom Jahre 1323 und durch die Einrichtung eines Volksrathes von dreihundert Mitgliedern, und eines Rathes der Commune, der aus zweihundert funfzig Adligen und eben so viel popularen Beisitzern zusammengesetzt wurde, für die Zukunft abzuschneiden. Alle Behörden, mit Ausnahme der nur zwei Monate fungirenden Prioren, sollten vier Monate im Amte seyn. Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit des demokratischen Staatslebens, und gehört wesentlich zu dessen Erhaltung, daß die Beamten schnell wechseln, damit Niemand sich der Gewalt seiner Stellung zu seiner eigenen Erhöhung bemächtige, und möglichst Viele an der Ausübung der Staatsthätigkeit Theil nehmen können. Durch die neue Verfassung wurden Ruhe und Ordnung auf längere Zeit in der Stadt gesichert, als aber die Heere der Republik in dem Kriege, welcher mit Pisa um den Besitz von Lucca geführt wurde (Th. V. S. 385.), einen Verlust nach dem anderen erlitten, vergaß das Volk seiner ehemaligen Bedrängniß durch Karl von Calabrien, und verlangte, in Bestürzung und voll Zorn gegen die Signoria, wieder einen Herrn. Gerade damals kam Walther von Brienne, Herzog von Athen dem Titel nach, denn das Land selbst hatten die Catalonischen Banden seinem Vater entrissen (o. S. 144.), nach Florenz. Diesem, einem Manne von anerkannter Tapferkeit, übergaben die Prioren die Führung der Truppen, um das Murren des Volkes zu stillen. Walther aber trachtete nach Größerm, und die Eifersucht des Adels sowol als des großen Haufens gegen den begüterten und mächtigen Mittelstand arbeitete seinen Plänen in die Hände. Beide hofften durch den Fremdling die verhaßten Bürgerfamilien, die alle Macht an sich gerissen hatten, zu demüthigen, der Adel, an ihre Stelle zu kommen. Walther verstand es auch, sich einige einflußreiche Bürgerhäuser geneigt zu machen, andere schreckte er durch willkürliche Strafen; und die Signoria, von allen Seiten bedrängt, sogar von einem Volksaufstande bedroht und geängstigt, mußte endlich nachgeben und ihn zum Oberherrn von Florenz auf Lebenszeit ernennen (1342). Die Edelleute erhoben den Herzog und trugen ihn in den Palast der Prioren, die Justizverordnungen wurden zerrissen, die Fahne des Gerichtsbannerherrn in's Feuer geworfen und das Panier des Herzogs aufgepflanzt. Adel und Volk frohlockten, aber bald wurden sie aus ihrem Traume gerissen. Im Besitze der Gewalt enthüllte Walther sein ganzes treu- und gewissenloses Gemüth, und die Frevel arger

Tyrannei traten ungescheut hervor. Er hielt Keinem, dem er Vortheile versprochen, das gegebene Wort, verletzte auf empörende Weise das Recht, erhöhte und vermehrte die Steuern, verwandelte den Palast der Prioren, den er bewohnte, in eine Festung, und stellte mit seinem wüsten Französischen Gefolge der Tugend und Ehre der Florentinischen Frauen mit frecher und schamloser Lüsternheit nach. Alle Stände waren beleidigt, verletzt und gedrückt, und der bitterste Haß gegen den Tyrannen faßte in allen Gemüthern Wurzel. Als der Herzog diese Stimmung gewahrte, ging er mit andern Italienischen Gebietern Verbindungen ein, und glaubte sich nun seiner Willkür um so ungescheuter überlassen zu können. Aber die Freiheitsliebe der Florentiner war zu lebendig, und gewann unter dem Drucke nur größere Kraft. Drei von einander unabhängige Verschwörungen gegen die Herrschaft und das Leben Walther's bildeten sich, zwei vom Adel, zu deren einer auch der Bischof von Florenz gehörte, eine dritte vom Mittelstande. Der Herzog, gewarnt, ließ einige der Verschworenen einziehen, um sich aber aller Gefahr durch Einen Schlag zu entledigen nahm er zur List seine Zuflucht. Er ließ auf den folgenden Tag, den 26. Julius 1343, dreihundert der angesehensten Florentiner, die ihm die Gefährlichsten schienen, zu sich in den Palast entbieten, als wolle er Staatsangelegenheiten mit ihnen berathen, und zweifelte nicht, daß er sie in diesem Netze fangen werde. Er hatte beschlossen, alle niederstoßen zu lassen. Aber die Eingeladenen schöpften ihrerseits Verdacht, ein Gerücht von bedenklichen Anstalten verbreitete sich, die allgemeine Gefahr eröffnete die Herzen, man theilte einander mit, was man bisher sorgfältig geheim gehalten, erstaunte über die unbewußte Uebereinstimmung, über die von einander unabhängig entstandenen Verschwörungen, und die sonst feindlichen Parteien, die entschiedensten Gegner fanden sich plötzlich zu Einem großen Zwecke verbunden. Allgemein wurde der Beschluß gefaßt, nicht in den Palast zu gehen, vielmehr versammelte Jeder in der Stille seine Freunde und Clienten, und bewaffnete sie. Als der Morgen anbrach, ließ sich das Geschrei „zu den Waffen" hören. Da öffneten sich die Häuser, die Bewaffneten stürzten heraus, und füllten die Straßen. Die in der Stadt vertheilten geharnischten Reiter Walther's wurden mit dem Rufe „es sterbe der Herzog, es lebe die Gemeine und die Freiheit" angegriffen, und mußten den Rückweg nach dem Palaste suchen, aber von sechshundert erreichte ihn nur die Hälfte. Walther hielt in dem Schlosse eine

achttägige Belagerung aus, bis ihn der Hunger zwang, eine vom Bischofe eingeleitete Vermittelung anzunehmen. Er entsagte allen Ansprüchen auf die Regierung von Florenz, und ward in der Stille und mit einer Bedeckung, um ihn gegen die empörte Menge zu schützen, aus der Stadt und über die Grenzen ihres Gebiets geschafft.

Während aller dieser Unruhen im Innern der Stadt behauptete Florenz, trotz mancher Verluste und Unglücksfälle, nicht nur die bedeutende politische Stellung nach außen hin, welche es vornehmlich durch seinen glücklichen Widerstand gegen Kaiser Heinrich VII. errungen hatte, sondern entwickelte insbesondere nach dem Tod des gefürchteten Castruccio Castracani immer kühnere und umfassendere Pläne. Im Laufe der Zeit unterwarfen sich die Florentiner durch vielfache Kämpfe die ganze umliegende Landschaft von der See bis zu den Apenninen, mit Ausnahme Lucca's und Siena's, und hielten sich allmählig für berufen, das politische Gleichgewicht in Italien aufrecht zu erhalten, und die Schwachen wider starke Bedränger in Schutz zu nehmen. Die Kraft der kleinen Republik beruhte auf dem rastlosen Streben und der Wohlhabenheit der einzelnen Bürger, und auf der großen politischen Regsamkeit, die über alle Stände verbreitet war und durch die Spannung des Adels und des Popolo grasso stets lebendig erhalten wurde. Dabei mehrten sich Handel und Gewerbe von Tage zu Tage. Die Tuchmanufacturen waren im blühendsten Zustande, es gab zweihundert Wollwebereien und dreißigtausend Menschen lebten von dieser Arbeit. Die Einkünfte der Republik betrugen um diese Zeit gegen dreimal hunderttausend Goldgulden *), eine Summe, die nur sehr wenige der damaligen christlichen Staaten aufbrachten; die Ausgaben beliefen sich in friedlichen Zeiten, wo keine große Söldnerschaaren zu bezahlen waren, nur auf den siebenten Theil der Einnahmen. Einwohner zählte die Stadt etwa neunzigtausend, unter diesen waren fünf und zwanzigtausend waffenfähige Leute. Lesen lernten acht bis zehntausend Kinder, in höheren Schulen wurden beinahe sechshundert in der Grammatik und Logik unterrichtet. Außerhalb der Stadt besaßen die Florentiner noch fünf und funfzig Burgfesten. Im Frieden führten die Bürger ein lustiges, genußreiches Leben, hielten mannichfache Schmausereien und Feste und von Florenz aus verbreitete sich Freude und Geschmack an solchen Dingen über ganz Italien.

*) Fast eine Million Thaler unserer Währung, den in jeder Rücksicht vielfach höhern Geldwerth jener Zeiten nicht gerechnet.

Sogleich nach dem Sturze Walther's wurde die Verfassung neu geordnet und erhielt eine noch demokratischere Form als bisher, indem man den vierzehn niederen Zünften, dem Popolo minuto, welches allmählig die Gewalt fühlen lernte, die in seiner Anzahl lag, Zugang zu den geringeren Ämtern gestatten mußte, und wenn aus dem bisherigen Kampfe des Adels und des Popolo grasso die Herrschaft des Letzteren hervorging und der Geldadel an die Stelle des Geburtsadels trat, so werden wir nun im Fortgange der Entwickelung auch das Uebergewicht des Reichthums von unten her angefochten sehen. Der Antheil, welchen der Adel an der Vertreibung Walther's genommen hatte, verschaffte diesem zunächst wieder einigen Einfluß auf die Regierung, welcher indeß bald durch den erwachten Uebermuth desselben und den Haß des Volkes von Neuem vernichtet wurde. Bei dieser Gelegenheit erhielten aber die harten Justizverordnungen einige Milderung, und, mit seltsamer Umkehrung der sonst geltenden Verhältnisse, wurden fünfhundert und dreißig Adlige, die in einem guten Rufe standen, zur Belohnung, aus der Adelsrolle gelöscht und in das Bürgerverzeichniß übergetragen*). Dadurch wurde, was auch wol die Absicht war, der Adelsstand so geschwächt, daß er nie wieder gegen die Bürger mit offener Gewalt etwas versuchte.

Doch behielt er dadurch noch eine Stellung im Staate, daß kein Gesetz ihn von der alten in Florenz bestehenden Guelfenverbindung ausschloß, welche sich jetzt auf das engste mit dem Popolo grasso verband, um wenigstens, da es nicht möglich war, die Herrschaft zu behaupten, mit den begüterten Bürgern gemeinsam die Plebejer niederzuhalten. Der Ursprung jener Verbindung fällt in die Zeit des Untergangs der Hohenstaufen, wo die Guelfische Gesinnung in Florenz so mächtig zu werden begann; ihr Zweck war, eine engere Verbindung der bedeutenderen Guelfischen Familien zu erhalten, und einen Theil der, den Gibellinen bei ihrer Vertreibung im Jahr 1267 entrissenen Güter zum Besten der Ersteren zu verwalten. Es war eine förmlich geschlossene Corporation unter Hauptleuten und diesen zur Seite stehenden

*) In demselben Sinne wurden auch Bürgerliche unter den Adel versetzt, um sie ihrer Vorrechte zu berauben. Und dies war nicht in Florenz allein der Fall. In Pistoja verfügten 1285 die obsiegenden Zünfte, wer aus dem Gewerbstande die öffentliche Ruhe stören würde, sollte zur Strafe in das Adelsverzeichniß eingetragen werden, d. h. von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein, und zu den bloßen Beisassen gehören. Hüllmann Städtewesen Th. III. S. 150.

Räthen. Wenn nun auch der Sinn, der jene Parteien hervorgerufen hatte, erloschen war, so waren doch die Benennungen geblieben und konnten anderen Bestrebungen und Spaltungen und der persönlichen Feindschaft zum Deckmantel dienen. Jetzt wurden jene Erinnerungen von der Guelfenverbindung und dem Popolo grasso hervorgesucht, um den niederen Zünften, denen man eben das Recht der Theilnahme an städtischen Aemtern zugestanden hatte, doch den wirklichen Eintritt in jedem einzelnen Falle zu verschließen. Jene wußten es im Jahre 1347 durchzusetzen, daß ein Beschluß gefaßt ward, kein Gibelline könne ein städtisches Amt erhalten. Doch erreichten die Zünfte dagegen, daß die Beurtheilung der Gesinnung von sechs angesehenen Männern als Zeugen abhängen solle, über deren Zulässigkeit bei den niedren Innungen die Beamten des Gewerkes, bei den höheren die Prioren entscheiden sollten. Zehn Jahre darauf erhoben aber alle diejenigen, welche die Besetzung der öffentlichen Aemter auf einen kleineren Kreis beschränkt sehen wollten, laute Klagen, es seyen dennoch Gibellinen in die Regierung gekommen, und verlangten eine Schärfung des bestehenden Gesetzes (1357). Jeder, der ein Amt habe oder noch erhalte, sollte auf das Zeugniß von sechs Männern, deren Prüfung den Hauptleuten der Guelfenverbindung zustände, als Gibelline von demselben entfernt, und wenigstens mit fünfhundert Silbergulden bestraft werden. Den Bemühungen der reichen Bürger gelang es endlich, diese Bestimmungen bei den Prioren durchzusetzen, und dadurch die Besetzung aller Stellen in ihre Gewalt zu bringen. Gegen wen nun die Hauptleute der Guelfenverbindung Zeugen anzunehmen entschlossen waren, dem thaten sie es vorher kund, und dieser durfte es dann nicht wagen, sich um ein Amt zu bewerben; Neid, Eifersucht und Haß fanden hiebei freien Spielraum. Auch angesehene und ehrenwerthe Männer erhielten häufig solche Warnungen, wenn sie nur unter der Guelfenfaction, als deren Häupter die Albizzi galten, Feinde hatten, und die „Gewarnten" (Ammoniti) bildeten bald eine große Zahl von Mißvergnügten. Der Verfolgungssucht und dem Despotismus dieser Partei entgegen zu wirken, verbanden sich mehrere bedeutende Männer. Einer unter ihnen, Salvestro von Medici, trug, als er 1378 Gerichtsbannerträger war, darauf an, die Mißbräuche der Guelfenverbindung abzustellen und die harten Verfügungen gegen die Gewarnten zurückzunehmen. Da er aber schon im Voraus überzeugt war, daß diese Vorschläge bei der herrschenden Partei in der Signoria den stärksten Widerspruch finden

würden, hatte er sich des Volkes zu versichern gesucht, das mit dem bestehenden Zustand und mit seiner Zurückdrängung nicht minder unzufrieden war, nicht bedenkend, daß es zwar leicht sey, den Haufen zu einer Bewegung anzuregen, der einmal entstandenen aber Niemand Ziel und Maß anzuweisen vermöge *). Tumultuarisch forderten die vierzehn unteren Zünfte (22. Juni 1378) eine Aenderung in der Verfassung, aber noch während die zu diesem Endzweck niedergesetzte Commission ihre Berathungen hielt, dehnte sich die Revolution auch über die große Zahl des gemeinen Volkes, über die Tagelöhner und über alle die Handwerker aus, die keiner Zunft, d. h. keinem jener zu politischer Bedeutung gelangten Gewerbevereine angehörten, diese Ausschließung aber nicht länger ertragen wollten und längst schon Klagen über Druck und verweigerte Gerechtigkeit erhoben hatten. Am 19. Julius erhielt die Signoria die Anzeige, das gemeine Volk gehe mit einem Aufstande um, und schon der folgende Tag sey zum Ausbruch desselben bestimmt. Sogleich wurden alle Räthe nebst den Hauptleuten der Compagnien der Bürgerschaft berufen, und ein, als Theilnehmer bezeichneter Handwerker verhaftet und torquirt, um das Nähere zu erfahren. Während dies geschah, kam Abends wie gewöhnlich der Stadtuhrmacher in den Palast der Prioren, um die Thurmuhr zu stellen. Im Vorübergehen erfuhr er den Vorfall, und da er selbst zu den Verschworenen gehörte, eilte er angstvoll nach Haus und rief das Volk zu den Waffen. Vor dem Palast sammelten sich die Reiter der Stadt, um die Prioren zu schützen, aber die Compagnien der Bürger erschienen nicht, und so wagten auch die Söldner keinen Widerstand, während der Pöbel das Gildehaus der Tuchmacher und die Wohnungen mehrerer reichen Tuchfabrikanten stürmte und plünderte, und die Blutfahne des Gerichtsbannerherrn eroberte, die aufgesteckt worden war, um die Bürger unter die Waffen zu rufen. Das Volk blieb zusammen, belagerte die Prioren und Räthe die Nacht hindurch im Palaste, und sandte am folgenden Tage zu den Zunftvorstehern, ihre Banner zu senden und zu schwören, es mit den Empörern halten zu wollen. Diese wagten keine Weigerung, die Signoria war, von allen verlassen, in der höchsten Noth, selbst der in dichten Strömen herabfallende Regen brachte den Pöbel nicht auseinander. Er begehrte, daß fortan alle Hülfsarbeiter besondere Zünfte bilden sollten, und beide

*) Non sia alcuno che muova un' alterazione in una città per credere poi o fermarla a sua posta, o regolarla a suo modo. Macchiavelli, T. I. p. 160.

Räthe (S. 281.) sahen sich genöthigt, in diese Forderung zu willigen. Dennoch wurden die Unruhen hiedurch nicht beigelegt, am dritten Tage stürmte das Volk, durch die Verzögerung der Antwort und durch die Nachricht von heranziehenden Kriegshaufen beunruhigt, den Palast unter dem Rufe: wir wollen keine Signoria mehr! Die Räthe entkamen; ein Wollkämmer Michael Lando, der den Meuterern die Gerichtsfahne vorgetragen hatte, wurde durch lauten Zuruf zum Gonfaloniere ernannt, drei andere aus der Mitte des gemeinen Volks, drei von den niederen und drei von den höheren Zünften sollten die neue Regierung der Stadt bilden. Lando war ein Mann voll Muth, Mäßigung und Rechtschaffenheit. Er traf die kräftigsten Anstalten zur Wiederherstellung und Aufrechthaltung der Ruhe, und wußte das niedrige Gesindel, welches, in seinen Erwartungen getäuscht, seine frechen Gewaltthaten fortsetzen wollte, in Zaum zu halten. So stellte er sich an die Spitze einer Zahl angesehener Bürger und sprengte die Anführer auseinander, worauf die neu errichteten Zünfte der Tagelöhner und Fabrikarbeiter, der sogenannten Ciompi, wieder aufgehoben, alle zu denselben Gehörigen für unfähig zu Staatsämtern erklärt, und das alte Regiment wieder hergestellt wurde. Lando legte nach Ablauf der zwei Amtsmonate seine Würde freiwillig nieder. Die Ruhe war indeß keinesweges auf lange Zeit befestigt. Neue Parteiungen, Aufwiegelungen, Zusammenrottungen folgten, bis nach einigen Jahren der höhere Bürgerstand wieder entschieden die Uebermacht erlangte (1382). Lando mußte seine großen Verdienste um die Vaterstadt durch Verbannung büßen.

60. Die Mediceer.

Von dieser Zeit an behauptete die Guelfen-Aristokratie lange das Uebergewicht, beschränkte fortdauernd den Zugang zu den städtischen Aemtern, und brachte deren Besetzung immer mehr in ihre Gewalt. Eine so starre Aristokratie als die Venetianische konnte sich aber dennoch in Florenz nicht entwickeln, weil hier Geburts- und Geldadel getrennt waren, während sich in Venedig, das niemals auf Grundeigenthum basirte Vorzüge gekannt hatte, beide Vortheile in denselben Familien vereinigten, denn die alten angesehenen Geschlechter jener Stadt hatten sich von vorn herein mit Betrieb und Handel zu ihrer Erhaltung be-

schäftigen müssen. Diejenigen Häuser des Adels aber, welche dort auf diese Weise nicht zu Reichthum und Einfluß gekommen waren, wurden meistentheils durch die Schließung des Rathes ganz aus der Aristokratie gestoßen. Außerdem hatte Florenz keine überseeischen Besitzungen, deren Eroberung oder Verwaltung den Familien der Mutterstadt Geld, Ehre, Ansehen und die Gewohnheit des Herrschens gab, und stand überhaupt nicht so vereinzelt als Venedig. Bedeutende Erfolge nach außen hin verliehen der aristokratischen Verwaltung in Florenz zunächst Glanz und Festigkeit. Pisa, Arezzo und Cortona wurden unterworfen, die Hälfte von ganz Toscana gehorchte der Florentinischen Signoria, Ackerbau und Gewerbe blühten, aber alles dies konnte die Aristokratie doch nicht vor dem Sturze sichern, der von einem durch das Volk erhobenen Geschlechte ausgehen sollte. Die Albizzi übten überwiegenden Einfluß, sie wußten stets ihre Freunde in die Signoria zu bringen, und ihre Feinde davon entfernt zu halten. Doch Eine Familie unter der Gegenpartei nahm ihnen durch kluges Benehmen jeden scheinbaren Vorwand zur Verfolgung. Es war die der Medici, welche das Volk als seinen Trost und seine Hoffnung betrachtete. Ihr damaliges Haupt, Johann von Medici, zeichnete sich durch Milde, Mäßigung, Freigebigkeit und Klugheit aus, und gewann selbst der herrschenden Faction so viele Achtung ab, daß sie ihn zu bedeutenden Staatsämtern gelangen ließ. Andrer Seits beruhte sein Einfluß auf einem großen Vermögen. Der Hauptzweig des Florentinischen Handels waren Geldgeschäfte, welche sich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert durch Anleihen, die von Seiten der Fürsten hier gemacht wurden, immer mehr hoben. Durch die großen Einkünfte der Päpste war schon in früheren Zeiten des Mittelalters das baare Geld in großer Menge in Italien zusammengeströmt, und gewöhnlich hatten die Herrscher der Kirche, auch nach der Verlegung ihrer Residenz nach Avignon, ihre Geldgeschäfte Florentinischen Handlungshäusern überlassen, die dadurch zu großem Wohlstande gelangten und in Stand gesetzt wurden, gegen hohe Verzinsung den Königen die bedeutendsten Vorschüsse zu machen. Auch Johann von Medici war durch solche Handelsverbindungen zu unermeßlichen Reichthümern gelangt, und legte dann auch hiedurch den Grund zu dem großen Einflusse seines Geschlechts, durch welchen seine Nachkommen aus Kaufherren zu Fürsten wurden. Mit umfassenderen Absichten und Vorsätzen trat nach seinem Tode (1428) sein Sohn Cosmus an die Spitze der Volkspartei, doch mit nicht weniger Milde

und Menschenfreundlichkeit als der Vater. Die große Zahl von Freunden und Clienten, die seine Großmuth um ihn versammelte, die Tausende von Handwerkern und Lohnarbeitern, welche durch ihn beschäftigt und unterstützt wurden, gaben ihm eine nicht geringe Bedeutung. Dies erregte den Haß der Gegenpartei, an deren Spitze jetzt der heftige und leidenschaftliche Rainald von Albizzi stand. Auf Befehl eines diesem Hause ergebenen Gonfaloniere ward Cosmus verhaftet, verrätherischer Verbindungen mit Francesco Sforza beschuldigt, und auf zehn Jahre aus der Republik verbannt (1433). Aber es diente dies nur zu seiner Verherrlichung und zeigte, wie fest seine Macht schon gegründet war. Denn in der Fremde ward er mit Ehrenbezeigungen überhäuft, und in der Heimath setzten seine Freunde schon im folgenden Jahre seine Zurückberufung durch. Vergebens wollte Rainald von Albizzi sich widersetzen, er mußte seinerseits in die Verbannung gehen, Cosmus aber ward bei seiner Rückkehr mit großem Jubel empfangen. Nunmehr behauptete er sich bis an seinen Tod (1464), dreißig Jahre lang, zwar ohne allen äußern Glanz, aber als das in der That Alles leitende und lenkende Haupt der Republik, mit einem Ansehn, wie nicht leicht Jemand ohne Waffengewalt behauptet hat, allein gestützt auf seine großen Reichthümer, die er mit der edelsten Freigebigkeit zum Besten der Einzelnen und des Vaterlandes verwandte, und auf seine Einsicht und Durchschauung der Verhältnisse. Seine Staatsverwaltung war eben so glücklich als glänzend, und das dankbare Florenz erkannte ihm nach seinem Tode den Beinamen „Vater des Vaterlandes“ zu. Dieser staatskluge und mächtige Banquier war zugleich ein Mann von großem Geschmack und vieler Gelehrsamkeit und der thätigste Beförderer der Wissenschaften. Die Richtung auf das Fürstliche und Einherrische, die bei aller republicanischen Einfachheit in seiner Sinnesart lag, zeigt sich in seiner Lenkung der Florentinischen äußern Politik, die unter der Guelfenaristokratie schwerlich einen Francesco Sforza unterstützt und das Aufkommen einer neuen Fürstengewalt in Mailand begünstigt hätte. Auch im Innern kann er von Härte und Willkür in der Behandlung der Gegenpartei nach seiner Rückkehr aus der Verbannung nicht freigesprochen werden. Um seinen und seiner Freunde Einfluß sicher zu stellen, bewirkte er meistens, daß, statt der bisher beobachteten Wahlart der Staatsbeamten durch das Loos, ein außerordentlicher Ausschuß, Balia genannt, zum Behufe dieser Wahlen mit dictatorischer Gewalt bekleidet wurde. Eine Maßregel, welche den Demokratismus freilich

auf das empfindlichste verletzte, aber um in das stets wankende Regierungssystem endlich einige Beharrlichkeit zu bringen, fast unumgänglich nothwendig schien.

Cosmus' Sohn Peter schien nun schon durch eine Art von Erbrecht zur Verwaltung der Republik berufen, da er aber des Vaters Großartigkeit und sein Achtung gebietendes Wesen nicht hatte, und dazu die Unvorsichtigkeit beging, viele von Jenem an Hülfsbedürftige ausgeliehene Gelder plötzlich aufzukündigen, verlor er einen großen Theil seiner Anhänger, und die Feinde seines Hauses erhoben sich mit neuer Stärke. An ihre Spitze trat Lucas Pitti, der schon zu Cosmus' Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Es bildete sich eine Verschwörung, Peter zu stürzen, vielleicht zu ermorden, sie ward aber vereitelt, und nachdem es dem Bedrohten gelungen war, Pitti, den wichtigsten Gegner, zu gewinnen, und von seinen Verbündeten zu trennen, endete der ganze Versuch nur mit festerer Begründung des Einflusses und Uebergewichts der Medici. Eine abermalige Balia ordnete Alles zu ihren Gunsten, ihre angesehensten Feinde wurden verwiesen (1466). Vergebens wiegelten diese die Venetianer auf, vergebens nahmen auch andere Italienische Staaten an dem Bündnisse Theil, Florenz und die Mediceische Partei, von Mailand und Neapel unterstützt, trotzten dem Sturme.

Einige Jahre nachher (1469) starb Peter, und an seine Stelle traten seine beiden noch sehr jungen Söhne Lorenzo und Julian. Der Erstere, der den Beinamen des Prächtigen (il Magnifico) führt, hat unter allen Gliedern seines gepriesenen Geschlechts den meisten und höchsten Ruhm bei der Nachwelt davon getragen. Er verdankt ihn seiner großen Klugheit und Gewandtheit, der Liebenswürdigkeit seines Charakters, der Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Bildung, seinem feinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, deren wirksamster Gönner und Beschützer er war, und dem hohen Ansehn, dessen er seiner Eigenschaften und seines Einflusses wegen weit über die Grenzen Italien's hinaus genoß. Obgleich er nicht schön war, gaben doch ein großer, starker Körper, ein offener und ernster, durch Freundlichkeit gemilderter Blick, seiner Erscheinung etwas Achtung Gebietendes, seine Anmuth fesselte, sein feiner Witz, seine leicht hinfließende Rede zogen alle Hörer an. Er machte Florenz immer mehr zum Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern aller Art, verschönerte es durch öffent-

liche Gebäude und andere Anlagen, und bereicherte es mit Kunst- und litterarischen Schätzen.

Indeß bildete sich ohne den Namen des Herrn der That nach die Alleinherrschaft, die jedoch den Wünschen des Volkes, welches den Lorenzo anbetete, nicht entgegen zu seyn schien, desto mehr aber den angesehenen Bürgern, die nicht zu den Anhängern der Medici gehörten. Zorn und Groll erfüllten besonders das Gemüth der Pazzi, deren Geschlecht eines der vorzüglichsten in Florenz war, und ein von Lorenzo gegen sie persönlich verübtes Unrecht steigerte ihren Haß zur größten Heftigkeit. Die Pläne zum Sturze der Medici, die sie faßten, wurden heimlich vom Papste Sixtus IV., dem Nachfolger Paul's II. (o. S. 187.), befördert, weil Lorenzo diesem vor einigen Jahren bei seinen Bestrebungen, die geistliche Herrschaft im Kirchenstaat wieder fester zu begründen, hemmend in den Weg getreten war. So kam eine Verschwörung zu Stande, die von den Pazzi den Namen führt. Franz Pazzi, der sich einige Jahre in Rom aufgehalten hatte, sein Oheim Jacob, Franz Salviati, Erzbischof von Pisa, Jacob Salviati, dessen Bruder, Jacob Poggio, der Sohn eines berühmten Gelehrten und selbst Schriftsteller, und mehrere Andere, verabredeten, daß Lorenzo und Julian von Medici den 26. April 1478, an einem Sonntage, in der Kirche der Reparata, die sie zu besuchen pflegten, in dem Augenblick, da der Priester die Hostie dem Volke zeigen würde, ermordet werden sollten. Den Mord des Lorenzo sollte der Condottiere Montesecco vollbringen, den des Julian nahmen Franz Pazzi und Bernhard Baroncelli auf sich. Als aber Montesecco erfuhr, daß die That in einer Kirche geschehen sollte, schlug ihm das Gewissen, und er trat sie zweien Priestern ab.

Damit Lorenzo auch gewiß erscheinen möchte, äußerte des Papstes Verwandter, der Cardinal Riario, der sich damals in Pisa aufhielt, auf die Veranstaltung des Erzbischofs das Verlangen, an dem bestimmten Sonntage dem Gottesdienste in jener Kirche beizuwohnen. Lorenzo lud ihn daher nach Florenz ein, nahm ihn mit gewöhnlicher Pracht und Gastfreiheit auf, und begleitete ihn in die Kirche. Kaum hatte er seinen Sitz eingenommen, so stellten sich die beiden Mörder hinter ihn. Aber die anderen beiden geriethen in desto größere Verlegenheit, da sie sahen, daß Julian nicht mitgekommen war. Als gute Bekannte eilten sie nach seiner Wohnung zurück, um ihn abzuholen; sie umarmten ihn, um zu fühlen, ob er etwa unter der Klei-

dung einen Panzer trage (denn sein Ausbleiben hatte sie mißtrauisch gemacht), und beredeten ihn dann, mit ihnen die Kirche zu besuchen. Endlich erfolgte das gewählte Zeichen: die Meßglocke ertönte, der Priester hob die geweihte Hostie empor, alles Volk fiel nieder; Julian mit ihm, aber um nie wieder aufzustehen. Pazzi's Wuth war so blind, daß er sich selbst dabei einen tiefen Stich in die Hüfte gab. Nicht so glücklich waren die Priester, die Lorenzo's Erdolchung auf sich genommen hatten. Der Stoß, der die Kehle zerschneiden sollte, glitt am Nacken hinunter, und in dem Augenblicke kehrte der Verwundete sich um, riß mit der Linken seinen Mantel ab, hielt ihn statt eines Schildes vor, und hieb mit dem rasch gezogenen Schwerte so kräftig um sich, daß die Mörder die Flucht ergriffen. Die ganze Kirche brausete von dem Lärm des Aufruhrs. Viele glaubten, das Gebäude sey eingestürzt; als man aber hörte, das Leben der Medici sey in Gefahr, stürzten Viele auf die Sacristei zu, in welche Lorenzo's Freunde ihn in der ersten Bestürzung sogleich gerettet hatten. Hier fand sich auch ein junger Mensch, Anton Ridolfo, der in der Ungewißheit, ob nicht der Stahl vielleicht vergiftet gewesen seyn möchte, sich aus Liebe zu ihm erbot, die Wunde auszusaugen. Glücklicherweise war die Besorgniß ohne Grund. Beim Ausgang aus der Kirche nahmen die Begleiter schonend einen Umweg, um nicht dem Leichnam seines Bruders zu begegnen. Während dieses Vorganges hatte der Erzbischof von Pisa mit dreißig Mann sich der Mitglieder der Signoria im Palast der Prioren versichern wollen. Er tritt in den Versammlungssaal, geräth aber, als der Gonfaloniere Cäsar Petrucci ihm mit Würde entgegen geht, gleich völlig außer Fassung. In der höchsten Verwirrung stammelt er etwas von einem päpstlichen Auftrage, wechselt jeden Augenblick die Farbe, sieht sich erwartend um, und erregt durch dies seltsame Betragen auf der Stelle gerechten Verdacht. Petrucci eilt nach der Thür, vor welcher er Jacob Poggio findet, der ihm den Weg vertreten will. Stark, wie er war, reißt er ihn bei den Haaren nieder, und läßt ihn fortschleppen. Die Prioren und Räthe nebst ihren Dienern ergriffen statt der Waffen Alles, was ihnen nahe lag, und vertheidigten sich glücklich gegen die Verschwörer, bis diese durch die zahlreich herbeieilenden Anhänger der Medici gänzlich überwältigt wurden. Indeß hatte Petrucci erst erfahren, was geschehen war, und voll Zorn ließ er, mit Beistimmung der Signoria, den Erzbischof, dessen Bruder und Jacob Poggio vor den Augen des gan-

zen Volks zum Fenster hinaus aufhängen, und die übrigen, welche im Palast gefangen worden waren, von oben herab auf die Straße stürzen. Franz Pazzi ward im Hause seines Oheims gefunden und neben dem Erzbischof aufgehängt. Das erbitterte Volk wüthete gegen alle Verschworne und entschiedene Feinde der Medici, deren es habhaft werden konnte, mehrere Tage hindurch, so daß die Straßen mit Leichnamen und zerstückten Gliedern der Erschlagenen besäet waren. Unter der Zahl der auf diese Weise Ermordeten befanden sich auch die beiden Priester, die Lorenzo hatten tödten wollen. Mehrere, welche die Flucht ergriffen hatten, wurden aufgefangen, zurückgebracht und hingerichtet. Dahin gehörten der alte Pazzi und Montesecco. Der Leichnam des Erstern, eines Mannes, der die höchsten Ehrenstellen im Staate bekleidet hatte, wurde vom Pöbel auf alle erdenkliche Weise gemißhandelt und dann in den Arno geworfen. Den Cardinal Riario, der wirklich keine Kenntniß von der Verschwörung gehabt hatte, schützten die Priester mit vieler Mühe am Altare; seine Leute wurden von dem wüthenden Haufen in Stücke zerhauen. Baroncelli, der den ersten Streich auf Julian geführt hatte, entrann glücklich und kam bis nach Constantinopel; aber so viel galten die Florentinischen Kaufherren auch am Hofe Mohammed's II., daß er ausgeliefert und beinahe zwei Jahre hernach zu Florenz hingerichtet ward.

Sixtus IV. gab indeß seine Absichten und seinen Haß wider die Medici nicht auf. Er that die Florentiner in den Bann, weil sie sich an den Gesalbten Gottes vergriffen, einen Cardinal gefangen und einen Erzbischof aufgehängt hätten. In Gemeinschaft mit Ferdinand I. von Neapel wollte er sie auch mit weltlichen Waffen dafür züchtigen. Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten berief Lorenzo eine Versammlung von dreihundert der angesehensten Bürger, und stellte ihnen vor, da der Krieg gegen ihn allein gerichtet sey, so sey er bereit, sich aus der Stadt zu entfernen, wenn sie der Meinung seyn sollten, daß die Republik dem Kampfe nicht gewachsen wäre; um eines Einzelnen willen dürfe Florenz nicht zu Grunde gehen. Die Versammelten aber, von tiefer Rührung zu Thränen bewegt, erwiederten, daß die Stadt seine Verdienste für so groß achte, daß sie mit ihm stehen und fallen wolle, und nur mit dem Untergange des Staates selbst solle sein Ansehn sinken. Als nun aber der Krieg ausbrach und für Florenz unglücklich lief, als ein Neapolitanisches Heer die Truppen der Republik schlug und sich der Stadt näherte, erkaltete diese Stimmung. Man sprach

laut davon, daß man diese Drangsale doch eigentlich nur dem persönlichen Hasse des Papstes gegen die Mediceer verdankte, und Lorenzo's Lage war mißlich und beunruhigend. In dieser Noth faßte er einen eben so muthigen als klugen Entschluß. Er ging heimlich aus der Stadt, und schrieb von San Miniato aus an die Signoria einen Brief, worin er meldete, er sey auf dem Wege nach Neapel, um den König entweder zum Vortheile der Republik zu gewinnen, oder sich seiner Rache Preis zu geben. In der That war dieser Schritt nicht ohne Gefahr, doch wußte er, daß am Hofe des Königs von Neapel eine bedeutende Partei für den Frieden gestimmt war. Wirklich wurde er dort ehrenvoll empfangen und erreichte durch gewandtes Benehmen und kluge Vorstellungen nach einiger Zeit seinen Zweck. Er zeigte dem Könige, daß seinem Throne Gefahren drohten, indem die Republik in Verbindung mit Venedig die Ansprüche Renatus' II. von Lothringen, als Erben seines Großvaters, auf Neapel zu unterstützen gedächte, daß dieser Anstalten träfe, mit sechstausend Reitern nach Italien aufzubrechen, und daß die Partei des Hauses Anjou unter dem Adel seines Reiches noch nicht erloschen sey. Papst Sixtus sey überdies alt und schwach, und was sein Nachfolger für Pläne verfolgen würde, sey unbekannt. So entschloß sich Ferdinand zum Frieden, Lorenzo schiffte sich wieder nach Pisa ein, und ward mit lautem Jubel von seinen Mitbürgern empfangen. Noch beharrte der Papst bei seiner Feindschaft; als aber bald darauf, wie oben erzählt ist, die Türken Otranto nahmen, gerieth er in solches Schrecken, und die Eintracht aller Staaten Italien's schien ihm so dringend nöthig, daß auch er sich mit der Republik aussöhnte (1480).

Die Wiederherstellung des Friedens, welche Lorenzo ganz allein ohne Feldherrn und Räthe bewerkstelligt hatte, befestigte sein Ansehn ungemein, und seine Ansprüche auf fürstliche Gewalt traten jetzt offener hervor. Er wußte es durchzusetzen, daß einer permanenten Versammlung von siebzig Bürgern die Leitung bei der Besetzung der öffentlichen Aemter und die höchste Entscheidung aller Angelegenheiten übergeben ward. Der Freistaat hatte seiner wahren Bedeutung nach nur noch ein schwaches Leben, und die verfassungsmäßigen Magistrate waren zu solchen Schattenbildern herabgesunken, daß der Gonfaloniere Neri Cambi, wegen eines in Uebereinstimmung mit den Prioren einigen öffentlichen Beamten ertheilten Verweises, mit einer Geldstrafe belegt wurde, weil er es ohne Lorenzo's, des Fürsten der Regierung,

Einwilligung gethan. Auch in einer anderen Beziehung zeigte es sich, wie sehr der Freistaat mit seiner Person verschmolzen war. Hatte sein Vater das durch die Freigebigkeit seines Großvaters zerrüttete Vermögen der Familie zu ordnen und zu sammeln, die ungeheuren ausstehenden Summen einzutreiben gesucht, und dadurch große Unzufriedenheit erweckt, so fuhr Lorenzo wieder ganz in Cosmus' Weise fort, so daß durch Vorschüsse an Unbemittelte, fürstlichen Aufwand, gänzliche Vernachlässigung der Handelsgeschäfte, nicht nur aller Reichthum zerrann, sondern auch ein gänzlicher Bankerut seines Hauses nahe war. Da erklärte die Republik Lorenzo's Schulden für die ihrigen, setzte aber dabei selbst den Zinsfuß der Staatspapiere auf die Hälfte herab*).

Lorenzo starb am 8. April 1492, vier und vierzig Jahre alt. Hochgepriesen von Vielen, besonders von Denen, die es für ein Glück der Freistaaten achten, von einem klugen und milden Vorsteher gezügelt und gelenkt zu werden, ist er dagegen von republicanisch gesinnten Gemüthern angeklagt worden, die freie Verfassung seiner Vaterstadt zerstört und dadurch ihr Herabsinken von der alten Größe verschuldet zu haben.

61. Dante, Petrarca und Boccaccio.

Von allen bisher geschilderten Kämpfen und politischen Schöpfungen der Italiener ging ein weit geringerer Einfluß auf das übrige Europa und seine Entwickelung aus, als von den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen dieses Volkes. Während im nördlichen Italien beim Erwachen der Poesie im zwölften Jahrhundert in Provenzalischer Sprache gedichtet worden war, hatten die Sicilianer zuerst den nationalen Gesang in der Landessprache ausgebildet, wenn auch der Form des Verses und dem Inhalt nach sich den Troubadours anschließend.

*) Die Staatsschulden von Florenz waren in Scheine zu hundert Scudi vertheilt, die mit drei Procent verzinset wurden. Sie waren aber schon bis auf 27 Scudi gefallen, und nachdem jetzt die Rente auf anderthalb Procente reducirt wurde, kaufte man einen Schein zu elf Scudi. Doch konnte die Regierung auch durch diese Maßregel die Ausgaben noch nicht decken; die Capitale aller milden Stiftungen wurden mit Beschlag belegt, und unter dem Versprechen, sie nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren wieder zu verzinsen, und zwar zu sieben Procent, für den Staat verwendet.

Von Friedrich II. und Peter von Vineis haben sich in dieser Beziehung Nachrichten und Gedichte erhalten. Dann aber erwachte, vorzüglich im nördlichen und mittleren Italien, bereits im dreizehnten Jahrhundert eine immer lebendiger werdende Erinnerung an das alte Rom, und die Sehnsucht nach dieser vergangenen Größe, die schon auf das politische Leben nicht ohne Einfluß blieb, wirkte auf Schrift und Rede noch ungehinderter und mächtiger. Das Studium der alten Litteratur, die hieraus sich ergebenden Vorstellungen und Anschauungen durchdrangen die herrschende Gefühlsweise, gaben dem geistigen Leben einen neuen Schwung und eine neue Richtung, und bewirkten hier früher als in irgend einem andern Lande eine Vereinigung des Antiken mit dem Christlichen und Romantischen. Die Italienische Sprache, wie sie aus der Lateinischen hervorgegangen, sich im Munde des Volkes und im Umgang der gebildetsten Männer des Landes zu Florenz entwickelt hatte, wurde das Organ dieser neuen Bildungsstufe für die Poesie, wenn sich auch für die wissenschaftlichen Bemühungen der Gebrauch der Lateinischen erhielt.

Dante, oder, wie er eigentlich hieß, Durante, aus der Familie Alighieri, war geboren im Jahre 1265 zu Florenz, dieser Stadt, welche wir eben als den Schauplatz großartiger Bestrebungen und der mannichfachsten politischen Erschütterungen kennen gelernt haben. Aber mitten unter diesen Unruhen hatte sich hier auch am frühesten der Sinn für schöne Künste wiederum geregt, und die Beschaffenheit der Verfassung forderte mehr als irgendwo die Bildung des Einzelnen. Viele ausgezeichnete Geister jener Zeit nannten Florenz ihr Vaterland, aber Keiner erstieg die Höhe, zu der sich Dante emporschwang. Schon als Jüngling setzte er sich, unter der Anleitung seines Lehrers Brunetto Latini, welcher eine hohe Stelle im Dienste der Florentinischen Republik bekleidete, und durch eignen Fleiß, in vollkommenen Besitz der gepriesensten Kenntnisse seines Zeitalters, der Rhetorik, Astrologie und der tiefsinnigen Scholastik, und besuchte dann noch mehrere Universitäten. Aber der Ernst dieser Beschäftigungen verscheuchte aus seinem Herzen die zarteste Liebe nicht, welche Beatrice Portinari ihm schon in seinem zehnten Jahre eingeflößt. Sie war es, die, ob sie gleich früh starb (1290), doch als das Ideal schöner Weiblichkeit sein Gemüth reinigte und heiligte, und die Seele seines Lebens wie seiner Werke geblieben ist, die ihn und sie unsterblich gemacht haben. Seinem Vaterlande diente Dante in Kämpfen gegen Arezzo und Pisa

(1289 und 1290), und späterhin als Staatsmann. Im Jahre 1300 war er unter den Prioren. Er gehörte zu der Partei der Weißen, und auch ihn traf, als diese, wie oben erzählt ist, durch Karl von Valois ihren Gegnern unterlagen, das Loos der Verbannung. Er sah sich gezwungen, in der Fremde Zuflucht zu suchen, und mußte fühlen, „wie hart der Weg ist, wenn man nur auf fremden Treppen hinauf und herab steigt." Er fand diese Zuflucht zunächst zu Verona bei den Scala, welche (besonders Can della Scala) berühmte Männer aller Art um sich sammelten, und ihnen unter fröhlichen Festen die freiste Muße für ihre Beschäftigungen gewährten. Hier lebte Dante eine Zeitlang hochgeehrt. Als Heinrich VII. zum Zuge nach Italien rüstete, erwartete er voll dichterischer Begeisterung eine Zeit neuen Glanzes für sein Vaterland, und die Zurückführung seiner Partei nach Florenz. Er schrieb deshalb, noch ehe der Kaiser erschienen war, einen Aufruf an das Italienische Volk, wodurch er jenem den Weg zu bahnen und die Herzen zu gewinnen suchte, und als Heinrich dann durch die Aufstände der Lombardischen Städte in seinen Unternehmungen aufgehalten wurde, mahnte er ihn (im April 1311), Toscana's nicht zu vergessen, den Mittelpunkt des Widerstandes, Florenz, zu bezwingen, und das Zeitalter Saturn's nach Italien zurückzuführen. Aber auch diese Hoffnung scheiterte, wie wir wissen. Dante erlangte die Rückkehr in seine Vaterstadt nicht, und lebte als Verbannter bald hier, bald dort. Zuletzt hielt er sich bei Guido Novello da Polenta, Herrn zu Ravenna, auf, bei welchem er auch 1321 starb. Wie dieser ihn im Leben großmüthig geehrt hatte, that er es auch im Tode. Die vornehmsten Bürger Ravenna's mußten auf ihren Schultern den Leichnam zur Grabstätte tragen, und nur das eigne Unglück, das ihn traf, verhinderte Guido an der Vollendung eines großen und kostbaren Denkmals für den Dichter.

Aber hätte es wol größer und dauernder seyn können, als das, welches sich Dante selbst in seinem berühmten Werke, der göttlichen Komödie, errichtet hat? Schwankend zwischen alter und neuer Zeit, wollte er es anfangs in Lateinischer Sprache schreiben, dann aber, da er die Bestimmung des Werkes ahnete, veränderte er seinen ersten Entschluß, und bediente sich der Italienischen Sprache, des zu seiner Zeit sogenannten Volgare, für welches dieses Gedicht selbst der Quell geworden ist, aus welchem der anmuthige und tiefe Strom desselben hervorbrach. Es mußte auch nothwendig durch die Sprache dem frischen Leben der Zeit angehören, der es entquollen. Denn es ist Abbild und

Spiegel des ganzen Zeitalters; die romantische Poesie und die scholastische Philosophie, die geistliche und die weltliche Macht, die Erinnerung an die alten Götter und Heroen und die herrschende katholische Religion glänzen darin in herrlicher Gemeinschaft. Alle die in den bisher entwickelten Dichtungen gegebenen Motive sind zu der größten und würdigsten Gestaltung herausgeboren. Die Einfassung ist dem Virgil entnommen, dem Minnelied die Darstellung der beseligenden Frauenliebe, dem Lateinischen Kirchenliede der religiöse Aufschwung, die Erzählungen wirklicher Vorfälle, wie sie in seiner Zeit in Italien geschrieben wurden, sind zur Vorstellung der großen Thaten der Geschichte erhoben. Alle diese der Zeit angehörenden Formen sind vereinigt gebraucht, um die ewigen und unvergänglichen Verhältnisse der Menschheit darin auszuprägen, und über dem Ganzen schwebt verklärend und erhebend die theologische Weltansicht des Dichters. Wie er durch sein Unglück und durch die Liebe gereinigt, den Drang des Irdischen von sich weggewiesen, stellte Dante zuerst in der vita nuova dar. Hier beschreibt er die Entstehung, den Fortschritt und die Veredlung seiner Liebe zu Beatrice, welche ihm dieses neue Leben geschaffen hatte, den Uebergang der sinnlichen Liebe zur himmlischen. Aus dem Irrthum der Leidenschaften losgerissen, fordert ihn Beatrice zur Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel auf, in demselben Jahr (1300), wo Bonifacius VIII. ein allgemeines Jubiläum zur Vergebung aller Sünden ausgeschrieben hatte, damit ihm das Wesen der Welt und der Menschen, das Böse und das Gute offenbart werde, und er sich und Andere zur Buße ermuntere und zum höheren Leben weihe. Die Beschreibung dieser Wanderung ist die göttliche Komödie. Zum Führer gibt ihm Beatrice, welche zugleich in der allegorischen Weise des Dichters als Symbol der christlichen Weisheit vorgestellt wird, den Römischen Dichter Virgil, der das Symbol der menschlichen, durch die Theologie noch nicht aufgeklärten Vernunft ist, weswegen dieser auch den Dante nur bis zum Paradiese führen kann. Von da an muß Beatrice selbst ihn durch den nur den Christen offenstehenden Himmel leiten. In dieser wichtigen Rolle, die hier dem Virgil übertragen wird, dessen Gedichte der erste und schönste Wiederhall waren, der jener mit Sehnsucht in die Gräber des verschütteten Alterthums rufenden Zeit entgegentönte — zeigt sich der Einfluß, welchen die alte Welt damals übte, die Bedeutsamkeit, welche ihr zugeschrieben wurde, und die Ansicht Dante's von derselben. Dieselbe Auffassung ist es auch, welche Cato von Utica als den Heros

der Freiheit, ohne deren Bewußtseyn keiner zur Läuterung seiner selbst gelangt, an den Eingang des Fegefeuers setzt. Ja des Dichters Verehrung zeigt sich auch durch die öfter von ihm erhobenen Zweifel, warum die edlen Helden jener vergangenen Zeit niemals in's Paradies gelangen können, die ihm indeß die Philosophie nicht lösen kann.

Es ist hier nicht der Ort, in das Einzelne dieses wunderbaren Gedichtes einzugehen, und den Dichter zu begleiten, wie er in den mannichfaltigen Gestalten, die er in die Hölle, in das Fegefeuer und in den Himmel versetzt, die Menschheit darstellt, als der strafenden oder belohnenden Gerechtigkeit unterworfen, je nachdem sie mit Freiheit recht oder unrecht handelt; wie er die ganze Weltgeschichte in der lebendigsten Klarheit erscheinen läßt, und durch seine Theilnahme zur lyrischen Einheit zusammenfaßt, wie bei ihm, dem Geiste des Mittelalters gemäß, die tiefste Allegorie in der Anlage und im Fortgange des Ganzen, so wie in der Bedeutung des Einzelnen, eingegangen ist in die unmittelbarste und vollste Erscheinung; so daß der größeren oder geringeren Kraft der Auffassung gemäß auch die historische Bedeutung, unmittelbar genommen, den höchsten Genuß gewährt, was Boccaccio sehr schön bezeichnet, indem er sagt, die göttliche Komödie gleiche einem Strome, durch welchen ein Löwe schwimmen und ein Lamm gehen könne. Nur wie die großen Kräfte der damaligen Welt, deren Kampf und Reibung wir in der Deutschen und Italienischen Geschichte dargestellt haben, sich in dem Geiste und Werke des genialen Dichters abspiegeln, mag hier im Allgemeinen erwähnt werden.

Dante, obgleich ein Gibelline, stellt sich dennoch über den Gegensatz, und schilt mit Unparteilichkeit Genossen und Gegner (Paradies I.), daß sie ihren selbstsüchtigen Zwecken das Wohl des Ganzen aufopferten. Denn ihm schien, wie die Glückseligkeit des Einzelnen durch das Gleichgewicht seiner irdischen und geistigen Natur, eben so die der Menschheit durch die Erhaltung der Gegensätze, deren Kampf die bisherige Geschichte dargelegt hat, bedingt zu seyn. Die geistliche und weltliche Macht sollten durch ihr Gleichgewicht eine friedliche Einheit bilden. Darum prangt auf der einen Seite die Hierarchie, die von dem Statthalter Christi anhebt, und durch alle Zweige der geistlichen Würde hinabsteigt, umgeben von den beiden Mönchsorden, den Franciscanern und Dominicanern, die gleichsam „die Räder des Wagens sind, auf welchem die Kirche kämpfend fährt" (Parad. XII.), und der scholastischen Philosophie, deren Verehrer und Bearbeiter in der Sonne (denn die Seli-

gen sind in den verschiedenen Planeten) wohnen, wodurch das Licht, welches von dieser Wissenschaft ausgeht, angedeutet wird. Hart tadelt der Dichter diejenigen Verweser der geistlichen Macht, welche von dem Geiste und der Idee, welche ihrer Stellung zu Grunde liegen, abgewichen sind, und nicht ohne Unmuth sieht er den geistlichen Bannfluch als Waffe in weltlichen Kämpfen gebraucht. Er scheuet sich nicht, den Papst Nicolaus III. in die Hölle zu setzen, weil er sich der Simonie schuldig gemacht, und so übt er noch an mehreren Anderen strenge Gerechtigkeit. Diesem geistlichen Reiche gegenüber steht das Römische Kaiserthum, welches, wie Justinian (Parad. VI.) erzählt, von den Römern auf die Deutschen gekommen ist. Unter dem Kaiser, diesem höchsten Monarchen*), sollten alle übrigen Könige und Fürsten regieren, damit so der höchste Friede und die höchste Glückseligkeit herrschen. Friedrich II. brennt daher in der Hölle (X.), weil er, nach der Ansicht des Dichters, gestrebt hat, im Kampfe gegen die geistliche Macht jenes Gleichgewicht zu stören, und Rudolf von Habsburg büßt mit zerknirschtem Herzen (Fegefeuer VII.) die Schuld seiner Lässigkeit, die ihn abhielt, sich um Italien und die Kaiserkrone zu bekümmern; Heinrich VII. und Can della Scala werden dagegen als die möglichen Retter und Hersteller dieses Reichs gepriesen; aber die Könige von Frankreich als stete Feinde des Kaiserthums getadelt, und dieser Vorwurf trifft auch Florenz, das Vaterland des Dichters, weil es sich den gelben Lilien (der Französisch-Neapolitanischen Partei) anschließt, und dem allgemeinen Panier (dem Kaiserthum) sich entgegenstemmt.

Schon diese wenigen Andeutungen über die göttliche Komödie werden den Eindruck erklärlich machen, welchen diese Zusammenfassung aller bisherigen Richtungen und Bestrebungen und ihre plastische Wiedergeburt durch die gewaltigste Kunst auf die Zeitgenossen machen mußte, welchen unaussprechlichen Werth Dante auch für jede spätere Periode in Anspruch nimmt. Schon damals führte das Bedürfniß, sich in dieser Ideenwelt zu orientiren, nach nicht allzu langer Zeit zur Errichtung von Lehrstühlen zur Erklärung der göttlichen Komödie; in Florenz eröffnete Boccaccio, selbst einer von denen, dessen Werke diese neue Litteratur verherrlicht haben, auf Befehl des Staats im Jahre 1373 erläuternde Vorlesungen, und entwickelte die allegorischen und hi-

*) Dante hat selbst eine Abhandlung de Monarchia geschrieben, in welcher er das Daseyn dieser Universalmacht aus geschichtlichen Gründen lehrt, und ihre Nothwendigkeit aus philosophischen Ursachen mit Scharfsinn darstellt.

storischen Beziehungen dieses Gedichts mit aller der Gelehrsamkeit, die eine solche Auslegung erforderte.

Dante hatte in zu umfassender, zu großartiger Weise gedichtet, als daß auf diesem Wege hätte fortgeschritten werden können. Zwar fehlte es nicht an Nachahmern, doch brachten sie nur kalte und nüchterne Allegorien hervor. In Francesco Petrarca treten die von jenem vereinigten Richtungen schon wieder auseinander, um eine Seite derselben zu nicht gekännter Vollendung zu erheben. Petrarca wurde am 20. Julius 1304 zu Arezzo geboren. Sein Vater war, als zur Partei der Weißen gehörig, zugleich mit Dante gezwungen worden, Florenz zu verlassen, und begab sich, als Petrarca acht Jahre alt war, nach Avignon. Von hier sandte er seinen Sohn nach Carpentras auf die Schule, und dann zur Erlernung der Rechte auf die berühmten Universitäten zu Montpellier und Bologna. Aber die Verbindung seiner litterarischen und poetischen Neigungen mit dem trocknen Rechtsstudium, welches nicht historisch, sondern rein scholastisch betrieben wurde, wollte Petrarca nicht gelingen. Der Lesung der alten Schriftsteller hingegeben, vergaß er jenes Studium darüber so sehr, daß sein Vater selbst nach Bologna eilte und die Bücher, die ihn ganz in Anspruch nahmen, ins Feuer warf. Nur die heißen Thränen des Jünglings retteten den Virgil und die Rhetorik des Cicero aus den Flammen. Der bald darauf erfolgte Tod seines Vaters führte Petrarca wieder dem Alterthume zu, aber die Liebe zu Laura, der Tochter des Ritters Audibert von Noves, die er zu Avignon, wohin er zurückgekehrt war, am Montag der Charwoche des Jahres 1327, in der Nonnenkirche von St. Clara erblickte, band ihn an die Gegenwart.

Obgleich die Geliebte schon seit zwei Jahren an Hugo aus dem Geschlecht der Herren von Sade vermählt war, nahte sich Petrarca ihr mit feuriger Entschlossenheit. Unerfahren und unschuldig gönnte sie ihm Zutritt, als aber glühende Blicke sein Inneres verrathen, sieht er sich streng und kalt zurückgewiesen. Statt ihn zu heilen, entzündet die Tugend Laura's seine Leidenschaft immer mehr. Seufzend und verzweifelnd durchirrt er die Länder Europa's, aber das Bild der Geliebten verfolgt ihn, und zu seinen Schmerzen gesellen sich Vorwürfe und Gewissensbisse, daß sein Herz, welches Gott für die ganze Welt erschaffen, nur von einem Geschöpfe beseelt und erfüllt sey. Endlich will er seine Liebe bekämpfen, aber alle Anstrengungen vermehren nur die Bitterkeit seiner Qualen; so sehr sein Stolz sich gegen die unwürdige Sclaverei

stemmt, so wenig kann er sein Herz doch von der Gebieterin losreißen. Er kehrte nach Avignon zurück, und Laura's Milde, Sanftmuth und Freundlichkeit, die sie ihm jetzt, da sie um manchen Sommer älter geworden war, bezeigte, hielten ihn auch noch nach ihrem Tode 1348 in Liebe und Sehnsucht gefesselt. Diese Leidenschaft hat Petrarca in süßen und schwärmerischen Tönen in seinen Canzonen und Sonetten gefeiert und den Minnegesang der Provenzalen in Italienischer Zunge zur Vollendung erhoben, indem er zur Tiefe und Schwärmerei der Empfindung die Strenge und Correctheit der Sprache und Form gesellte, zu welcher ihm das Studium der Alten verhalf. Den Inhalt des antiken Lebens selbst mit dem Romantischen und Christlichen zu verschmelzen, wie es Dante's gewaltiger Geist erreicht hatte, vermochte er nicht; vielmehr behandelte er die Classiker völlig getrennt von seinen Poesien in der Muttersprache. Er begann eine Römische Geschichte, von der wir noch einige Bruchstücke besitzen, und suchte in einem großen epischen Lehrgedicht, Africa, den Scipio zu verherrlichen. Von diesen Arbeiten hoffte er Ruhm bei der Nachwelt; seine Canzonen und Sonette hielt er für gering und unbedeutend, und so bekümmerte er sich auch, während er die Werke der alten Litteratur mit dem größten Fleiß sammelte und las, wenig um die Schriften, welche seine Zeit in ihrer Sprache hervorbrachte. Obgleich seit langer Zeit ein Freund Boccaccio's, las er doch erst in den letzten Jahren seines Lebens den Decamerone dieses Dichters, und zwar nur flüchtig. Dante's Komödie war lange von ihm ungelesen geblieben, und bei allem Lobe, das er ihr in einem Briefe gibt, erkennt man nicht undeutlich, wie wenig er auf den Ruhm hielt, den dieses Gedicht gefunden hatte. Die Nachwelt hat weder seine Ansichten noch seine Hoffnungen bestätigt. Während seine herrlichen Italienischen Lieder im Munde seines Volkes und vieler Gebildeten des Auslandes bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben sind, werfen nur zuweilen noch Gelehrte einen Blick auf seine Lateinischen Schriften.

Lebendiges Gefühl für Vaterland und Freiheit fehlten ihm keineswegs; es war aber nicht so tief und nicht von solcher Phantasie und solchem durchdringenden Blick begleitet, daß es wie bei Dante zur poetischen Gestaltung der nationalen oder weltgeschichtlichen Kämpfe geführt hätte. Doch war Niemand geschäftiger als Petrarca, den Schwärmer Cola di Rienzi zu preisen, der sein geliebtes Rom wieder aus dem Grabe erwecken wollte. Obgleich ein Freund der Colonna, nahm er sich desselben an, vertheidigte ihn furchtlos zu Avignon am

päpstlichen Hofe, und der schmähliche Ausgang jener Ereignisse erfüllte ihn mit Schmerz und Verdruß. Neue Hoffnung begeisterte den Dichter, als Kaiser Karl IV., der, öfters durch Briefe von ihm eingeladen, das Römische Reich in Italien und Rom wiederherzustellen, endlich in Mantua angekommen war (1354), und ihn zu sich entbieten ließ. Mit der Demuth, die er gegen Männer zeigte, die seine Ideen ausführen sollten, näherte er sich dem Kaiser, aber mit der Kühnheit, die das Bewußtseyn jener Gedanken gab, sprach er zu ihm. Als Karl IV. wünschte, daß das noch nicht vollendete Werk Petrarca's über die berühmten Männer unter seinem Namen erscheinen möchte, sagte Petrarca ruhig: „dazu bedarfs von meiner Seite der Muße, von eurer der Tugend.“ Um den Kaiser zu dieser zu ermuntern, zeigte ihm Petrarca Münzen von Römischen Imperatoren, und erzählte ihm Züge aus ihrem Leben zur Nachahmung, wobei Karl mit Wohlgefallen und Theilnahme zuhörte, nicht verletzt von dieser Kühnheit, die noch höher stieg, als er, ohne Petrarca's Hoffnungen erfüllt zu haben, nach Deutschland zurückkehrte. „So gehe denn, schrieb ihm der Dichter, weil du es willst, aber vergiß nicht, daß kein Fürst vor dir einer so schönen, nahen und herrlichen Hoffnung entsagt hat. Dein Großvater und dein Vater dachten anders, aber ich sehe, daß die Tugend sich nicht vererbt.“ Mit gleicher Kühnheit und Kraft sprach er mehr als einmal zu den Päpsten, indem er sie aufforderte, die falsche Geliebte, Avignon, zu verlassen und in die Arme der rechtmäßigen, aber verlassenen Gattin, Rom, zurückzukehren. „Papst bist du überall, aber zu Rom bist du Bischof. Zeige, daß du ein wahrer Hirt und kein Miethling bist,“ schrieb er an Urban V. (1366).

Die Zeitgenossen verkannten Petrarca's Werth und seine bedeutenden Leistungen nicht. Schon im Jahre 1340, als er von seinen Reisen nach Avignon zurückgekehrt war und seinen einsamen Wohnsitz an der Quelle Vaucluse im reizenden Thal der Sorgue aufgeschlagen hatte, erhielt er an einem Tage von Paris und Rom zugleich die Aufforderung, sich als Dichter krönen zu lassen. Ueber die Wahl des Ortes hatte er keinen Zweifel, zuvor aber wünschte er sich der Meinung der Welt würdig zu beweisen. Er reiste deshalb zum König Robert von Neapel, der nach seinem eignen Ausdruck lieber die Wissenschaften ohne Diadem, als das Diadem ohne Wissenschaften wollte, um sich einer Prüfung zu unterwerfen. Es geschah dies in einer öffentlichen Versammlung, vor welcher Petrarca drei Tage hinter einander in allen

Zweigen des Wissens befragt und des dichterischen Lorbeers für würdig erklärt wurde. Hätte nicht das Alter den König verhindert, so würde er selbst mit nach Rom gegangen seyn, um mit eignen Händen die Krönung vorzunehmen. Sie wurde von dem Grafen Orso von Anguillara, dem damaligen Senator von Rom, am ersten Ostertage 1341 feierlichst vollzogen. In einem Purpurkleide, das der König Robert ihm geschenkt, mit einer Begleitung, zu der sich die Jugend der vornehmsten Römischen Geschlechter gedrängt hatte, und unter dem Schall schmetternder Trompeten, stieg der entzückte Dichter die Stufen des Capitols hinauf. Oben angekommen, wandte er sich zurück nach der Menge und rief: Gott erhalte das Römische Volk, den Senat und die Freiheit! Das Volk, eben so geehrt und geschmeichelt durch diese Feierlichkeit, als der Dichter, war herbeigeströmt und jauchzte, als der Senator den vor ihm knieenden Dichter die Lorbeerkrone auf das Haupt setzte. — Hoch gefeiert und geehrt, erreichte Petrarca ein Alter von siebzig Jahren. Am 19. Julius 1374 fand man ihn des Morgens todt in seiner Bibliothek zu Arqua, einem Landsitze Franz Carrara's, mit dem Gesicht auf einem Buche ruhend.

Wie Petrarca den Minnegesang, so erhob Boccaccio (geb. 1313, gest. 1375) ein anderes Element der früheren Dichtung zur Vollendung. Aehnlich wie die Franzosen in ihren Contes (vgl. Th. V. S. 241) stellten die Italiener in der Novelle Bilder des gewöhnlichen Lebens dar, erhoben aber diese Vorfälle durch Rundung, Abgeschlossenheit und Hervorhebung der geistigen Bestimmtheiten und Motive der Handelnden zu künstlerischen Gestaltungen. Dieser Gattung der Kunst verdankt Boccaccio seinen Ruhm, indem er dem einfachen Stil der frühern Zeit größern Reichthum und Glanz der Färbung hinzufügte, und in seinem Decameron die Italienische Prosa eben so herrlich entfaltete wie Petrarca in seinen Liedern die Poesie. Boccaccio war zu Paris geboren, und von seinem Vater dem Kaufmannsstande bestimmt, welchem er bis zum acht und zwanzigsten Jahre oblag, bis der innere Drang zur Dichtkunst und seine Liebe für die Litteratur Rom's und Griechenland's ihn bewegten, seinen bisherigen Beruf aufzugeben. Er erlernte nun mit unermüdetem Eifer die Lateinische und die damals noch wenig bekannte Griechische Sprache, und diese Begeisterung für die alte Welt ward ein inniges Bindungsmittel zwischen ihm und Petrarca*). Mit diesem so wie mit Dante und seiner gan-

*) Das Vermächtniß einer Summe Geldes, welches Petrarca in seinem Testamente

zen Zeit theilte er auch in seinen übrigen romantischen Gedichten die Neigung zum Allegorischen, die Vermischung der antiken Mythologie mit christlichen Vorstellungen und Symbolen, endlich die leidenschaftliche Liebe, welcher er in seiner Elegie, die nach dem Namen seiner Geliebten Fiametta genannt ist, ein herrliches Denkmal setzte. Fiametta, oder, wie dieselbe eigentlich hieß, Maria, war eine natürliche Tochter König Robert's von Neapel; Boccaccio lernte sie am Hofe Johanna's kennen (vgl. Th. V. S. 367.) und besang sie in der feurigsten Leidenschaft, umgeben von den üppigsten Reizen der süditalischen Natur.

---

62. Litteratur und Kunst.

Wie die drei großen Dichter, deren Leben und Geist wir eben in wenigen Zügen anzudeuten versucht haben, in mannichfacher Beziehung sich zu dem Alterthum zurückwandten, und ihre poetischen Werke mehr oder weniger Spuren dieser Bestrebungen an sich tragen, so bemühten sich mit ihnen andere ihrer Landsleute, die Schriftsteller Rom's oder Griechenland's in rein philologischer und wissenschaftlicher Hinsicht kennen zu lernen. Dieser Eifer gewann im funfzehnten Jahrhundert noch an Stärke und verbreitete sich von Italien auch über die andern Länder des westlichen Europa. Was von den Werken der alten Zeit noch aufzufinden war, wurde mit der größten Emsigkeit hervorgezogen, mit Begierde und Bewunderung gelesen und als höchstes Muster für die Behandlung der Wissenschaften und schönen Redekünste betrachtet. Diese Richtung der Geister war von großen und folgereichen Wirkungen, und alle Zweige des menschlichen Wissens, so wie die Erzeugnisse der Kunst sind mehr oder minder davon berührt worden. Man hat diese Epoche sogar die Wiederherstellung der Wissenschaften genannt, eine Bezeichnung, aus der man schließen müßte, daß die Wissenschaften und Künste (wie es denn in der That auch von Manchen so dargestellt worden ist) ein Jahrtausend lang im tiefsten Schlummer und mit düstrer Grabesnacht der Barbarei bedeckt gelegen haben, bis sie um diese Zeit erweckt und als etwas Neues und Unerhörtes wieder in's Leben gerufen worden seyen. Daß dies aber eine irrige Vorstellung ist, geht schon aus einigen Abschnitten in unserer bisherigen Darstellung hervor. Wissen-

---

für Boccaccio zu einem warmen Anzug bei seinen Nachtstudien bestimmt, und der Zusatz, daß es ihn schmerze, für einen so großen Mann so wenig zu hinterlassen, ist bezeichnend für Beide.

schaften und Künste wurden schon bedeutend früher mit großem Eifer getrieben; ja es fehlte nicht an einzelnen Männern, welche die Alten gar wohl kannten, und in deren Werken der Einfluß dieser Bekanntschaft leicht zu entdecken ist. Nichts desto weniger hat jene thätige Begeisterung für das Alterthum die umfassendsten Wirkungen für die Bildung der abendländischen Völker hervorgerufen. Zuerst wurde der Geschmack gereinigt und veredelt und die Behandlung der Wissenschaften gewann außerordentlich an Form, Ordnung und Klarheit. Doch beschränkten sich die Vortheile des allgemeiner verbreiteten und intensiver gewordenen Studiums der alten Litteratur nicht bloß auf das mehr Aeußere, der geistige Inhalt, das ganze Leben der antiken Welt trat in erneuter und überraschender Klarheit vor die Augen des erstaunten Jahrhunderts, erregte neue Gedanken, brachte neue Vorstellungen und Anschauungen, und ließ das Alterthum auch theoretisch in der Bildung der Germanischen und Romanischen Völker wieder erstehen, nachdem sie vor tausend Jahren unmittelbar auf den sichtbaren Trümmern des Römischen Reichs ihre Staaten errichtet hatten. Aus den Zellen der Klöster traten die Wissenschaften in's Leben, und wie die Zahl der ihnen sich Ergebenden wuchs, gewann auch ihr Gehalt immer mehr an Umfang und Tiefe. Mit den Kreuzzügen, welche die Saracenische Cultur dem Occident öffneten, gehört das Wiederaufleben der alten Welt in ihren Schriften und Bildwerken zu den wichtigsten Erwerbungen und Absätzen in der Cultur des Mittelalters, und die Aufnahme so wie der allgemeinere Einfluß antiker Kunst und Wissenschaft bezeichnet zugleich den Uebergang dieser Periode in die neuere Zeit.

Unter den Erweckern und Beförderern jener Bemühungen verdient Petrarca die erste Stelle. Wir haben schon gesehen, mit welcher Liebe er sich der Lesung der Alten hingab; seine Begierde, immer mehr von ihnen kennen zu lernen und Abschriften ihrer Werke aufzutreiben, war außerordentlich. Durch Italien, nach Frankreich, England und Spanien, ja nach Griechenland sandte er Briefe und Gelder zu diesem Zweck. Aus dem letztern Lande erhielt er einen Homer, den er aber, weil er kein Griechisch verstand, erst auf seine Kosten in's Lateinische übersetzen lassen mußte. Auf seinen Reisen zog er keinem Kloster vorbei, ohne nachzuforschen, ob es nicht etwas für ihn enthalte. „Als ich, schreibt er in einem seiner Briefe, in meinem fünf und zwanzigsten Jahre die Schweiz und die Niederlande durchreiste, blieb ich eine Zeitlang in Lüttich, weil ich gehört hatte, daß hier ein beträchtlicher Vor-

rath von Büchern vorhanden wäre. Ich fand wirklich zwei Reden des Cicero, die ich noch nicht kannte, und die ich nachher durch ganz Italien verbreitet habe. Die eine schrieb ich, die andere ein Freund mit eigener Hand ab. Es kostete aber in dieser barbarischen Stadt Mühe, nur ein wenig Dinte aufzutreiben, und die ich endlich erhielt, war ganz safrangelb." So wurden damals viele Trümmer des großen Schiffbruchs der alten Litteratur aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen. Wäre dieser Eifer um einige Jahrhunderte früher erwacht, so würde die Ausbeute bedeutend größer gewesen seyn. So erzählt Petrarca, daß er in seiner Jugend Schriften des Cicero und Varro gesehen, die er in reiferm Alter nirgends habe wiederfinden können.

Petrarca's Beispiel fand in ganz Italien Anklang und Nacheiferung, welche durch die Aehnlichkeit noch vergrößert wurde, die das antike Staatsleben und dessen Interessen, wie diese in den Schriftstellern niedergelegt waren, mit den damaligen Italienischen Zuständen darbot. Unter Petrarca's unmittelbaren Schülern war Johann von Ravenna der vorzüglichste. Dieser lehrte die Lateinische Grammatik und Rhetorik in Venedig, Padua und von 1397 an in Florenz, und viele ausgezeichnete Männer gingen aus seinem Unterricht hervor. Die Liebe für die Römischen Schriftsteller mußte nothwendig eine nicht geringere für die Griechische Litteratur erwecken, auf welche die Römische als auf ihre Quelle und ihr Urbild immer zurückweist. Aber die Griechische Sprache war in Italien noch sehr wenig bekannt, und es war schwer, gründliche Anweisung darin zu erhalten. Als daher zwei gelehrte Griechen, Demetrius Cydonius und Manuel Chrysoloras, im Jahr 1393 nach Venedig kamen, um den Gefahren zu entgehen, welchen Constantinopel damals während Bajazeth's Belagerung ausgesetzt war, reisten zwei edle Florentiner, eifrige Schüler Johann's von Ravenna, nach Venedig, sie um Unterricht in der Griechischen Sprache zu ersuchen. Einer der Letzteren bewog nachher auch seine Landsleute, den Chrysoloras, der wieder nach Constantinopel zurückgekehrt war, nach Florenz zu rufen. Chrysoloras nahm den ehrenvollen Ruf an, und ward 1397, also mit Johann von Ravenna zu gleicher Zeit, als öffentlicher Lehrer der Griechischen Grammatik und Litteratur mit einer Besoldung von hundert Goldgulden angestellt. Ganz Italien beneidete Florenz um diesen Mann; man beeiferte sich, ihn an sich zu locken, und wirklich hat er späterhin in Pavia, Venedig und Rom das Griechische gelehrt und treffliche Schüler gebildet. Eine solche Bemühung um die Kenntniß

dieser herrlichen Sprache herrschte damals in Italien, aufgeregt durch die Richtung, welche die Zeit nach dem Alterthume hin genommen hatte, so daß die vor den Türken fliehenden Griechen mehr ein Mittel der Beförderung und Befriedigung als die Ursache dieser Begierde waren.

Es gab um diese Zeit in Italien wenige Fürsten und andere besonders angesehene Männer, die nicht eine Ehre darin gesucht hätten, die Kenntniß der Römischen und Griechischen Schriftsteller zu befördern, Gelehrte zu belohnen, zu ermuntern und in ihren Umgang zu ziehen. Vorzüglich zeichneten sich in diesem Bestreben, wie schon bemerkt ist, die Mediceer aus. Als Gemistus Pletho, ein gelehrter Grieche, bei Gelegenheit der Kirchenversammlung zu Florenz dort öffentliche Reden über die Philosophie des Plato, den er mit Begeisterung verehrte, hielt, wurde Cosmus davon so ergriffen, daß er eine besondere Akademie stiftete, deren Mitglieder die Verpflichtung übernahmen, die Quellen dieser erhabenen Weisheit zu studiren und zu erklären. Dem Sohne eines Florentinischen Arztes, dem Marsilius Ficinus, den Cosmus liebgewonnen hatte, ließ er eine Erziehung geben, die ihn zu einem vollkommenen Platoniker machen sollte, wie dieser sich denn in der That um das Studium und die Verbreitung der Platonischen Philosophie hohe Verdienste erwarb. Der Lieblingsneigung des Cosmus, die übrig gebliebenen Werke der Griechischen und Römischen Schriftsteller zu sammeln, kamen sein Reichthum und seine durch mehrere Länder Europa's und Asien's verbreiteten Handelsverbindungen trefflich zu Statten. Er ließ Gelehrte bloß in der Absicht reisen, durch sie diese kostbaren Ueberreste, wo sie sie fänden, aufkaufen zu lassen. Der Berühmteste derselben ist der Geschichtschreiber Poggio Bracciolini (gest. 1459), dessen Nachforschungen vom glücklichsten Erfolge begleitet waren. Auch König Alfons von Neapel war ein so großer Bewunderer der Alten, daß eine Handschrift des Livius, die Cosmus ihm sandte, zwischen Beiden Versöhnung einer langwierigen Feindschaft stiftete, und der König ließ sich selbst durch die Besorgniß seines Leibarztes, daß die Blätter vergiftet seyn könnten, nicht abhalten, sogleich in derselben zu lesen. Lorenzo von Medici erwarb als Förderer und Freund der Wissenschaften und Künste einen nicht minderen Ruhm als sein Großvater Cosmus. Unter seinen gelehrten Freunden strahlt besonders Angelus Politianus hervor, der an Ruhm alle Litteratoren seiner Zeit übertraf und als Lehrer eben so geschätzt war, wie als Schriftsteller ausgezeichnet. Florenz war damals der Mittelpunkt der Griechischen Litteratur in Ita-

lien, und der in derselben dort ertheilte Unterricht so berühmt, daß er Jünglinge aus allen Ländern anzog. Unter Lorenzo's Schutze dauerte auch die von seinem Großvater gestiftete Platonische Akademie fort, die das Andenken ihres Meisters alljährlich am siebenten November, dem angeblichen Geburts- und Sterbetage Plato's, durch ein großes Gastmahl feierte.

Der nämlichen Zeit, welche nach den litterarischen Schätzen des Alterthums so eifrig forschte, that sich auch der Sinn für die Ueberreste der bildenden Kunst desselben auf. Wie die Bibliotheken nach Handschriften, so wurden die Schutthaufen Rom's und anderer Orte nach Statuen in Marmor und Erz durchwühlt, und so nach und nach jene kostbaren Reste und Fragmente an's Licht gezogen, welche noch heute die Bewunderung und das Studium der Künstler und Kenner sind. Indeß finden sich schon früher Spuren von der Einwirkung der alten Welt auf eigenthümliche Erzeugnisse der Kunst. Denn auch in den bildenden Künsten begann sich im dreizehnten Jahrhundert ein neues Leben zu zeigen, und die Gründung des Lateinischen Reiches in Griechenland mag auf die Erweckung eines bessern Geschmacks in Italien nicht ohne Wirkung geblieben seyn, so wie die Kämpfe mit den Deutschen Kaisern in mannichfacher Weise anregend gewirkt hatten. In der Architektur, noch mehr aber in der Bildhauerkunst, geschah dies durch Nicolo Pisano (gest. 1270), von dem sich zu Pisa, Florenz, Siena, Padua, Venedig, Neapel und an andern Orten Bauwerke und Sculpturen finden. Seine Gebäude gehören großentheils der sogenannten Gothischen Baukunst an, obgleich die Einzelheiten immer an antike Muster erinnern. In der Bildhauerkunst war er entschieden derjenige, welcher aus der Beschauung der Antiken zuerst einen erheblichen Vortheil für seine eignen Werke zog. In der Malerei nimmt dieselbe Stelle Giotto zu Florenz ein, nachdem durch Duccio di Buoninsegna aus Siena und Cimabue aus Florenz die Zeichnung und die technische Fertigkeit des Colorirens, welche in der bisherigen Kunstübung Italien's so mangelhaft gewesen waren, daß deren Produkte stets hinter den gleichzeitigen Griechenland's zurückblieben, wieder so weit ausgebildet waren, daß an ein selbständiges Schaffen gedacht werden konnte. Giotto war ein Zeitgenosse und Freund Dante's. Er führte in den meisten Hauptstädten Italien's große Werke, in einer von der bisher allgemein üblichen, sogenannten Byzantinischen Weise, verschiedenen und viel freiern Art aus, wendete sich von den hergebrachten kirchlichen Formen

der Darstellung ab und nahm mehr Rücksicht auf das wirklich erscheinende Leben. Die durch diese Männer gebrochene Bahn ward jetzt vielfach betreten und weiter geführt; doch treffen wir in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erst wieder auf Genien erster Größe, welche an der Spitze einer zweiten Epoche stehen. Wir nennen hier nur für die Architektur den Filippo Brunelleschi zu Florenz, der am dasigen Dome eine Kuppel von noch nicht gekanntem Umfang und Künstlichkeit wölbte; für die Bildhauerkunst den Lorenzo Ghiberti, der die berühmten Thüren am Baptisterium in derselben Stadt, mit Reliefen in Bronze, in einem höchst edlen Stil ausführte, und die verschiedenen Theile der Kunst schon mit großer Freiheit beherrschte; für die Malerei den Masaccio, der zu Florenz und Rom Werke mit solcher Abrundung der Figuren und so gelungener Beleuchtung malte, daß sie lange Zeit Muster darin blieben, und Fra Angelico da Fiesole, der sich besonders die Bedeutung menschlicher Gesichtszüge und ihre dem innern Affekte adäquate Gestaltung zur Aufgabe machte. Nach ihnen stifteten Cosimo Roselli und Fra Filippo zwei verschiedene Schulen in Toscana, deren erstere sich die Wahrheit in der Charakteristik, die zweite die Darstellung starker Affekte zum Zweck gesetzt hat. Um dieselbe Zeit lebten in den Niederlanden die beiden berühmten Brüder Hubert und Johann van Eyck, welche eine neue, höchst vorzügliche Weise in Oel zu malen aufbrachten*), und in der trefflichen Ausübung derselben auch den meisten übrigen Anforderungen an die Kunst der Malerei auf eine bis dahin noch nicht dagewesene Weise entsprachen, so daß sie auf fernere Entwickelung derselben in den Niederlanden, in Deutschland und Italien den größten Einfluß hatten.

Die Entwickelung der Tonkunst war weit schwieriger als die der bildenden Künste, weil sie nicht auf dem Boden des Alterthums fortbauen konnte, und eine Menge bestimmter Hindernisse jedem Fortschritte im Wege standen. So kannte man z. B. nur lange und kurze Noten, wie in der Prosodie lange und kurze Sylben; es fehlte das überall

---

*) Johann van Eyck ist nicht in so fern Erfinder der Oelmalerei, als er der erste war, welcher Farben zum Behufe des Malens mit Oel gemischt, sondern in dem Sinne, in welchem diese Erfindung eine große Bedeutung für die Kunstgeschichte gewann, dadurch nämlich, daß er zuerst die Farben in der Oelmalerei auf eine Weise behandelte, welche ungleich vorzüglicher und vollkommener als die bisher ausschließlich geübte Art der Malerei in Tempera (d. h. mit Eigelb und Leim) war, und diese in einem Zeitraume von funfzig Jahren in ganz Europa verdrängte. S. Waagen, über Hubert und Johann van Eyck, S. 124.

hindurchgehende Grundmaß des Taktes, so wie richtige Einsicht in die Behandlung der Consonanzen und Dissonanzen; endlich litt die musikalische Schreibkunst an den größten Unvollkommenheiten. Der erste erhebliche Schritt zur Abstellung dieser Mängel geschah zur Zeit Kaiser Heinrich's V. durch Guido von Arezzo, indem er die musikalische Schrift verbesserte, die Schlüssel zur Anwendung brachte, die Zwischenräume zwischen den Linien benutzte u. s. w. Ohne Vergleich wichtiger für die Geschichte der Musik ist Franko aus Köln, ein Zeitgenosse Kaiser Friedrich's I. Er erhöhte die Zahl der Noten auf vier von verschiedener Länge, und erweiterte gleichmäßig die Notenschrift; vor Allem aber muß er als Begründer des Mensuralgesanges, des Taktes, genannt werden. Dies ist der Archimedische Punkt, von dem aus die musikalischen Kunstmittel sich buchstäblich in's Unendliche vermehren lassen. Nun erst lösete sich die Musik von dem höchst beschränkenden Zwange des bloß prosodischen Maßes, von dem mechanischen Schritte der eins und zwei, von der trockenen Einstimmigkeit oder dem langweiligen Mehrklange der Quinten und Octaven. Melodie und Harmonie fanden seitdem ihre Entwickelung; Taktarten, Perioden, Nachahmungen, Fugen entspringen unaufhaltsam aus jenem Boden, so daß die Musik in Wahrheit erst seitdem eine eigene, unabhängige, allen Nachrichten zufolge von der antiken ganz verschiedene Kunst geworden ist *). Johann de Muris aus der Normandie und Franchinus Gastor (geb. 1451 in Lodi) erweiterten und vervollkommneten Franko's Lehre; und so wie sich neben der Italienischen Malerschule im funfzehnten Jahrhundert eine Niederländisch-Deutsche entwickelte, so treten Obrecht, Ockenheim und Josquin als Häupter der gleich merkwürdigen Niederländisch-Deutschen Schule der Tonkunst hervor.

---

63. Castilien bis auf den Tod Alfons XI.
(1284—1350.)

Die Reiche der Pyrenäischen Halbinsel griffen auch während dieser Periode noch wenig in die Verhältnisse des übrigen Europa ein, nicht nur wegen der Abgeschiedenheit ihrer Lage und des mannichfachen Gährungsstoffes in ihrem Innern, sondern auch wegen des im Bereiche ihrer natürlichen Grenzen zwar auf einem beschränkten Gebiete und mit

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. Bd. V. S. 522.

geringer Fruchtbarkeit, aber doch unabhängig fortbestehenden Maurischen Staates von Granada, dessen Mittel und Hülfsquellen hauptsächlich auf blühenden Handel und thätiges Gewerbe begründet waren und dessen Bewohner, ritterlich tapfer wie sie waren, sich zuweilen noch durch die Kraft ihrer Glaubensgenossen jenseits der Meerenge zu verstärken suchten. Dadurch war den Spanischen Christen die völlige Ueberwältigung dieses fremdartigen Bestandtheils noch als eine ihrem Kriegsmuthe zu lösende Aufgabe gestellt.

Als Sancho IV. von Castilien, Alfons' X. Sohn und Nachfolger (Th. V. S. 269), den Thron bestiegen hatte, erschienen Gesandte des Königs Abu Jusef von Marocco vor ihm, mit der Frage, in welchem Verhältniß er mit ihrem Herrn stehen wolle. Sancho antwortete: „In einer Hand halte ich das Brot, in der andern den Stock." Aufgebracht durch diese Erwiederung, welche er für eine Beschimpfung hielt, begann Abu Jusef Krieg, aber Sancho schlug ihn zu Lande und auf dem Meere, und gab ihm nur gegen Zahlung einer großen Geldsumme den Frieden.

Innere Unruhen führte der Parteigeist des Adels herbei. Besonders standen zwei mächtige Häuser, die Lara und die Haro, einander mit großer Eifersucht gegenüber. Sancho hatte den Grafen Lope de Haro in seinen Rath und durch Vermählung seines Bruders, des Infanten Johann, mit der Tochter desselben in seine Familie aufgenommen. Er gewann bald ein solches Ansehn, daß ihn der König selbst fürchtete und, um ihm ein Gegengewicht zu geben, den durch Reichthum und Verbindungen mächtigen Alvaro de Lara an seinen Hof zog. Darüber zürnte der Graf von Haro heftig, und in seinem Trotz ging er so weit, daß er auf einer Versammlung zu Alvaro, wo der König die Auslieferung mehrerer Schlösser von ihm verlangte, das Schwert wider denselben zog (1288). Er ward auf der Stelle von den Umstehenden niedergemacht und sein Eidam Johann, der ihn vertheidigen wollte, verwundet. Von Rachsucht erfüllt, wandten sich die Verwandten de Haro's und alle ihre Anhänger an den König von Aragonien, Alfons III., in dessen Lande sich die Infanten de la Cerda befanden, von deren Ansprüchen auf den Castilischen Thron in der Geschichte des vorigen Zeitraums die Rede gewesen ist. Sie riefen den ältesten dieser Prinzen, Alfons, zum König von Castilien aus, und der König von Aragonien rückte zur Unterstützung desselben mit einem großen Heere in Castilien ein. Zugleich drohte Frankreich, denn Blanca, des Thron-

bewerbers Mutter, war eine Vatersschwester Philipp's des Schönen, und Sancho's eigner Bruder Johann war unter den Empörern. Sancho mußte nach allen Seiten hin thätig seyn; aber seiner Beharrlichkeit gelang es, die Feinde zurückzutreiben, und seiner Klugheit, sie gänzlich zu entwaffnen. Er bewog nach dem Tode Alfons' III. von Aragonien den Bruder und Nachfolger desselben, Jacob II., zum Frieden, und Philipp den Schönen brachte er durch eine Unterredung zu Bayonne zu dem Versprechen, daß er den Infanten de la Cerda nicht ferner unterstützen wolle.

Der König von Marocco Abu Jacub, Abu Jusef's Nachfolger, hatte zwar versucht, von diesen Verwirrungen Vortheil zu ziehen, aber ohne Erfolg. Sancho schlug ihn mit Hülfe einer Genuesischen Flotte, eroberte darauf Tarifa, und seines Befehlshabers Perez de Guzman an altrömische Gesinnung erinnernde Hochherzigkeit behauptete diese Eroberung gegen den aufrührerischen Bruder des Königs, der sich zu Abu Jacub begeben hatte und ein Africanisches Heer gegen die Stadt führte *). Indem auch die Africanischen Mauren das von ihnen bisher besetzte Algeziras, die Pforte von Spanien, dem König von Granada Mohamed II., dem Nachfolger Aben Alhamar's (Th. V. S. 266), zurückgaben, schienen sie alle fernere Einmischung in die Spanischen Angelegenheiten aufzugeben. Doch der König von Granada, obgleich von dieser Hülfe verlassen, behauptete sich in der zunächst folgenden Zeit ohne Mühe, da in der Hitze und Leidenschaftlichkeit der bürgerlichen Kriege der Eifer, gegen die Feinde des Glaubens zu fechten, so sehr schwand und vergessen ward, daß in den inneren Unruhen, die nach Sancho's Tode (1295) erfolgten, dieser Maurische König sogar als Bundesgenosse der übrigen christlichen Fürsten erscheint, welche das Castilische Reich ganz zu zerstückeln droheten.

Sancho hinterließ einen unmündigen Sohn, Ferdinand IV., unter der Vormundschaft seiner Wittwe Maria. Da die Ehe des verstorbe-

---

*) Durch einen unglücklichen Zufall war Guzman's Sohn in die Hände des Infanten und der Mauren gefallen. Diese drohten, denselben zu enthaupten, wenn Guzman sich nicht ergeben würde. Der Vater ließ sich dadurch nicht schrecken, ja er warf ihnen ein Schwert von der Mauer hinab, womit sie ihr schändliches Vorhaben ausführen möchten, wenn sie es nicht lassen könnten, und ging dann zurück, um sein Frühstück einzunehmen. Bald darauf hörte er die auf den Wällen befindliche Besatzung ein großes Geschrei erheben, indem vor ihren Augen das unschuldige Kind auf Befehl des Infanten Johann getödtet ward; er eilte herbei, und da er die Ursach erfahren, sagte er ruhig: „ich dachte, die Feinde wären schon in die Stadt gedrungen."

nen Königs mit dieser Gemahlin von dem Papste wegen allzunaher Verwandtschaft gemißbilligt war, so gründete der jetzt aus Africa zurückgekehrte Johann darauf die Hoffnung, seinen Neffen vom Thron zu verdrängen; weil er aber nicht hoffen konnte, das Ganze mit eignen Kräften zu gewinnen, wollte er mit fremder Hülfe wenigstens einen Theil erlangen. Indem er für sich nur Leon, Galicien und Sevilla begehrte, sollte Alfons de la Cerda Castilien haben, der König Jacob von Aragonien Murcia, Don Pedro, der Infant von Aragonien, die Gebiete von Cuenca, Alarcon und Moya; die Könige von Frankreich, Portugal und Granada versprachen, natürlich auch nicht ohne Vortheile zu erwarten, Unterstützung. Die Heere rückten ein; zuerst ward Leon genommen, und in dieser Provinz Johann zum König ausgerufen. Murcia ward von einem andern Aragonischen Heere besetzt, der König von Granada verheerte Andalusien und hoffte Tarifa wieder zu gewinnen. Die Portugiesen zogen mit einem Heere gegen Salamanca und wollten den jungen König in Valladolid belagern; endlich drang der Französische Statthalter von Navarra in Castilien ein, um Eroberungen an der Grenze zu machen.

Unter diesen Umständen, wo auch der Infant Heinrich, ein Bruder Alfons' X., als Verweser des Reichs unthätig verharrte, zeigte allein die verwittwete Königin männlichen Muth. Sie vermochte die Städte, die sie nach Valladolid zusammenberufen hatte, sie mit Gelde zu unterstützen, und aus dem treugebliebenen Adel brachte sie ein Heer von viertausend Reitern zusammen. Zugleich bot sie alle Kunst der Unterhandlung auf, die am besten wirkt, wo mannichfaltige Zwecke und Vortheile mit einander verschlungen sind. Auf diese Weise gelang es ihr, zuerst den König von Portugal durch die Heirath ihres Sohnes mit einer Portugiesischen Fürstin zu gewinnen; dann unterwarf sich Johann, der gefährlichste Gegner des königlichen Hauses, seinem Neffen (1301). Das Jahr darauf starb Mohamed II. von Granada, und es folgte ihm sein Sohn Muley Mohamed, der ihm an kriegerischer Tüchtigkeit nicht gleich und durch eine Augenkrankheit in jeder Thätigkeit gehemmt war. Dieser bot daher selbst den Frieden an, in welchem er sich verpflichtete, den seit Alhamar gewöhnlichen Tribut (Th. V. S. 266) zu bezahlen. Endlich wurde auch der mächtigste unter Ferdinand's Feinden, Jacob von Aragonien, durch den König Dionysius von Portugal zu dem Frieden von Campillo bewogen, in welchem er, seines Beinamens des Gerechten würdig, Murcia wieder herausgab die Infanten

de la Cerda aber nöthigte, mit einigen Städten, die ein geringer Ersatz für ihre Hoffnungen und Rechte waren, zufrieden zu seyn. Auch die mächtigen Häuser Lara und Haro wurden durch Versprechungen und Geschenke beschwichtigt und dem königlichen Hause wiedergewonnen.

Diese mühsam erlangte Ruhe schien dem Reiche zur glücklichen Stunde zu werden. In Granada war gegen den König ein Aufruhr ausgebrochen, und die Parteien, welche dieses Reich theilten und schwächten, eröffneten für die Christen eine schöne Aussicht, die Mauren vielleicht ganz aus Spanien zu vertreiben. Die Könige von Aragonien und Castilien vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Angriffe von zwei verschiedenen Seiten, um des Erfolges desto sicherer zu seyn. Die Aragonier wollten Almeria, die Castilier Algeziras belagern. Allein diese Erwartungen waren glänzender als der Erfolg. Die Mauren fanden in ihrem Glaubenseifer und ihrer Verzweiflung Kraft genug zum Widerstande. Man mußte von beiden Städten unverrichteter Sache abziehen; die Castilier eroberten indeß Gibraltar, und nöthigten den König von Granada, sich wieder zur Zahlung eines jährlichen Zinses zu verstehen. Da aber über den Abschluß dieses Friedens in Granada eine mächtige Partei mißvergnügt war, sich gegen Muley Mahomed empörte und ihn vom Throne stieß, so wollten die christlichen Fürsten Spanien's den Krieg von Neuem beginnen; auch wurden alle Anstalten dazu getroffen, aber mitten unter den Zurüstungen starb Ferdinand plötzlich und unerwartet in seinem sieben und zwanzigsten Jahre (1312).

Dieser frühzeitige Tod erzeugte neue Unruhen und Gefahren. Alfons XI., Ferdinand's Sohn, war beim Tode seines Vaters kaum zwei Jahre alt, und da sich Peter, der Oheim, und Johann, der Großoheim, um die Vormundschaft stritten, so erhielten die Mauren anfangs wieder frischen Muth und neues Vertrauen. In einer Schlacht bei Tiscar (1319) verloren die beiden Infanten gegen sie Sieg und Leben, und ihr Tod erneuerte und vergrößerte zugleich den Streit über die Reichsverwaltung und Vormundschaft, so daß Castilien in die größte Gefahr hätte gerathen können, wenn das Maurische Reich nicht, wie gewöhnlich, an ähnlichen Bürgerkriegen gelitten hätte.

Endlich ergriff der kaum funfzehnjährige Alfons XI. das Heft der Regierung mit starker Hand, stellte allmählich durch blutige Strenge, durch welche er den Beinamen des Rächers erhielt, im Innern die Ruhe wieder her, und nöthigte durch Siege über die Mauren den König von Granada, Mohamed V., zu einem Waffenstillstande und

zur Tributzahlung. Aber bald suchte dieser, um sich von einer solchen Schmach zu befreien, wie viele seiner Vorgänger, in Africa Hülfe. Hier hatte der damals in Marocco herrschende Merenide Abul Hassan, zwei andere Dynastien, die Abuhassier und die Zianiden, die sich zu Tremesen und zu Tunis nach dem Sturze der Almohaden erhoben hatten, überwältigt, und somit fast alle Länder der Araber in Nordafrica bis an die Grenze von Aegypten unter seine Herrschaft vereinigt. An diesen Fürsten, dessen Ehrgeiz noch nicht gesättigt war, wandte sich der König von Granada, und fand geneigtes Gehör. Da Abul Hassan selbst noch durch Kriege in Africa zurückgehalten wurde, schickte er seinen Sohn voraus, der durch die Wegnahme von Gibraltar, zu einer Zeit, wo Alfons noch immer gegen die Häupter der mißvergnügten Großen in Castilien, Don Juan Manuel und Nuñez de Lara, in Waffen seyn mußte, seines Vaters Furchtbarkeit und Glück ankündigte (1333). Endlich erschien dieser Fürst selbst nach außerordentlichen Zurüstungen. Der Krieg gegen Spanien war den Mauren durch die Imame in allen Moscheen als eine Pflicht für die Ehre der Religion und des Vaterlandes an das Herz gelegt worden, und zahlreiche Schaaren hatten die Waffen ergriffen. Die von Aragonien und Castilien gemeinsam ausgerüstete Flotte war nicht im Stande, die Landung der Ungläubigen zu verhindern, deren erstes Unternehmen die Eroberung von Tarifa, der Vormauer Castilien's, seyn sollte.

Die Christen, welche in dieser Gefahr ihre unaufhörlichen Zwistigkeiten auf einige Augenblicke vergaßen, beschlossen diese Stadt zu retten, und brachen mit achtzehntausend Reitern und vierzigtausend Mann Fußvolk aus Sevilla auf. Bei ihrer Annäherung hoben die Mauren die Belagerung auf und zogen ihnen zum Kampfe entgegen. Am kleinen Flusse Salado erfolgte am 30. Oct. 1340 ein Treffen, in welchem die Könige von Castilien und Portugal als die muthigen Führer eines tapfern Heeres einen glänzenden Sieg über die beiden Herrscher von Marocco und Granada erfochten, ausgezeichnet durch die Menge der gebliebenen Feinde und die unermeßliche Beute, und höchst folgenreich durch den Schrecken, den er den Besiegten einflößte. Denn es folgte nun die Eroberung vieler wichtigen Städte in Granada, zwei Siege der Castilischen Seemacht an der Africanischen Küste, und der Fall von Algeziras (1344), welches als ein Schlüssel zu Spanien von den Africanischen Mauren hartnäckig vertheidigt, als ein Stützpunkt aller Unternehmungen gegen Africa von den Christen unermüd-

lich bestürmt, und endlich als die herrlichste Frucht dieser Siege gewonnen ward. Die Hoffnung, die Mauren jetzt ganz zu vertreiben, erwachte mit neuer Stärke. Die Belagerung von Gibraltar, welche jetzt unternommen wurde, sollte den Weg dazu bahnen, als Alfons in seinem acht und dreißigsten Jahre an der Pest vor dieser Stadt sein Leben endete (1350).

Die großen Kosten dieser vielen Kriege und die daher entstehende Geldverlegenheit der Regierung führten unter Alfonsens Regierung zur ersten Einführung der Alcavala in Castilien. Es war dies eine schon früher bei den Arabern gebräuchliche Steuer, die nach einem bestimmten Satze von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen, so oft es verkauft oder vertauscht ward, erhoben wurde. Seitdem hat diese Auflage in Spanien fortgedauert, wenigstens bis auf die Umwälzungen unserer Tage. Wie hemmend eine solche Steuer auf Handel und Verkehr wirken muß, ist leicht einzusehen, und mehrere Schriftsteller behaupten, daß sie an dem Verfalle Castilien's einen wesentlichen Antheil gehabt.

64. Peter der Grausame und Heinrich der Unechte.
(1350—1379.)

Alfonsens Tod hemmte nicht allein die Belagerung von Gibraltar, sondern auch alle ferneren Unternehmungen gegen die Ungläubigen, weil jetzt in Spanien innere Unruhen ausbrachen, in welche sich England's und Frankreich's Feindschaft mischte. Zum Glück ward nach der Niederlage am Salado die Macht Abul Hassan's und des ganzen Mereniden-Staates in Africa durch innere Empörungen zertrümmert, und auch Granada's Fürsten wurden durch vielfachen Thronwechsel verhindert, mehr als das wichtige Algeziras wiederzugewinnen (1369), trotz der langen Dauer der Spanischen Verwirrungen.

Diese begannen mit Alfonsens Tode und mit der Thronbesteigung seines kaum sechzehnjährigen Sohnes Peter, eines Fürsten, dessen gute Eigenschaften von einer rachsüchtigen, stolzen und harten Gemüthsart verdunkelt wurden, und durch das Zusammentreffen von mancherlei Umständen zu einer solchen Bösartigkeit erwuchsen, daß er mit vollem Rechte den Beinamen des Grausamen erhalten hat *). Diese Verhält-

*) Mariana macht im Eingange der Geschichte Peter's die Bemerkung: „Die Milde der Fürsten hängt nicht immer allein von ihrer persönlichen Gesinnung und Eigenthüm-

nisse waren vornehmlich darin gegründet, daß Alfons XI. seine rechtmäßige Gemahlin, die Portugiesische Prinzessin Maria, Peter's Mutter, vernachlässigt, und sich der Liebe zu der schönen und reichen Eleonore de Guzman überlassen hatte, von welcher ihm unter andern Kindern drei Söhne geboren waren, Heinrich, Friedrich und Tello. Peter war von seiner Mutter in Haß und Mißtrauen gegen diese ihre Nebenbuhlerin und deren Geschlecht und Anhänger erzogen worden. Kaum war daher Alfons gestorben, als Sohn und Mutter die Eleonore gefangen setzen ließen, und ihre Rache durch Hinrichtung derselben sättigten. Eine Krankheit, die den jungen, damals noch kinderlosen Fürsten dem Tode nahe brachte, und Berathungen der Großen über die Nachfolge veranlaßte, wobei Mehrere, nur nicht Eleonorens Kinder, in Vorschlag kamen, gab dem wiedergenesenen Könige neuen Stoff zu argwöhnischen Befürchtungen. Als nun Peter durch Verfolgungen und Hinrichtungen dem alten und neuen Mißtrauen blutige Opfer brachte, wirkliche Feinde erzeugte, wo er nur vermuthete bestraft hatte, selbst seine eignen Anhänger von sich abwandte, indem er die Gemahlin, die er auf ihren Rath genommen, Blanca, die Tochter des Französischen Herzogs von Bourbon, einer Buhlerin, Maria de Padilla, wegen, schon drei Tage nach der Vermählung gefangen setzen, und den Großmeister des Ordens von Calatrava ermorden ließ, um den Bruder jener Geliebten an seine Stelle zu setzen, endlich als er seine eigne Mutter verfolgte; da erhob sich ein mächtiger Bund seiner natürlichen Brüder und mehrerer Großen des Reiches gegen ihn. Doch Peter überwältigte seine Feinde, und ließ alle, deren er habhaft werden konnte, hinrichten. Der gefährlichste seiner Gegner, sein Halbbruder Heinrich von Trastamare, flüchtete nach Frankreich; Peter's Mutter zog sich nach Portugal zurück.

Bürgerliche Unruhen im Innern der Spanischen Staaten führten fast immer zu Kriegen derselben unter einander, so wie die Kriege zu inneren Unruhen. So kam es auch jetzt zu einem Kampfe zwischen Aragonien und Castilien. Der König des erstern Landes Peter IV war mit seinen Stiefbrüdern in Zwist gerathen, und diese waren nach Castilien geflüchtet, so wie aus Castilien Viele aus Furcht vor ihres Königs Grausamkeit ihre Zuflucht nach Aragonien nahmen. Die daraus

---

lichkeit, sondern auch von der Beschaffenheit ihrer Untergebenen ab," und will einen Theil von Peter's Schuld auf den unruhigen und veränderlichen Geist (destemplanza) der Großen werfen.

entstandene Spannung zwischen beiden Staaten wuchs so, daß Peter der Grausame endlich Peter IV., der damals gerade mit einem Aufruhr in Sardinien beschäftigt war, den Krieg ankündigte (1356). Der Letztere rief nun Heinrich von Trastamare zu sich, schenkte ihm große Besitzungen und stellte ihn an der Spitze eines Heeres nicht sowol den Castiliern als ihrem Könige entgegen. Dennoch wurde dieser vom Glücke begünstigt, er machte mehrere Eroberungen, seine Flotte erschien vor Barcelona, ja im Jahre 1365 drang er bis nach Valencia vor und belagerte diese Stadt. Allein dieser Versuch blieb ohne Erfolg, und im Innern seines Landes hatte sich Peter während der Dauer des Krieges die Herzen seiner Unterthanen immer mehr entfremdet. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen, um geargwohnten Abfällen zuvorzukommen. Seinen Halbbruder Friedrich, den Bruder des Königs von Aragonien und dessen Mutter, seines Vaters Schwester, ließ Peter ermorden, und fügte diesen Schlachtopfern auch seine Gemahlin Blanca hinzu, weil Leiden und Verdienste ihr viele Freunde erworben hatten, nachdem ihre Gefangenschaft sieben Jahre gedauert hatte. Als er endlich nach dem Tode seines natürlichen Sohnes Alfons' dessen Schwester Beatrix für die Erbin des Thrones von Castilien erklärte, kam die Unzufriedenheit seiner Unterthanen zum Ausbruch. Die Großen beschlossen, sich von ihrem Dränger mit Heinrich's Hülfe zu befreien, und diesen auf den Thron zu heben. Heinrich verband sich zur Ausführung dieses Zweckes auch mit dem Könige von Navarra, Karl dem Bösen, der, hier so zweideutig wie in Frankreich, bald dieser bald jener Partei anhing.

Diese Verbindung ward eingegangen, eben als Karl V. von Frankreich, nach geschlossenem Frieden mit allen seinen Feinden, sich nach einem Auswege umsah, die zügellosen Söldnerhaufen aus seinem Reiche zu entfernen. Da erschien Heinrich von Trastamare, der nebst dem Könige von Aragonien schon in freundschaftlicher Verbindung mit Frankreich gestanden hatte, wie England mit Castilien, und forderte diese wilden Schaaren, um sie für sich und seinen Dienst nach Spanien zu führen. Dem Namen und der Gewandtheit du Guesclin's gelang es, die herrenlosen Kriegsleute zum Zuge nach Spanien unter seiner Anführung zu bewegen (vgl. o. S. 99.). Mit diesem Heere rückte nun Heinrich in Castilien ein (1366), und fand überall so vielen Zulauf, daß der König Peter an jedem Widerstand verzweifelte, und mit seinen Schätzen und Kindern nach einem Galicischen Hafen flüchtete, von

wo er nach Aquitanien ging, um dort die Hülfe des schwarzen Prinzen gegen seinen als König von Castilien allgemein anerkannten Bruder zu erhalten.

Eduard war nicht abgeneigt, die Bitte zu erfüllen, wie wenig Peter selbst auch dessen würdig seyn mochte. Seinem ritterlichen Sinne machten die alten schon bestehenden Verhältnisse zwischen Castilien und England, so wie die Vorstellung der Schmach, daß ein Bastard einem ebenbürtigen Königssohne Krone und Reich rauben sollte, diese Hülfe zur Pflicht. Er ward von seinem Vater in diesen Gesinnungen bestärkt, und seine Barone ließen sich durch Aussicht auf reichen Ersatz für ihre Dienste willig finden, ihn zu unterstützen. So ausgerüstet rückte Eduard mit seinem Schützling an die Spanische Grenze. Der von Peter durch Geld und Aussicht auf Ländererwerb gewonnene König von Navarra öffnete ihnen die Pässe seines Landes. Heinrich, der dem Englischen Prinzen wenigstens an Muth gewachsen war, ging seinem mächtigen und kriegsgewandten Gegner keck und rasch entgegen. Aber trotz aller Tapferkeit entschied sich doch in der Schlacht bei Navarette (3. April 1367) zuletzt der Sieg für den schwarzen Prinzen, und erfüllte alle Welt mit erhöhter Bewunderung des Helden von Crecy und Poitiers, nur den König Peter, der diesem Sieg doch den Thron verdankte, nicht mit Dankbarkeit gegen seinen Retter. Denn als es nun darauf ankam, sein gegebenes Wort zu erfüllen, behauptete er, weder die schuldigen Geldsummen bezahlen, noch Biscaya abtreten zu können, und entließ Eduard mit leeren Versprechungen, obgleich seine Lage fortdauernd eines solchen Helfers wol bedurft hätte. Er hatte durch den Sieg bei Navarette die Gemüther der Spanier nicht gewonnen, und sein Gegner Heinrich seine Hoffnungen nicht aufgegeben, vielmehr war dieser erst nach Aragonien, dann nach Frankreich geflüchtet, wo er von Neuem Unterstützung fand. Bald sah sich Heinrich im Stande, an der Spitze eines Heerhaufens durch die Pässe Aragonien's nach Castilien zu eilen. Als er an die Grenze dieses Landes gekommen war, stieg er vom Pferde, machte ein Kreuz in den Sand, küßte dasselbe und schwur, Spanien nie wieder zu verlassen, sondern darin zu sterben. Und schon hatten sich überall Bewegungen zu seinem Vortheil erhoben. Die meisten Städte öffneten ihm die Thore, in anderen war wenigstens eine starke ihm günstige Partei. Heinrich rückte vor Toledo, welches zu den letzteren gehörte, um seinen Anhängern das Uebergewicht zu verschaffen, und als Peter, die Uebergabe der Stadt zu verhindern,

herbeieilte, trafen die Nebenbuhler einander auf der Ebene von Montiel, und hier geschah der letzte Entscheidungskampf am 14. März 1369. Peter's Heer war an Zahl überlegen, aber die Juden und Mauren, die sich darunter befanden, unterlagen bald dem raschen und heftigen Angriffe der Gegner, und die Schlacht ging für ihn verloren. Er flüchtete nach Montiel, welches von Heinrich sogleich eingeschlossen wurde, und da ein langer Widerstand unmöglich schien, suchte Peter in der Dunkelheit der Nacht zu entkommen, ward aber erkannt, und von seinem Bruder mit eigner Hand getödtet.

Heinrich, wegen seiner Geburt der Unechte genannt, ward nun von den Meisten, die es noch mit Peter gehalten hatten, als König anerkannt. Seine ritterlichen Tugenden, seine Leutseligkeit und Freigebigkeit gewannen ihm die Herzen aller Castilier. Dadurch gelang es ihm auch, die Absichten der Könige von Portugal und Aragonien, die den Zustand von Unsicherheit und Verwirrung in Castilien zu einer Theilung dieses Reiches benutzen wollten und auch Granada in ihren Bund zogen, zu vereiteln. Heinrich behauptete seinen Thron, und, dankbarer als Peter, leistete er dem Könige Karl V. von Frankreich in dessen wiederausgebrochenem Kriege mit England die wichtigsten Dienste. Er fand noch mehr Veranlassung, sich an Frankreich anzuschließen, da die Brüder des schwarzen Prinzen, die Herzoge von Lancaster und York, sich mit zwei hinterlassenen Töchtern des ermordeten Peter vermählten, und der Erstere den Castilischen Thron in Anspruch nahm. Um ihn zu erringen, verband er sich mit Portugal und Aragonien; aber Heinrich bot allen diesen Feinden die Spitze. Er starb (1379) in der Blüthe des Mannesalters und hinterließ den Ruhm, für den seiner Geburt anhängenden Mangel durch echte Herrschertugenden den schönsten und vollsten Ersatz gegeben zu haben *).

---

65. Portugiesischer Erbfolgestreit.

Wir haben Portugal am Ende des vorigen Zeitraums (Th. V. S. 272.) die Besiegung der Mauren auf seinem Gebiete vollenden sehen.

*) Vir adversis aeque ac prosperis admirabilis, constans adversus fortuita, acer consilio, manu promptus, veste cultuque corporis vix a caeteris distinctus; vindicatis maternis fraternisque manibus aemuli sanguine regnoque ablato felix; clarissimum exemplum obscuritatem natalium virtuti non officere; si libidinis intemperantia abesset, antiquis regibus par. Mariana XVIII. 2.

Alfons' III. Sohn und Nachfolger, Dionysius der Gerechte (1279—1325), war ein weiser Fürst; er beförderte die Landescultur wie die Schifffahrt und den Handel, vermehrte seine Flotte, für die er Befehlshaber und Steuerleute aus Genua kommen ließ, begünstigte die Gewerbe und den Bürgerstand, und gab dem Lande eine Universität (erst in Lissabon, dann in Coimbra). Als er die ungemein großen Freiheiten des Adels und der Geistlichkeit beschränken wollte, gerieth er mit diesen mächtigen Ständen in Streit, setzte aber dennoch mehrere Gesetze durch, welche die noch immer steigende Anhäufung des Landbesitzes in den Händen des Klerus verhindern sollten. Der Adel genoß für seine Güter Freiheit von allen Steuern und Abgaben. Auch Ortschaften, deren Bewohner irgend eine Leistung gegen einen Edelmann hatten, wurden von diesem auf eigenmächtige Weise den königlichen Steuereinnehmern und Richtern gänzlich entzogen. In ähnlicher Art bevorzugten die Adligen einen Ort, in welchem sie einen Sohn säugen oder erziehen ließen. Wollte ein Landbauer sein Gut frei machen, so bat er gewöhnlich den nächstwohnenden Adligen, ihm seinen selbst unehelich erzeugten Knaben zu geben und von seinem Weibe ernähren zu lassen. Sogar den unmittelbaren Gebieten des Königs (Reguengos) wurden durch dieses Verfahren große Landstrecken entfremdet. Solchen Mißbräuchen ein Ziel zu setzen, verbot der König im Jahre 1290, die Söhne von Edelleuten in den Reguengos zu erziehen, und im Jahre 1307 hob er alle geschlossenen Rittergüter (Honras) wieder auf, welche seit der Zeit jenes ersten Gesetzes neu gegründet oder erneuert worden waren*). Dionysius' Sohn Alfons IV. (gest. 1357) erwarb durch seinen Antheil an dem Siege am Salado und durch seine Uneigennützigkeit nach demselben, die sogar die ihm gebührenden Beutestücke verschmähte, hohen Ruhm, und schritt im Inneren des Landes auf den von seinem Vater betretenen Weg fort, wenn auch die große Pest des Jahres 1348 und ein furchtbares Erdbeben seine Anstrengungen für den Wohlstand der Portugiesen nur theilweis gelingen ließen. Ueber seinem Familienleben waltete ein schweres Mißgeschick. Peter, sein Sohn und Nachfolger, war verheirathet mit Constanza, der Tochter des oben erwähnten Castilischen Großen Juan Manuel. Mit ihr war Donna Ignez de Castro als Verwandte und Hoffräulein nach Portugal gekommen. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselten den Infanten

*) Schäfer Geschichte von Portugal Th. I. S. 345

stärker als die Reize seiner Gattin, und als diese schon fünf Jahre nach der Vermählung (1345) starb, konnte er sich seiner Leidenschaft um so rücksichtsloser überlassen, und lehnte mehrere neue Verbindungen, die sein Vater in Vorschlag brachte, hartnäckig ab. Mit neidischem Auge sahen viele Große des Hofes den wachsenden Einfluß, welchen Ignez' Brüder über den Thronfolger gewannen, und die Anzahl der in Portugal befindlichen Castilianer vermehrte sich, als Peter des Grausamen Tyrannei viele zur Auswanderung nöthigte. Auf Ignez, obgleich sie sich von allen Staatsangelegenheiten fern hielt, warf sich der Haß der Mächtigen des Hofes, die im Voraus unter der folgenden Regierung ihr ganzes Ansehen verloren sahen. Indem man dem König vorstellte, daß die Castilianer seinem Enkel, dem Sohn Constanzens, dereinst die Thronfolge rauben würden, um die Krone auf den ältesten Sohn der Ignez, welche dem Infanten bereits vier Kinder geboren hatte, zu übertragen, gelang es, seine Einwilligung zur Ermordung der Geliebten seines Sohnes zu erhalten. Als der Infant einst auf der Jagd entfernt war, erschien Alfons plötzlich zu Coimbra mit großem Gefolge, wo Ignez still und geräuschlos im Kloster St. Clara lebte. Von furchtbarer Ahnung durchzuckt, warf sie sich dem eintretenden Könige zu Füßen und sprach: „Herr, warum willst du mich tödten ohne Ursache? Dein Sohn ist Fürst, ihm konnte und kann ich nicht widerstehen. Und wenn du kein Mitleid mit mir hast, so habe es mit diesen, deinen Enkeln, deinem Blute!" Der König schien gerührt, aber seine Rathgeber, welche die schwere Rache des Infanten für das mißlungene Unternehmen fürchteten, bestürmten den König unablässig, bis endlich die Aeußerung, nach ihrem Gutdünken zu handeln, ihrem Blutdurst Raum verschaffte, dessen schuldloses Opfer die unglückliche Ignez ward.

Von Schmerz und Rachsucht getrieben, begann der Infant mit den Brüdern der ermordeten Geliebten Krieg gegen seinen Vater, dem indeß bald Versöhnung folgte, und als dieser schon zwei Jahre nach jenem Vorfalle starb, hatte er Gelegenheit, seinem Ingrimm freien Lauf zu lassen. Peter Coelso und Alvaro Gonçalves, welche dem König Alfons vornehmlich zu jener That gerathen, wurden verbrannt, nachdem ihnen das Herz ausgerissen worden war. In feierlicher Versammlung vieler Ritter und Großen schwur der König, daß er mit der Ermordeten heimlich vermählt gewesen, und ließ dies durch Zeugen bestätigen. Ignez' Ueberreste wurden mit den Zeichen der königlichen Würde geschmückt, die Großen des Reiches mußten den Saum

ihres Leichengewandes küssen, worauf der Körper mit der größten Pracht in Alcobaça beigesetzt wurde. Mit Strenge und mit Härte, wie er begonnen, handhabte Peter die Regierung auch fernerhin, aber zum Besten des Volkes, welches bei seinem Tode (1367) sprach: solche zehn Jahre hat Portugal niemals gehabt.

Von Alfons III. war Portugal unter vier Herrschern in stetem Fortschreiten gewesen; unter Peter's Sohn Ferdinand, einem unkräftigen, wankelmüthigen, der Ueppigkeit ergebenen Fürsten, ging Vieles von dem Errungenen wieder verloren. Da Ferdinand in weiblicher Linie vom Könige Sancho IV. von Castilien abstammte, so machte er nach dem Tode Peter's des Grausamen Ansprüche auf dieses Reich, verband sich auch, wie schon erwähnt ist, mit dem Herzoge von Lancaster gegen Heinrich den Unechten, wurde aber von diesem geschlagen und zum Frieden genöthiget. Ein erneuter Angriff auf Heinrich's Sohn und Nachfolger Johann I. hatte noch schlechteren Fortgang, und endete sogar mit einem Frieden, durch welchen sich dem Letztern Aussichten auf den Portugiesischen Thron eröffneten.

Ferdinand nämlich, der nur eine unechte Tochter Beatrix hatte, ließ dieselbe zur Erbin des Reichs erklären, und vermählte sie mit Johann. Allein als bald darauf sein Tod erfolgte (1383), zeigten die Portugiesen einen solchen Haß gegen die Castilier, daß sie ihre Augen auf einen natürlichen Bruder des verstorbenen Königs, Johann, Großmeister des Avisordens, warfen. Sie erklärten ihn vorläufig als Regenten des Reiches und verfolgten alle Castilisch Gesinnten mit der heftigsten Wuth, der selbst der Erzbischof von Lissabon geopfert wurde.

Indeß erschien Johann von Castilien mit einem großen Heere und belagerte Lissabon zu Wasser und zu Lande; allein Geldmangel und Krankheiten vereitelten allen Erfolg dieses Unternehmens, und die Portugiesen, kühner und heftiger geworden, machten nun ihren Regenten auf einer Versammlung zu Coimbra zum Könige (1384). Als solcher heißt er in der Geschichte Johann I. der Unechte. Danach warf eine Castilische Flotte von Neuem Anker vor Lissabon, ein Landheer rückte über Ciudad Rodrigo heran. Die Castilier, zahlreich und voll übermüthigen Selbstvertrauens, griffen die Portugiesen bei Aljubarrota an, wo diese, nur zwölftausend Mann stark, eine vortreffliche Stellung genommen hatten. Stolz und Haß entflammten die Gemüther zum heftigsten Kampfe; die beiden Könige nahmen persönlich den thätigsten Antheil Der von Castilien, obgleich kränklich, ließ sich in einer

Sänfte durch die Reihen seiner Krieger tragen; Johann von Portugal stellte sich aber, als beim ersten Angriff seine vorderste Linie zu weichen begann, mitten im Getümmel den Fliehenden entgegen, und führte sie in den Kampf zurück, der endlich mit einem vollständigen Siege von seiner Seite endete (1385).

Die große Ueberlegenheit der Kräfte, trotz deren die Castilier unterlegen waren, erhob die Portugiesen zum stolzesten Selbstgefühl, und rasch suchten sie den Sieg so gut als möglich zu benutzen. Franzosen und Engländer, damals noch in ihrem Kriege begriffen, mischten sich ein. Der Herzog von Bourbon führte den geschlagenen Castiliern ein Französisches Heer zu; der Herzog von Lancaster wollte mit den Siegern an der Beute Theil nehmen. Der Letztere landete im Julius 1386 in Gallicien, schloß aber, als er, mit den Portugiesen verbunden, einen erfolglosen Einfall in Castilien gemacht hatte, gegen deren Absicht Frieden, und gab für eine Heirath seiner Tochter mit dem Castilischen Erbprinzen Heinrich, und gegen eine ansehnliche Summe Geldes, seine und seiner Gemahlin Ansprüche an Castilien auf, ohne doch diesen Staat von dem Französischen Bündnisse trennen zu können. Der König von Portugal setzte indeß den Krieg eifrig fort, bis 1390 ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Bald darauf starb König Johann von Castilien an einem Sturz vom Pferde, erst drei und dreißig Jahre alt (1390), allgemein betrauert von seinen Unterthanen. Beatrix hatte ihm keine Kinder geboren. Die mit Verwirrungen und Unruhen erfüllte Minderjährigkeit seines Nachfolgers setzten Johann von Portugal in den Stand, sich auf seinem Throne zu befestigen. Der Friede, in welchem Castilien seine Rechte anerkannte, wurde jedoch erst 1411 geschlossen.

---

66. Aragonien, bis zum Ende des Barcelonischen Stammes.

(1276—1410.)

Dieses Reich nahm seit Jacob I. (Th. V. S. 270.) nicht mehr den Antheil an der Vertreibung und Bekriegung der Mauren, welcher jenem Könige so großen Ruhm gebracht hatte. Der Nachfolger desselben, Peter III. (1276—1285), erwarb, wie wir schon wissen, Sicilien (Th. V. S. 172.), wodurch die Kräfte seines Reiches eine andere Richtung erhielten, und verwickelte sich in weitaussehende Händel mit den

Königen von Neapel und Frankreich, mit den Päpsten, und auch mit seinen eignen Unterthanen, da die Auflagen, welche der Krieg nöthig machte, bei allen Ständen Unzufriedenheit erregten. Die Barone waren noch überdies durch den Stolz des Königs, sie bei wichtigen Angelegenheiten nicht um Rath zu fragen, beleidigt. Als nun Peter auf einem Reichstage zu Tarragona auf die dringenden Vorstellungen des vereinten Adels und Bürgerstandes eine stolze und abweisende Antwort gab, schlossen die Stände einen Verein zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten, und erklärten, daß sie dem Könige den Gehorsam aufsagen würden, wenn er Jemand, weil er dem Bunde beigetreten sey, willkürlich strafen sollte. Zum Glück für Peter wußte er zur rechten Zeit nachgiebig zu seyn. Als er die große Einigkeit der Stände sah, gewährte er ein General-Privilegium, welches vorzüglich in einer Bestätigung aller früheren Rechte, Gesetze und Freiheiten des Reiches bestand (1283).

Diese Vorrechte waren bedeutend, und des Königs Gewalt durch den Reichstag (die Cortes) sehr beschränkt *). Kein Gesetz konnte erlassen oder aufgehoben, keine Steuer auferlegt werden ohne Zuziehung der versammelten Stände. Die Cortes von Aragonien waren vierfach gesondert; sie bestanden aus den Prälaten, dem hohen Adel (Ricos hombres), dem niedern Adel (Hidalgos oder Infanzonen) und den Abgeordneten der Städte. Der Adel war durch die fortwährenden Kämpfe mit den Mauren, die er vorzugsweise bestanden hatte, emporgekommen; ebenso hatte die Geistlichkeit höheres Ansehen als anderswo erworben, weil die innere Kraft des Reiches vorzüglich auf dem Gegensatz des Christlichen und Saracenischen Lebens beruhte. Aber auch die Städte (vgl. Th. V. S. 271.) finden sich schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts unter den Cortes. Der Grund dieser frühen politischen Wichtigkeit des Bürgerstandes in Aragonien ist mehr in der geschichtlichen Entwickelung des Reiches als in der Bedeutung des bürgerlichen Gewerbes zu suchen. Als befestigte Ortschaften gewährten sie bei den langen gefährlichen Kriegen mit den Mauren die

*) Berühmt ist eine Formel des Huldigungseides der Aragonischen Stände geworden, deren Quelle Antonio Perez ist (Obras y relaciones Ed. Colon. 1676. p. 143), und die so lautet: Nos, que valemos tanto como vos, os hazemos nuestro Rey y Senor, con tal que nos guardeys nuestros fueros y libertades, y si no, no. (Wir, die wir eben so viel gelten als Ihr, machen Euch zu unserm Könige und Herrn, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Gesetze und Freiheiten unverletzt erhaltet, wenn aber nicht, nicht.) Die Zuverlässigkeit dieser Angabe ist indeß mit guten Gründen bezweifelt worden. S. Lindau, Darstellungen aus der Geschichte von Spanien, Bd. I. S. 147.

sicherste Zuflucht, und auch die den Saracenen abgenommenen Städte bedurften, um die Bevölkerung wieder zu heben, besonderer Begünstigungen *). Daß sich aber die Stadtgemeinden in dieser Stellung erhielten und die gewonnene Bedeutung zu behaupten wußten, hatten sie allerdings auch hier der Blüthe zu danken, die aus Handel und Gewerbsthätigkeit hervorging. Die Catalonier wurden zuerst durch die Nothwendigkeit, ihre Küsten gegen die Seeräubereien der Araber zu schützen, auf das Meer geführt, bald fanden sie sich auf diesem Elemente heimisch und entwickelten ein großes Geschick, es zu einem weit verbreiteten Handelsverkehr zu benutzen, der sich nach der Besitznahme Sicilien's immer weiter im Mittelmeer ausdehnte, und die höchste Eifersucht der Genueser erweckte. Besonders gelangte Barcelona durch seinen Handel, den es bis nach Griechenland, Syrien und Aegypten hin trieb, zu einem großen Flor. Die hier geltenden Gewohnheiten und Gesetze, nach welchen ein schon im dreizehnten Jahrhundert eingesetztes Handelsgericht die entstehenden Streitigkeiten schlichtete, zeugen von eben so vieler Einsicht als Erfahrung **).

Nach Peter's Tode herrschte sein Sohn Alfons III. in Aragonien, ein zweiter, Jacob, in Sicilien. Gegen Alfons erhob sich schon auf dem ersten Reichstage ein Theil der Aragonischen Stände, und verlangte, daß der König fortan seine Räthe mit Zuziehung und Einwilligung der Stände wählen solle, da unter der vorigen Regierung Fremde aus Italien und Sicilien ungebührlichen Einfluß gewonnen hätten. Andere, welche in dieser Forderung nur eigennützige und persönliche Absichten sahen, widersprachen, und Alfons, dadurch ermuthiget, zeigte anfangs eine feste Haltung, als aber die Unzufriedenen sich zu einer neuen Union vereinigten, Zwietracht und Verwirrung immer höher stiegen und schon offener Krieg zwischen den Parteien begann, der dem Reiche die tiefsten Wunden zu schlagen drohte, gab er nach und bewilligte den Ständen auf einem Reichstage zu Saragossa 1287 zwei Privilegien, Unionsprivilegien genannt, die ihnen der That nach gesetzliche Unabhängigkeit verliehen. Denn das eine derselben erlaubte ihnen,

*) Schmidt Geschichte Aragonien's im Mittelalter, S. 395 u. 400.

**) Schon im Jahre 1227 war der Handel so lebendig, daß der König jedem fremden Fahrzeuge verbot, in Barcelona Ladungen nach Syrien, Aegypten und der Berberei zu nehmen, so lange noch im Hafen der Stadt ein Schiff wäre, das solche Reisen unternehmen könnte. Eine Navigationsacte vierhundert Jahre vor der Englischen. Lindau, a. a. O. S. 30

in dem Falle, daß der König ohne richterlichen Spruch der Reichsversammlung gegen ein Glied Strafen verhängen würde, sich einen andern Herrn und König zu wählen, und das zweite setzte fest, daß die Wahl der königlichen Räthe von den Ständen abhängen solle.

Nachdem Alfons mit so schweren Opfern die Ruhe im Innern seines Reiches erkauft hatte, wünschte er auch den äußern Frieden mit den Königen von Frankreich und Neapel und dem Papste herzustellen, um so mehr, da er, wie oben schon erzählt ist, dem Infanten de la Cerda gegen den König Sancho IV. von Castilien Beistand leistete. Mit Jenen kam denn auch zu Brignoles 1291 der Friede zu Stande; Alfons verpflichtete sich, seinem Bruder Jacob weder öffentlich noch insgeheim Beistand zu gewähren, wofür der Papst ihn vom Bann lossprach. Aber kaum war der Vertrag geschlossen, so starb Alfons (18. Jun. 1291), ohne Kinder zu hinterlassen, und Jacob II., bisheriger Herr von Sicilien, bestieg, der väterlichen Verordnung gemäß, den Thron von Aragonien. Sicilien ließ er unter der Statthalterschaft seines Bruders Friedrich. Wie sehr er nun aber auch vorher seines Bruders Alfons Verfahren beim Abschluß des Friedens getadelt hatte, so sah er sich als König von Aragonien doch in gleicher Lage und erneuerte denselben (1295), indem er Sicilien abzutreten versprach, und zur Entschädigung dafür von dem Papste mit Sardinien und Corsica belehnt wurde. Aber die Ausführung dieses Vertrags fand große Schwierigkeiten. Die Sicilianer weigerten sich, unter die Neapolitanische Herrschaft zurückzukehren. Sie wählten ihren Statthalter Friedrich zum Könige, der sich auch gegen alle Angriffe der Neapolitanischen Macht, an denen selbst sein eigner Bruder Jacob Theil nahm, behauptete. Und jene beiden Inseln waren von Bonifacius VIII. leichter verschenkt, als von den Aragoniern in Besitz genommen. Seit der Belehnung Bariso's durch Kaiser Friedrich I. mit Sardinien führten die Genueser und Pisaner über den Besitz dieser Insel einen mehr als hundertjährigen Krieg, der nur selten durch Waffenstillstände auf längere Zeit unterbrochen worden war, bis endlich im Jahre 1284 eine große Seeschlacht bei der Insel Molara das eben auf den höchsten Gipfel gestiegene Ansehen Pisa's für immer zum Sinken brachte, während zu gleicher Zeit die anwachsende Macht der Guelfischen Partei in Toscana die Republik auf dem Festlande immer mehr beschränkte. Doch behaupteten sich die Pisaner noch im Gebiete von Arborea, und behielten auch unter dem unabhängigen Adel der Insel noch eine Partei. Erst im Jahre

1322, als in Genua die Parteiwuth zwischen Guelfen und Gibellinen den höchsten Gipfel erreicht hatte, und von dieser Seite kein großer Widerstand zu besorgen war, machte Jacob ernstliche Anstalten, Sardinien anzugreifen. Als sein Sohn Alfons mit sechszig Galeeren landete, unterwarf sich ihm der Richter von Arborea, und der größte Theil des Genuesisch gesinnten Adels, nur Cagliari vertheidigte sich hartnäckig für Pisa. Da aber diese Stadt durch jenen letzten großen Seekrieg geschwächt, und damals gerade von Castruccio Castracani (Th. V. S. 356.) bedrängt, nur wenig zur Rettung der Belagerten that, ergaben sich diese 1324 den Aragoniern, welchem Beispiele dann auch die Genuesischen Landschaften folgten. Indeß fanden bald wieder Aufstände statt, und Jacob's Nachfolger mußten noch langwierige Kämpfe mit Pisa und Genua führen, ehe es ihnen gelang, ihre Herrschaft auf der Insel ganz zu befestigen. Corsica, das sich die Pisaner und Genueser auf ähnliche Weise wie Sardinien streitig gemacht hatten, welches aber durch einen im Jahre 1299 geschlossenen Frieden den Letzteren zugefallen war, blieb auch für die Zukunft unter deren Oberherrschaft.

Jacob, der von seinen Unterthanen als ein tapferer, großmüthiger und gerechter König allgemein verehrt ward, starb 1327. Es folgte ihm sein Sohn Alfons IV., welcher seiner milden und liebevollen Gesinnungen wegen der Gütige genannt ward. Dennoch mußte auch er den Trotz der Stände erfahren, einiger Schenkungen wegen, die er seiner zweiten Gemahlin, der Tochter König Ferdinand's IV. von Castilien, und einem von ihr gebornen Sohne gemacht. Die Einwohner von Valencia ergriffen darüber sogar, als der König sich in ihrer Stadt befand, die Waffen, und einer ihrer Bürger führte vor Alfons so drohende Reden, daß die Königin zornig äußerte: ihr Bruder, der König von Castilien, würde Denen, welche so gesprochen, den Kopf abschlagen lassen. Alfons aber, ohne seinen Gleichmuth zu verlieren, erwiederte: „Unser Volk, Königin, ist frei und nicht so unterworfen wie das Castilische. Die Aragonier achten uns als ihren Herrn, und wir sie als gute Vasallen und Gefährten.“ Und hierauf erklärte er sich bereit, die meisten dem Infanten gemachten Schenkungen zu widerrufen.

Diese über alles gerechte und nützliche Maß hinausgehende Gewalt der Stände wurde durch Alfonsens Nachfolger, den harten, kraftvollen und schlauen Peter IV. (1336—1387), gebrochen. Peter wollte auf den Fall, daß er keine Söhne erhalten sollte, seinen Bruder Jacob von der Thronfolge ausgeschlossen wissen und sie seiner Tochter zuwen-

den, erregte aber dadurch eine solche Unzufriedenheit, daß in Aragonien eine Union wider ihn zusammentrat, welche die Wenigen, die ihr nicht angehören wollten, als Feinde des Vaterlandes verfolgte, und sich bald mit einer andern in Valencia entstandenen eng vereinigte. Peter sah sich genöthigt, die Unionsprivilegien zu bestätigen, und die der Verbindung mißfälligen Räthe zu verstoßen. Aber vor einigen Zeugen erklärte er insgeheim, daß er nur gezwungen handle, und dieser Absicht, sich an sein Versprechen nicht zu binden, gemäß, suchte er durch List die Verbündeten zu trennen. Unterstützt wurde er dabei besonders von dem unerschütterlich treuen, tapfern und einsichtsvollen Bernaldo von Cabrera, der in seiner Umgebung geblieben war, einem Manne, welcher die feste Ueberzeugung hegte, daß Jeder, welcher dem Könige rathe, in die Minderung seiner Würde und Macht zu willigen, tödtlich sündige, und daß mit aufrührerischen Vasallen kein Vertrag geschlossen werden dürfe *). Bald hatte Peter einige der Angesehensten gewonnen, seine Partei wuchs von Tage zu Tage, und als es nun zu offener Fehde kam, trug sie in einer entscheidenden Schlacht den Sieg davon. Peter war indeß klug genug, seinen Vortheil nicht zu mißbrauchen, nur Wenige traf seine Strenge, und in die Freiheiten des Landes erlaubte er sich keinen andern Eingriff, als daß er die Unionsprivilegien aufhob (1348). Er soll, als er eine der Urkunden mit seinem Dolche zerschnitt, sich dabei, heftig wie er war, in der Hand verwundet, aber schnell gefaßt dem Zufalle die Deutung gegeben haben: ein Freiheitsbrief, der mit dem Blute so vieler tapferen Männer errungen wäre, würde billig mit Königsblut ausgelöscht. Noch mehr ward die Ruhe befestigt, als die Königin bald darauf einen Sohn gebar und die Partei des Infanten Jacob sich nun von selbst auflös'te.

An die Stelle der bisherigen gewaltsamen Mittel, den König von verfassungswidrigen Schritten abzuhalten, sollte nun ein friedliches treten. Zu diesem Ende ward dem Aragonischen Oberrichter, dem Justitia, der anfangs der königliche Hofrichter gewesen war, ein höherer und erweiterter Wirkungskreis angewiesen. Schon früher hatte er mit dem Beirath des Reichstages in Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Baronen oder Infanzonen Recht gesprochen, jetzt wurde er die eigentliche Behörde für die Entscheidung solcher Zwistigkeiten. Er war die Quelle des Gesetzes für zweifelnde Beamten, und hatte die

*) Schmidt a. a. O. S. 282.

Gewalt, jedes Verfahren königlicher Richter, gegen welches seine Hülfe angerufen ward, zu hemmen. Ueber die königlichen Beamten erkannte er, ohne daß von seinem Ausspruche Appellation Statt fand. Der Justitia mußte aus dem Ritterstande genommen werden, dem hohen Adel durfte er nicht angehören, weil die Mitglieder desselben nicht auf Leib und Leben angeklagt werden konnten. Denn der Justitia sollte die große Macht, welche in seine Hand gelegt war, keinesweges ohne Verantwortlichkeit ausüben, und Ausschüsse der Reichstage wurden öfter niedergesetzt, um Klagen wider ihn zu hören und ihn dann vereint mit dem Könige zur Strafe zu ziehen. Von dieser Zeit an hörten die Bürgerkriege, die das Innere des Aragonischen Reiches bisher so häufig zerrissen hatten, fast ganz auf, und die einzeln und entfremdet sich gegenüberstehenden Elemente des Staats wurden allmählig zu einem gesetzlich regierten organischen Ganzen verschmolzen.

In den späteren Regierungsjahren Peter's gaben ihm besonders Sardinien und Sicilien Beschäftigung. Das Erstere mußte gegen immer neue Empörungen behauptet, Sicilien aber, das, unter schwachen und ohnmächtigen Königen durch ununterbrochene Zwistigkeiten zwischen den mächtigen Häusern Chiaramonte, Palizzi, Alasco u. a. zerfleischt, mehr als ein Mal in Gefahr war, von Neapel aus wieder bezwungen zu werden, mußte wenigstens für eine künftig mögliche Wiedervereinigung mit Aragonien erhalten werden. Peter brachte daher eine Vermählung zwischen seiner Tochter und dem Sicilischen Könige Friedrich III. (seit 1355) zu Stande, und als dieser 1377 starb, nahm er den Titel eines Königs von Sicilien an, ohne Rücksicht auf die von Friedrich hinterlassene Tochter, seine Enkelin Maria.

Diese unmündige Fürstin besaß unter den fortdauernden Zerwürfnissen des Landes so wenig Gewalt, daß sie von einem Aragonisch gesinnten Edlen Ramondo de Moncada, in Einverständniß mit Peter, gewaltsam nach Sardinien entführt ward. Peter wollte sie nun mit seinem ältesten Sohne Johann verheirathen. Und obschon dieser gegen seines Vaters Willen sich mit einer andern Fürstin vermählte, Maria aber nach seines Vaters Tode mit seinem Neffen Martin verband, so ward doch Peter's Wunsch, die Vereinigung Aragonien's mit Sicilien, endlich erreicht. Denn Johann I., der, aller kriegerischen Thätigkeit fremd, seine Zeit nur zwischen dem Vergnügen der Jagd und dem Anhören provenzalischer Dichter theilte, die er mit verschwenderischer, von seinen Großen hart getadelter Freigebigkeit um sich versammelte (Th. V

(S. 245.), starb nach kurzer Regierung 1395 ohne Erben. Ihm folgte sein Bruder Martin, der 1409, wo sein gleichnamiger Sohn starb, der Gemahl der früher schon gestorbenen Sicilischen Maria, Sicilien erbte, selbst aber schon im folgenden Jahre in's Grab sank und den Barcelonischen Mannsstamm, der dem Aragonischen Staate eine Reihe ausgezeichneter Regenten gegeben, beschloß.

---

67. Spanien und Portugal im funfzehnten Jahrhundert.

Johann's I. Nachfolger auf dem Throne von Castilien war sein erst elfjähriger Sohn Heinrich III. Diese häufigen Minderjährigkeiten wurden dem Castilischen Reiche um so verderblicher, weil die Großen hier nicht weniger trotzig und nach Unabhängigkeit lüstern waren, als die Aragonischen, was aber in Aragonien diesem Uebel mächtig entgegen wirkte, der eigenthümliche Geist der Verfassung, und das in den Kämpfen durchleuchtende Bestreben, zu einer festen gesetzlichen Ordnung zu gelangen, in Castilien fehlte. Auch gelangten die Städte hier später als im Nachbarreiche zu einer freien Entwickelung, weil das Meer fehlte, welches die Aragonischen Küstenbewohner zu Handelsverbindungen lockte, und erst im vierzehnten Jahrhundert erschienen Abgeordnete der Castilischen Bürger neben dem Adel und der Geistlichkeit auf den Reichstagen. Heinrich's erste Regierungsjahre waren mit Zwietracht und Zerrüttung erfüllt, bis der junge Fürst, als er sein vierzehntes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, die Zügel der Regierung selbst ergriff. Durch die Entschlossenheit und Festigkeit, mit denen er zu allgemeinem Erstaunen auftrat, wurde er Meister aller unruhigen Bewegungen; erneuerte Empörungsversuche dämpfte er mit Kraft und Klugheit. Die gewonnene Ruhe im Innern wollte er zu einer Unternehmung gegen Granada benutzen, um der Maurischen Herrschaft in Spanien ein völliges Ende zu machen. Schon wurden die thätigsten Vorbereitungen gemacht, als der Tod den kühnen Heinrich im sieben und zwanzigsten Jahre seines Lebens der so schön begonnenen Laufbahn entriß (1406). Der Maurische Staat erhielt dadurch eine neue Frist für sein Daseyn auf Europäischem Boden.

Johann II., der seinem Vater auf dem Castilischen Throne folgte, war ein zweijähriger Knabe. In den ersten Jahren der Minderjährigkeit, so lange Heinrich's Bruder, der edle und wackre Ferdinand, der

die ihm selbst von den Großen angebotene Krone edelmüthig ausschlug, in Verbindung mit Johann's Mutter, Katharina von Lancaster (vgl. o. S. 325.), die Vormundschaft führte, wurde im Innern der Friede gesichert, und der Krieg gegen die Mauren mit einigem Erfolge geführt; mehrere Städte, unter andern Antequera, wurden erobert. Indeß starb König Martin von Aragonien, und da auf einen unechten Sohn des jüngern Martin von Sicilien, trotz der Wünsche des Großvaters für ihn, keine Rücksicht genommen wurde, so kam es nun auf die Entscheidung zwischen den verschiedenen Bewerbern an, welche den erledigten Thron wegen ihrer Verwandtschaft mit dem erloschenen Königshause durch weibliche Abstammung in Anspruch nahmen. Diese Bewerber waren: der eben genannte Infant Ferdinand von Castilien, als Sohn einer Tochter Peter's IV., der Graf von Urgel und die Herzoge von Calabrien und Gandia. Die beiden Letzteren traten gegen die Ersteren sogleich in den Schatten, zwischen diesen aber schwankte die Wage, denn der günstige Eindruck, den Ferdinand's Würdigkeit auf Viele machte, wurde bei Andern durch des Grafen von Urgel Geschenke und Versprechungen aufgewogen. Der gefährlichste Gegner des Grafen war der Erzbischof von Saragossa, der erste Prälat des Reiches, welcher, dem Infanten geneigt, seinen Einfluß aufbot, die Entscheidung des Streits durch einen richterlichen Ausspruch zu bewirken. Diesen trefflichen, allgemein geachteten Mann ließ der Graf, von dem Glanze der Krone geblendet, verrätherisch überfallen und ermorden, in der Absicht, hiedurch Ferdinand's Partei einzuschüchtern und aufzulösen. Aber der Frevel, durch den er den Thron zu besteigen hoffte, trug am meisten dazu bei, ihn davon auszuschließen, indem der Abscheu über diese That dem Grafen viele Anhänger entfremdete. Endlich kam es dahin, daß auf den ständischen Versammlungen der drei Bestandtheile des Reichs, Aragonien's, Valencia's und Catalonien's, neun durch Einsicht und Rechtskunde ausgezeichneten Männern, dreien aus jedem Lande, aufgegeben ward, die Ansprüche eines jeden Bewerbers zu untersuchen. Nach vielfältiger Prüfung des Rechts und Herkommens und alter Urkunden, entschieden diese endlich, mit einer Mehrheit von sechs, unter großen kirchlichen Feierlichkeiten für den Infanten Ferdinand. Der neue König empfing zu Saragossa die Huldigung der Stände, auch Sicilien und Sardinien erkannten ihn an, so daß er das Aragonische Reich in einem Umfange wie noch keiner seiner Vorgänger beherrschte. Einen Empörungsversuch des Grafen von Urgel dämpfte er mit kräfti-

ger Hand, und um die ganze Christenheit erwarb er sich das Verdienst, daß er unter den Königen, die noch zur Obedienz des Papstes Benedict XIII. gehörten, der erste war, der diesen halsstarrigen Greis verließ, und demnach zu dem vom Kostnitzer Concil betriebenen Kirchenfrieden wesentlich beitrug.

Aber leider war das Leben dieses trefflichen Fürsten von kurzer Dauer. Er starb schon 1416, und sein Tod hatte insbesondere für Castilien verderbliche Folgen. Der junge König dieses Reiches, durch seine Mutter, welcher Ferdinand die Erziehung hatte überlassen müssen, verweichlicht, war seinem großen Berufe nicht gewachsen. Als er nach dem Tode derselben (1418) ohne Stütze dastand, zeigte er nur Empfänglichkeit für die Genüsse, die ihm Jagden und Turniere, Musik und Dichtkunst (in welcher er sich selbst nicht ohne Glück versuchte) gewährten, aber nicht Kraft und Lust zum Wirken im Staat und im Kriege. Auf einen solchen König Einfluß zu erhalten, mußte bald der Gegenstand ehrgeiziger Bestrebungen werden. Ein junger Mann aus einer in Aragonien hoch angesehenen Familie, Alvaro de Luna, der außer einer großen Gewandtheit in Allem, was den König anzog, Kraft des Geistes, Verschlagenheit und Muth besaß, hatte schon unter den Kinderspielen sein Herz gewonnen. Johann ernannte ihn zum Connetable des Reiches, und war bald völlig in seinen Händen. Aber die jüngeren Söhne des verstorbenen Königs von Aragonien, Johann, Heinrich und Sancho, die durch den ererbten Besitz väterlicher Güter mächtige Vasallen des Castilischen Reiches waren, beneideten ihn um diese Stellung. Anfangs benutzte der schlaue Alvaro die Eifersucht, welche die Brüder selbst gegen einander hegten, zur Befestigung seiner Macht, endlich aber erregte die Größe seiner Gewalt allgemeine Unzufriedenheit. Die Infanten wurden die Häupter einer Verschwörung, welche den Sturz des Günstlings bezweckte und erreichte. Alvaro mußte den Hof und den König verlassen (1427), welcher nun ganz unter dem Einflusse der siegenden Partei stand. Aber so klug wirkte Alvaro von seiner Verbannung aus, und so ungeschickt benutzten seine Gegner ihren Sieg, daß er nach kurzer Zeit, von dem Volke als Schützer ersehnt, im Triumph zurückkehrte. Gegen wiederholte Versuche der Infanten, welche jetzt auch von ihrem älteren Bruder, dem König Alfons von Aragonien, unterstützt wurden, behauptete er sich fortwährend, wiewol diese beständige Aufmerksamkeit auf das Innere Schuld war, daß er einen großen Sieg, den er bei Cabo de las Ginetas gegen die Mauren

erfocht (1431), und der die Zerstörung Granada's hätte nach sich ziehen können*), nicht so benutzte, wie es möglich gewesen wäre. Aber seine ungeheuren Einkünfte, seine völlig unbeschränkte Macht über den König, sein Betragen, das den Stolz der Mächtigen oft beleidigen mochte, alles dies vermehrte die Zahl seiner Gegner, und bewog sie zu neuen Angriffen. Selbst der Sohn des Königs, der Prinz Heinrich von Asturien, oder vielmehr dessen Liebling Pacheco, traten zu dem Bunde gegen ihn. Alvaro unterlag abermals, und der König wurde vom Infanten Johann (1442) eine Zeit lang in Gefangenschaft gehalten. Als der erstere aber bald darauf Gelegenheit fand, aus seiner Haft zu entkommen und an der Spitze eines Haufens treuer Unterthanen die Aufrührer zu besiegen, erhielt auch Alvaro seine frühere Stellung wieder. Was Andere nicht zu bewirken vermocht hatten, bereitete sich der Günstling selbst. Er brachte den König wider dessen Willen zu einer Vermählung mit der Prinzessin Isabelle von Portugal, einer Enkelin Johann's des Unechten, welche bald durch Schönheit und Jugend einen großen Einfluß auf den Herrscher von Castilien erhielt. Eifersüchtig, diesen mit dem Connetable theilen zu müssen, verband sie sich mit den Gegnern desselben zu seinem Sturze, und es gelang den unablässigen Bemühungen der Vereinigten, des Königs Liebe zu Alvaro de Luna zu erschüttern und seine Begierde nach Geld und Schätzen auf die großen Reichthümer desselben, die Früchte seiner eigenen Freigebigkeit, zu lenken. Das gefährliche Unternehmen, den Mächtigen, der von einer zweitausend Mann starken Leibwache umgeben war, gefangen zu nehmen, ward zu Burgos ausgeführt. Der König verrieth den schimpflichen Beweggrund seines Handelns, indem er sich gleich nach der Verhaftung des Günstlings mit der größten Eil der Schätze desselben bemächtigte; seinen Tod bewirkten seine Gegner durch ein eben so eiliges als regelloses gerichtliches Verfahren. Auf dem Markte zu Valladolid empfing Alvaro mit großer Würde und Unerschrockenheit den Todesstreich (1453).

Der ein Jahr darauf erfolgende Tod des von Reue, Schmerz und Scham **) gefolterten Königs ersparte diesem die Schmach und

*) Mariana setzt den Verlust der Mauren auf 10,000, andere Spanische Schriftsteller sogar auf 30,000 Gebliebene. Dazu kamen Thronstreitigkeiten und Parteiungen im Granadischen Reiche selbst; ein Thronbewerber befand sich bei dem Castilischen Heere. Alvaro's Feinde behaupteten, er habe sich von den geschlagenen Mauren bestechen lassen.

**) Ganz durchdrungen von der Richtigkeit seines Lebens, starb er mit den Worten:

Noth, welche die durch jenen Sieg übermüthig gewordenen Vasallen ihm bereiten wollten; desto stärker empfand sie sein Sohn, Heinrich IV. Eben so schwach und unselbständig wie sein Vater, ergab er sich ebenfalls seinem Lieblinge Pacheco, nunmehrigem Marquis von Villena. Aber unwürdiger als Johann, ward Heinrich noch schimpflicher behandelt, und der Günstling blieb ihm im Kampfe gegen den Adel nicht treu, wie Alvaro seinem Vater. Heinrich's Gemahlin zeigte sich ihres Gatten werth, indem sie gleichfalls mit einem Buhlen, **Bertrand** de la Cueva, in rücksichtsloser Vertraulichkeit lebte. Da ihre Ehe mit dem Könige kinderlos blieb, verlangten die im Jahre 1459 versammelten Cortes des Reiches, daß Heinrich seinen Bruder Alfons zum Thronerben erklären solle. Indeß wurde diese Forderung nicht bewilligt, und als die Königin im Jahre 1462 endlich einer Tochter genas, erkannte Heinrich dieses Kind an, obgleich man allgemein wußte, daß er dessen Vater nicht sey. Ja als der Marquis von Villena nach einiger Zeit in Ungnade fiel, trug der König kein Bedenken, den Günstling seiner Gemahlin auch zu dem seinigen zu machen. Der allgemeine Unwille über diese Vorfälle machte es einer Verbindung des Adels, an deren Spitze Pacheco stand und welcher sich selbst der König von Aragonien Johann II. anschloß, nicht schwer, den schwachen Heinrich zu der Erklärung zu bringen, daß Alfons sein Nachfolger *werden* solle. Aber damit nicht zufrieden, schritten die Empörer sofort zur Absetzung des Königs und Erhebung seines Bruders. Auf dem Felde von Avila wurde eine große Versammlung gehalten, und nachdem die Gründe vorgelesen waren, weshalb Heinrich der Krone unwürdig zu achten sey, bestieg der Erzbischof von Toledo mit dem Marquis von Villena ein daselbst errichtetes Gerüst, auf welchem sich eine mit den Insignien der königlichen Würde bekleidete Figur befand, welche den König vorstellen sollte. Dieser wurde nun Schwert, Krone und Zepter entrissen und die Verbündeten stießen sie mit Fußtritten hinunter (1465). Alfons' Tod, der kaum drei Jahre nach diesen Begebenheiten erfolgte (1468), führte Heinrich IV. auf den Thron zurück, aber nur weil seine männliche Schwester Isabella, der die Mißvergnügten die Krone antrugen, dieselbe ausschlug, und der König versöhnte sich nun wieder mit seinen Gegnern, indem er, mit Uebergehung jener oben erwähnten Tochter, diese seine Schwester zur Nachfolgerin erklärte.

„Wollte Gott, ich wäre nur der Sohn eines Ritters, oder ein Mönch im Kloster Abrojo gewesen."

Nach Ferdinand's Tode hatte sein Sohn Alfons V. (1416—1458), erst funfzehn Jahr alt, den Thron von Aragonien bestiegen. Sein rascher Geist, der sich im Innern seines Reiches durch die Vorrechte der Stände eingeengt und beschränkt fühlte, suchte in der Thätigkeit nach außen hin Spielraum und Freiheit, und wenn auch ein im Jahre 1417 unternommener Zug, welcher Corsica den Genuesern entreißen sollte, durch die unerschütterliche Tapferkeit und Gewandtheit der Truppen und Seeleute jener Stadt mißglückte, so wissen wir, daß seine Versuche in Italien von einem glücklichern Erfolg begleitet waren, und ihn zuletzt in den Besitz des Königreichs Neapel setzten. Doch glänzt Alfons nicht bloß als Eroberer, sondern auch als einer der ersten Beförderer des wieder erwachenden wissenschaftlichen Strebens und des Studiums der alten Litteratur in Italien. Johann II., den wir schon als Gegner Alvaro's de Luna kennen gelernt haben, war der Nachfolger seines Bruders Alfons V. in Aragonien, Sardinien und Sicilien; daß Neapel an Ferdinand, einen natürlichen Sohn Alfonsens, gekommen war, ist schon erwähnt. Johann hatte von seiner ersten Gemahlin Blanca von Evreux (einer Enkelin Karl's des Bösen), die Erbin von Navarra war, einen Sohn Karl, Herzog von Viana, der nach dem Tode der Mutter (1441) in ihrem Erbreiche hätte folgen sollen. Aber Johann konnte sich nicht entschließen, seinem Sohne die Regierung zu überlassen, und so ergriff dieser die Waffen; allein der Vater behielt die Oberhand, schlug ihn (1452) und hielt ihn gefangen, bis er durch die Bemühungen Johann's II. von Castilien befreit wurde. Der Prinz erneuerte den Krieg, aber ohne bessern Erfolg als früher; er mußte zu seinem Oheim nach Italien flüchten. Nachdem Johann nun den Thron von Aragonien bestiegen hatte, wollte er den Herzog von Viana enterben, und die Nachfolge in seinen Reichen auf seinen Sohn Ferdinand, der ihm in zweiter Ehe geboren war, übertragen. Allein die Stände widersetzten sich dieser Absicht, und da der König den Prinzen Karl, welcher, um eine Aussöhnung zu bewerkstelligen, nach Aragonien gekommen war, in Lerida gefangen nehmen ließ, griffen die Catalonier zu den Waffen und setzten die Befreiung des Prinzen durch. Er starb noch in demselben Jahre (1461), und die Meinung, daß er vergiftet worden sey, brachte die Catalonier von Neuem zum Aufstande. Die Empörer boten die Herrschaft ihres Landes zuerst Heinrich IV. von Castilien, dann dem Infanten Peter von Portugal

an, und konnten erst nach neunjährigem Kampfe wieder unterworfen werden.

Noch während der Dauer dieser Zerwürfnisse bot sich dem zweiten Sohne des Königs eine Aussicht zur Erwerbung Castilien's dar. Die Erbin dieses Reiches, Isabella, sollte sich nach dem Wunsche Heinrich's IV. und seines Günstlings Villena, der sich in dieser Sache wieder auf dessen Seite befand, mit dem Könige von Portugal Alfons V. vermählen, sie zog indeß die Verbindung mit Ferdinand von Aragonien vor, worüber der Erzbischof von Toledo mit diesem unterhandelte. Nachdem sich Ferdinand eidlich verpflichtet hatte, alle Gesetze von Castilien zu beobachten, nichts ohne den Willen seiner künftigen Gemahlin zu thun und nur Castilier in seinen Rath aufzunehmen, eilte er seine Vermählung zu feiern. Aus Furcht vor dem Marquis von Villena, war Alles auf das heimlichste betrieben worden, aber diese Vorsicht hatte doch nicht verhindert, daß Jener Argwohn schöpfte und einen Heereshaufen absandte, um sich der Person Isabella's zu versichern. Doch gelangte diese, unter dem Schutze des Erzbischofs von Toledo, glücklich nach Valladolid, wo sie ihren Bräutigam traf und die Hochzeit öffentlich begangen wurde (25. Oct. 1469). Vergeblich bemühte sich der schlaffe Heinrich und der verhaßte Günstling, die Neuvermählten ihrer Aussichten zu berauben. Isabellens würdige Haltung, das geistliche Ansehen des Erzbischofs von Toledo, und Ferdinand's schlaue Thätigkeit vermehrten täglich die Zahl ihres Anhanges, und der König mußte sich zu einer Aussöhnung entschließen, welche auf einer Zusammenkunft zu Segovia bewerkstelliget werden sollte. Der Marquis von Villena hatte die Absicht, sich bei dieser Gelegenheit Ferdinand's und seiner Gemahlin zu bemächtigen, allein sein Entwurf wurde verrathen und der Bürgerkrieg brach von Neuem aus. Auf dem Sterbebette erklärte Heinrich seine Tochter Johanna, welche die Castilier Bertrandilla nannten (S. 336), zur Erbin (1474), aber schon am folgenden Morgen wurden Ferdinand und Isabella als König und Königin von Castilien zu Segovia feierlich ausgerufen. Die Partei Johanna's, an deren Spitze der Sohn des kurz vor Heinrich IV. gestorbenen Marquis von Villena stand, brachte indeß die Verlobung dieser Prinzessin mit dem Könige von Portugal zu Stande, der im folgenden Jahre mit Heeresmacht in Castilien einbrach. Eine Schlacht bei Toro (1476) entschied gegen ihn und im Vertrag von Alcabeças entsagte Alfons V. seiner beabsichtigten Vermählung, so wie dem Thron von Castilien.

Inzwischen hatte Johann von Aragonien den Aufstand der Catalonier mit großer Kraft und Geschicklichkeit, unterstützt durch die Aufopferung der Stände von Aragon und Valencia, glücklich gedämpft und die Besiegten mit Klugheit und Milde behandelt. Auch in Navarra behauptete er sich glücklich gegen die Ansprüche und Unternehmungen eines neuen Bewerbers, welcher nach dem Tode Karl's von Viana aufgetreten war. Es war dies der Gemahl von dessen Tochter Eleonore, Gaston, Graf von Foix, den Johann im Jahre 1471 zu einem Vertrage brachte, nach welchem ihm selber die Regierung von Navarra bis an seinen Tod, jenem aber die Nachfolge zufiel. Zwei und achtzig Jahr alt, starb Johann mit dem Ruhme eines kräftigen und zugleich gütigen Herrschers (1479). Nach ihm bestieg Ferdinand von Castilien den Thron seines Vaters, der durch seine Ehe mit Isabella den Grund zur Vereinigung dieser beiden Reiche gelegt hatte, welche als der Beginn eines großen und glänzenden Aufschwungs des Spanischen Volkes mit Recht gepriesen wird.

Navarra wurde nach dem Tode Johann's, der dort seit 1441, wenn auch vielfach beunruhigt, regiert hatte, wieder ein selbständiges Reich. Eleonore herrschte nur wenige Tage, und da ihr Gemahl und ihr Sohn ebenfalls schon früher gestorben waren, hinterließ sie den Thron ihrem zehnjährigen Enkel Franz Phoebus, und als dessen Ende nach vier Jahren erfolgte, erhielt seine Schwester Katharina die Succession.

Für das Portugiesische Volk begann unter der Regierung Johann's des Unechten eine Epoche des Glanzes und Ruhmes. Da sein Erbrecht nicht ohne Zweifel war, hatte er Ursache, den Adel zu schonen und zu beschäftigen, und wendete deshalb seine und seines Reiches Kraft nach außen. Er ging nach Africa hinüber, und entriß den Mauren Ceuta; unter der Leitung eines seiner Söhne, des Infanten Heinrich, welcher in der Geschichte den Beinamen des Seefahrers führt, begannen die höchst folgenreichen Entdeckungen der Portugiesen im Weltmeere und an der Africanischen Küste, von welchen im folgenden Bande, im Zusammenhange mit dem Fortgange derselben, die Rede seyn wird. Nach einer acht und vierzigjährigen Regierung starb Johann, und hinterließ den Thron seinem Sohne Eduard I. (1433 bis 1438). Dieser wollte die Eroberungen in Africa fortsetzen, und schickte ein Heer unter der Anführung seiner Brüder Ferdinand und Heinrich zur Eroberung von Tanger ab. Aber die Portugiesen wurden durch

die überlegenen Streitkräfte der Mauren eingeschlossen, und erhielten nur gegen das Versprechen, Ceuta zurückzugeben, freien Abzug, wofür der Infant Ferdinand als Geisel zurückblieb. Ceuta wurde nicht geräumt, weil die Cortes, trotz aller Bemühungen des Königs, ihre Einstimmung nicht geben wollten, und Ferdinand starb darüber nach sechs Jahren in harter Gefangenschaft*). Eduard's Sohn und Nachfolger Alfons V. war glücklicher, und eroberte 1471 Tanger. Daß es ihm mit der Erwerbung Castilien's nicht gelingen wollte, ist schon bemerkt.

---

68. Preußen.

Der Staat der Deutschen Ordensritter in Preußen, den wir erst am Ende der vorigen Periode haben ins Leben treten sehen (Th. V. S. 199.), durchlief in dem gegenwärtigen schnell seine Bahn, und sah eine Zeit hoher, herrlicher Blüthe, die aber nach kurzer Dauer in tiefen, bejammernswerthen Verfall überging.

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war Preußen so entschieden die wichtigste Besitzung des Ordens geworden, daß die Hochmeister zu der Ueberzeugung kommen mußten, ihr Sitz, den sie nach dem Verluste des heiligen Landes für einige Zeit in Venedig aufgeschlagen hatten, gehöre dorthin. Der Gedanke fand anfangs bei den Ordensgebietigern in Preußen, deren Wirksamkeit und Stellung durch die Anwesenheit des Hochmeisters verringert werden mußten, Widerspruch, und es entstand darüber eine Spaltung im Orden. Als aber der um diese Zeit erfolgte schreckliche Untergang des Tempelherrenordens die Gemüther mit einer bangen Ahnung von dem erfüllte, was auch ihnen ohne genügende Mittel zum Widerstande und ohne innere Einigkeit wol bevorstehen könne, fühlten sie das Bedürfniß, ihre Kräfte zu concentriren. Ohne Hinderniß verlegte nun der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahre 1309 seinen Sitz nach Preußen und zwar nach der Marienburg. Diese war schon 1274 an einem trefflich gelegenen Orte begründet worden, jetzt erhoben sich neben dem Comthurhause noch zwei andere Burgen, deren mittlere als des Hochmeisters fürstliche Hofburg an Pracht, Kunst und Erhabenheit alle Ordenshäuser

*) Dieses tragische Schicksal Ferdinand's, der nachher heilig gesprochen wurde, hat dem Spanischen Dichter Calderon den Stoff zu seinem berühmten Trauerspiel „der standhafte Prinz" gegeben.

des Landes schon bei ihrem Aufbau bei weitem übertraf*). Der Ordenssenat in Preußen erhielt von diesem Augenblicke an erst seine rechte Bedeutung, wo das Haupt und die wichtigsten Glieder nicht mehr getrennt lebten, wo der innige Zusammenhang zwischen beiden die Wirksamkeit des Ganzen erst recht lebendig und kräftig machte. Die Regierung durch den Orden gewährte, so lange der Geist, in dem er gestiftet war, in ihm lebte, eigenthümliche Vortheile. Durch den strengen Gehorsam, welchen das Ordensgelübde dem Ritter gegen den Meister auferlegte, war dieser in den Stand gesetzt, schnell und nachdrücklich zu handeln. Das Generalcapitel, dem er verantwortlich war, hemmte seine Schritte nicht, wenn er das Gute und Rechte wollte und es auszuführen verstand. Als dieses Verhältniß sich änderte, trat auch der Verfall des Ordens unaufhaltsam ein.

Die Beschuldigungen von Selbstsucht, Grausamkeit, Tyrannei und Habsucht, welche dem Orden häufig gemacht worden sind, finden für die Zeit seines bessern Daseyns die eindringlichste Widerlegung durch den herrlichen Zustand, dessen sich das Land erfreute, wie er wahrlich nicht das Ergebniß einer despotischen Regierung seyn kann, am wenigsten, wenn der Staat in allen seinen Verhältnissen eine junge Schöpfung dieser Regierung ist. Während des vierzehnten Jahrhunderts, der schönen und glücklichen Zeit des Ordens in Preußen, herrschte im Lande großer und allgemeiner Wohlstand, blühten Ackerbau, Gewerbe und Handel. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurden die, weite Strecken einnehmenden, Sümpfe an der Nogat und Weichsel mit unbeschreiblicher Mühe durch einen bewundernswürdigen Dammbau ausgetrocknet, und der so gewonnene Boden durch Anpflanzer und Bearbeiter in den fruchtbarsten von ganz Preußen verwandelt. Welche Hülfsmittel müssen den Regierern und Regierten zu Gebote gestanden, mit welcher Einsicht müssen sie sie benutzt haben, wenn sie im Stande waren, in wenigen Menschenaltern mehr als funfzig Städte, mehrere tausend Kirchen und Klöster zu erbauen! Die wichtigsten Handelsstädte des Landes, Danzig, Thorn, Elbing, Braunsberg, Kulm, Kö-

---

*) Es haben sich von dieser berühmten Burg noch sehr bedeutende Ueberreste erhalten, an welchen die Kenner den trefflichen Stil der Baukunst bewundern. Durch die Sorglosigkeit und den Mangel an Sinn späterer Zeiten ging dieses erhabene Denkmal schon der völligen Zerstörung entgegen, als es in unseren Tagen noch zu rechter Zeit gerettet und für seine Erhaltung besonders durch die Mitwirkung und Unterstützung eines edlen Fürsten auf würdige Weise gesorgt worden ist.

nigsberg, waren Glieder des Hanseatischen Bundes und nahmen an allen Vortheilen und dem großen Ansehn desselben Theil. Preußen war damals wol der einzige Staat in Europa, wo kein Faustrecht galt, wo Beleidigungen nicht durch eigenmächtige Thaten gerächt wurden, sondern Prälaten, Adel und Städte ihre Streitigkeiten vor die Regierung brachten, die Kraft genug besaß, ihr höchstes Ansehn geltend zu machen. Wie das vierzehnte Jahrhundert überhaupt die Periode der Kraft und des Gedeihens für den Ordensstaat ist, so ist in diesem wiederum die Zeit des trefflichen Meisters Winrich von Kniprode (1351—1382) die der schönsten Entfaltung dieser Blüthe, die goldne Zeit der Deutschen Ritter in Preußen. Alle Künste des Friedens gediehen, auch geistige Bildung und Gelehrsamkeit blieben nicht zurück.

Als Beherrscher eines Deutschen, mitten unter Slavischen, zum Theil sogar noch heidnischen, Völkern gelegenen Staates mußten die Ritter, um sich zu befestigen, nach Ausbreitung ihrer Macht und Erweiterung ihrer Grenzen streben. Dies gelang ihnen besonders durch den Ankauf von Pommerellen, Esthland und späterhin der Neumark, so daß die Herrschaft des Ordens sich in den Zeiten ihrer größten Ausdehnung von der Oder bis an den Finnischen Meerbusen erstreckte. Es schien die Bestimmung des Ordens zu seyn, dieses große Küstenland mit fortschreitender, für seine Selbständigkeit nothwendiger Ausbreitung auf immer bei Deutscher Bildung und Deutscher Oberherrschaft festzuhalten, und die Slavenvölker so auf das Binnenland zu beschränken, daß von ihren Angriffen nichts zu befürchten stehe. Wäre den Rittern dieses in seinem ganzen Umfange gelungen, so würde der Osten Europa's eine andere Geschichte haben. Aber ihre Kräfte, welche der Aufgabe schon vom Anfang an kaum gewachsen gewesen, waren, als dieselbe ungleich schwieriger geworden, am meisten freilich durch eigene Schuld, geschwächt und zerrüttet. Schon um das 1310 erworbene Pommerellen hatte der Orden mit Polen, welches Ansprüche darauf zu haben behauptete, Krieg zu bestehen, indeß leistete Kasimir der Große im Frieden zu Kalisch (1343) Verzicht darauf. Aber die Bezwingung Lithauen's, die dem Orden für die feste und sichre Verbindung von Preußen mit Kurland und Livland durchaus nöthig, auch, so lange die Lithauer noch im Heidenthum verharrten, im Sinne seiner Stiftung und Bestimmung Pflicht war, gelang ihm nie. Die Lithauer, ein rohes, streitbares, treuloses Volk, bewohnten ein Land voll undurchdringlicher Wälder und Sümpfe, welches die Angriffe ebenso schwierig

als gefährlich machte; von den Polen und Russen, welche die Vergrößerung des Ordens fürchteten, wurden sie bereitwillig unterstützt. Während des vierzehnten Jahrhunderts dauerte der verheerende, von beiden Seiten mit außerordentlicher Erbitterung geführte Krieg zwischen dem Orden und den Lithauern fast unaufhörlich fort, nur selten ward er durch Waffenstillstände unterbrochen. Seit Jagello mit seinem Volke zum Christenthum übergetreten war, hatte der Kampf aufgehört, Glaubenssache zu seyn, wodurch der Orden des Zuzugs von Deutschen Kreuzfahrern entbehrte. Schlimmer war, daß der ränkevolle, schlaue Jagello zugleich den Polnischen Thron bestieg (o. Abschn. 43.), und der Vortheil beider Völker nun enger verknüpft wurde. Auch hatte Jagello den Polen bei seiner Wahl versprochen, Kulm und Pommerellen wieder an das Reich zu bringen. Zwar erwarb der Orden in dieser Zeit noch Samogitien, und ein 1404 mit Jagello geschlossener Friede bestätigte ihn im Besitz desselben; aber ein bald darauf von Neuem ausbrechender Kampf, den der allzu kriegslustige Hochmeister Ulrich von Jungingen nicht vermied, wurde die große Schicksalswende für den Orden. Mit einem Heere von 142,000 Polen, Lithauern und Tataren und 21,000 Böhmischen und Deutschen Söldnern fiel Jagello in Preußen ein, Ulrich rückte ihm mit 83,000 Streitern entgegen. Am 15. Jul. 1410 geschah bei Tannenberg die verhängnißvolle Schlacht. Schon hatten sich die Lithauer, die den Angriff ihrer Gegner nicht zu ertragen vermochten, in wilde Flucht gestürzt, als die unbesonnene Hitze, mit welcher die Ordensschaaren die Flüchtlinge verfolgten, sie um alle Früchte der errungenen Vortheile brachte. Die Polen gewannen einen zwar durch sechzigtausend Gebliebene erkauften, aber höchst vollständigen Sieg, welcher die Macht des Ordens plötzlich von ihrer Höhe in einen Abgrund stürzte, aus dem er sich nie wieder bis zu der früher behaupteten Stufe emporrichten konnte. Vierzigtausend seines Heeres lagen erschlagen, unter ihnen der Hochmeister selbst und sechshundert Ritter. Von diesen waren wenig mehr als Greise und Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, übrig. Viele glaubten des Ordens letzte Stunde gekommen, Angst und Besinnungslosigkeit stiegen so hoch, die Treue wankte so sehr, daß Burgen und Städte, Ritter und Bürger sich dem Feinde ohne Widerstand ergaben.

In der That wären die Früchte dieses Sieges für Polen schon damals weit größer gewesen, wenn Jagello ihn schneller und kräftiger benutzt, und wenn nicht unter die Erschreckten und Verzweifelten ein

Held getreten wäre, der mit ungebrochenem Mannesmuth und kühner Seele es auch jetzt noch unternahm, das Haupthaus wider den stolzen Feind, der schon mehr als die Hälfte aller Städte und Schlösser in seiner Gewalt hatte, zu vertheidigen und so dem Orden das Herz seines Daseyns, aus dem wieder frische Kraft in die Glieder strömen könne, zu erhalten. Es war dies Heinrich Reuß von Plauen, Comthur von Schwetz, dem Ulrich von Jungingen die Hut Pommerellen's anvertraut hatte, und der sich nun mit weniger Mannschaft in Marienburg warf, wo er sogleich zum Statthalter des Hochmeisters erwählt ward. Zum Glück kamen des Polenkönigs erste Schaaren erst am zehnten Tage nach der Schlacht vor der Feste an, so lange hatte das Heer auf dem Wahlplatze bei der Plünderung, auf dem Weiterzuge bei der Eroberung einzelner Städte und Burgen verweilt*). Während nun in der Nähe und Ferne brennende Dörfer die furchtbare Spur der verheerenden Lithauischen und Tatarischen Horden bezeichneten, während Verrath im Lande den belagernden Feind mit Zufuhren von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen unterstützte, leitete der Statthalter die Vertheidigung der Marienburg so tapfer und einsichtsvoll, daß der Feind ihm keinen Vortheil abzugewinnen vermochte. Die Anträge, die Heinrich machte, gegen bedeutende Aufopferungen den Frieden zu erhalten, wurden schnöde verworfen, bald aber fand Jagello Ursache, diesen Uebermuth zu bereuen. Sein Volk erlitt in den täglichen Gefechten großen Verlust, gefährliche Seuchen, durch schlechte Nahrung und die drückende Hitze erzeugt, brachten noch größern hervor. Mit diesen immer wachsenden Uebeln kämpfte Jagello, als er Nachricht erhielt, daß sich von der einen Seite her der Marschall von Livland mit einem starken Heere, von der andern Söldnerhaufen aus der Neumark und Pommern nahten, endlich auch, daß die Ungern in Polen eingebrochen seyen, denn König Siegmund hatte dem bedrängten Orden Hülfe zugesagt. Nichts blieb dem Könige übrig als die Belagerung, nachdem sie zwei Monate gedauert, aufzuheben und mit bitterm Unmuth über die getäuschte Hoffnung im Herzen zurück in sein Land zu ziehen. Bis auf wenige Burgen wurden den Feinden ihre Eroberungen sofort wieder abgenommen, und bald darauf Heinrich von Plauen durch einstimmige Wahl zum Meister des Ordens ernannt, den er durch seinen Muth und Geist vom Untergang gerettet hatte.

---

*) Voigt Geschichte Marienburg's, S. 270.

Im folgenden Jahre kam zu Thorn ein Friede mit Polen zu Stande in welchem der Orden nur Samogitien und noch eine andere, unbedeutende Provinz verlor.

Aber die Heilung der tausend Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen, blieb eine Aufgabe, deren Lösung unendlich größeren Schwierigkeiten als die Stiftung des äußern Friedens unterlag. Die Häuser des Landmanns waren niedergebrannt, sein Vieh geraubt, das städtische Gewerbe gehemmt. Der Staatshaushalt war völlig zerrüttet, und die Verlegenheit um so dringender, weil dem Könige von Polen vertragsmäßig eine bedeutende Summe gezahlt werden mußte, auch Ungern und Böhmen Forderungen machten, und zahlreiche Söldnerführer ihren Lohn verlangten. Und der Orden selbst war keineswegs mehr der alte. Die Bande des Gehorsams waren erschlafft, die Strenge der Sitten, die Demuth verschwunden; Hochmuth, Zwietracht und Trotz rissen unter den Rittern mehr und mehr ein und untergruben den Grund, auf dem das ganze Ordenswesen gebaut war. Heinrich sah sich genöthigt, durchzugreifen, zu strafen, dem Hang zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit, dem sich die Ritter ergaben, mit Ernst entgegen zu wirken. Die wachsende Geldnoth nöthigte ihn, die Kirchengefäße einzuschmelzen, von den Ordensgebietigern Alles, was noch entbehrlich war, einzufordern, alles Eigenthum, was über drei Mark an Werth ging, den Rittern abzunehmen, von dem Adel die früher vorgestreckten Gelder einzutreiben und dem Lande eine Schatzung aufzuerlegen. Aber diese Maßregeln erzeugten im ganzen Lande Unzufriedenheit, und in Verbindung mit jener Strenge zur Wiederherstellung der alten Zucht bei den Ordensrittern einen Haß gegen den Meister, welchem er endlich erlag. Sein durch die Umstände gebotenes oft rasches und entschiedenes Verfahren gab Anlaß, ihn des Strebens nach Eigenmacht und Willkür anzuklagen, seine Duldsamkeit gegen Wiklefiten und Hussiten ihm Ketzerei zur Last zu legen. Damit meinten seine Feinde das Absetzungsurtheil, welches sie 1413 über ihn aussprachen, gerechtfertigt. Er wurde erst als Comthur nach Engelsberg gesandt, da man ihn aber hier noch nicht tief genug erniedrigt glaubte, ward er heimlicher Einverständnisse mit dem Polenkönige beschuldigt und mußte den Rest seines Lebens, noch funfzehn Jahre, in einsamer und strenger Haft zubringen.

Dieser schnöde Undank gegen den Retter des ganzen Staates zeigt deutlich, daß der Orden seinen Fall verdiente, daß in der Mehrheit

seiner Glieder die Gesinnung nicht mehr lebte, aus der allein eine dauernde Wiederherstellung der frühern Macht hätte hervorgehen können. Zwietracht und Parteiung herrschten in seinem Innern, genährt besonders durch den Beifall, welchen viele Ritter den Lehren der Hussiten über Kirche und Priesterthum schenkten, und darum von den Anhängern des alten Glaubens hart angefeindet wurden. Bald begannen die Kämpfe mit Polen wieder, und zur Abhülfe des noch herrschenden Elends im Lande konnte nichts geschehen. Der Schatz war erschöpft und doch mußten stets Söldner gehalten und bezahlt werden, denn auch zur Besetzung der Burgen reichte die Zahl der Ritter nicht mehr hin. Ihre Blüthe war bei Tannenberg erschlagen, der Ersatz war um so schwieriger, weil die Zeit des lockenden Reizes geistlich-ritterlicher Vereine vorüber war. Und in diesen Tagen der Noth um Männer rafften noch furchtbare Seuchen eine große Zahl der Ordensbrüder hin. So viel Noth und Jammer im Lande steigerten den Mißmuth der Bewohner, die schweren Schatzungen die Unzufriedenheit mit der Herrschaft des Ordens, der des Verderbens in seinem Innern wegen weder so geachtet noch so gefürchtet wurde, als früher. In den Ständen trat der Gedanke, daß ihnen Vertretung und Antheil an der Regierung eben so sehr gebührten, als dem Ganzen nöthig wären, immer lebhafter hervor. Der Hochmeister Paul von Rußdorf kam ihnen entgegen, er glaubte das Land mit dem Orden durch eine Einrichtung, welche jenem Verlangen entsprach oder doch zu entsprechen schien, am sichersten zu versöhnen. Es wurde daher 1430 ein großer Landesrath eingesetzt, der außer dem Hochmeister und sechs seiner Gebietiger aus sechs Prälaten, sechs Landesrittern und sechs Bürgern aus den Städten, sämmtlich vom Hochmeister gewählt, bestand. Aber das Volk fühlte sich durch diese Gewährung, die den Städten keine sichere und bestimmte Wirksamkeit darbot, nicht erleichtert, vielmehr stieg die Unzufriedenheit über den Druck des Ordens immer höher. Wegen einiger Zölle entstanden mit den Städten Streitigkeiten, welche die Erbitterung nährten; besonders war die bedeutende und einflußreiche Stadt Danzig aufgebracht, daß die Ritter, der Ordensregel zuwider, selbst Handel trieben und ihr dadurch Abbruch thaten. Die Gesuche um Abstellung der Beschwerden wurden immer dringender. Zur Berathung über diese wichtigen Punkte hielt der Hochmeister 1440 ein Capitel, in welchem aber über die Frage, ob man dem drohenden Uebel durch Strenge oder durch Nachgiebigkeit

zuvorkommen solle, eine so heftige Spaltung entstand, und so wilde Zwietracht tobte, daß der Meister, um sein Leben zu retten, nach Danzig floh. Da traten denn die Landesritter und die Bürgermeister der Städte aus eigener Macht zu einer Tagfahrt in Marienwerder zusammen und schlossen zum Schutze ihrer Freiheit und zur Abhülfe ihrer Beschwerden einen Bund, der Preußische genannt, welchen der Meister genehmigen mußte. Sein Nachfolger, Konrad von Erlichshausen (1441—1449), bemühte sich, durch Mäßigung, kluges Nachgeben und Festigkeit des Willens in gerechten Dingen die aufgereizten Gemüther zu beruhigen und den Geist der Unruhe und Unzufriedenheit zu beschwören. Er erwarb sich in der That bei den Ständen Liebe und Vertrauen, gewann die Bundeshäupter vorzüglich aus den Landesrittern wieder mehr und brachte zwischen diesen und den Städten eine gewisse den Absichten des Ordens sehr förderliche Spaltung zuwege. So hätte wol der Bund in sich zerfallen mögen, aber das trotzige und übermüthige Benehmen der Ordensritter verdarb Alles wieder. Als die Ritterschaft und die Städte hierin die fortdauernden feindseligen Gesinnungen des Ordens wider sie erkannten, zogen sie das locker gewordene Band ihrer Einigung wieder enger zusammen.

Der Tod des trefflichen Konrad entschied für die Befestigung und Erweiterung des Bundes noch mehr. Denn sein Vetter und Nachfolger, Ludwig von Erlichshausen, ein leidenschaftlicher, harter und doch schwankender und schwacher Mann, der ganz von fremden Einflüssen abhing, gab dem unweisen, die Umwandlung der Verhältnisse und ihre unabweisbaren Forderungen völlig verkennenden, Rathe Gehör, die Bahn seines Vorgängers zu verlassen und den Bund des Landes gewaltsam zu zerstören. Aber die Anstalten dazu belebten den Willen und erhöhten die Kräfte der Bedrohten. Die Glieder der Eidechsen-Gesellschaft, eines schon viel früher gegen den Druck des Ordens geschlossenen Vereins des Landadels, griffen jetzt besonders thätig ein*); Hans von Baisen, ein erfahrner, tapfrer und weltkluger Mann, früher im Dienst des Ordens und Mitglied des engern Raths des Hochmeisters, und als solcher mit allen Verhältnissen des Ordens und den Gesinnungen der Gebietiger genau bekannt, trat zum Bunde über und bald an die Spitze desselben. Mit Polen wurden geheime Einverständnisse angeknüpft. Indeß war der Streit an den Kaiser gebracht

*) Voigt Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft. S. 59.

worden, und Friedrich III. entschied 1453, daß der ständische Bund widerrechtlich geschlossen sey und sich auflösen solle. Aber dies Kaiserwort verhallte ohnmächtig, die Stände warfen dem Orden vor, daß er das ungerechte Urtheil für achtzigtausend Floren erkauft habe, und die nächste Folge desselben war eine Gesandtschaft des Bundes an den König Kasimir III. von Polen des Inhalts, daß die Lande und Städte Preußen's ihn zu ihrem Herrn erkoren hätten. Kasimir nahm das Erbieten an, und sicherte dem Bunde seinen Schutz zu, worauf dieser im Anfange des nächsten Jahres dem Meister und seinem Orden Gehorsam und Treue aufkündigte (Febr. 1454). Der Krieg begann sofort, mit großen Erfolgen des Bundes; bald zog auch König Kasimir mit mächtigen Heerschaaren in's Ordensland, und suchte mit mancherlei lockenden Verheißungen von großen Privilegien und Freiheiten, die nachmals vielfach gebrochen und verletzt wurden, das Land zur Beharrlichkeit beim Abfall vom Orden zu ermuntern. Dreizehn Jahre währte der heftige, höchst verwüstende und von Seiten der Ritter bei geringen Mitteln mit großer Anstrengung geführte Kampf, an deren Ende der Orden so gänzlich erschöpft war, daß er in dem am 19. October 1466 zu Thorn geschlossenen Frieden Bedingungen eingehen mußte, die ihm seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit raubten und zu fortwährender kläglicher Ohnmacht verdammten. Denn Pommerellen, Kulm, Michelau, die Städte und Gebiete von Marienburg, Stuhm, Christburg und Elbing, so wie das Bisthum Ermland wurden nach Ertheilung eines Freiheitsbriefes, welcher den Ständen bedeutende Rechte zusicherte, gänzlich mit Polen vereinigt, den Rest von Preußen behielt der Orden, aber unter Polnischer Oberhoheit; der Hochmeister, der nach dem schmählichen Verlust des einst so glanzvollen Haupthauses Marienburg seinen Sitz nach Königsberg verlegte, mußte fortan dem Könige von Polen als seinem Lehnsherrn huldigen. Die Zerstörung, die der Krieg in Preußen hervorgebracht, war unermeßlich. Vor dem Anfange desselben zählte das Land 21,000 Dörfer, nach dem Friedensschlusse nur noch 3013; in den Städten war die Bevölkerung außerordentlich zusammengeschmolzen. Und doch hätten diese Wunden, wie schwer und tief sie waren, geheilt werden, die Kraft und Blüthe des Landes hätten aus seinem Boden und der bequemen Lage zum Handel wieder emporsteigen mögen, wenn die tieferen Schäden nicht gewesen wären, die Trennung des seiner Natur nach Zusammengehörenden, das Eindrängen einer fremden Nationalität, die Abhängigkeit von einem

fremden Herrscher. An diesen Uebeln krankte Preußen, und sein Glanz ging unter für Jahrhunderte, bis ein durch Sprache, Sitten und Gefühlsweise dem Volke verwandtes Herrschergeschlecht ihn wieder hervorrief und Land und Volk zu neuem Leben erweckte.

---

69. Die Skandinavischen Reiche.

Dänemark wurde aus dem Zustande der Zerstückelung und Ohnmacht, in welchem wir es verlassen haben (Th. V. S. 276.), durch Waldemar III. (1340—1375) gerissen. Als dieser König (der von dem Sprichworte „Morgen ist wieder ein Tag", das er im Munde führte, den Beinamen Atterdag erhalten hat) die Regierung antrat, war das Reich unter sechs Besitzer getheilt, und sein Antheil so klein, daß der Ertrag desselben kaum zu seinem Unterhalte hinreichte. Aber mit unermüdeter Thätigkeit erreichte er endlich seinen Zweck, die getrennten Landschaften zu vereinigen, und in dem Ganzen Friede und Ordnung wiederherzustellen, trotz aller Schwierigkeiten, welche ihm innere und äußere Feinde entgegensetzten. Während der Zerwürfnisse, die unter den Nachkommen Waldemar's II. das Reich zerrüttet hatten, war das Ansehen des Adels immer höher gestiegen, und die schwachen Könige hatten ihm wiederholt große Vorrechte zugestehen und bestätigen müssen. Waldemar's Thätigkeit und kraftvolles Auftreten erschreckte die Herren, und diese Besorgniß brachte sie endlich unter die Waffen, aber der König schlug die Empörer bei Glamberg (1357), und trotz der Unterstützung, welche sie darauf von den Herzogen von Sachsen-Lauenburg und den Fürsten von Mecklenburg erhielten, zwang er sie im Jahre 1360 zum Gehorsam. Als die Ruhe im Innern einiger Maßen gesichert schien, machte er Anstalten, die dem Reiche entfremdeten Provinzen wiederzugewinnen. Schonen, Holland und Bleckingen, längst ein Besitzthum Dänemarks, hatten sich in der Zeit der Auflösung dieses Reiches in Schwedischen Schutz begeben, jetzt aber schienen unruhige Bewegungen in jenem Lande eine günstige Gelegenheit zur Eroberung derselben darzubieten.

In Schweden hatte nach des Jarl Birger Hintritt gegen seinen Sohn Waldemar dessen Bruder Magnus Empörung erhoben, welcher mit des Ersteren Resignation endete (1273). Danach herrschte Magnus gewaltig über Schweden. Aber die Vorzüge, welche er den Aus-

ländern, die er in großer Zahl in das Land zog, bewilligte, erregten den Unwillen der einheimischen Großen und der eigenen Familie des Königs, der Folkunger. Magnus schreckte die Empörer durch blutige Strenge und fuhr in seinen Bemühungen fort, durch Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse sein Reich den übrigen Staaten Europa's anzunähern. Um die Macht der alten Häuptlingsgeschlechter in den einzelnen Landschaften zu brechen, bewilligte er jedem, der sich Pferd und ritterliche Waffen halten konnte, um dem Aufgebote des Königs Folge zu leisten, Freiheit von allen öffentlichen Abgaben und Lasten und bildete hiedurch einen zahlreichen Herrenstand, der sich durch dieses Vorrecht und durch größeren Besitz vor den übrigen Freien auszeichnete. In derselben Weise wurde die Geistlichkeit begünstigt, deren Ansehen bisher noch auf schwächeren Grundlagen beruht hatte, als in anderen Staaten der Christenheit. Nach Magnus' Tode (1290) folgten wiederum Bruderkriege unter seinen Söhnen. Endlich gelang es dem ältesten, Birger, die beiden übrigen gefangen zu nehmen. Er ließ sie zu Nyköping, wo er Hof hielt, in den Schloßthurm werfen und hier verhungern (1317). Aber ihre Anhänger empörten sich, Birger mußte aus dem Lande fliehen, und am Johannistage des Jahres 1319 traten zu Upsala die Großen des Reiches, die Bischöfe, der Adel, Abgeordnete der Bürger aus den Städten (deren Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hier zuerst erwähnt wird) und der Bauern, vier aus jedem Gerichtsdistrict, zur Wahl eines neuen Königs zusammen, und erhoben den dreijährigen Sohn des verhungerten Erich, Magnus Smek. Bald danach sah der Knabe noch eine zweite Krone auf seinem Haupte. Schon das Jahr vorher war mit Hakon VI., Magnus' VII. (Th. V. S. 274.) Sohn, die Nachkommenschaft Harald Harfagr's (Th. IV. S. 341.) in Norwegen erloschen. Hakon's Tochter Ingeburg war mit Erich, Magnus Smek's Vater, vermählt gewesen, und die Norweger erwählten ihn bald nach jener Versammlung zu Upsala auch zu ihrem Könige. Während seiner Minderjährigkeit sollten zwölf Reichsräthe die Regierung verwalten. Als der Knabe herangewachsen war, erregte seine Sorglosigkeit und Verschwendung in beiden Reichen große Unzufriedenheit. Schon 1345 hatte er seinem jüngern Sohne Hakon die Nachfolge in Norwegen versprechen müssen, (der ältere Erich sollte nach seinem Tode den Schwedischen Thron besteigen) und sieben Jahr danach zwangen ihn die Norweger, sogleich die Regierung seinem Sohne zu überlassen. Bald darauf folgten die

Schweden diesem Beispiele, indem sie Erich auf den Thron erhoben. Darüber entbrannte hier ein Krieg zwischen Vater und Sohn. Waldemar von Dänemark verbündete sich insgeheim mit dem Ersteren, um diese Unruhen zu seinem Vortheil zu benutzen. Er brach 1359 in Schonen ein, und machte im folgenden Jahre reißende Fortschritte. Auch die Inseln Oeland und Gothland wurden erobert. Diese Vorfälle brachten eine große Verbindung gegen Waldemar zu Wege. Vor allen fürchtete die Hanse, durch das Emporkommen Dänemark's ihr Handelsübergewicht im Norden zu verlieren. Mit den Städten vereinigten sich der kaum von Waldemar unterworfene Graf von Holstein, der Herzog von Mecklenburg und der König Hakon von Norwegen. Indeß gewann Waldemar im Jahre 1362 den Letzteren für sich, indem er ihm seine Tochter Margaretha verlobte, und unterlag Keinem außer den Hanseaten, denen er im Frieden nicht nur alle Handelsrechte bestätigen und vermehren, sondern auch Schonen auf funfzehn Jahr einräumen mußte (1370. vgl. S. 60.).

Inzwischen war Erich in Schweden gestorben, und das Volk rief an seiner Stelle, gegen Magnus Smek, Hakon VII. von Norwegen herbei. Als dieser sich aber mit seinem Vater versöhnte, die Unzufriedenen aus dem Lande trieb und seine Vermählung mit Margaretha von Dänemark, welche die Schweden aus Haß gegen die Dänen mit Unwillen sahen, dennoch vollzog, wählte ein großer Theil des Volkes den Herzog Albrecht von Mecklenburg, einen Enkel des ersten Magnus von weiblicher Seite, zum Könige. Trotz der Unterstützung Waldemar's verloren Hakon und Magnus Smek gegen Albrecht die Schlacht bei Enköping (1365). Magnus wurde gefangen, und Hakon mußte sich nach Norwegen zurückziehen, von wo aus er den Krieg noch eine Zeit lang fortsetzte, während sein Bundesgenosse Waldemar durch die vereinigten Waffen Albrechts und der Hanse, so wie durch einen gleichzeitigen Aufstand des Adels in Jütland mit vollständiger Vernichtung bedroht war, welcher er nur durch die eben erwähnte Versöhnung mit der Hanse entging. Schonen hatte er glücklich gegen Albrecht behauptet. Als er im Jahre 1375 starb, wurde Hakon's von Norwegen und Margaretha's Sohn Olaf, obschon derselbe erst fünf Jahre zählte, mehreren anderen Bewerbern vorgezogen und zum Könige erwählt, für welchen seine Mutter die Regentschaft erhielt. Nach dem Tode ihres Gemahls (1380) wurde Margaretha auch in Norwegen mit dieser Würde bekleidet. Ja da ihr Sohn sehr früh starb

(1387), ward sie in beiden Ländern, wie wol noch nie ein Beispiel der Art gewesen, als Königin anerkannt.

König Albrecht in Schweden hatte eine große Partei gegen sich, welche für Hakon gewesen war, und vermehrte deren Stärke, als er sich nach dem Frieden mit Dänemark unbesorgt verschwenderischen Genüssen ergab, und sich den Adel durch unverständige Maßregeln entfremdete. Bei dieser Lage der Dinge erwachte in Margarethen der Gedanke, auch die Schwedische Krone zu erringen. Diesen Absichten kam der unzufriedene Schwedische Adel entgegen, und im Vertrauen auf dessen Unterstützung rückte Margaretha 1388 aus Halland mit einem Heere in Westgothland ein. In übermüthiger Verachtung der gefährlichen Feindin, welche er den König Hosenlos nannte, schickte ihr Albrecht einen Wetzstein, um ihre Nadeln zu schärfen, aber der Tag bei Falköping (11. Sept. 1389) entschied gegen ihn. Er wurde mit seinem Sohne und vielen Mecklenburgischen Rittern gefangen. Indeß war mit diesem Siege noch nicht Alles gewonnen. Die Herzoge von Mecklenburg und einige Hansestädte verfochten des gefangenen Königs Sache; auch war Stockholm noch in den Händen seiner Söldner. Die Mecklenburgischen Seestädte eröffneten allen denen eine Freistätte, die die nordischen Küsten und Meere unsicher machen wollten. Unter dem Vorwande, das belagerte Stockholm zu verproviantiren, wovon sie den Namen Vitalienbrüder erhielten, trieben dieselben überall Seeräuberei und vermehrten sich späterhin so, daß die Hanse diese Freibeuter nur mit großer Mühe bezwingen konnte. So dauerte der Kampf beider Parteien noch sechs Jahre fort. Aber noch ehe die Verwirrung gänzlich gelöst war, und Albrecht seinen Ansprüchen entsagt hatte, schritt Margaretha schon zur Ausführung ihres großen Plans, die Vereinigung der Nordischen Reiche dauernd zu bewirken. Nachdem sie jedes der drei Länder bewogen hatte, den Enkel ihrer Schwester, den Herzog Erich von Pommern, als ihren Nachfolger anzuerkennen, versammelte sie die Stände derselben 1397 zu Calmar, ließ dort Erich mit großer Pracht zum König krönen, und bewirkte den Abschluß der berühmten Union, welche von dieser Stadt den Namen führt. Die Skandinavischen Reiche sollten von nun an nur Einen Herrscher haben, den sie bei jeder Thronerledigung mit gemeinschaftlicher Ueberlegung zunächst aus den Söhnen des verstorbenen Königs zu wählen hätten. Jedes Reich sollte nach seinen eigenthümlichen Gesetzen und mit Zuziehung seiner Reichsräthe regiert werden; im Fall eines Krieges sollten sie ver-

pflichtet seyn, einander mit aller Macht beizustehen. Eine solche Verbindung schien das Ende aller Kriege zwischen den stammverwandten Völkern, und dem vereinigten Skandinavien ein künftiges großes Gewicht in Europa zu verheißen, aber diese Hoffnungen blieben unerfüllt; denn was durch den Vertrag zu Stande gebracht war, war keine innere Verbindung der Völker, in der das Gefühl ihrer volksthümlichen Besonderheit untergegangen wäre, es war höchstens eine äußere, die vorläufig ein friedliches Verhältniß unter ihnen erzeugte.

Und auch dieses dauerte nur, so lange Margaretha lebte. Nach ihrem Tode (1412) zeigten sich unter der Regierung Erich's bald feindselige Reibungen zwischen Schweden und Dänemark. Das erstere Land fand sich schon dadurch, daß der Hauptsitz des Königs in Dänemark blieb, beleidigt, weil auf solche Weise der Schein einer Abhängigkeit von diesem Reiche erzeugt ward. Erich selbst war ein Mann ohne ausgezeichnete Eigenschaften, und seine verständige Gemahlin Philippa, Tochter des Königs Heinrich IV. von England, die ihm Margaretha als eine weise Rathgeberin zugesellt, riß der Tod früh von seiner Seite. In Schweden brach zuerst unter der Anführung eines kühnen Mannes Namens Engelbrecht eine Empörung aus. Man klagte über die Gewaltthätigkeit der Vögte, über die Abgaben, deren Ertrag außer Landes gehe, über die Abwesenheit Erich's, durch welche die Gerechtigkeitspflege gehemmt werde. Es ward daher dem Könige der Gehorsam aufgekündigt, und Engelbrecht zum Verweser des Reiches erwählt (1435). Nachdem Erich einige Zeit versucht hatte, diesen Sturm zu beschwichtigen, ermattete er in seiner Thätigkeit und Anstrengung so sehr, daß er sogar Dänemark freiwillig verließ, um mit seinen Schätzen und einer Geliebten auf der Insel Gothland ungestört leben zu können. Nun kündigten ihm auch die Dänen den Gehorsam auf, und riefen, ohne die beiden andern Reiche zu fragen, seiner Schwester Sohn, den Herzog Christoph von Baiern, auf ihren Thron (1439). Norwegen schloß sich ihnen an, endlich auch Schweden, weil die eifersüchtigen Großen zuletzt lieber einem Fremden huldigten, als einem Einheimischen. Engelbrecht hatte durch den Haß des Adels gegen sein Ansehen einen gewaltsamen Tod gefunden, aber Karl Knutson, der dann aus der Mitte jenes Standes zum Reichsmarschall erhoben worden war, wurde diesem bald ebenso lästig, und sein Streben nach der Krone hatte die Besorgniß der Herren erregt.

Christoph suchte vor Allem die Geistlichkeit, besonderns in Schwe-

den, zu gewinnen, weil diese die Union am meisten wünschte und beförderte, und dagegen die Hanseaten, vorzüglich das Haupt derselben, die Stadt Lübeck, zu demüthigen, weil diese die innigere und festere Vereinigung der drei Nordischen Reiche auf alle Weise zu verhindern suchten. Aber sein frühzeitiger Tod (1448) störte die Vollendung dieser Zwecke. Die Schweden wählten jetzt, statt der Union treu zu bleiben, nach vielen Streitigkeiten den Reichsmarschall Karl Knutson zu ihrem Könige, während die Dänen und die ihnen zuletzt beistimmenden Norweger dem Grafen Christian von Oldenburg ihre Krone antrugen. Es wurden manche vergebliche Unterhandlungen gepflogen, wobei unter andern vorgeschlagen ward, daß, wenn einer der beiden Herrscher sterben würde, sein Land sich dem überlebenden Herrn unterwerfen sollte, um so für die Zukunft wenigstens die Union wieder herbeizuführen. Da indeß Karl in Schweden die Geistlichkeit mit Einziehung mehrerer Güter bedrohte, um die Einkünfte der Krone zu vermehren, so nahm dieselbe sogleich eine feindliche Stellung gegen ihn, und ein Theil des Adels, an dessen Spitze die mächtigen Geschlechter Wasa und Oxenstierna standen, verband sich mit ihr. Der Erzbischof von Upsala, Jöns Bengtson Oxenstierna, das Haupt der Mißvergnügten, kündigte dem Könige Karl den Gehorsam auf. Karl, der durch den Druck der Abgaben auch die Zuneigung des Volks verloren hatte, verließ das Reich und flüchtete nach Danzig (1457).

Der Erzbischof und die siegende Partei riefen nun den König von Dänemark herbei, und Christian erschien in Stockholm. Er ward als König von Schweden zu Upsala gekrönt, und die Union zwischen den drei Reichen erneuert und bestätigt. Aber auch diesmal blieb die Vereinigung ohne Bestand. Als sich der König mit Jöns Bengtson, dem er die Krone verdankte, über die Auflegung einer neuen Steuer, welcher der Erzbischof widersprach, entzweite, und ihn gefangen setzen ließ, trat die ganze Schwedische Geistlichkeit gegen ihn auf, und fand Unterstützung bei den Bauern, welche schon wieder durch den Druck der Abgaben empört waren. Diese Umstände benutzten die Freunde Karl's, ihn zur Rückkehr einzuladen. Er folgte ihrer Aufforderung und erschien in Stockholm (1464). Christian setzte nun sogleich den gefangenen Erzbischof in Freiheit, da er den Haß desselben gegen Karl kannte. Damit erreichte er den Sturz seines Gegners, denn der Erzbischof brachte Karl'n bald so in's Gedränge, daß dieser abermals allen Ansprüchen auf die Regierung entsagen und Schweden räumen mußte

(1465). Aber die Absicht, sich selbst wieder auf den Schwedischen Thron zu bringen, verfehlte Christian. Der Erzbischof, dessen eigentliche Zwecke unbekannt sind, war wenigstens eben so sehr Christian's als Karl's Feind, und das Land ward daher von drei Parteien zerrüttet und verwüstet. Aber selbst als der Erzbischof gestorben (1469), und auch der schon früher abermals nach Schweden zurückgekommene Karl ihm im Tode gefolgt war (1470), konnte Christian seinen Zweck nicht durchsetzen. Als er einen neuen Versuch machte, sich mit den Waffen in der Hand den Thron zu erzwingen, erlitt er auf dem Brunkeberg bei Stockholm eine blutige Niederlage durch Sten Sture, einen alten Anhänger Karl's und jetzigen Reichsverweser (1471).

Christian, der, wenn irgend Einer, durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit gewiß vorzüglich befähigt war, die Verbindung der drei Reiche zu gründen und zu behaupten, gab nun alle weitere Versuche, die Schwedische Krone mit Gewalt zu erringen, auf, eröffnete aber Unterhandlungen, um vielleicht auf diesem Wege zum Ziel zu kommen, ja um sich vor der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen, ließ er sich vom Dänischen Reichsrathe eine Versicherung ausstellen, daß er Alles angewandt habe, um die Trennung der Union zu verhindern. Die Erreichung dieser Absichten mußte er bei seinem Tode (1481) seinem Sohne Johann überlassen, dem es auch wirklich gelang, durch den sogenannten Calmarischen Receß, in welchem dem Adel Schweden's große Vorrechte bewilligt wurden, dieses Reich wieder zum Beitritt zur Union zu bringen. Die folgende Geschichte wird aber lehren, daß auch jetzt keine dauernde Verbindung entstand. Statt der Vortheile, welche die innere Entwickelung der Nordischen Völker, ihr Handel und ihre äußere Sicherheit aus dieser Vereinigung hätten ziehen können, erzeugte sich nur störender Krieg und ein immer wachsender eifersüchtiger Volkshaß.

---

70. Rußland.

Das harte, schmachvolle Joch der Mongolen (Th. V. S. 282.) lastete noch lange Zeit auf Rußland. Die Fürsten, unter sich uneinig und in steten Fehden wider einander, wurden von den Chanen von Kaptschak völlig wie Unterthanen behandelt. So forderte der Chan Usbek (ein unter den Seinen so hochgefeierter Fürst, daß sich sein Volk nach ihm

Usbeken nannte) den Großfürsten von Wladimir Michael II. Jaroslawitsch vor sich, weil er von seinem Neffen, der ihm den Thron streitig machte, der Vergiftung einer Tatarischen Fürstentochter angeklagt worden war, und ließ ihn martervoll hinrichten (1318). Die Ohnmacht, die aus einem solchen Zustande äußerer Abhängigkeit und innerer Spaltung hervorgehen mußte, benutzte Gedimin, der Herrscher der Lithauer, deren Macht sich um diese Zeit bedeutend erhob (vergl. S. 173.). Nach einem Siege über einige verbündete Russische Fürsten eroberte er die alte Hauptstadt Rußland's, Kiew, und den größten Theil des dazu gehörigen Großfürstenthums (1320). Der Herrschersitz des Großfürstenthums Wladimir kam um diese Zeit nach Moskau, welches sich dadurch zur Hauptstadt von ganz Rußland erhob.

Indeß begannen mit Usbek's Tode (1341) blutige Streitigkeiten um die Erbfolge in der Kaptschakischen Horde, welche das Zerfallen ihrer Macht zur Folge hatten und dadurch die Erlösung Rußland's vorbereiteten. Seine Fürsten wagten schon offenen Kampf wider die Tataren, und ein Sieg, den der Großfürst Dimitrij Iwanowitsch 1380 in der Nähe des Don über den Tatarenfürsten Mamai gewann, der ihm den Beinamen Donsky erwarb, ist als die Morgenröthe des neuen Tages zu betrachten, der für Rußland zu dämmern anfing. Und wiewol der Chan Toktamisch, der die frühere Herrscherlinie verdrängt hatte, bald darauf Moskau eroberte, einäscherte und seine Bürger erschlug oder in die Gefangenschaft führte, so war doch die zur Unabhängigkeit führende Bahn den Russischen Fürsten gewiesen. Timur's Züge gegen Toktamisch, die mit dessen Entthronung endigten, schwächten die Kraft des Chanats noch mehr. Die Mongolen waren bis in die Nähe von Moskau gekommen.

Der Großfürst Iwan III. Wassiliewitsch verfolgte den von Dimitrij eingeschlagenen Weg mit Kühnheit und Glück. Vorgearbeitet war ihm durch die allmählige Zusammenschmelzung vieler ehemaligen Fürstenthümer mit Moskau, indem ihre Gebieter entweder verstorben, oder beraubt, oder durch die Beherrscher von Kaptschak des Besitzes verlustig erklärt worden waren. Er bestieg den Thron (1462) mit dem Vorsatze, sich Alles, was ihm von Rußland noch nicht gehörte, zu unterwerfen. Nachdem er sich an Kasan versucht, wandte er sich gegen Nowgorod, welches durch seinen Handel zu einer Selbständigkeit gelangt war, gegen welche die vorigen Großfürsten niemals etwas Dauerndes hatten ausrichten können. Es soll Heere von dreißigtausend

Reitern ins Feld gestellt haben. Iwan aber schlug die Nowgoroder dennoch, brachte sie zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit, und, als sie nach einigen Jahren Abfall versuchten, zur völligen Unterwerfung (1478). Die Stadt verlor ihre freie Verfassung und Selbständigkeit, Iwan führte die große Glocke von dannen, mit welcher die Bürger zur Versammlung berufen wurden. Späterhin versetzte er über tausend der vornehmsten Nowgorodischen Familien in andere Städte. Nach einem solchen Zuwachse an Macht glaubte er den offenen Kampf mit dem Chan von Kaptschak, dem er noch 1476 aber zum letzten Male, Tribut gezahlt hatte, nicht mehr scheuen zu dürfen. Die Folge des Krieges war, daß die Horde von Kaptschak gänzlich zerstört ward (1480); allerdings weniger durch die Tapferkeit der Russen, als durch innere Zwistigkeiten. Die Russischen Theilfürsten, die noch vorhanden waren, konnten nur noch als Unterthanen betrachtet werden. Iwan sah ein, daß die so gegründete Macht und Unabhängigkeit Rußland's nur durch fortwährende Einheit des Staats erhalten werden könne. Daher gab er das Gesetz der Untheilbarkeit und legte sich den Titel Selbstherrscher von ganz Rußland bei. In der That war, mit dem Zuwachs an Macht nach Außen, der Großfürst auch nach Innen unumschränkter geworden, und die Mongolen hatten während ihrer zwei und ein halbes Jahrhundert langen Herrschaft den Fürsten Gehorsam innerhalb ihrer Gebiete verschafft.

Die Cultur Rußland's war noch völlig in der Kindheit, das Volk roh und barbarisch. Das Heer bestand fast nur aus Reitern, welche Bogen, Aexte und Streitkolben führten; die Vornehmen, die in kostbaren Harnischen prangten, hatten Wurfspieße, Lanzen und Dolche. Der Anbau des Landes war dürftig, an der Waga und Dwina der Gebrauch des Brotes fast unbekannt. Des Handels hatte sich die Hanse zu bemächtigen gewußt; sie hielt ihn, wie überall im Norden, in engen Fesseln. Künste und Wissenschaften lebten nur in geringen Spuren. Iwan III. war bemüht, das Volk in Kenntnissen den Europäern zu nähern. Er erbat sich vom Kaiser Friedrich III. durch eine Gesandtschaft Erzkundige, Land- und Kriegs-Baumeister, Feuerwerker und Silberarbeiter. Unter den Fremden, die er ins Land zog, wird Aristoteles von Bologna genannt, ein Baumeister und Stückgießer, der in Moskau Gebäude aufführte, Geschütz gießen lehrte und das Münzwesen verbesserte. Die Sitten waren noch so wenig Europäisch, daß das weibliche Geschlecht in orientalischer Herabwür-

digung und Abgeschiedenheit gehalten ward. Eine geräumige, ausgeschmückte Wohnung gehörte nicht einmal zum Bedürfnisse der Reichen. Sie lebten in niedrigen, mit Schindel und Stroh gedeckten Blockhäusern, deren Fugen mit Moos verstopft waren, und die Zimmer enthielten kein anderes Geräth, als einfache hölzerne Tische und Bänke; die wenigsten hatten Kamine. Nicht viel schlechter, nur enger und unsaubrer, waren die Rauchstuben des gemeinen Volkes *).

---

71. Große Erfindungen.

Während der äußerste Osten Europa's noch auf diesen niedrigen Stufen der Cultur verharrte, ging der Westen durch mannichfache Anregungen der Geister, durch den beschleunigten Fortschritt aller Kenntnisse, durch tief greifende Veränderungen im Staatsleben und durch bedeutende Erfindungen einer neuen Entwickelung der Bildung und des ganzen geistigen Daseyns der Völker entgegen. Vier solcher großen Erfindungen sind es, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, theils als neu gemachte, theils als früher schon gekannte, aber nun erst ausgebreitete und allgemein angewandte, besonders dazu beigetragen haben, der Europäischen Menschheit eine veränderte Gestalt zu geben, und einen neuen Aufschwung herbeizuführen: der Compaß, das Schießpulver, das Leinenpapier und die Buchdruckerkunst.

Wann die wunderbare Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, zuerst beobachtet und auf die Schifffahrt angewandt wurde, ist unbekannt, wie die Geschichte so vieler anderen Entdeckungen in Jahrhunderten, welche um die Kenntniß der Nachwelt von ihren Thaten noch wenig bekümmert waren. Die gewöhnliche Meinung nennt Flavio Gioja (oder, wie er eigentlich hieß, Gisia) von Amalfi im vierzehnten Jahrhundert als Erfinder. Es gibt aber Spuren, die viel weiter zurückführen **); und es ist wahrscheinlich, daß Gioja nur Verbesserungen an dem schon Vorhandenen angebracht hat. So hat denn der Compaß den bisher unzugänglichen Ocean eröffnet und die Entdeckung ferner Erdtheile möglich gemacht.

Ueber die Erfindung des Schießpulvers, das eine ebenso große

---

*) Ewers Geschichte der Russen. Th. I. S. 213 fg.

**) Hüllmann Städtewesen des Mittelalters Th. I. S. 126 fg.

Veränderung auf dem Gebiete des Krieges, als der Compaß in der Seefahrt hervorgebracht hat, sind die Meinungen noch verschiedner. Einige behaupten, daß die Europäer die Kenntniß desselben dem Morgenlande verdanken, wo es den Chinesen, Indern und Arabern längst bekannt gewesen sey; Andere bleiben bei der alten Erzählung stehen, daß ein Deutscher Franciscanermönch, Berchtold Schwarz zu Freiburg im Breisgau, um 1354 die Erfindung gemacht habe. Wie dem auch sey, es ist gewiß, daß das Schießpulver seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Kriege gebraucht wird und sich von der Zeit an immer weiter verbreitet. Anfänglich kannte man nur das grobe Geschütz, aus welchem Steine, erst später eiserne Kugeln geschleudert wurden. Es war damals noch so unförmlich, daß man sich seiner nur zu Belagerungen und Vertheidigungen fester Plätze, nicht aber im freien Felde bedienen konnte. Dann erfand man die kleineren Kanonen, und endlich die Büchsen und Musketen. Allmählig gewann dadurch die ganze Kriegskunst eine andere Gestalt; die Massen wirkten weit mehr in ihrer Gesammtheit gegen einander, die Einzelnen konnten sich meistens nur noch in der Anführung auszeichnen, und die persönliche Tapferkeit trat mehr in den Hintergrund. Dies griff wiederum tief ein in die Verhältnisse des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft. Das Ritterthum, ohnehin von keinen religiösen und sittlichen Ideen mehr genährt und getragen (vgl. S. 204.), erlosch bald völlig. Die schwer gerüstete Reiterei gab in den Schlachten nicht mehr allein den Ausschlag, und der Adel, welcher dieselbe bildete, verlor dadurch an Macht und Bedeutung. Da die neue Waffe ein vorzüglich geübtes Fußvolk nöthig machte, so wurde der durch die Erschlaffung des Lehnswesens schon aufgekommene Gebrauch, den Krieg durch Söldner zu führen, immer allgemeiner, und der erste Grund zu den stehenden Heeren gelegt, deren Anfänge wir in den Einrichtungen mehrerer Staaten schon kennen gelernt haben.

Nicht weniger als der Gebrauch des Schießpulvers in das Kriegs- und Staatswesen, griff die Erfindung der Buchdruckerkunst in das wissenschaftliche und litterarische Leben ein. Ihr ging die Entstehung der Holzschneidekunst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts voran, welche zuerst auf Verfertigung der Spielkarten, die ursprünglich gemalt worden waren, und der Heiligen-Bilder angewandt wurde. Durch die Erzählungen, Beschreibungen und Unterschriften, die man diesen und anderen bildlichen Darstellungen hinzuzufügen pflegte, kam

man auf den Gedanken, auch diese in Tafeln und Holz zu schneiden. Von hier aus war der Uebergang, ganze Bücher, wenn auch nur von geringem Umfang, in Holzplatten einzugraben, nicht schwer. Aber alle übrigen Mängel eines solchen Bücherdrucks ungerechnet, setzte dies für jedes Blatt eines jeden Buches, wie bei Kupferstichen und Holzschnitten, auch eine besondere, zu nichts Anderm taugliche Form voraus. Die Ehre des Gedankens, eine Anzahl einzelner Buchstaben auszuschneiden, sie beliebig zu Wörtern zusammenzusetzen und vermittelst einer Presse abzudrucken, gebührt dem Deutschen Patricier Johann Guttenberg, genannt Gänsefleisch, aus dem ritterlichen Geschlechte derer von Sorgenloch (geb 1397); und sollte die Erfindung auch in einem Nachbarlande gleichzeitig und unabhängig von der Deutschen gemacht seyn*), so sind es Guttenberg und seine Gehülfen, von denen die Ausführung im Großen und die eigentlich fruchtbringende Anwendung jenes Gedankens ausgegangen ist. Guttenberg's Geburtsort war Mainz, doch hielt er sich, in Folge der Vertreibung mehrerer Patricierfamilien aus seiner Vaterstadt, die auch ihn traf, etwa von 1420 bis 1445 in Strasburg auf. Hier arbeitete er insgeheim, seine neue Druckart in Gang zu bringen, da er aber wegen fortdauernder Geldverlegenheit mit seiner Unternehmung nicht zu Ende kam, kehrte er wieder nach Mainz zurück und trat 1450 dort mit einem reichen Goldschmiede, Johann Fust oder Faust, in Verbindung, von dem er Geld erhielt. Die Sache nahm nun einen erwünschten Fortgang. Zuerst wurden hölzerne Lettern gebraucht, als Schwärze diente Dinte und Lampenruß, bald aber erfand Guttenberg einen wenn auch unvollkommenen Metallguß für die Lettern. Nach einigen Jahren zerfiel Guttenberg mit Faust. Es kam zu einem Rechtshandel, den Guttenberg verlor, und alle seine Lettern und übrigen Geräthschaften wurden dem Faust zum Ersatz für dessen ansehnliche Geldvorschüsse zugesprochen. So wurde der Erfinder ganz verdrängt; Faust schloß einen neuen Ver-

*) Nach der Behauptung der Holländer hat nämlich Lorenz Jansson Coster (d. i. Küster) zu Harlem schon etwas früher gleichfalls einzelne Buchstaben zum Behufe des Drucks zusammengefügt. Ein gründlicher Deutscher Forscher, Ebert (im Hermes, XX. S. 63 fg.), erklärt sich gleichfalls dafür, daß dieser Jansson zu einer Zeit, welche wenigstens eben so alt ist als die Guttenbergische Erfindung, ähnliche Versuche gemacht und mehrere Leistungen dieser Art hinterlassen hat. Daß aber diese Leistungen keinen Einfluß auf Wissenschaft und Litteratur gehabt, was ja eben die Deutsche Erfindung zu einer großen weltgeschichtlichen Begebenheit macht, gestehen die Holländer selbst zu, und daß Guttenberg aus der Holländischen Quelle geschöpft habe, ist ein Mährchen.

ein mit einem bisherigen Gehülfen, Peter Schöffer, der ein fähiger Kopf war und sich lange in Paris als Bücherabschreiber ernährt hatte, und gewann diesen ganz, indem er ihm seine Tochter vermählte. Dieser Schöffer ist es auch, der die Kunst eigentlich zur Vollkommenheit gebracht hat, denn er erfand die zu den Lettern allein taugliche Metall-Mischung, die weder so weich war, daß sie sich schnell abnutzte, noch so hart, daß sie das Papier durchbohrte; so wie auch die Zusammensetzung des Firnisses ihm zugeschrieben wird. Das erste große Werk, welches aus der Druckerei Guttenberg's, Faust's und Schöffer's, deren erster aber noch vor Vollendung desselben ausschied, hervorging, war eine Lateinische Bibel in drei Folianten, wahrscheinlich 1456 vollendet, dann 1457 ein Psalter, wo zuerst Drucker und Jahrszahl genannt sind. Auf dem letzten Blatte sagen nämlich Faust und Schöffer, daß das Buch von ihnen beiden ohne Federzug, durch eine künstliche Erfindung zu drucken und zu zeichnen, zu Stande gebracht sey*). Hier zeigt sich die Kunst schon in so großer Vollendung, daß sie, nach der Meinung Mehrerer, bis auf den heutigen Tag nicht übertroffen worden ist. Faust starb 1466 zu Paris an der Pest, Guttenberg 1468, ohne sich des rühmlichen Lohnes seiner langen Bemühungen erfreut zu haben, ein Schicksal, welches er mit mehr als einem großen Entdecker theilt. Wie sehr übrigens auch Faust und Schöffer ihre Kunst zu verheimlichen suchten, so gelang ihnen dies doch nur kurze Zeit. Als 1462 in dem oben (Abschn. 44.) erzählten Kriege der beiden um das Erzbisthum Mainz streitenden Bewerber, Diether und Adolf, der Letztere die Stadt Mainz eroberte, flohen unter mehreren anderen Einwohnern auch Druckergesellen zerstreuten sich in Deutschland, Italien und Frankreich, und fanden überall gute Aufnahme. Nun bekamen Augsburg, Nürnberg, Rom, Venedig, Florenz und andere Städte in wenigen Jahren eigene Pressen. Die Italiener legten sich mit besonderm Eifer auf die neue Kunst, und wandten sie vorzüglich zur Vervielfältigung der alten Classiker an. Diese schnelle Verbreitung hatte die Buchdruckerkunst besonders dem einleuchtenden Vortheil zu verdanken, daß die Bücher nunmehr ungleich wohlfeiler zu haben waren als in Abschriften, deren Kosten natürlich nicht gering seyn konnten. Eine andere gleichfalls Deutsche, wahrscheinlich im vierzehnten

---

*) Inventione artificiosa imprimendi ac caracterizandi absque calami ulla exaracione sic effigiatus.

Jahrhundert gemachte, Erfindung trug hiezu sehr viel bei. Es war die des Leinenpapiers, ohne welche, bei der Theurung des früher üblichen Pergaments und Baumwollenpapiers, die Preise der gedruckten Bücher noch immer sehr hoch hätten seyn müssen. Wie sehr kamen nun beide Erfindungen einer Zeit zu Statten, wo die Begierde, alte und neue Schriftsteller kennen zu lernen, mit so großer Stärke erwacht war! Die Leichtigkeit, sich mit dem, was Andere gedacht, ersonnen, erfahren und gesammelt hatten, bekannt zu machen, verbreitete den Sinn für Litteratur über eine ungleich größere Zahl von Menschen; die Reden der Denker und Gelehrten wurden nicht mehr bloß in den Hörsälen der Universitäten und den Zellen der Klöster vernommen, sie traten hinaus in die freien Räume des thätigen Lebens, wo sie im nächsten Jahrhunderte eine nicht geahnete Gewalt und Wirksamkeit bewährten.

Register
über den Vierten, Fünften und Sechsten Band.

(Die Römische Zahl bezeichnet den Band, die Arabische die Seitenzahl.)

Druckfehler.

Im vierten Band.

Seite 92 Zeile 25 statt Behufe lies Berufe
Seite 187 Columnentitel statt Kaiserreich lies Kaiserhaus
Seite 260 Zeile 30 statt Leo IV. lies Leo IX.

Im fünften Band.

Seite 80 Zeile 19 statt fluchartig lies fluchtartig.





